

The background of the cover is a photograph of a person in a dark jacket and trousers walking away from the viewer on a path that leads down to a body of water. The person is carrying a briefcase. The sky is blue with some clouds, and there are mountains in the distance. The water is calm with some small waves.

HEYNE <

Erstmals im Taschenbuch

ROBERT LUDLUM

ROMAN

DIE AMBLER WARNUNG

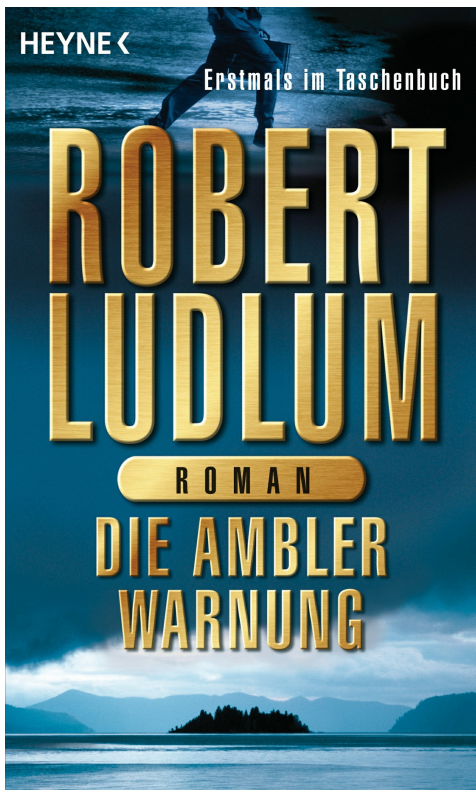
HEYNE <

Erstmals im Taschenbuch

ROBERT LUDLUM

ROMAN

DIE AMBLER WARNUNG



Inhaltsverzeichnis

Teil eins

Kapitel eins

Kapitel zwei

Kapitel drei

Kapitel vier

Teil zwei

Kapitel fünf

Kapitel sechs

Kapitel sieben

Kapitel acht

Kapitel neun

Kapitel zehn

Kapitel elf

Kapitel zwölf

Kapitel dreizehn

Kapitel vierzehn

Kapitel fünfzehn

Kapitel sechzehn

Kapitel siebzehn

Kapitel achtzehn

Teil drei

Kapitel neunzehn

Kapitel zwanzig

Kapitel einundzwanzig

Kapitel zweiundzwanzig

Kapitel dreiundzwanzig

Kapitel vierundzwanzig

Kapitel fünfundzwanzig

Kapitel sechsundzwanzig

Kapitel siebenundzwanzig

Kapitel achtundzwanzig

Teil vier

Kapitel neunundzwanzig

Kapitel dreißig

Kapitel einunddreißig

Kapitel zweiunddreißig

Kapitel dreiunddreißig

Epilog

Copyright

Unsichtbare Einheit ist stärker als sichtbare.

HERAKLIT, 500 v. Chr.

Teil eins

Kapitel eins

Das Gebäude besaß die Unsichtbarkeit des Gewöhnlichen. Es hätte eine große Highschool oder ein regionales Rechenzentrum der Steuerbehörde sein können. Der quadratische, beige Klinkerbau – Erdgeschoss und drei Stockwerke, die einen Innenhof umgaben – war ein typisches Gebäude, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren errichtet worden waren. Kein zufälliger Passant hätte es eines zweiten Blickes gewürdigt.

Nur gab es hier keine zufälligen Passanten. Nicht auf dieser vorgelagerten Insel sechs Meilen vor der Küste Virginias. Offiziell gehörte die Insel zum National Wildlife Refuge System, das Biotope für Wildtiere schuf, und wer sich für sie interessierte, erhielt die Auskunft, wegen des überaus empfindlichen Ökosystems sei die Insel für Besucher gesperrt. Teile der Leeküste der Insel waren tatsächlich von Fischadlern und Gänsesägern bewohnt: von Räubern und ihren Beutetieren, die beide von dem größten Raubtier überhaupt, dem Menschen, bedroht waren. Aber in der Inselmitte lag mit gepflegten Rasenflächen und gestalteten sanften Hügeln ein sechs Hektar großes Gelände, auf dem das gesichtslose Gebäude stand.

Die Boote, die Parrish Island dreimal täglich anliefen, trugen NWRS-Markierungen, und aus der Ferne wäre nicht zu erkennen gewesen, dass die zur Insel transportierten Leute keineswegs wie Park Ranger aussahen. Hätte ein Fischerboot in Seenot versucht, die Insel anzulaufen, wäre es von Männern in Kaki mit freundlichem Lächeln und hartem, kaltem Blick abgefangen worden. Niemand kam jemals nahe genug heran, um die vier Wachttürme oder den Elektrozaun um das Gelände zu sehen und sich über sie zu wundern.

Ogleich die Psychiatrische Klinik Parrish Island äußerlich so unscheinbar war, enthielt sie eine größere Wildnis als diejenige, die sie umgab: die des menschlichen Geistes. Selbst in Regierungskreisen wussten nur wenige, dass diese Einrichtung existierte. Trotzdem erforderte simple Logik ihre Existenz: eine Psychiatrie für Patienten, die über streng geheime Informationen verfügten. Für die Behandlung von Geisteskranken war eine sichere Umgebung erforderlich, wenn das Gedächtnis dieser Patienten voller Staatsgeheimnisse war. Auf Parrish Island konnten Sicherheitsrisiken präzise unter Kontrolle gehalten werden. Das gesamte Klinikpersonal war gründlich überprüft und für den Umgang mit streng geheimen Informationen zugelassen worden. Audio- und Videoüberwachungssysteme, die Tag und Nacht in Betrieb waren, boten weiteren Schutz gegen eine Gefährdung der Sicherheit. Als

zusätzliche Vorsichtsmaßnahme wurde das Klinikpersonal alle drei Monate ausgewechselt, um die Wahrscheinlichkeit zu verringern, dass unerwünschte Bindungen entstehen konnten. Die Sicherheitsbestimmungen schrieben sogar vor, die Patienten seien mit Nummern, nie mit Namen zu identifizieren.

Nur selten gab es einen Patienten, der als extrem gefährlich galt, was an der Art seiner psychischen Störung oder seinem besonders brisanten Wissen liegen konnte. Ein so eingestuftter Patient wurde von den übrigen Patienten isoliert und in einer geschlossenen Abteilung untergebracht. Im dritten Stock des Westflügels gab es einen solchen Patienten: Nr. 5312.

Jede Krankenschwester, die durch Rotation in die Abteilung 4W versetzt wurde und dem Patienten Nr. 5312 erstmals begegnete, wusste nur sicher, was sie mit eigenen Augen sah: dass er etwas über eins achtzig groß und schätzungsweise vierzig Jahre alt war; dass seine kurz geschnittenen Haare braun, seine Augen ungetrübt blau waren. Begegneten ihre Blicke sich, sah die Krankenschwester zuerst weg – die Intensität seines starren Blicks konnte entnervend, fast körperlich bedrängend sein. Den Rest seines Persönlichkeitsprofils enthielt seine Krankenakte. Über die Wildnis in seinem Geist konnte man nur spekulieren.

Irgendwo in Abteilung 4W gab es Detonationen und ein Blutbad und Schreie, aber sie waren lautlos, auf die unruhigen Träume des Patienten beschränkt, die jetzt lebhafter wurden, obwohl sie allmählich erwachten. Diese Augenblicke des Halbschlafs – wenn der Sehende nur registriert, was er sieht; Augen ohne ein bewusstes Ego – waren mit einer Serie von Bildern angefüllt, von denen jedes sich aufwölbte wie ein Stück Film, der vor einer überhitzten Projektionslampe zum Stehen gekommen ist. Eine Wahlversammlung an einem schwülheißen Tag in Taiwan: Tausende sind auf einem riesigen Platz versammelt, über den nur hin und wieder eine schwache kühlende Brise streicht. Ein politischer Kandidat, der mitten im Satz durch eine kleine, gut verdimimte Sprengladung getötet wird. Vor wenigen Augenblicken hatte er noch engagiert und leidenschaftlich gesprochen; jetzt lag er in einer Lache seines Blutes auf dem hölzernen Podium. Er hob den Kopf, blickte ein letztes Mal über die Menge hinaus und fixierte dabei einen einzelnen Mann: einen *chang bizi* – einen Weißen. Den einzigen Menschen, der nicht kreischte, weinte oder flüchtete. Den einzigen Mann, der jetzt nicht überrascht wirkte, denn die Detonation war schließlich sein Werk. Der Kandidat starb, während er den Mann anstarrte, der übers Meer gekommen war, um ihn zu töten. Dann wölbte sich das Bild auf, verschwamm, wurde zu gleißendem Weiß.

Ein weit entferntes Glockensignal, ein Dreiklang in Moll, ertönte aus

einem unsichtbaren Lautsprecher, und Hal Ambler öffnete seine vom Schlaf leicht verklebten Augen.

War es wirklich Morgen? In dem fensterlosen Raum konnte er das nicht beurteilen. Aber dies war *sein* Morgen. Die in die Decke eingelassenen Tageslicht-Leuchtstoffröhren wurden in der folgenden halben Stunde stetig heller: eine technologische Morgendämmerung, deren Intensität durch die Weiße seiner Umgebung noch gesteigert wurde. Damit begann zumindest ein Scheintag. Amblers Zelle maß drei mal dreieinhalb Meter; der Fußboden war mit weißen Vinylfliesen ausgelegt, die Wände mit weißem PVC-Schaum beschichtet, der sich gummiartig zäh anfühlte und unter Druck wie eine Ringermatte leicht nachgab. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, bis die Schiebetür mit ihrem hydraulischen Seufzen zur Seite glitt. Er kannte diese Abläufe und noch Hunderte dieser Art. In einem Hochsicherheitstrakt strukturierten sie das Leben, wenn man es überhaupt »Leben« nennen konnte. Er durchmaß Zeiten grimmiger Klarheit, aber auch Intervalle, die von Fluchtfantasien geprägt waren. Und im weitesten Sinn hatte er das Gefühl, er sei entführt worden, nicht nur sein Körper, sondern auch seine Seele.

Im Verlauf seiner fast zwanzigjährigen Tätigkeit als Geheimagent war Ambler zweimal in Gefangenschaft geraten – in Algerien und Tschetschenien – und hatte längere Zeit in Einzelhaft gesessen. Er wusste, dass die Umstände für tiefsinnige Gedanken, Seelenerforschung oder philosophische Grübeleien ungünstig waren. Vielmehr füllte sich der Verstand mit Bruchstücken von Werbespots, Popsongs, halb vergessenen Gedichten und einem übersteigerten Bewusstsein für kleine Unbequemlichkeiten. Die Gedanken kreiselten, trieben ziellos dahin und berührten selten interessante Themen, denn sie blieben letztlich an die eigenartige Qual der Isolation gefesselt. Seine Ausbilder beim Geheimdienst hatten versucht, ihn auf solche Extremsituationen vorzubereiten. Die Herausforderung bestehe darin, hatten sie immer wieder betont, den Versand daran zu hindern, sich selbst anzugreifen wie ein Magen, der seine Magenwand verdaut.

Aber auf Parrish Island befand er sich nicht in der Hand von Feinden; er wurde von seiner eigenen Regierung festgehalten – von dem Staat, dem er fast zwanzig Jahre lang gedient hatte.

Und er wusste nicht, warum.

Weshalb eine solche Einrichtung *überhaupt existierte*, war ihm keineswegs ein Rätsel. Als Agent eines als Consular Operations bezeichneten US-Nachrichtendienstes hatte er von der Klinik auf Parrish Island gehört. Ambler verstand auch, wieso es eine Einrichtung dieser Art geben musste; niemand war gegen die Verirrungen des menschlichen

Geistes gefeit, auch Geheimnisträger nicht. Aber es war gefährlich, jedem beliebigen Psychiater Zugang zu solchen Patienten zu gewähren. Diese Lektion hatten die US-Geheimdienste im Kalten Krieg teuer bezahlt, als ein in Berlin geborener Psychoanalytiker in Alexandria, zu dessen Klientel mehrere Spitzenbeamte zählten, als Informant der berüchtigten Stasi, des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit, enttarnt worden war.

Das alles erklärte jedoch nicht, weshalb Hal Ambler sich hier befand, seit . . . wie lange war das nun schon her? In der Ausbildung war ihm eingebläut worden, wie wichtig es ist, in der Haft das Zeitgefühl nicht zu verlieren. Irgendwie hatte er es doch verloren, und seine Fragen nach der Haftdauer blieben unbeantwortet. War er ein halbes Jahr, ein Jahr oder noch länger hier? Es gab so vieles, was er nicht wusste. Sicher wusste er nur, dass er durchdrehen würde, wenn ihm nicht bald die Flucht gelang.

Routine: Ambler konnte sich nicht entscheiden, ob ihre Einhaltung seine Rettung oder sein Untergang war. Schweigend und effizient absolvierte er seine tägliche Gymnastik, die er mit hundert einarmigen Liegestützen abschloss, bei denen er zwischen links und rechts wechselte. Baden durfte er nur jeden zweiten Tag; heute war kein Badetag. An dem kleinen weißen Waschbecken in einer Ecke des Raums putzte er sich die Zähne. Der Stiel seiner Zahnbürste bestand aus weichem Kunststoff, denn hartes Plastikmaterial ließ sich eventuell zu einer Waffe zuschleifen. Als er eine in die Wand eingelassene Klappe berührte, glitt ein kompakter Elektrorasierer aus einem Fach über dem Becken. Er durfte ihn genau hundertzwanzig Sekunden lang benutzen, bevor er das mit einem Sensor ausgestattete Gerät in das Sicherheitsfach zurücklegen musste; sonst ertönte ein Alarmsignal. Als er fertig war, spritzte Ambler sich Wasser ins Gesicht und fuhr sich mit nassen Fingern durchs Haar, um es halbwegs zu kämmen. Es gab keinen Spiegel, nicht einmal eine reflektierende Oberfläche. In dieser Abteilung war sogar das Fensterglas entspiegelt. All das diente bestimmt obskuren therapeutischen Zwecken. Er schlüpfte in seine »Tageskleidung«, die Uniform der Insassen: ein weißes Sweatshirt aus Baumwolle und eine weiße Jogginghose mit Gummizug.

Er drehte sich langsam um, als er hörte, wie sich die Tür öffnete, und roch das Desinfektionsmittel, dessen Tannenduft immer im Korridor hing. Wie gewöhnlich kam ein stämmiger Mann mit Bürstenhaarschnitt herein, der eine Uniform aus taubengrauem Popeline trug und das Namensschild auf seiner linken Brustseite sorgfältig mit einem Stoffquadrat abgedeckt hatte: eine weitere Vorsichtsmaßnahme, die das Personal in seiner Abteilung beachten musste. Die breite Aussprache des Mannes ließ erkennen, dass er aus dem amerikanischen Mittelwesten

stammte, aber seine gelangweilte, nicht im Geringsten neugierige Art war so ansteckend, dass Ambler sich herzlich wenig für ihn interessierte.

Nochmals Routine: Der Krankenpfleger trug einen breiten Nylongurt in einer Hand. »Arme hoch«, befahl er grunzend, als er auf Ambler zutrat und ihm den Gurt um die Taille legte. Ohne diesen speziellen Gürtel durfte Ambler den Raum nicht verlassen. Zwischen zwei dicken Nylonlagen steckten mehrere flache Lithiumbatterien; hatte er den Gurt angelegt, lagen zwei Metallkontakte knapp oberhalb seiner linken Niere auf der Haut.

Dieser Gürtel – offiziell als REACT-Gürtel (Remote Electronically Activated Control Technology) bekannt – wurde normalerweise bei Transporten von Schwerverbrechern benutzt; in Abteilung 4W gehörte er zur Alltagskleidung. Der Elektroschocker konnte aus bis zu hundert Metern Entfernung aktiviert werden und war so eingestellt, dass er eine Achtelsekunde lang 50 000 Volt abgab. Dieser Stromstoß hätte selbst einen Sumo-Ringer zu Boden geworfen, wo er dann zehn bis fünfzehn Minuten lang epileptisch gezuckt hätte.

Sobald das Gurtschloss eingeschnappt war, begleitete der Krankenpfleger ihn den weiß gekachelten Flur entlang zur allmorgendlichen Medikamentenausgabe. Ambler ging langsam und schwerfällig, als wate er durch tiefes Wasser. Dieser Gang war oft die Folge von Psychopharmaka in hoher Dosierung und daher allen, die in den Abteilungen arbeiteten, wohl vertraut. Amblers Bewegungen standen im Widerspruch zu dem hellwachen Blick, mit dem er seine Umgebung musterte. Das gehörte zu den vielen Dingen, die dem Krankenpfleger entgingen.

Ambler hingegen entgingen nur wenige Dinge.

Das Gebäude war jahrzehntealt, aber es war regelmäßig mit modernster Sicherheitstechnik nachgerüstet worden: Die Türen wurden nicht mit Schlüsseln, sondern mit Karten geöffnet, die Transponderchips enthielten, und wichtige Verbindungstüren erforderten einen Irisscan, sodass kein Unbefugter sie öffnen konnte. Ungefähr dreißig Meter von seiner Zelle entfernt lag der sogenannte Evaluationsraum mit einer Fensterwand aus grauem polarisiertem Glas, durch das der Proband beobachtet werden konnte, ohne den Beobachter sehen zu können. Dort saß Ambler bei seinen regelmäßigen »psychiatrischen Evaluationen«, deren Zweck dem anwesenden Arzt anscheinend ebenso wenig klar war wie ihm selbst. In den letzten Monaten hatte Ambler wahre Verzweiflung kennengelernt, die jedoch nicht mit psychischen Störungen zusammenhing; vielmehr beruhte seine Verzweiflung darauf, dass er seine Aussichten auf Entlassung realistisch einschätzte. Obwohl das Personal

alle drei Monate wechselte, hatten sich alle angewöhnt – das spürte er –, ihn als Lebenslänglichen zu betrachten, der hier noch eingesperrt sein würde, wenn sie längst nicht mehr hier arbeiteten.

Vor einigen Wochen hatte sich jedoch alles verändert. Diese Veränderung war nichts Objektives, nichts Greifbares, nichts *Sichtbares*. Trotzdem war es eine schlichte Tatsache, dass er jemanden *erreicht* hatte, und das würde den Ausschlag geben. Vielmehr würde *sie* ihn geben. Sie hatte schon damit angefangen. Sie war eine junge psychiatrische Krankenschwester namens Laurel Holland. Und – so einfach war das – sie stand auf seiner Seite.

Einige Minuten später erreichte der Krankenpfleger mit seinem schwerfälligen Patienten einen großen halbkreisförmigen Bereich der Abteilung 4W, der hochtrabend als *Lounge* bezeichnet wurde. Dieser Name war denkbar unpassend. Zutreffender war die technische Bezeichnung: Überwachungs-Atrium. An einem Ende standen einige primitive Fitnessgeräte und ein Bücherregal mit einer fünfzehn Jahre alten Ausgabe der *World Book Encyclopedia*. Am anderen Ende befand sich die Ausgabe: eine lange Theke mit einem lamellenartigen Schiebefenster aus Drahtglas, hinter dem auf einem Wandregal weiße Plastikflaschen mit pastellfarbenen Etiketten standen. Wie Ambler aus eigener Erfahrung wusste, konnte der Inhalt dieser Flaschen einen ebenso wirkungsvoll wehrlos machen wie stählerne Handschellen. Das Zeug bewirkte Erstarrung ohne inneren Frieden, Trägheit ohne innere Ruhe.

Die Klinik legte jedoch weniger Wert auf Ruhe als auf Ruhigstellung. An diesem Morgen war in der Lounge ein halbes Dutzend Krankenpfleger versammelt. Das war nicht ungewöhnlich: Nur das Personal nutzte die Lounge wirklich. Die Abteilung war für ein Dutzend Patienten eingerichtet; gegenwärtig war dort ein einziger untergebracht. Das hatte dazu geführt, dass dieser Bereich inoffiziell zu einer Art Erholungs- und Entspannungszentrum für Pfleger wurde, die in anderen Abteilungen eher belastende Arbeit taten. Und ihre Tendenz, sich hier zu versammeln, steigerte wiederum die Sicherheit dieser Abteilung.

Als Ambler sich umdrehte und zwei Krankenpflegern zunichte, die sich auf einer niedrigen Schaumstoffcouch herumlümmelten, ließ er langsam einen Speichelfaden über sein Kinn rinnen; der Blick, den er auf sie richtete, war unscharf und verschleiert. Er hatte längst registriert, wer alles anwesend war: sechs Krankenpfleger, der behandelnde Psychiater und – Amblers einzige Rettungsleine – die psychiatrische Krankenschwester.

»Jetzt gibt's Bonbons«, sagte einer der Pfleger, und die anderen

kicherten hämisch.

Ambler stapfte langsam zur Theke, hinter der die Schwester mit den kastanienbraunen Haaren mit seinen Morgenpillen wartete. Ein unsichtbarer Funke – ein flüchtiger Blick, ein angedeutetes Kopfnicken – sprang zwischen ihnen über.

Ihren Namen hatte er zufällig erfahren; sie hatte versehentlich ein Glas Wasser verschüttet, wobei der Stoff, der ihr Azetatnamensschild hätte verdecken sollen, nass und durchsichtig geworden war. Laurel Holland – die Buchstaben waren unter der Abdeckung schemenhaft zu erkennen gewesen. Er hatte ihren Namen geflüstert; sie hatte nervös, aber irgendwie nicht ungehalten gewirkt. Damit war der Funke zwischen ihnen übergesprungen. Er studierte ihr Gesicht, ihre Haltung, ihre Stimme, ihr Auftreten. Sie war Anfang dreißig, schätzte er, mit grün gefleckten haselnussbraunen Augen und geschmeidiger Figur. Cleverer und hübscher, als ihm bewusst gewesen war.

Gespräche zwischen ihnen bestanden nur aus wenigen gemurmelten Worten, die von den Überwachungssystemen nicht registriert wurden. Vieles ließ sich jedoch allein durch Blickkontakte und vielsagendes Lächeln ausdrücken. Für das System war er Patient Nr. 5312. Aber für sie war er inzwischen weit mehr als nur eine Zahl, das wusste er.

In den vergangenen sechs Wochen hatte er ihre Sympathie gewonnen. Nicht durch Schauspielerei – die hätte sie vermutlich rasch durchschaut –, sondern indem er sich auf eine Art gestattete, auf sie zu reagieren, die sie ermutigte, ihrerseits das Gleiche zu tun. Sie hatte etwas in ihm gesehen – sie hatte ihn als *geistig normal* erkannt.

Dieses Wissen hatte ihm neues Selbstvertrauen verliehen und seinen Fluchtwillen gestärkt. »Ich will nicht hier sterben«, hatte er ihr eines Morgens zugemurmelt. Sie hatte keine Antwort gegeben, aber ihr betroffener Blick hatte ihm alles gesagt, was er wissen musste.

»Ihre Medikamente«, hatte sie am folgenden Morgen fröhlich gesagt und ihm drei Tabletten, die etwas anders aussahen als die üblichen dämpfenden Neuroleptika, auf die Handfläche gelegt. *Tylenol*, hatte sie dabei nur mit den Lippen gesagt. Die Vorschriften bestimmten, dass er die Tabletten unter ihrer Aufsicht einnehmen und danach den Mund öffnen musste, damit sie überprüfen konnte, dass er sie auch geschluckt hatte. Das tat er, und binnen einer Stunde hatte er den Beweis dafür, dass sie die Wahrheit gesagt hatte. Er fühlte sich leichtfüßiger, auch geistig beweglicher. Innerhalb weniger Tage wurde er wacher, war wieder voller Energie – mehr er selbst. Er musste ganz bewusst weiter den ruhiggestellten Patienten spielen und das ungelenke Compazine-Schlurfen vortäuschen, das die Krankenpfleger von ihm gewöhnt waren.

Die Psychiatrische Klinik Parrish Island war eine mit modernster Technologie ausgestattete Hochsicherheitseinrichtung. Aber auch die ausgeklügeltste Technik konnte den menschlichen Faktor nicht völlig kontrollieren. Jetzt, da sein Körper sie vor der Überwachungskamera verbarg, steckte sie ihre Schlüsselkarte in den Gummizug seiner weißen Jogginghose.

»Hab gehört, dass es heute Morgen vielleicht einen Code zwölf gibt«, murmelte sie dabei. Dieser Code bezeichnete einen kritischen Gesundheitszustand, der die Verlegung eines Patienten in ein Krankenhaus auf dem Festland erforderte. Woher sie das wusste, erläuterte Laurel Holland nicht, aber er konnte es sich denken: Wahrscheinlich hatte ein Patient über Brustschmerzen geklagt – oft Vorboten eines Herzinfarkts. Man würde ihn aufmerksam überwachen, weil weitere Anzeichen einer drohenden Arrhythmie die Verlegung auf eine Intensivstation nötig machen würden. Ambler erinnerte sich an einen früheren Code zwölf – ein älterer Patient hatte einen Schlaganfall erlitten – und rief sich die Sicherheitsmaßnahmen ins Gedächtnis zurück. Auch wenn sie noch so akribisch waren, hatte er doch eine Unregelmäßigkeit entdeckt: eine gewisse Regelwidrigkeit, die er vielleicht für seine Zwecke nutzen könnte.

»Aufpassen!«, flüsterte sie. »Und bereithalten.«

Zwei Stunden später – Stunden, die Ambler in schweigender, regloser Starrheit verbrachte – war ein elektronisches Glockensignal zu hören, dann sagte eine synthetische Stimme: *Code zwölf, Abteilung zwei Ost*. Dies war eine Computerstimme, wie man sie in Shuttles auf Flughäfen und modernisierten U-Bahnen hörte: irritierend angenehm. Die Krankenpfleger sprangen sofort auf. *Muss dieser alte Knabe in 2E sein. Sein zweiter Infarkt, stimmt's?* Die meisten von ihnen machten sich auf den Weg in den zweiten Stock. Das Glockensignal und die Durchsage wurden in regelmäßigen Abständen wiederholt.

Also ein älterer Mann, der einen Infarkt erlitten hatte, das war zu erwarten gewesen. Ambler spürte eine Hand auf seiner Schulter. Das war der stämmige Krankenpfleger, der morgens in sein Zimmer gekommen war.

»Vorschrift«, sagte der Mann. »In allen Notfallsituationen kehren die Patienten in ihre Zimmer zurück.«

»Was ist passiert?«, fragte Ambler verständnislos und mit schwerer Zunge.

»Nichts, was Ihnen Sorgen machen müsste. In Ihrem Zimmer sind Sie sicher und am besten aufgehoben.« Übersetzung: *eingesperrt*. »Kommen Sie jetzt mit.«

Lange Minuten später standen die beiden Männer vor Amblers Zelle. Der Krankenpfleger hielt seine Schlüsselkarte an den Kartenleser, eine in Taillenhöhe neben der Tür montierte graue Kunststoffbox, und die Schiebetür glitt zur Seite.

»Rein mit Ihnen«, sagte der stämmige Bursche aus dem Mittleren Westen.

»Brauch Hilfe bei ...« Ambler trat über die Schwelle, drehte sich dann nach dem Krankenpfleger um und deutete hilflos auf das Klosett mit dem heruntergeklappten Deckel.

»Ach, Scheiße«, sagte der Krankenpfleger, wobei seine Nasenlöcher sich angewidert weiteten, doch er folgte Ambler in den Raum.

Du hast nur einen Versuch. Keine Fehler!

Als der Krankenpfleger auf ihn zutrat, stand Ambler gebückt und mit leicht gebeugten Knien da, als sei er kurz davor, zusammenzuklappen. Plötzlich schoss er hoch und rammte seinen Kopf unter das Kinn des anderen. Panik und Verwirrung zeichneten sich auf dem Gesicht des Mannes ab, während er den krachenden Rammstoß zu verdauen versuchte: Der schlurfende, halb betäubte Insasse hatte sich in einen Wirbelwind aus Aktivität verwandelt – was war passiert? Im nächsten Augenblick brach der Krankenpfleger auf den Vinylfliesen zusammen, und Ambler machte sich sofort daran, seine Taschen zu durchsuchen.

Keine Fehler. Er durfte sich nicht mal einen erlauben.

Er nahm die Chipkarte und den Dienstausweis des Mannes an sich, dann zog er sein taubengraues Hemd und seine Popelinehose an. Sie passten nicht besonders, wirkten aber auch nicht absurd; er würde einem flüchtigen Betrachter kaum auffallen. Um die Hosenbeine zu kürzen, rollte er die Aufschläge rasch nach innen ein. Der Hosenbund reichte bis über den Betäubungsgurt; er hätte viel dafür gegeben, das Ding loszuwerden, aber das war in der knappen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, einfach nicht möglich. Ambler konnte nur das graue Nylonkoppel der Uniform straff anziehen und darauf hoffen, dass es das schwarze Nylongewebe des REACT-Gürtels halbwegs verdeckte.

Ambler öffnete die Zimmertür, indem er die Chipkarte des Krankenpflegers an den inneren Kartenleser hielt, und sah hinaus. Im Augenblick war der Flur leer. Alles nicht anderswo benötigte Pflegepersonal war nach 2E beordert worden.

Würde die Schiebetür sich automatisch schließen? Er durfte sich keinen Fehler leisten. Ambler trat auf den Korridor hinaus und hielt die Karte an den äußeren Leser. Nach mehrfachem Klicken schloss sich die Tür.

Dann hastete er die wenigen Meter zu der breiten, mit einem Bügelgriff versehenen Tür am Ende des Korridors. Eine der Türen mit vier

elektrisch betätigten Riegeln. Natürlich abgesperrt. Er hielt die Schlüsselkarte an den Leser und hörte ein mehrmaliges Klicken, als der Schlossmotor ansprach. Dann nichts mehr. Die Tür blieb geschlossen.

Dies war kein Ausgang, den Krankenpfleger benutzen durften.

Jetzt wusste er, weshalb Laurel Holland ihm ihre Chipkarte gegeben hatte: Hinter dieser Tür musste der Flur liegen, über den die Medikamentenausgabe zu erreichen war.

Er versuchte es mit ihrer Karte.

Diesmal öffnete sich die Tür.

Dahinter lag ein schmaler Servicekorridor, der von einer langen Reihe schwacher Leuchtstoffröhren in ein trübes Licht getaucht wurde. Er blickte nach rechts, sah dort am Ende des Korridors einen Wagen mit Bettwäsche und schlich darauf zu. Die Putzkolonne war heute offenbar noch nicht hier gewesen. Auf dem Fußboden lagen Zigarettenskippen, Bonbonpapiere und auch etwas Metallisches, gegen das er mit der Schuhspitze stieß: eine leere Red-Bull-Dose, die jemand flach getreten hatte. Einem unbestimmten Instinkt folgend, hob Ambler sie auf und steckte sie in seine Hüfttasche.

Wie viel Zeit blieb ihm noch? Genauer gesagt: Wann würde das Verschwinden des Krankenpflegers bemerkt werden? In wenigen Minuten würde der Code zwölf beendet sein und jemand losgeschickt werden, der Ambler wieder aus seinem Zimmer holte. Also musste er das Gebäude so rasch wie möglich verlassen.

Seine Fingerspitzen fuhren über etwas, das aus der Wand ragte. Er hatte den Metalldeckel der Röhre gefunden, in die Schmutzwäsche geworfen wurde, damit sie in den Keller gelangte. Er kletterte hinein, hielt sich mit beiden Händen am Rand fest und tastete die Metallröhre unter sich mit den Füßen ab. Er hatte befürchtet, der Durchmesser des Wäscheabwurfs könnte zu klein sein; tatsächlich war er jedoch zu groß, und es gab keine seitliche Steigleiter, wie er zu hoffen gewagt hatte. Stattdessen bestand der Wäscheabwurf aus einer innen völlig glatten Stahlröhre. Um nicht in die Tiefe zu stürzen, musste er sich mit beiden Händen und seinen Füßen, die in Laufschuhen steckten, gegen die Wände stemmen.

Er kletterte langsam durch die Röhre hinunter, wobei er in anstrengender Folge jeweils eine Hand oder einen Fuß tiefer ansetzte. Der Kraftaufwand war gewaltig und schon bald ungeheuer schmerzhaft. Ausruhen konnte er sich keine Sekunde, seine Muskeln mussten ständig angespannt bleiben, damit er nicht abrutschte und durch die anscheinend senkrechte Röhre in die Tiefe stürzte.

Als er so wie ein Bergsteiger, der einen Felskamin durchklettert, den Boden erreichte, schienen Stunden vergangen zu sein, obwohl er wusste,

dass er vermutlich nicht länger als zwei Minuten gebraucht hatte. Seine schmerzenden Muskeln zitterten und waren vor Anstrengung verkrampft, als er sich durch Säcke voller Schmutzwäsche wühlte und sich wegen des Gestanks nach menschlichem Schweiß und Exkrementen fast übergeben musste. Ihm war zumute, als wühle er sich mit bloßen Händen aus einem Grab, als kralle, schlängele, *zwänge* er sich durch eine Widerstand leistende Masse. Jede Faser seiner Muskulatur schrie nach einer Erholungspause, aber er wusste, dass dazu keine Zeit blieb.

Endlich gelangte er aus dem Wäscheberg auf einen harten Betonboden und war . . . wo? In einem heißen, niedrigen Keller, in dem Waschmaschinen rumpelten und dröhnten. Er drehte den Kopf zur Seite. Am Ende einer langen Doppelreihe weiß emaillierter Industrie-Waschmaschinen waren zwei Frauen damit beschäftigt, eine Trommel zu füllen.

Ambler rappelte sich auf, überquerte den Gang zwischen den Waschmaschinen und zwang dabei seine zitternden Muskeln zur Disziplin. Falls er gesehen wurde, musste sein Schritt selbstbewusst wirken. Sobald die Wäscherinnen ihn nicht mehr sehen konnten, blieb er neben einer Reihe von Wäschekarren mit Segeltuchwänden stehen und begutachtete seine Umgebung.

Er wusste, dass Kranke mit einem schnellen Motorboot aufs Festland transportiert wurden, das bald herüberkommen würde, wenn es nicht bereits angelegt hatte. In diesem Augenblick wurde der Infarktpatient wahrscheinlich auf einer Trage festgeschnallt. Sollte Amblers Fluchtplan die geringste Chance auf Erfolg haben, musste er dringend weiter.

Er musste es schaffen, auf dieses Boot zu gelangen.

Was bedeutete, dass er irgendwie die Anlegestelle erreichen musste. *Ich will nicht hier sterben* – er hatte nicht nur an Laurel Hollands Mitgefühl appellieren wollen, als er das gesagt hatte. Er hatte die Wahrheit gesagt, vielleicht die wichtigste Wahrheit, die er kannte.

»He!«, rief eine Stimme. »Scheiße, Mann, was haben Sie hier zu suchen?«

Die lächerliche Autorität eines kleinen Kontrolleurs: eines Mannes, dessen Leben daraus bestand, dass er nach oben buckelte und nach unten trat.

Ambler zwang sich zu einem unbekümmerten Lächeln, als er sich einem kleinen Glatzkopf mit käsigem Teint zuwandte, dessen Augen wie eine Überwachungskamera in ständiger Bewegung waren

»Nicht aufregen, Kumpel«, sagte Ambler. »Ich schwör's, ich hab nicht geraucht.«

»Sie halten sich wohl für witzig?« Der Kontrolleur kam auf ihn zu. Er

warf einen Blick auf den Dienstausweis an Amblers Hemdtasche. »Können Sie Spanisch? Ich kann Sie nämlich zur Putzkolonne versetzen lassen, Sie . . .« Er verstummte jäh, als er erkannte, dass das Foto auf dem Dienstausweis nicht mit dem Gesicht des vor ihm Stehenden übereinstimmte. »Ach du Scheiße«, flüsterte er.

Dann tat er etwas Seltsames: Er wich blitzschnell zehn bis zwölf Schritte zurück und hakte ein Gerät von seinem Gürtel los. Das war der Sender, mit dem der Lähmgurt aktiviert wurde.

Nein! Das musste Ambler verhindern. Wurde der Gurt aktiviert, würde eine Schmerzwooge über ihn hereinbrechen, er würde sich zuckend und von Krämpfen geschüttelt auf dem Boden winden. Dann wären alle seine Pläne vergeblich gewesen. Er würde hier sterben: als namenloser Gefangener, als Spielball von Mächten, die er nie verstehen würde. Weil sein Unterbewusstsein eine Zehntelsekunde schneller reagierte als sein Bewusstsein, griffen Amblers Hände wie aus eigenem Antrieb nach der flachgedrückten Getränkedose in seiner Hüfttasche.

Abnehmen konnte er den Lähmgurt nicht. Aber er konnte das flache Blech *unter* den Gürtel schieben . . . und das tat er jetzt mit aller Kraft, ohne sich darum zu kümmern, dass eine scharfe Blechkante ihm die Haut aufschürfte. Nun lagen die beiden Elektroden des REACT-Gürtels auf elektrisch leitendem Metall.

»Willkommen in einer Welt aus Schmerzen«, sagte der Kontrolleur ruhig, als er den Knopf drückte, mit dem der Lähmgurt aktiviert wurde.

Aus dem Gurt hinter Amblers Rücken drang ein knisterndes Summen. Sein Körper war nun nicht mehr die widerstandsärmste Verbindung zwischen den beiden Elektroden; die bildete jetzt die flachgedrückte Blechdose. Es roch nach versengtem Nylon, dann erstarb das Summen.

Der Gürtel war kurzgeschlossen.

Ambler verfolgte den Flüchtenden, holte ihn rasch ein und rang ihn zu Boden. Der Kopf des Mannes schlug auf den Beton, und er ließ ein leises, benommenes Stöhnen hören. Ambler erinnerte sich daran, was einer seiner Ausbilder bei Consular Operations immer gesagt hatte: *Pech ist nur die Kehrseite des Glücks. Jedes Missgeschick ist eine Chance.* Das war nicht gerade logisch, aber Ambler hatte die Richtigkeit dieser Behauptung oft schon intuitiv erkannt. Die Abkürzung unter dem Namen des Mannes zeigte ihm, dass er fürs Gebäudeinventar zuständig war. Das bedeutete, dass er kontrollierte, wie Dinge durch die Lieferanteneingänge herein und hinaus gelangten. An den richtigen Gebäudeausgängen wurde weit schärfer kontrolliert als auf den Korridoren: Sie erforderten die biometrische Signatur eines Berechtigten. Zum Beispiel die des Mannes, der schlaff vor Amblers Füßen lag. Er ersetzte den Dienstausweis des Krankenpflegers,

den er bisher getragen hatte, durch den des Kontrolleurs. Sogar bewusstlos würde der Mann ihm jetzt zur Flucht verhelfen.

Die Stahltür des westlichen Lieferanteneingangs trug ein weiß-rotes Warnschild mit einer unmissverständlichen Aussage: BENUTZUNG DIESES AUSGANGS DURCH UNBEFUGTE STRENG VERBOTEN; TÜR IST ALARM-GESICHERT. Neben dem Bügelgriff befand sich kein Schlüsseloch, und an der Wand hing kein Kartenleser. Stattdessen war dort ein erheblich schwieriger zu überlistendes Gerät angebracht, dessen einfache Benutzeroberfläche nur aus einer senkrechten Glasplatte und einem Druckknopf bestand. Dies war ein Netzhautscanner, der buchstäblich unfehlbar war. Die vom Sehnerv ausgehenden und in die Netzhaut ausstrahlenden Kapillaren bildeten bei jedem Menschen ein einzigartiges Muster. Im Gegensatz zu Fingerabdrucklesern, die nur sechzig Identifizierungspunkte kontrollierten, überprüften Netzhautscanner viele Hundert Einzelheiten. Daher kamen Fehlidentifizierungen bei Geräten dieser Art praktisch nicht vor.

Unfehlbar hieß jedoch nicht narrensicher. *Hier kommt dein Befugter*, dachte Ambler, während er den bewusstlosen Kontrolleur unter den Armen packte, vor den Scanner hievte und ihm mit gespreizten Fingern die Lider öffnete. Als er mit dem Ellbogen den Knopf drückte, blitzte es hinter dem Scannerglas zweimal rot auf. Nach endlos langen Sekunden war das Surren eines Elektromotors zu hören, und die Tür öffnete sich. Ambler ließ den Mann zu Boden fallen, ging durch die Tür und stieg ein paar Betonstufen hinauf.

Oben stand er in einer Ladebucht auf der Westseite des Gebäudes und atmete erstmals seit Langem wieder ungefilterte Luft. Der Tag war wolkenverhangen: kalt, nass, trübe. Aber er war *draußen*. Für Sekunden ergriff ihn ein ausgelassenes, albernes Hochgefühl, das sofort stärkerer Besorgnis wich. Er war in größerer Gefahr als je zuvor. Von Laurel Holland wusste er, dass das Gelände von einem Elektrozaun umgeben war. Er konnte es nur in offizieller Begleitung verlassen – oder indem er selbst einen der offiziellen Begleiter spielte.

Aus der Ferne brauste ein starkes Motorboot heran, und irgendwo in seiner Nähe war ein anderes Motorengeräusch zu hören. Ein Elektrofahrzeug, das an einen übergroßen Golfkarren erinnerte, surrte zum Südeingang des Gebäudes. Wenig später wurde eine fahrbare Krankentrage an die geöffnete Ladeklappe herangerollt. Der Elektrokarren würde den Infarktpatienten zum Boot bringen.

Ambler holte tief Luft, ging mit großen Schritten um die Gebäudeecke, rannte zu dem Wagen und schlug mit der flachen Hand an die Fahrertür. Der Mann am Steuer betrachtete ihn leicht misstrauisch.

Du bist ruhig; du wirkst gelangweilt. Ich tue nur meine Arbeit. »Ich soll den Kerl mit dem Herzanfall bis ins Klinikum begleiten«, sagte Ambler, indem er rechts einstieg. Das bedeutete: *Mir gefällt dieser Auftrag nicht besser als dir.* »Die Scheißjobs kriegen immer die Neulinge.« Sein Tonfall klang leicht beleidigt, aber zugleich auch entschuldigend. Er verschränkte die Arme vor der Brust, um den Dienstausweis mit dem Foto zu verbergen, denn er sah dem Kontrolleur ganz und gar nicht ähnlich. »Da ist dieser Laden genau wie alle anderen, in denen ich je gearbeitet habe.«

»Sind Sie in Barlowes Team?«, grunzte der Fahrer.

Barlowe? »Sie sagen es.«

»Er ist ein richtiger Scheißkerl, stimmt's?«

»Sie sagen es«, wiederholte Ambler.

An der Anlegestelle grummelten die Männer, die mit dem Schnellboot herübergekommen waren – der Steuermann, ein Sanitäter und ein bewaffneter Wachmann –, als sie hörten, dass jemand aus der Klinik den Patienten begleiten sollte. Traute man ihnen nicht zu, ihre Arbeit ordentlich zu machen? War *das* die Message? Außerdem, darauf wies der Sanitäter hin, war der Patient bereits tot. Er würde nur ins Leichenhaus geschafft werden müssen. Aber die Kombination aus Amblers Gleichmut und dem Schulterzucken des Fahrers beschwichtigte sie, und bei diesem Wetter wollte niemand länger als nötig im Freien sein. In ihren blauen Windjacken leicht zitternd, packten die Besatzungsmitglieder je ein Ende der Aluminiumtrage und brachten den Toten unter Deck in die Heckkabine.

Der gut zwölf Meter lange Culver Ultra Jet war kleiner als die Boote, die das Klinikpersonal beförderten. Und es war schneller: Mit seinen beiden 500-PS-Unterwasserdüsen konnte es die Strecke bis zum Klinikum in zehn Minuten zurücklegen. Einen Hubschrauber von der Langley Air Force Base oder der U.S. Naval Base anzufordern, landen zu lassen und zu beladen, hätte länger gedauert. Ambler blieb in der Nähe des Steuermannes, denn das Boot war das neue Militärmodell, und er wollte sicherstellen, dass er Antrieb und Steuerung bedienen konnte. Er beobachtete, wie der Pilot die Bug- und Heckdüsen verstellte und dann Vollgas gab. Das Boot kam nun hoch aus dem Wasser und machte gut fünfunddreißig Knoten.

Das Übersetzen würde zehn Minuten dauern. Würde seine List so lange unentdeckt bleiben? Es war nicht schwierig gewesen, dafür zu sorgen, dass das Foto auf seinem Dienstausweis durch etwas Strandschlamm fleckig wurde, und Ambler wusste, dass die meisten Leute eher auf äußere Hinweise – Tonfall, Auftreten, Verhalten – als auf Dokumente achteten. Nach einigen Minuten setzte er sich auf die Bank hinter dem Steuerruder

zu dem Wachmann und dem Sanitäter.

Der Sanitäter – Ende zwanzig, rot geflecktes Gesicht, lockiges schwarzes Haar – schien Amblers Gegenwart noch immer als kränkend zu empfinden. Schließlich wandte er sich an Ambler und sagte: »Mir hat kein Mensch was gesagt, dass die Leiche begleitet werden soll. Sie wissen, dass der Kerl tot ist, stimmt's?« Ein Südstaatenakzent, der Sprecher gelangweilt und irritiert, vermutlich sauer, weil er losgeschickt worden war, um einen Patienten abzuholen, der bereits tot war.

»Ist er das?« Ambler unterdrückte ein Gähnen oder tat zumindest so. *Jesus, kann er nicht endlich damit aufhören?*

»Das will ich meinen! Ich hab ihn selbst untersucht. Also dürfte er wohl kaum verduften, stimmt's?«

Ambler erinnerte sich an die übereifrige Art des Mannes, dessen Dienstaussweis er trug. Das war der Tonfall, den er anschlagen musste. »Bis der amtliche Leichenschein vorliegt, ist's scheißegal, was Sie sagen. Auf Parrish darf ihn keiner ausstellen. Vorschrift ist nun mal Vorschrift.«

»Alles Bockmist!«

»Hör auf, ihn anzumotzen, Olson«, sagte der Wachmann. Das war nicht Solidarität, sondern ein Scherz. Aber dahinter steckte noch mehr. Ambler spürte, dass die beiden sich nicht sonderlich gut kannten und sich in Gesellschaft des anderen unwohl fühlten. Vermutlich lag hier ein klassisches ungelöstes Autoritätsproblem vor: Der Sanitäter tat gern so, als habe er zu befehlen, aber der Wachmann trug eben doch die Dienstwaffe.

Ambler nickte dem Wachmann freundlich zu. Der andere war muskulös, Mitte zwanzig und trug einen militärischen Haarschnitt. Er schien ein ehemaliger Ranger der U.S. Army zu sein; jedenfalls gehörte seine an der Hüfte getragene HK P7, eine kompakte, tödliche Pistole, seit Langem zu den Lieblingswaffen der Ranger. Er war als Einziger an Bord bewaffnet, aber Ambler merkte ihm an, dass er auch so ein harter Brocken war.

»Wie auch immer«, sagte der Sanitäter nach einer Pause. Aber er stimmte dem Wachmann innerlich nicht zu, sondern fragte sich im Stillen: *Was ist dein Problem?*

Als die drei wieder in ungeselliges Schweigen verfielen, gestattete Ambler sich, einen Anflug von Erleichterung zu empfinden.

Das Boot war erst wenige Meilen von Parrish Island entfernt, als der Steuermann, der Kopfhörer trug, gestikulierte, um ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, und den Deckenlautsprecher einschaltete. »Hier Fünf-Null-Fünf auf Parrish Island.« Die Stimme des Dispatchers klang aufgeregt. »Wir haben eine Fluchtsituation! Ein Insasse ist geflüchtet. Ich wiederhole: Wir haben eine Fluchtsituation.«

Ambler spürte, wie seine Magennerven sich verkrampften. Er musste handeln, die Krise *nutzen*. Er sprang auf. »Jesus auf 'nem Floß!«, grunzte er.

Der Lautsprecher knackte nochmals, dann sprach der Dispatcher weiter: »Cruiser 12-647-M, der Insasse kann sich auf Ihr Boot geflüchtet haben. Bitte sofort bestätigen oder das Gegenteil melden. *Ich bleibe dran.*«

Der Wachmann musterte Ambler prüfend; in seinem Kopf begann ein Gedanke zu entstehen. *Ich muss ihm zuvorkommen, ihm eine neue Richtung geben ...*

»Scheiße«, sagte Ambler. »Jetzt wisst ihr vermutlich, wozu ich hier bin.« Eine kurze Pause. »Glaubt ihr, dass es ein Zufall ist, dass sie darauf bestehen, jedem Boot, das die Insel verlässt, zur Sicherheit einen zusätzlichen Mann mitzugeben? In den letzten vierundzwanzig Stunden haben wir immer wieder gerüchteweise von einem geplanten Fluchtversuch gehört.«

»Das hätten sie uns auch sagen können«, knurrte der Wachmann mürrisch.

»Das ist nicht die Art Gerücht, die in der Klinik geschätzt wird«, wehrte Ambler ab. »Muss gleich mal nach dem Toten sehen.« Er hastete nach achtern in die Heckkabine unter Deck. Links neben der Tür befand sich ein schmaler Werkzeugschrank, der in den Frachtraum des Innenrumpfs eingelassen war. Der Schrank enthielt nichts außer ein paar verölten Lappen auf dem Boden. Auf dem schachbrettartig gemusterten Stahlboden stand die fahrbare Krankentrage mit dem durch Gurte mit Klettverschlüssen gesicherten Toten; er wirkte aufgedunsen, wog mindestens hundertzehn Kilo, und die Leichenblässe war unverkennbar.

Was tun? Er würde schnell reagieren müssen, bevor die anderen sich dazu entschlossen, ihm zu folgen.

Zwanzig Sekunden später kam er in die Kabine gestürmt.

»Sie!«, sagte Ambler, indem er anklagend auf den Sanitäter deutete. »Sie haben gesagt, dass der Patient tot ist. Was für'n Bockmist war das? Ich hab ihm die Hand an den Hals gelegt, und raten Sie mal, was ich gespürt hab? Der Kerl hat einen Puls – genau wie Sie und ich!«

»Reden Sie keinen Unsinn«, wehrte der Sanitäter aufgebracht ab. »Dort unten liegt 'ne gottverdammte Leiche.«

Ambler atmete noch immer keuchend. »Eine Leiche, die Puls siebzig hat? Das wäre was ganz Neues!«

Der Wachmann drehte den Kopf zur Seite, und Ambler konnte sehen, was er dachte: *Dieser Kerl scheint zu wissen, wovon er redet.* Damit war Ambler vorübergehend im Vorteil, den er ausnutzen musste.

»Spielen Sie da mit?«, fragte Ambler, indem er den Sanitäter mit anklagendem Blick fixierte. »Haben Sie sich kaufen lassen?«

»Was zum Teufel soll das heißen?«, fragte der Sanitäter verdutzt, während die roten Flecken auf seinem Gesicht noch deutlicher hervortraten. Die Art, wie der Wachmann ihn musterte, brachte ihn noch mehr auf, und alles zusammen bewirkte, dass sein Tonfall defensiv und unsicher klang. Er wandte sich an den Wachmann. »Becker, du glaubst doch nicht etwa, was dieser Kerl behauptet? Ich weiß, wie man einen Puls fühlt, und das ist 'ne gottverdammte *Leiche*, die wir da auf der Trage haben.«

»Zeigen Sie's uns«, verlangte Ambler grimmig und ging nach achtern voraus. Das Pronomen *uns* war wirkungsvoll, das wusste er; unausgesprochen zog es eine Linie zwischen dem Mann, den er beschuldigte, und den anderen. Ambler musste dafür sorgen, dass alle unsicher blieben; er musste Misstrauen und Zwietracht säen. Sonst würde der Verdacht sich auf ihn konzentrieren.

Er sah sich um und stellte fest, dass der Wachmann mit gezogener Pistole die Nachhut bildete. Die drei Männer gingen um die Plattformen über den Querstreben herum und näherten sich der Heckkabine. Der Sanitäter stieß die Tür auf, dann fragte er verblüfft: »Was zum Teufel ...?«

Die beiden anderen spähten in die Kabine. Die Trage war umgestürzt, die Klettverschlüsse der Gurte waren gelöst. Die Leiche war verschwunden.

»Sie verdammter Lügner!«, rief Ambler aufgebracht aus.

»Das versteh ich nicht«, sagte der Sanitäter fassungslos.

»Nun, wir verstehen's recht gut, denke ich«, sagte Ambler in eisigem Tonfall. Damit nutzte er eine raffinierte syntaktische Fügung: Je öfter er von »wir« sprach, desto mehr wuchs seine Autorität. Sein Blick streifte die Tür des Werkzeugschranks. Er konnte nur hoffen, dass niemandem auffallen würde, wie die Tür sich wölbte.

»Willst du mir erzählen, dass ein *Toter* hier von selbst rausgekommen ist?«, fragte der Wachmann mit dem Bürstenhaarschnitt, indem er sich an den Südstaatler mit dem Lockenkopf wandte. Dabei hielt er seine Pistole fest umklammert.

»Wahrscheinlich ist er nur über die Bordwand gerutscht, um ein bisschen zu schwimmen«, feixte Ambler. Rühr die Trommel für dein Szenario; verhindere, dass sie auf andere Gedanken kommen. »Das hätten wir nicht gehört und bei diesem Nebel auch nicht gesehen. Von hier aus sind's drei Meilen bis zur Küste – gut zu schaffen, wenn man flott krault. Typisches Leichenverhalten, stimmt's?«

»Das ist *verrückt!*«, protestierte der Sanitäter. »Ich hab nichts damit zu schaffen! Das müsst ihr mir glauben.« Diese automatische Form des

Leugnens bestätigte nur das entscheidende Element von Amblers Behauptung: Der Mann auf der Krankentrage musste der flüchtige Insasse sein.

»Ich denke, jetzt wissen wir, warum er so sauer war, als sie mich mitgeschickt haben«, sagte Ambler zu dem Wachmann. Er sprach nur eben laut genug, um sich trotz des Motorenlärms verständlich zu machen. »Hören Sie, das sollten Sie sofort melden. Ich bewache inzwischen den Verdächtigen.«

Der Wachmann war sichtlich verwirrt, und Ambler konnte seine im Widerstreit liegenden Regungen von seinem Gesicht ablesen. Er beugte sich zu ihm hinüber und sprach dem Wachmann vertraulich ins Ohr. »Ich weiß, dass Sie nichts mit dieser Sache zu tun haben«, sagte er. »Das schreibe ich ausdrücklich in meinen Bericht hinein. Folglich haben Sie nichts zu befürchten.« Die damit übermittelte Botschaft ging weit über den bloßen Gehalt der Worte hinaus. Ambler war durchaus bewusst, dass er nicht ansprach, was dem Wachmann wirklich Sorgen machte: Der Mann war noch gar nicht auf die Idee gekommen, jemand könnte ihn verdächtigen, er sei an einem Ausbruch aus einer Hochsicherheitseinrichtung beteiligt gewesen. Aber indem Ambler ihn in diesem Punkt beruhigte - und von seinem »Bericht« sprach -, etablierte er subtil seine Autorität: Der Mann in der taubengrauen Uniformbluse verkörperte jetzt die Bürokratie, die durch Vorschriften geregelten Verfahren, die Disziplin von Befehl und Gehorsam.

»Verstanden«, sagte der Wachmann und wandte sich ihm zu, um sich rückzuversichern.

»Geben Sie mir die Pistole, dann behalte ich diesen Clown im Auge«, sagte Ambler mit ruhiger Stimme. »Aber Sie müssen diese Sache sofort über Funk melden.«

»Wird gemacht«, sagte der Wachmann. Ambler sah ihm an, dass er einen Anflug von Unbehagen spürte, noch während die Ereignisse - verwirrende und außergewöhnliche Ereignisse - ihn dazu bewogen, seine gewohnte Vorsicht zu vergessen. Er zögerte einen Augenblick, bevor er dem Mann in der grauen Uniformbluse seine durchgeladene Heckler & Koch P7 übergab.

Aber nur einen Augenblick.

Kapitel zwei

Langley, Virginia

Selbst nach fast dreißig Dienstjahren genoss Clayton Caston noch immer die kleinen Details des CIA-Komplexes wie die im Freien aufgestellte Skulptur *Kryptos*: ein s-förmiges Kupfergitter, das von Buchstaben durchdrungen wurde – ein aus der Zusammenarbeit eines Bildhauers mit einem Kryptografen der Agency entstandenes Werk. Oder das Basrelief von Alan Dulles an der Nordwand mit der vielsagenden Inschrift: *Sein Monument umgibt uns*. Nicht alle Ergänzungen aus jüngerer Zeit waren jedoch ebenso erhebend. Der Haupteingang der Agency war in Wirklichkeit das Foyer des jetzt als Originales Zentralgebäude bezeichneten Baus, der »Original« geworden war, als im Jahr 1991 das Neue Zentralgebäude errichtet worden war, und die heute übliche Namensgebung verhinderte, dass ein Bau einfach Zentralgebäude genannt wurde. Man musste sich zwischen dem Original und dem Neuen entscheiden, das aus einer Ansammlung von fünfstöckigen Bürotürmen auf einem Hügel neben dem ursprünglichen OZB bestand. Um den Haupteingang des NZBs zu erreichen, musste man in den dritten Stock hinauffahren. Alles reichlich verwirrend, was seiner Erfahrung nach keinesfalls eine Empfehlung war.

Castons Büro lag natürlich im OZB, aber nicht einmal in der Nähe seiner von glänzenden Fensterreihen durchbrochenen Außenwände. Tatsächlich war es regelrecht versteckt: ein fensterloser Innenraum von der Art, in dem sonst Fotokopierer standen oder Büromaterial lagerte. Ein idealer Raum, wenn man nicht gestört werden wollte, aber nur wenige Leute betrachteten ihn unter diesem Aspekt. Selbst Veteranen der Agency neigten zu der Vermutung, Caston sei zu einem internen Exil vergattert worden. Sie betrachteten ihn und sahen einen unbedeutenden Menschen, der sicher nicht viel geleistet hatte, einen Mann in seinen Fünfzigern, der seine Zeit absaß, planlos Akten hin und her schob und die Tage zählte, bis er in Pension gehen durfte.

Wer ihn gesehen hätte, wie er morgens seinen Platz hinter dem Schreibtisch einnahm – die Augen auf die Schreibtischuhr gerichtet, Kugelschreiber und Bleistifte auf der Schreibunterlage aufgereiht wie Silberbesteck auf einem Set –, hätte solche Vorurteile nur bestätigt gesehen. 8.54 zeigte die Uhr an, nach Castons Auffassung sechs Minuten vor Beginn des eigentlichen Arbeitstages. Er zog ein Exemplar der *Financial Times* heraus und wandte sich dem Kreuzworträtsel zu. Ein

rascher Blick auf die Uhr. Fünf Minuten. Jetzt machte er sich an die Arbeit. Eins waagrecht.

Eins senkrecht. Hauptstadt des Sudan

Ohne jemals mehr als ein bis zwei Sekunden zu zögern, füllte er mit dem Bleistift lautlos die Kästchen des Kreuzworträtsels aus.

Und jetzt war er fertig. 8.59 zeigte die Uhr an. Von der Tür her war ein Klappern zu hören: sein Assistent, der auf die Minute pünktlich kam und außer Atem war, weil er den Flur entlanggejoggt war. Pünktlichkeit war das Thema eines Gesprächs gewesen, das sie vor Kurzem geführt hatten. Adrian Choi öffnete den Mund, als wolle er eine Entschuldigung vorbringen; dann sah er auf seine Uhr und glitt schweigend auf den Stuhl vor seiner kleineren, niedrigeren Workstation. Um seine mandelförmigen Augen hing noch ein Rest Schlaf, und sein dichtes schwarzes Haar war noch feucht vom Duschen. Adrian Choi war gerade dreiundzwanzig Jahre alt, trug ein unauffälliges Zungenpiercing und schien weiterhin kein Zeitgefühl zu haben.

Um Punkt 9 Uhr steckte Caston die *Financial Times* in den Papierkorb und öffnete seine sichere E-Mail-Ablage. Mehrere Mails enthielten innerhalb der Agency verbreitete Mitteilungen, die ihn nicht sonderlich interessierten: ein neues Wellness-Programm, eine kleine Korrektur der Versicherung für Zahnbehandlungen, eine Intranetadresse, unter der Mitarbeiter den Stand ihres Versorgungsplans 401 (k) erfragen konnten. Eine Mail kam von einem Angestellten der Steuerbehörde in St. Louis, der sich zwar über eine Anfrage von der Innenrevision der CIA wunderte, aber gern bereit war, detaillierte Angaben über die von einem bestimmten Unternehmen der Leichtindustrie in den letzten sieben Jahren gegründeten Tochtergesellschaften zur Verfügung zu stellen. Eine weitere kam von einer kleinen Gesellschaft, deren Aktien in Toronto notiert waren, und enthielt die von Caston angeforderten Informationen über Börsentransaktionen ihrer Vorstandsmitglieder im vergangenen Halbjahr. Der Finanzchef verstand nicht, wozu Caston außer dem jeweiligen Datum auch die Uhrzeit benötigte, aber er hatte sie wunschgemäß hinzugefügt.

Caston wusste recht gut, wie trocken und langweilig seine Aktivitäten den meisten seiner Kollegen erschienen. Die Hochschulabsolventen und Mitglieder elitärer Verbindungen, die im Außendienst gewesen waren oder weiterhin hofften, dort wieder eingesetzt zu werden, behandelten ihn mit freundlicher Herablassung. »Man weiß nur, was man selbst gesehen hat«, lautete ihr Motto. Caston fuhr natürlich niemals irgendwohin, aber andererseits hielt er auch nichts von diesem Dogma. Wenn er sich in einen Stapel Arbeitsblätter vertiefte, konnte er oft jemandem alles

vermitteln, was dieser wissen musste, ohne dass er seinen Schreibtisch hätte verlassen müssen.

Andererseits wussten nur sehr wenige seiner Kollegen, was Caston tatsächlich machte. War er nicht einer der Kerle, die anderer Leute Reise- und Spesenabrechnungen kontrollierten? Oder hatte seine Tätigkeit mehr mit Bestellungen von Papier und Druckerpatronen zu tun – schließlich brauchte niemand in geheimen Abrechnungen herumzuschnüffeln, nicht wahr? Jedenfalls brachte sein Job ihm kaum mehr Prestige ein als der des Hausmeisters. Es gab allerdings auch einige wenige Kollegen, die Caston respektvoll, fast ehrfürchtig begegneten. Sie gehörten meistens zum engeren Kreis der CIA-Direktoren oder zur Führungsspitze der Hauptverwaltung Spionageabwehr. Sie wussten, weshalb Aldrich Ames im Jahr 1994 wirklich geschnappt worden war. Und sie wussten, dass eine kleine, aber ständig vorhandene Differenz zwischen offiziellem Einkommen und persönlichen Ausgaben zur Enttarnung Gordon Blaines und seines Spionagenetzes geführt hatte. Sie wussten von Dutzenden von weiteren, zum Teil vergleichbaren Triumphen, von denen die Öffentlichkeit nie erfahren würde.

Es war eine Mischung aus Charakterzügen und Talenten, die Caston dort Erfolge brachte, wo ganze Abteilungen versagten. Ohne jemals sein Büro zu verlassen, grub er sich tief durchs verwirrende Labyrinth menschlicher Käuflichkeit. Gefühle interessierten ihn dabei wenig; vielmehr hatte er einen Buchhalterblick für Zahlenreihen, deren Salden nicht übereinstimmten. Eine Reise, die gebucht, aber nicht unternommen wurde; eine Taxiquittung, die zeitlich oder räumlich nicht zum Verlauf der Reise passte; eine Kreditkartenabrechnung für ein zweites, nicht gemeldetes Handy: Es gab tausend Kleinigkeiten, durch die ein Schwindler sich verraten konnte, und er brauchte nur *einen* Fehler zu machen. Aber wer die Mühen der Kollation scheute – wer nicht sicherstellen wollte, dass eins waagrecht mit eins senkrecht übereinstimmte –, würde sie nie entdecken.

Adrian, dessen Haar zu trocknen begann, trat mit mehreren Memos in den Händen an Castons Schreibtisch und erläuterte lebhaft, was er sortiert und was er davon weggeworfen hatte. Caston blickte zu ihm auf, bemerkte den tätowierten Unterarm des jungen Mannes und sah gelegentlich einen Zungensticker aufblitzen: beides undenkbar, als er angefangen hatte, aber vermutlich musste auch die Agency mit der Zeit gehen.

»Vergessen Sie nicht, die vierteljährlichen Vordrucke 166 zur Bearbeitung wegzuschicken«, sagte Caston.

»Super«, sagte Adrian. Er sagte oft *super*, was in Castons Ohren wie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts klang, aber anscheinend war das Wort

wieder in Mode gekommen. Soweit Caston beurteilen konnte, hieß es ungefähr: *Ich habe gehört, was Sie gesagt haben, und es mir zu Herzen genommen.* Vielleicht bedeutete es weniger; mehr bedeutete es bestimmt nicht.

»Was ist heute Morgen eingegangen? Irgendetwas Ungewöhnliches? Irgendetwas ... Irreguläres?«

»Eine Voicemail von Caleb Norris, dem Assistant Deputy Director of Intelligence?« In Adrians Stimme klang eine kalifornische Intonation an – die fragende Stimmhebung, mit der junge Leute heutzutage oft ihre Aussagen relativierten.

»Fragen Sie mich oder erzählen Sie's mir?«

»Sorry. Das war erzählt.« Adrian machte eine Pause. »Ich habe das Gefühl, dass die Sache dringend sein könnte.«

Caston lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Sie haben das Gefühl?«

»Ja, Sir.«

Caston betrachtete den jungen Mann, wie ein Insektenforscher eine Gallwespe studiert. »Und Sie ... teilen mir Ihre Gefühle mit. Interessant. Also, gehöre ich zu Ihrer Familie, bin ich Ihr Vater oder Bruder? Sind wir *Kumpel*? Bin ich Ihre Ehefrau oder Freundin?«

»Na ja, ich ...«

»Nein? Wollte mich nur vergewissern. Dann – und das ist ein Deal, den ich Ihnen vorschlage – erzählen Sie mir bitte nicht, was Sie *fühlen*. Mich interessiert nur, was Sie *denken*. Was Sie *glauben*, selbst wenn Sie sich Ihrer Sache nicht hundertprozentig sicher sind. Was Sie durch Beobachtungen oder Schlussfolgerungen *wissen*. Was Ihre nebulösen sogenannten Gefühle angeht, behalten Sie sie bitte für sich.« Er machte eine Pause. »Tut mir leid. Habe ich Ihre Gefühle verletzt?«

»Sir, ich ...«

»Das war eine Fangfrage, Adrian. Die dürfen Sie nicht beantworten.«

»Sehr erhellend, Meister«, sagte Adrian, um dessen Lippen ein Lächeln schwebte, ohne sich darauf festzusetzen. »Ich habe verstanden.«

»Aber Sie wollen mir etwas erzählen. Über aus dem normalen Rahmen fallende eingegangene Meldungen.«

»Nun, da gibt's zum Beispiel diese gelbe interne Mitteilung aus dem Büro des stellvertretenden Direktors.«

»Sie sollten inzwischen die Farbcodes der Agency kennen. Bei der CIA gibt's kein Gelb.«

»Sorry«, sagte Adrian. »Kanariengelb.«

»Das was bedeutet?«

»Es bedeutet ...« Er machte eine Pause, wusste einen Augenblick nicht weiter. »Es bedeutet einen inländischen Vorfall mit Auswirkungen auf die

Sicherheit. Ergo nichts für die CIA1. Etwas für andere Behörden. ASD.« ASD: andere staatliche Dienststellen. Ein Euphemismus für den Papierkorb.

Caston nickte knapp und ließ sich den leuchtend gelben Umschlag geben. Er fand ihn geschmacklos wie einen garstigen, kreischenden Tropenvogel – genau gesagt wie einen Kanarienvogel. Er erbrach das Siegel persönlich, setzte seine Lesebrille auf und überflog rasch die Meldung. Potenzielle Gefährdung der Sicherheit im Zusammenhang mit der Flucht eines Insassen. Ein Patient Nr. 5312 war aus einer geheimen Hochsicherheitsklinik ausgebrochen.

Merkwürdig, dachte Caston, dass der stationär Behandelte hier nicht genannt ist. Er überflog den Bericht nochmals, um festzustellen, wo der Vorfall sich ereignet hatte.

In der Psychiatrischen Klinik Parrish Island.

Das erinnerte ihn an etwas. Es löste ein Alarmsignal aus.

Ambler bahnte sich einen Weg durch die halb im Winterschlaf liegende Strandvegetation – durch einen breiten Streifen aus Stechginster, Strandhafer und Pimentsträuchern, in dem die rauen Blätter und dornigen Zweige sich in seiner nassen Kleidung verfangen – und dann durch ein Wäldchen aus unbelaubten, in der Salzlucht verkümmerten Bäumen. Er zitterte, als der kalte Wind auffrischte, und versuchte den grobkörnigen Sand zu ignorieren, der in seine schlecht sitzenden Schuhe geraten war und ihm bei jedem Schritt die Haut aufschürfte. Da die Langley Air Force Base schätzungsweise zwanzig bis dreißig Meilen nördlich von ihm und die U.S. Naval Base ebenso weit südlich von ihm lag, rechnete er jetzt jeden Augenblick damit, das tiefe *wupp-wupp-wupp* eines Militärhubschraubers zu hören. Der Highway 64 war von hier aus keine halbe Meile entfernt. Ambler durfte keine Zeit verlieren. Je länger er hier draußen allein unterwegs war, desto größer war die Gefahr, dass er entdeckt wurde.

Er steigerte sein Tempo, bis er Verkehrslärm zu hören begann. Auf dem breiten Bankett klopfte er sich Sand und Blätter ab, reckte einen Daumen hoch und lächelte. Er war durchnässt und schmutzig und trug eine merkwürdige Uniform. Sein Lächeln würde verdammt beruhigend wirken müssen.

Eine Minute später hielt ein Lastwagen, der das Firmenzeichen von Frito-Lay trug, neben ihm. Der Fahrer, ein mopsgesichtiger Mann mit gewaltigem Wanst und einer gefälschten Ray-Ban-Sonnenbrille, winkte ihn herein. Ambler hatte seine Mitfahrgelegenheit gefunden.

Ihm fiel der Anfang eines alten Kirchenlieds ein: *Großer Gott, wir loben dich ...*

Ein Lastwagen, ein Auto, ein Bus: Mit zweimal Umsteigen erreichte er einen der entferntesten Vororte der Hauptstadt. In einer Einkaufspassage fand er ein Sportgeschäft, in dem er hastig ein paar unauffällige Sachen aus den Gitterboxen mit Massenware kaufte. Er zahlte mit dem Geld, das er in der Brusttasche der Uniformbluse gefunden hatte, und zog sich im Schutz der Buchsbaumhecke hinter dem Laden um. Er hatte nicht mal Zeit, sich in einem Spiegel zu begutachten, aber er wusste, dass seine neuen Klamotten – Kakihose, Flanellhemd, Windjacke mit Reißverschluss, Baseballmütze – weitgehend der stereotypen Freizeitkleidung des amerikanischen Mannes entsprachen.

An der Bushaltestelle musste er fünf Minuten warten: Rip van Winkle kehrte heim.

Während er beobachtete, wie die Bebauung dichter wurde, als der Bus die eigentliche Stadt Washington erreichte, geriet er in eine nachdenkliche Stimmung. Es gab immer einen Punkt, an dem die im Körper ausgeschütteten Stresshormone erschöpft waren, sodass Aufregung oder Angst einer gewissen Benommenheit wichen. Diesen Punkt hatte Ambler jetzt erreicht. Seine Gedanken schweiften ab. Gesichter und Stimmen aus der Haftanstalt, aus der er entkommen war, kreiselten durch sein Bewusstsein.

Er hatte die Gefängniswärter hinter sich gelassen, aber nicht seine Erinnerungen an sie.

Der letzte Psychiater, der ihn »evaluiert« hatte, war ein hagerer, sehr gestresst wirkender Mann Anfang fünfzig mit schwarzer Hornbrille gewesen. Sein Haar wurde an den Schläfen grau, und die lange braune Tolle, die ihm jugenhaft in die Stirn fiel, unterstrich nur, wie wenig jugenhaft er in Wirklichkeit war. Aber als Ambler ihn genauer betrachtete, sah er noch viele weitere Dinge.

Er sah einen Mann, der – während er an seinen vielfach markierten Ordnern und seinen Filzschreibern (Kugelschreiber galten wie Bleistifte als potenzielle Waffen) herumfummelte, als müsse er sie beschützen – seinen Job und seine Umgebung hasste, weil er die Tatsache hasste, dass er in einer staatlichen Einrichtung arbeitete, die Geheimhaltung über Behandlung stellte. Wie war er hier gelandet? Ambler konnte sich seine Laufbahn mühelos vorstellen, die mit einem ROTC-Stipendium für das College und die Medical School begann und als Assistenzarzt in einem Militärkrankenhaus fortgesetzt wurde. Aber er hatte andere Hoffnungen gehabt, nicht wahr? Ambler, der tausend unterschiedliche Ausdrücke von gekränkter Zaghaftheit zu deuten wusste, sah einen Mann, der sich ein anderes Leben erträumt hatte, vielleicht das eines Film- oder

Romanhelden von früher: ein Arbeitszimmer mit wandhohen Bücherregalen auf der Upper West Side in Manhattan, eine gesteppte Ledercouch und ein Ohrensessel, eine Pfeife, eine Klientel aus Schriftstellern, Künstlern und Musikern, faszinierende Herausforderungen.

Jetzt bestand seine schwierigste Aufgabe darin, in einer Einrichtung, die er verabscheute, Patienten nacheinander abzuklappern, denen er ebenso misstraute wie dem Klinikpersonal. In seiner Frustration dürfte er wohl nach etwas anderem gesucht haben, das ihm half, sich lebendig, herausgehoben und nicht nur als weitere staatliche Drohne in der Gehaltsklasse E9 zu fühlen. Vielleicht war er ein Weltreisender, der sich Reisen zusammensparte, um spezielle Ökotouren durch Wüsten und Regenwälder machen zu können. Vielleicht hatte er einen bemerkenswerten Weinkeller aufgebaut oder war ein leidenschaftlicher Handballfan oder manischer Golfer ... *irgendetwas*. Diese ausgebrannten Typen hatten immer irgendetwas. Viele Details von Amblers Vermutungen konnten falsch sein. Trotzdem war er überzeugt, dass er die Grundhaltung des anderen richtig eingeschätzt hatte. Mit Menschen konnte er sich aus; das war seine Stärke.

Er *las* in ihnen.

Der Psychiater konnte ihn nicht leiden – Ambler bereite ihm unbewusstes Unbehagen. Die Fachkenntnis dieses Mannes hätte ihm spezielle Einblicke in die Psyche seines Patienten ermöglichen sollen, womit gewöhnlich ein Gefühl von Macht und Autorität einherging: die Autorität des Lehrers gegenüber dem Schüler, des Arztes gegenüber dem Patienten. Aber im Umgang mit Ambler spürte der Mann diese Autorität nicht.

»Ich möchte Sie daran erinnern, dass diese Sitzungen ausschließlich zur Evaluierung dienen«, erklärte der Mann seinem Patienten. »Meine Aufgabe ist's, Fortschritte zu überwachen und zugleich auf unerwünschte Nebenwirkungen der verordneten Medikamente zu achten. Am besten fangen wir gleich damit an. Irgendwelche neuen Nebenwirkungen, von denen ich wissen sollte?«

»Es wäre leichter, über Nebenwirkungen zu sprechen«, sagte Ambler schwerfällig, »wenn ich wüsste, was die Hauptwirkung sein soll.«

»Wie Sie wissen, sollen die Medikamente Ihre psychiatrischen Symptome unter Kontrolle halten. Paranoide Ideation, Dissoziationsamnesie, vegetative Dystonie ...«

»Worte«, unterbrach Ambler ihn. »Ohne Bedeutung. Klänge ohne Sinn.«

Der Psychiater tippte einige Notizen auf seinem Laptop. Die blassgrauen Augen hinter seinen Brillengläsern blitzten eisig.

»Mehrere psychiatrische Tests wurden bereits zu Ihrer Dissoziationsamnesie durchgeführt. Das hatten wir alles schon mal.« Der Arzt drückte auf einen Knopf der vor ihm liegenden kleinen Fernbedienung, um ein Tonband abzuspielen. Der Ton kam klar und deutlich aus Deckenlautsprechern. Eine Stimme – Amblers Stimme – spuckte mit der atemlosen Hast eines Geistesgestörten Verschwörungstheorien aus: »Ihr steckt dahinter. Ihr alle! Und die anderen auch alle. Die Spur der menschlichen Schlange überlagert alles ...« So ging die Aufzeichnung endlos weiter: »Die Trilaterale Kommission ... Opus Dei ... die Rockefeller ...«

Ambler empfand den Klang der bei einer früheren Sitzung aufgezeichneten eigenen Stimme als fast körperlich schmerzhaft.

»Schluss damit«, sagte er ruhig, fast außerstande, die in ihm aufwallenden Emotionen zu unterdrücken. »Bitte stellen Sie's ab.«

Der Psychiater hielt das Tonband an. »Glauben Sie noch immer an diese ... Theorien?«

»Das waren nur paranoide Fantasien«, sagte Ambler benommen, aber deutlich. »Und die Antwort lautet Nein. Ich kann mich nicht mal daran erinnern, sie je gehabt zu haben.«

»Sie bestreiten, dass das Ihre Stimme ist?«

»Nein«, sagte Ambler, »das bestreite ich nicht. Ich ... ich kann mich nur nicht daran erinnern. Das bin nicht ich, okay? Ich meine, das bin ich nicht wirklich.«

»Sie sind also noch jemand. Zwei verschiedene Persönlichkeiten. Oder mehr?«

Ambler zuckte hilflos mit den Schultern. »Als kleiner Junge wollte ich Feuerwehrmann werden. Das will ich jetzt nicht mehr. Dieser Junge verkörpert nicht mein wahres Ich.«

»Letzte Woche haben Sie gesagt, als kleiner Junge hätten Sie Baseballspieler werden wollen. Oder habe ich da mit einem anderen Mann gesprochen?« Der Psychiater nahm seine Brille ab. »Die Frage, die ich Ihnen stelle, ist die Frage, die Sie sich selbst stellen müssen: Wer sind Sie?«

»Das Problem bei dieser Frage«, sagte Ambler nach langer Pause, »ist die Tatsache, dass Sie sie für eine Multiple-Choice-Frage halten. Ich soll mir aus den von Ihnen vorgegebenen Optionen eine aussuchen.«

»Halten Sie das für das Problem?« Der Psychiater sah von seinem Laptop auf. »Das eigentliche Problem besteht meines Erachtens darin, dass Sie jeweils mehr als eine Antwort ankreuzen.«

Ambler brauchte einige Augenblicke, um sich aufzuraffen, als der Bus am Cleveland Park hielt, aber er kam noch rechtzeitig hinaus. Auf der Straße

zog er seine Baseballmütze tiefer in die Stirn und sah sich um: erst wachsam, um etwaige Abweichungen von der Normalität zu erkennen, und dann von ganzem Herzen für diese Normalität dankbar.

Er war wieder daheim.

Am liebsten hätte er einen Luftsprung gemacht. Am liebsten hätte er die Arme hochgerissen. Am liebsten hätte er die für seine Gefangenschaft Verantwortlichen aufgespürt und sich brutal an ihnen gerächt: *Ihr habt wohl gedacht, ich käme dort nicht raus? Habt ihr das gedacht?*

Dies war nicht das Wetter, das er sich für seine Heimkehr ausgesucht hätte. Der Himmel blieb wolkenverhangen, Nieselregen machte den Asphalt glatt und schwarz. Ein gewöhnlicher Tag in einer gewöhnlichen Stadt, darüber war er sich im Klaren; trotzdem überwältigte ihn nach langer Einzelhaft die frenetische Aktivität, die ihn auf allen Seiten umgab.

Er kam an achteckigen Laternenmasten aus Beton vorbei, die mit Metallbändern unreift waren, an denen fotokopierte Werbezettel und Kleinplakate hingen. Lyriklesungen in Kaffeehäusern. Auftritte von Rockbands, die ihre Garagen erst vor Kurzem hinter sich gelassen hatten. Ein neues vegetarisches Restaurant. Ein Kabarett mit dem dümmlichen Namen *Miles of Smiles*. All das kunterbunte, summende Durcheinander menschlicher Aktivität, das auf durchweichenden Papierfetzen nach Aufmerksamkeit schrie. Das Leben draußen. Nein, verbesserte er sich: einfach nur das Leben.

Er verrenkte sich den Hals, war bis in die Zehenspitzen wachsam. Eine gewöhnliche Straße an einem trüben Tag. Hier drohten Gefahren, gewiss. Aber erreichte er sein Apartment, bekam er den alltäglichen Schutt seiner Existenz zurück, dessen bloße Gewöhnlichkeit ihn so kostbar für ihn machte. Das Gewöhnliche war, wonach er sich sehnte; das Gewöhnliche war, was er brauchte.

Würden sie wirklich den Versuch wagen, ihn *hier* aufzuspüren? *Hier*, an einem der wenigen Orte dieser Welt, an dem ihn tatsächlich Menschen kannten? Dies war bestimmt der sicherste Ort von allen. Selbst wenn sie aufkreuzten, hatte er keine Angst vor einer öffentlichen Konfrontation. Er war leichtsinnig genug, sie fast herbeizusehnen. Nein, er würde die Verursacher seiner Haft nicht fürchten; stattdessen mussten sie jetzt *ihn* fürchten. Offenbar hatten verbrecherische Elemente das System missbraucht und versucht, ihn lebend zu begraben. Sie hatten ihn mit den verlorenen Seelen eingekerkert: Spione, die wegen Depressionen erstarrt oder aufgrund von Wahnvorstellungen rasend waren. Nachdem er nun frei war, mussten seine Feinde flüchten und sich irgendwo verkriechen. Was sie auf keinen Fall riskieren durften, war eine öffentliche Konfrontation mit ihm, die unweigerlich die Polizei des Bundesstaats auf den Plan rufen

würde. Je mehr Leute über ihn informiert waren, desto größer war *ihr* Risiko, enttarnt zu werden.

An der Ecke Connecticut Avenue und Ordway Street sah Ambler den Zeitungskiosk, an dem er jeden Morgen vorbeigekommen war, wenn er in Washington war. Er sah den Grauhaarigen mit der Zahnücke und seiner unvermeidlichen roten Strickmütze hinter dem Ladentisch stehen und lächelte.

»Reggie!«, rief Ambler aus. »Reggie, alter Kumpel.«

»He«, sagte der Zeitungsverkäufer. Aber das war ein Reflex, keine Begrüßung.

Ambler kam mit großen Schritten auf ihn zu. »Lange nicht mehr gesehen, was?«

Der Zeitungsverkäufer betrachtete ihn nochmals. In seinem Blick lag keine Spur von Erkennen.

Ambler sah auf den Stapel mit Exemplaren der *Washington Post* hinunter, von denen das oberste vom Regen fleckig war, und spürte einen Stich ins Herz, als er das Datum sah. Die dritte Januarwoche – kein Wunder, dass es so kalt war. Er blinzelte angestrengt. *Fast zwei Jahre*. Fast zwei Jahre waren ihm gestohlen worden. Zwei Jahre voller Vergessenheit und Verzweiflung und Anomie.

Aber dies war nicht die rechte Zeit, sich über Verluste zu grämen.

»Komm schon, Reggie! Wie geht's, alter Junge?

Auf Reggies runzligem Gesicht verhärtete Verwirrung sich zu Misstrauen. »Hab kein Kleingeld für dich, Kumpel. Und bei mir gibt's auch kein' Kaffee nich' umsonst.«

»Komm schon, Reggie – du *kennst* mich.«

»Verzieh dich, Mann«, sagte Reggie. »Mach bloß keinen Ärger.«

Ambler wandte sich wortlos ab und ging den halben Straßenblock zu dem großen neugotischen Apartmentgebäude weiter, in dem er seit zehn Jahren wohnte. Die in den zwanziger Jahren errichteten Baskerton Towers waren ein fünfstöckiger Klinkerbau mit hellgrauen Halbsäulen und Pfeilern aus Beton. Hinter den Fenstern, die in jedem Stockwerk auf den Korridor hinausführten, waren die Jalousien halb heruntergelassen, sodass sie an hängende Lider erinnerten.

Baskerton Towers. Eine Art Heimat für einen Mann, der in Wirklichkeit keine hatte. Wer seine Laufbahn in einem Programm mit besonderer Zugangsberechtigung verbrachte – der höchsten operativen Sicherheitsstufe –, machte unter einem Decknamen Karriere. Keine Abteilung von Consular Operations war geheimer als die Political Stabilization Unit, deren Angehörige sich nur unter ihren Decknamen kannten. Das war kein Leben, das feste Bindungen im Zivilleben förderte:

Der Job bedeutete, dass man den größten Teil seiner Zeit praktisch unerreichbar im Ausland verbrachte und nie genau sagen konnte, wann man zurückkommen würde. Hatte er überhaupt richtige Freunde? Trotzdem hatte seine kümmerliche häusliche Existenz den wenigen flüchtigen Bekanntschaften, die er hier gemacht hatte, besonderes Gewicht verliehen. Und obwohl er eigentlich nicht viel Zeit in den Baskerton Towers verbracht hatte, betrachtete er sein Apartment als wirkliche Bleibe. Keine heilige Stätte wie sein Haus am See, aber ein Ausweis der Normalität. Ein Ort, an dem man vor Anker gehen konnte.

Das Apartmentgebäude stand etwas zurückgesetzt, und eine flache ovale Zufahrt gestattete Autos, vor dem Eingang vorzufahren. Ambler sah sich auf der Straße und den Gehsteigen um, entdeckte niemanden, der sich auffällig für ihn interessierte, und ging zum Eingang weiter. Irgendwer würde ihn erkennen - einer der Portiers, wenn nicht der Verwalter oder der Hausmeister - und in sein Apartment einlassen.

Er sah auf das lange Mieterverzeichnis, schwarze Kunststoffbuchstaben auf weißem Untergrund, Reihen von Namen in alphabetischer Ordnung.

Kein *Ambler*. Auf *Alston* folgte *Ayer*.

Hatten sie auch seine Wohnung kassiert? Die Einrichtung verschwinden lassen? Das war bitter, aber eigentlich nicht überraschend. »Was kann ich für Sie tun, Sir?« Das war einer der Portiers, der aus dem geheizten Foyer trat: Greg Denovich. Sein kräftiger Unterkiefer war wie immer von einem Bartschatten bedeckt, dem mit keiner Klinge beizukommen war.

»Greg«, sagte Ambler jovial. *Greg* bedeutete *Gregor*; hatte er immer angenommen; der Mann stammte aus dem ehemaligen Jugoslawien. »Lange nicht mehr gesehen, was?«

Der Ausdruck auf Denovichs Gesicht wurde Ambler allmählich vertraut: die Verwirrung eines Mannes, den ein völlig Fremder wie einen alten Bekannten begrüßt.

Ambler nahm seine Mütze ab und lächelte. »Lassen Sie sich nur Zeit, Greg. Apartment 3C?«

»Kenne ich Sie?«, fragte Denovich. Das war jedoch keine Frage. Es war eine Feststellung. Eine Verneinung.

»Anscheinend nicht«, sagte Ambler leise. Und dann verwandelte seine Bestürzung sich in Panik.

Hinter sich hörte er scharf abgebremste Reifen auf dem regennassen Asphalt quietschen. Ambler warf sich herum und sah einen weißen Van auf der anderen Straßenseite mit einer Gewaltbremsung zum Stehen kommen. Er hörte, wie Türen aufgestoßen und zugeknallt wurden, und sah drei Männer in der Uniform des Wachpersonals der Klinik herausspringen. Einer der Männer trug einen Karabiner; die beiden anderen hatten

Pistolen in den Händen. Alle drei rannten auf ihn zu.

Der weiße Van. Ambler kannte diese Art Fahrzeuge. Der Wagen gehörte dem »Abholdienst« für Notfälle, den die US-Geheimdienste zur Krisenbewältigung im Inland nutzten. Unabhängig davon, ob es sich um gefährlich gewordene eigene Leute oder ausländische Agenten handelte, hatten solche »Pakete« gemeinsam, dass kein amerikanischer Richter jemals eine Untersuchung zu ihnen anordnen würde. Und an diesem nasskalten Januartag war Harrison Ambler das Paket, das abgeholt werden sollte. Erklärungen der Polizei gegenüber waren überflüssig, weil er längst verschwunden sein würde, bevor sie eintraf. Dies war keine offene Konfrontation; vielmehr hatte die andere Seite eine schnelle Entführung organisiert, die kaum bemerkt werden würde.

Er war hierher gekommen, das wurde ihm jetzt klar, weil er zugelassen hatte, dass Wunschdenken über besseres Wissen siegte. Weitere Fehler durfte er sich nicht leisten.

Denken ... er musste *denken*.

Oder vielmehr: *Er musste fühlen*.

Nach zwanzig Jahren im Einsatz war Ambler zwangsläufig ein Meister in Flucht- und Ausweichmanövern. Sie waren ihm zur zweiten Natur geworden. Aber er ging die Sache nie durch logische Verknüpfungen, »Entscheidungsmechanismen« oder ähnlich trockene Methoden an, die Ausbilder manchmal Neulingen aufschwatzten. Die Herausforderung bestand darin, sich gefühlsmäßig aus der Klemme zu befreien und dort zu improvisieren, wo es nötig war. Sonst geriet man in die Gleise der Routine, und was routiniert ablief, konnte von Gegnern vorausgesehen und vereitelt werden.

Ambler suchte die Straße vor den Baskerton Towers ab. Das Standardverfahren sah eine dreiseitige Blockade vor: an beiden Enden des Straßenblocks würde jeweils ein Team in Stellung gegangen sein, bevor der Van gegenüber angehalten hatte. Tatsächlich konnte Ambler bewaffnete Männer – teils in Uniform, teils in Zivil – mit dem zielstrebigem Schritt erfahrener Abholer von beiden Seiten nahen sehen. Was tun? Er konnte ins Gebäude flitzen und durch den Hinterausgang flüchten. Aber damit würden die anderen gerechnet haben, darauf waren sie vorbereitet. Er konnte sich der nächsten Touristengruppe anschließen und dann versuchen, den am Ende des Blocks stationierten Männern zu Fuß zu entkommen. Aber auch dieser Kurs barg Gefahren. *Nicht mehr denken*, ermahnte Ambler sich. Nur so konnte er sie überlisten.

Er starrte den Mann an, der mit der kurzläufigen Waffe in der Hand über den Boulevard auf ihn zuhastete, und zwang sich dazu, sein Gesicht möglichst genau zu betrachten, obwohl gerade ein Regenschauer

niederging. Und dann entschied er sich für die gefährlichste aller Möglichkeiten.

Ambler rannte direkt auf den Mann zu. »Wo *bleiben* Sie so lange?«, blaffte er. »Beeilung, verdammt noch mal! *Gleich ist er weg!*« Er fuhr herum und wies mit dem Daumen energisch auf den Eingangsbereich der Baskerton Towers.

»Wir sind so schnell gekommen, wie wir konnten«, antwortete der Mann mit dem Karabiner. Die beiden anderen, das sah Ambler jetzt, als sie vorbeiliefen, trugen Waffen von Spezialeinheiten: Pistolen Kaliber .45 mit zwölf Schuss im Magazin. Verdammt viel Feuerkraft, um einen einzelnen Mann gefangen zu nehmen. Falls eine Gefangennahme erwünscht war.

Ambler stakste über die Straße zu dem mit laufendem Motor wartenden Van hinüber. Die Männer waren im Foyerbereich der Baskerton Towers ausgeschwärmt; es würde nur Sekunden dauern, bis sie seine List durchschauten.

Er näherte sich der Fahrertür des weißen Vans, klappte die Geldbörse auf, die dem Kontrolleur auf Parrish Island gehört hatte, und hielt sie dem Fahrer kurz hin, als weise er eine Plakette oder einen Dienstausweis vor. Er war zu weit entfernt, als dass der Fahrer etwas hätte erkennen können; die Autorität der Geste selbst würde überzeugen müssen. Während der andere sein Fenster hinunterfuhr, begutachtete Ambler ihn.

Der Blick des Mannes war kühl, wachsam, sein kurzer Hals auffällig muskulös: ein Gewichtheber.

»Habt ihr Leute mitgekriegt, dass der Befehl geändert worden ist?«, erkundigte Ambler sich. »Er soll nicht mehr gefangen genommen, sondern umgelegt werden. Und wieso kommt ihr so spät? Wärt ihr eine Minute früher in Position gewesen, wäre schon alles gelaufen.«

Der Fahrer sagte zunächst nichts. Dann wurde sein Blick kälter. »Dieses Ding, das Sie vorgewiesen haben? Ich hab's nicht richtig gesehen.«

Dann spürte Ambler plötzlich, wie die Pranke des anderen kraftvoll sein rechtes Handgelenk umklammerte.

»Ich hab gesagt, dass ich's nicht *sehen* konnte.« Seine Stimme klang leise, bedrohlich. »Zeigen Sie's noch mal her.«

Ambler griff mit der linken Hand in seine Windjacke, um die Pistole zu ziehen, die er dem Wachmann abgenommen hatte, aber der hervorragend ausgebildete Fahrer reagierte blitzschnell; mit dem Ballen seiner freien Hand traf er die P7, sodass die Waffe in weitem Bogen davonflog. Ambler musste sofort handeln. Er verdrehte das Handgelenk, riss es an seinen Körper, hob es auf Schulterhöhe und schlug dann mit dem Unterarm, den er wie eine Brechstange benutzte, kräftig nach unten. Dabei knallte der

Arm des Fahrers auf die Oberkante der nicht ganz heruntergefahrenen Scheibe.

Der Mann schrie auf, ließ aber nicht los. Sein Griff war wie ein Schraubstock. Mit der freien Hand tastete er nach einem Fach unter dem Instrumentenbrett, in dem zweifellos eine Waffe lag.

Ambler ließ seinen rechten Arm schlaff werden, ließ zu, dass der Fahrer ihn näher zu sich heranzog. Dann rammte er ihm die Fingerspitzen seiner flachen Linken wie einen Speer gegen den Kehlkopf.

Der Fahrer ließ sein Handgelenk los, krümmte sich zusammen und riss mit beiden Händen an seinem Hemdkragen. Er rang nach Atem, weil der zerquetschte Knorpel die Luftröhre teilweise blockierte. Ambler riss die Autotür auf und zerrte den Mann aus dem Wagen. Der Fahrer torkelte einige Schritte weit davon, bevor er zusammenbrach.

Als Ambler sich ans Steuer setzte, mit quietschenden Reifen anfuhr und die Straße entlang davonraste, konnte er die verwirrten Rufe der Männer des zweiten Teams hören. Aber sie konnten nicht mehr rechtzeitig eingreifen.

Ambler beneidete den Teamführer nicht, der nun würde melden müssen, die Zielperson sei nicht nur vor ihrer Nase entkommen, sondern obendrein mit dem Fahrzeug seines Teams davongefahren. Trotzdem hatte seine Reaktion nichts mit Berechnung oder Vorausplanung zu tun gehabt. Als er jetzt darüber nachdachte, wurde ihm klar, dass er nur auf den Gesichtsausdruck des ersten Mannes reagiert hatte: suchend, wachsam und ... unsicher. Ein Jäger, der nicht genau wusste, ob er seine Beute im Visier hatte. Das Abholteam war so rasch entsandt worden, dass die Männer keine Fotos des Gesuchten erhalten hatten. Man hatte damit gerechnet, Ambler werde tun, was Gejagte in solchen Fällen fast unweigerlich taten: sich durch einen Fluchtversuch verraten. Aber wie sollte man die Verfolgung aufnehmen, wenn der Fuchs mit den Hunden lief?

Als Fluchtfahrzeug war der Van hervorragend geeignet; binnen Minuten würde er jedoch eine Leuchtbake werden, die ihn seinen Verfolgern verriet. Nach ungefähr einer Meile auf der Connecticut Avenue bog Ambler in eine Querstraße ab und ließ den Van mit offener Fahrertür und laufendem Motor stehen. Wenn er verdammt viel Glück hatte, wurde der Wagen geklaut.

Die wünschenswerte Anonymität garantierte am ehesten ein belebtes Viertel, das Wohn- und Geschäftsviertel zugleich war – ein Viertel mit Botschaften, Museen, Kirchen, Buchhandlungen, Apartmentgebäuden. Ein Viertel mit lebhaftem Fußgängerverkehr. Also das Gebiet um den Dupont Circle. Dieser Platz am Schnittpunkt dreier großer Avenuen war schon

immer sehr belebt gewesen, und selbst an diesem trüben Wintertag herrschte auf den Gehsteigen reger Betrieb. Ambler fuhr mit einem Taxi hin, stieg an der Ecke New Hampshire Avenue und Twentieth Street aus und tauchte rasch zwischen den Passanten unter. Obwohl er ein Ziel hatte, drückte seine Miene gelangweilte Ziellosigkeit aus.

Auf seinem Weg durch die Menge versuchte er, seine Umgebung möglichst ohne Blickkontakte im Auge zu behalten. Begegnete er jedoch dem Blick eines Entgegenkommenden, machte das alte Gefühl sich jedes Mal wieder bemerkbar; vor allem in seinem übernatürlich wachsamen Zustand war es nicht anders, als lese er eine Seite aus dem Tagebuch des oder der Betreffenden. Mit einem einzigen Blick registrierte er den hastigen Schritt einer Frau Anfang sechzig mit pfirsichblondem Haar und großen vergoldeten Ohrringen. Sie trug einen seitlich hochgesteckten dunkelblauen Faltenrock unter einem offenen, karierten Mantel. Die Griffe einer Kunststofftasche von Ann Taylor umklammerte eine Hand mit Altersflecken. Sie hatte Stunden gebraucht, um sich fürs Ausgehen zurechtzumachen, und *ausgehen* bedeutete einkaufen. Kummervolle Einsamkeit lag auf ihren Zügen; die Regentropfen auf ihren Wangen hätten auch Tränen sein können. Sie war kinderlos, vermutete Ambler, und vielleicht trauerte sie auch deswegen. In ihrer Vergangenheit hatte es zweifellos einen Ehemann gegeben, der sie hätte ergänzen und ihr Leben hätte vollständig machen sollen, einen Ehemann, der – vor zehn Jahren? vor fünfzehn? – unruhig geworden war und sich eine Jüngere, Frischere gesucht hatte, damit sie *ihn* ergänzte und *sein* Leben vollständig machte. Jetzt sammelte sie Kundenkarten exklusiver Geschäfte und traf sich mit Leuten zum Tee und spielte Rubber am Bridgetisch, aber vielleicht nicht so oft, wie sie gewollt hätte; Ambler spürte eine große Enttäuschung gegenüber ihren Mitmenschen. Sie ahnte vermutlich, dass ihre Traurigkeit die anderen unterschwellig abstieß; sie waren zu beschäftigt, um sich um sie zu kümmern, und ihre Einsamkeit verstärkte ihre Traurigkeit noch mehr, sodass ihre Gesellschaft noch weniger gesucht wurde. Und so verlegte sie sich aufs Einkaufen, kaufte Sachen, die zu jugendlich für sie waren, und war stets auf der Suche nach Schnäppchen, die selten teurer aussahen, als sie gewesen waren. Traf jede einzelne seiner Annahmen zu? Darauf kam es nicht an: Er wusste, dass sein Gesamteindruck zutreffend war.

Dann wurde Ambler auf einen jungen Schwarzen aufmerksam, der sich schlecht hielt, sackartige Jeans, eine tief ins Gesicht gezogene Schirmmütze und ein buntes Halstuch trug, einen Diamantstecker im linken Ohr hatte und sich einen kleinen Kinnbart stehen ließ. Er war in eine Duftwolke aus Aramis gehüllt, und sein Blick ging über die Straße zu einem anderen jungen Mann hinüber – selbstbewusst, gut angezogen,

sportlich fit, blond gelockt -, dann wandte er sich wieder ab, *riss* sich förmlich *los*, weil er entschlossen war, sein Interesse zu verbergen. Ein vollbusiges kakaobraunes Mädchen mit geglättetem Haar und dunkel glänzendem Lippenstift auf vollen Lippen, trotz ihrer Stilettoabsätze klein, hatte Mühe, mit dem jungen Schwarzen Schritt zu halten: ihr Freund, wie er sie zumindest glauben ließ. Irgendwann würde sie sich fragen, warum ihr auf der Straße so überheblicher und großspuriger Freund so keusch und zurückhaltend war, wenn sie allein waren. Weshalb ihre Verabredungen so früh endeten, wohin er anschließend wirklich verschwand. Ambler spürte jedoch, dass solche Gedanken ihr noch fremd waren, dass sie vorerst nicht einmal ahnte, dass er zu seiner Selbstverwirklichung die Gesellschaft junger Männer brauchte.

Das Cybercafé lag dort, wo Ambler es in Erinnerung hatte: drei Straßenecken östlich des Dupont Circle nahe der Ecke Seventeenth und Church Street. Er wählte einen Arbeitsplatz in der Nähe des ehemaligen Schaufensters, von dem aus er die Straße überblicken konnte; er würde sich nicht noch einmal überraschen lassen. Mit einigen Tastaturbefehlen rief er die »Watchlist« auf, eine Datenbank des Justizministeriums, auf die zahlreiche Bundesbehörden Zugriff hatten. Kennwörter, an die er sich nebelhaft erinnerte, funktionierten noch, was beruhigend war. Dann gab er seinen vollständigen Namen in die interne Suchmaschine ein; er wollte sehen, ob sein Name irgendwie gekennzeichnet war. Nach wenigen Augenblicken erschien auf dem Bildschirm eine Mitteilung:

Keine Akte zu HARRISON AMBLER.

Das war eine merkwürdige Panne; jeder Staatsbedienstete, selbst wenn er nicht mehr auf der Gehaltsliste stand, hätte zumindest namentlich aufgeführt werden müssen. Und obwohl seine Identität bei Consular Operations natürlich nicht in solchen Datenbanken auftauchte, war sein ziviler Tarnjob im Außenministerium eine vertraglich bestätigte Tatsache.

Mit irritiertem Schulterzucken rief er die Homepage des Außenministeriums auf und ging hinter einer Firewall zu der passwortgeschützten, aber nicht streng geheimen Datenbank der Personalabteilung. Sein ziviler Tarnjob hätte sich mühelos verifizieren lassen müssen. Hal Ambler hatte jahrelang jedem, der ihn fragte, von seiner Tätigkeit auf der mittleren Ebene der Abteilung »Kultur und Bildung« des Außenministeriums erzählt. Über dieses Thema – »kulturelle Diplomatie«, »Freundschaft durch Bildung« und so weiter – konnte er sich

bei Bedarf ernsthaft und bis zum Abwinken verbreiten. Obwohl dies alles nicht das Geringste mit seiner wirklichen Tätigkeit zu tun hatte.

Er hatte sich oft gefragt, was passieren würde, wenn er auf einer Cocktailparty die Frage nach seinem Beruf ehrlich beantworten würde. *Ich? Ich arbeite in einer ultrageheimen Abteilung eines bereits geheimen Nachrichtendienstes, der sich Consular Operations nennt. Ein Programm mit besonderen Zugangsrechten, die nur etwa fünfundzwanzig Regierungsmitglieder besitzen. Unsere Abteilung heißt Political Stabilization Unit. Was wir machen? Nun, alles Mögliche. Ziemlich oft müssen wir Leute »staben«, drum nennt man uns auch Stab-Boys. Stab bedeutet in unserem Jargon erstechen. Wir killen Leute, die hoffentlich schlimmer sind als die Leute, die wir vor ihnen retten. Aber das weiß man natürlich nie genau. Soll ich Ihnen noch einen Drink mitbringen?*

Er tippte seinen Namen in die Datenbank des Außenministeriums ein, drückte die Eingabetaste und wartete einige lange Sekunden auf das Ergebnis.

BEDIENSTETER HARRISON AMBLER NICHT
GEFUNDEN. BITTE SCHREIBWEISE ÜBERPRÜFEN
UND ERNEUT VERSUCHEN.

Sein Blick glitt über das Fenster zur Straße, und obwohl er keine verdächtigen Aktivitäten feststellen konnte, brach ihm plötzlich der kalte Schweiß aus. Er rief die Datenbank der Sozialversicherung auf und startete eine Suche nach seinem Namen.

HARRISON AMBLER nicht gefunden.

Unbegreiflich! Er rief methodisch weitere Datenbanken auf und startete Suche um Suche. Eine nach der anderen lieferte denselben ärgerlichen Refrain, Variationen zum Thema Verneinung.

Ihrer Suche entspricht kein Dokument.

ÜBER »HARRISON AMBLER« LIEGEN KEINE
UNTERLAGEN VOR.

HARRISON AMBLER nicht gefunden.

Eine halbe Stunde später hatte er weitere neunzehn Datenbanken von Bundes- und Staatsbehörden abgefragt. Immer vergebens. Es war, als hätte er nie existiert.

Wahnsinn!

Wie ein in der Ferne erklingendes Nebelhorn drangen die Stimmen verschiedener Psychiater auf Parrish Island mit ihren Fehldiagnosen wieder an sein Ohr. Das war natürlich Unsinn - alles Unsinn. Es konnte nicht anders sein. Er wusste genau, wer er war. Die Erinnerung an sein Leben bis zu seiner Einlieferung war lebhaft, klar und lückenlos. Gewiss, er hatte – in einem ungewöhnlichen Beruf gefangen – ein ungewöhnliches Leben geführt, aber er hatte nur dieses eine Leben. Irgendwo musste es ein Durcheinander, einen technischen Fehler gegeben haben, davon war er überzeugt.

Er tippte rasch eine weitere Anfrage, die jedoch wieder mit einem negativen Ergebnis quittiert wurde. Und er begann sich zu fragen, ob Gewissheit zu einem Luxus geworden war. Zu einem Luxus, den er sich nicht mehr leisten konnte.

Ein weißer Wagen ... nein, ein *Van*, der zu schnell fuhr, schneller als der Verkehrsstrom, kam plötzlich in Sicht. Und dann noch einer. Und ein dritter, der direkt vor dem Café hielt.

Wie war er so schnell aufgespürt worden? Das Internetcafé musste die IP-Adresse seines privaten Netzwerks angegeben haben, und wenn der Name Ambler in der Datenbank des Außenministeriums einen Alarm ausgelöst hatte, musste seine Suche eine Gegensuche aktiviert haben, die den realen Standort des TCP/IP-Netzwerks, das er benutzte, geliefert hatte.

Ambler sprang auf, verschwand durch eine Tür mit der Aufschrift *Nur für Personal* und rannte die Treppe hinauf – hatte er Glück, würde er aufs Dach und von dort aufs Dach eines Nachbarhauses gelangen ... Aber er musste sich beeilen, bevor das Abholteam ganz in Position war. Und während seine Muskeln pumpen und er gierig nach Luft zu schnappen begann, ging ihm ein flüchtiger Gedanke durch den Kopf. *Hinter wem sind sie her, wenn Hai Ambler nicht existiert?*

Kapitel drei

Sein Zufluchtsort, das war es immer gewesen. Ein Blockhaus mit einem einzigen Raum, ausschließlich aus einheimischem Holz vom Firstbalken bis hinunter zu den Dielenbrettern. Als Unterkunft war es fast so urzeitlich wie die Natur, die es umgab. Wände, Decke und Fußboden, den Dachstuhl und sogar den mit Zweigen verstärkten Lehmkamin hatte er in einem warmen, mückenreichen Juni mit wenig mehr als einem Stapel Holz und einer Motorsäge errichtet. Das Blockhaus war für nur eine Person gedacht, und er hatte es nie mit jemandem geteilt. Er hatte auch nie jemandem davon erzählt. Obwohl das ein Verstoß gegen die Vorschriften war, hatte er seinen Vorgesetzten nicht angezeigt, dass er das Grundstück am See gekauft hatte – zum noch besseren Schutz seiner Privatsphäre von einem anonymen Offshore-Immobilienmakler. Das Blockhaus gehörte ihm und nur ihm allein. Und es hatte Zeiten gegeben, als er auf dem Dulles International Airport angekommen war und keinen Menschen mehr hatte sehen wollen; dann war er schnurstracks zu seinem Holzhäuschen hinausgefahren, hatte die hundertachtzig Meilen in nur drei Stunden zurückgelegt. Dort fuhr er dann mit dem Boot hinaus, um Schwarzbarsche zu angeln und zu versuchen, wenigstens einen Teil seiner Seele aus dem Labyrinth aus List und Täuschung zu befreien, das sein Beruf war.

Der Aswell-See verdiente es kaum, auf einer Karte blau eingezeichnet zu werden, aber dies war ein Teil der Welt, der sein Herz höher schlagen ließ. In diesem Gebiet am Fuß der Sourland Mountains gingen landwirtschaftlich genutzte Flächen in bewaldetes Gelände über, und sein Blockhaus war von Weiden, Birken und Walnussbäumen mit stellenweise dichtem Unterholz umgeben. Im Frühjahr und Sommer war alles üppig belaubt, und es gab Blumen und später Beeren. Jetzt, im Januar, waren die meisten Bäume grau und kahl. Trotzdem besaß alles eine gewisse düstere Eleganz: die Eleganz des Potenzials. Wie er selbst brauchte das Waldland eine Ruheperiode, um sich erholen zu können.

Er war todmüde – der Preis für lange Stunden äußerster Wachsamkeit. Begonnen hatte er seine Fahrt mit einem Dodge Ram, einem alten blauen Minivan. Ein schwerfälliger, unübersichtlicher Wagen, der sich nur dadurch empfahl, dass sein Besitzer im vorderen Radkasten eine StorAKey-Magnetbox angebracht hatte. Diese Box war eine törichte Erfindung, die Autofahrer benutzten, denen die Sicherheit, einen Reserveschlüssel zu haben, mehr bedeutete als die Sicherheit ihres Fahrzeugs. Der zwölf Jahre alte grüne Honda Civic, den er jetzt fuhr, stammte vom Parkplatz am Bahnhof Trenton und hatte einem ebenso

leichtsinnigen Besitzer gehört. Dieser Wagen war so unauffällig, wie er es sich nur wünschen konnte, und er funktionierte bisher einwandfrei.

Sein Verstand arbeitete auf Hochtouren, während er auf der Route 3 nach Norden fuhr. Wer hatte ihm das angetan? Diese Frage hatte ihn schon unzählige Monate gequält. Die legitimen, wenn auch geheimen Sanktionsmöglichkeiten der US-Regierung waren gegen ihn mobilisiert worden. Und das bedeutete ... was? Dass jemand in Bezug auf ihn gelogen, ihm etwas angehängt und höhere Stellen davon überzeugt hatte, er sei übergeschnappt, sei ein Sicherheitsrisiko. Oder dass jemand oder eine Gruppe mit *Zugang* zu staatlicher Macht versucht hatte, ihn verschwinden zu lassen. Jemand oder eine mysteriöse Gruppe, die ihn für gefährlich hielt, ihn aber trotzdem nicht liquidieren wollte. Sein Kopf begann zu pochen; hinter seinen Augen entfalteten sich Kopfschmerzen wie eine bösertige Blume. Innerhalb der Political Stabilization Unit gab es Kollegen, die ihm helfen würden – aber wie sollte er sie finden? Sie waren keine Männer und Frauen, die regelmäßig zu einem Bürojob kamen; sie wechselten ihren Arbeitsplatz regelmäßig wie Figuren auf einem Schachbrett. Und er war aus allen ihm bekannten elektronischen Foren getilgt worden. *Harrison Ambler nicht gefunden* – das war Wahnsinn, aber er hatte offensichtlich Methode. Das konnte er fühlen, die Bösertigkeit wie die pochenden Kopfschmerzen fühlen, die bewusstes Denken in eine Art Agonie verwandelten. Sie wollten ihn verschwinden lassen. Sie hatten versucht, ihn lebendig zu begraben. *Sie!* Dieser irritierende nackte Plural *Sie!* Ein Wort, das alles und nichts sagte.

Um zu überleben, musste er mehr wissen, aber er konnte nur mehr erfahren, wenn er überlebte. Barrington Falls im Hunterdon County, New Jersey, lag an der Route 31, die sich durch die ländliche Mitte von New Jersey zog und an zahlreichen unbezeichneten Kreuzungen von kleineren Straßen gequert wurde. Zweimal bog er auf solche Nebenstraßen ab, um sich zu vergewissern, dass er nicht beschattet wurde, aber dafür entdeckte er keinerlei Anzeichen. Als der kleine Wegweiser nach Barrington Falls auftauchte, sah er auf die Uhr im Tacho; es war 15.30 Uhr. Noch an diesem Morgen war er im Hochsicherheitstrakt einer psychiatrischen Klinik eingesperrt gewesen. Jetzt war er fast daheim.

Eine Viertelmeile südlich der Zufahrt zum See verließ er die Straße und stellte den Honda Civic in einem Wäldchen aus Hemlocktannen und Zedern versteckt ab. Die beige Jacke mit Kunstfaserfüllung, die er unterwegs gekauft hatte, hielt ihn warm. Während er auf dem federnden Waldboden weiterging, auf dessen Laub- und Nadelteppich seine Schritte leise knirschten, fühlte er seine nervöse Anspannung allmählich abklingen. Als er sich dem See näherte, stellte er fest, dass er jeden Baum

wiedererkannte. Er hörte das Flügelschlagen einer abstreichenden Eule in der riesigen kahlen Zypresse, deren rötlicher Stamm scheinbar entrindet, knorrig und runzelig wie der Hals eines alten Weibs war. Er konnte eben noch den Bruchsteinkamin des Holzhauses mit Satteldach erkennen, das der alte McGruder am jenseitigen Seeufer gefährlich nahe am Wasser erbaut hatte. Es sah immer so aus, als könnte der nächste große Sturm es geradewegs in den See wehen.

Am Rand eines dichten Tannenwäldchens vorbei durchquerte er die bewaldete Enklave und erreichte die magische Lichtung, auf der er vor nunmehr sieben Jahren sein Blockhaus errichtet hatte. Auf drei Seiten von prachtvollen alten Nadelbäumen abgeschirmt, garantierte sie nicht nur Abgeschiedenheit, sondern auch Stille: einen von alten Bäumen gesäumten friedlichen Blick über den See.

Endlich war er heimgekehrt. Er atmete die reinigende Luft tief ein, trat durch eine Lücke in der letzten Baumreihe und sah ...

... eine kleine unbebaute Lichtung, wo sein Blockhaus hätte stehen sollen. Dieselbe Lichtung, die er vor sieben Jahren betreten hatte, als er beschlossen hatte, hier zu bauen.

Eine Woge aus Schwindel und Verwirrung überflutete ihn; er hatte das Gefühl, als liefen kleine Wellen durch den Erdboden unter seinen Füßen. *Das war unmöglich.* Hier stand kein Blockhaus. Es gab kein Blockhaus, ja nicht einmal eine Spur davon, dass hier jemals eines gestanden hatte. Der Pflanzenwuchs war nicht im Geringsten beeinträchtigt. Seine Erinnerung daran, wo er das aus einem einzigen Raum bestehende Blockhaus erbaut hatte, war unauslöschlich ... und trotzdem konnte er nur große Moospolster, Zwergwacholder in dichten Büschen und eine verkümmerte, von Weißwedelhirschen angefressene Eibe sehen, die mindestens zwanzig bis dreißig Jahre alt sein musste. Er machte einen Rundgang um die Lichtung und hielt aufmerksam Ausschau nach dem kleinsten Anzeichen für gegenwärtige oder frühere menschliche Besiedlung. Nichts. Vor ihm lag ein jungfräuliches Stück Land in genau dem Zustand, in dem er es damals gekauft hatte. Schließlich überwältigte ihn seine Ratlosigkeit, und er sank auf dem kalten, bemoosten Boden auf die Knie. Ihm graute allein davor, die Frage zu formulieren, und trotzdem musste er's tun: Konnte er der eigenen Erinnerung trauen? Die letzten sieben Jahre seines Lebens – am besten fing er mit denen an. Waren seine Erinnerungen real? Oder waren die heutigen Erlebnisse eine Illusion – würde er im nächsten Augenblick aufwachen und sich in seiner weißen Zelle in Abteilung 4W wiederfinden?

Dann fiel ihm ein, dass er irgendwo einmal gehört hatte, im Traum habe der Mensch keinen Geruchssinn. Wenn das stimmte, dann träumte er nicht. Er konnte alles Mögliche riechen: den See, die subtilen Düfte

organischen Zerfalls, verrottendes Laub und Ausscheidungen von Regenwürmern, den schwachen Harzgeruch der Nadelbäume. Nein, dies war – Gott steh ihm bei – kein Traum.

Und genau das machte es zu einem Albtraum.

Er rappelte sich auf und stieß einen halblauten kehligen Schrei voller Zorn und Frustration aus. Er hatte den Ruhepol seiner Seele erreicht, doch ihn gab es nicht mehr. Ein Gefangener konnte wenigstens hoffen, flüchten zu können; ein Folteropfer – das wusste er aus eigener Erfahrung – konnte wenigstens auf eine Unterbrechung der Qual hoffen. Aber welche Hoffnung hatte ein Wesen noch, das seine letzte Zuflucht eingeblüßt hatte?

Alles hier war ihm vertraut und fremd zugleich. Das war so unerträglich. Er begann auf und ab zu gehen, lauschte auf die Stimmen und die Rufe von Wintervögeln. Dann hörte er ein andersartiges leises Pfeifen und spürte einen Stich – eine Kombination aus Schmerz und dem Gefühl, einen Schlag erhalten zu haben – knapp unterhalb der Kehle.

Die Zeit schien langsamer zu laufen. Seine Rechte griff nach der Stelle, ertastete etwas, das aus seinem Körper ragte, und *riss es heraus*. Das Ding war ein langer bleistift dünner Pfeil, der sein Brustbein dicht unter der Kehle getroffen hatte. Er war dort stecken geblieben wie ein gegen einen Baumstamm geworfenes Messer.

Der kräftig ausgebildete oberste Teil des Brustbeins hatte einen lateinischen Namen, an den Ambler sich aus seiner Ausbildung erinnerte: *Manubrium*. Diese von einem starken Knochen geschützte Stelle war im Nahkampf kein geeignetes Körperziel. Was andererseits vielleicht bedeutete, dass er verdammtes Glück gehabt hatte. Er verschwand mit einem Hechtsprung unter den tief herabhängenden Zweigen einer Hemlocktanne, verließ sich darauf, dass er dort vorerst unsichtbar war, und untersuchte das Metallprojektil.

Es war kein Pfeil, sondern ein mit kleinen Widerhaken versehener Injektionspfeil aus Edelstahl und Kunststoff. Ein kleiner schwarzer Schriftzug auf dem Glasbehälter identifizierte seinen Inhalt als Carfentanyl – ein synthetisches Opioid, das zehntausendmal stärker als Morphin war. Mit nur zehn Milligramm ließ sich ein sechs Tonnen schwerer Elefant betäuben; die bei Menschen wirksame Dosis wurde in Mikrogramm bemessen. Das Brustbein lag so dicht unter der Haut, dass die Widerhaken sich nicht in seinem Fleisch hatten verankern können. Aber was war mit dem Inhalt des Glasbehälters? Er war leer, aber das verriet Ambler nicht, ob er sich vor oder nach dem Herausreißen entleert hatte. Seine Finger glitten nochmals über den harten Knochenkamm in der Brustmitte. Wo der Pfeil ihn getroffen hatte, ertasteten sie eine deutliche

Schwellung. Bisher fühlte er sich noch hellwach. *Wie lange hatte das Ding in ihm gesteckt?* Er hatte sofort reagiert; bis es draußen war, waren bestimmt keine zwei Sekunden vergangen. Trotzdem würde ein winziger Tropfen genügen. Und ein so hochwertiger Injektionspfeil war dafür konstruiert, seinen Inhalt schlagartig in sein Ziel zu spritzen.

Wieso war er dann nicht schon bewusstlos? Die Frage würde sich vielleicht bald selbst beantworten. Er merkte, dass sein Denken unscharf und verschwommen wurde. Das war ein nur allzu vertrautes Gefühl, das ihm bewies, dass er auf Parrish Island – vielleicht sogar oft – unter ähnliche Betäubungsmittel gesetzt worden war. Möglicherweise hatte er so eine gewisse Resistenz gegen sie entwickelt.

Dazu kam ein weiterer schützender Faktor. Weil die Hohlnadel sich in einen Knochen gebohrt hatte, war sie blockiert gewesen, die Flüssigkeit hatte nicht frei austreten können. Und der Injektionspfeil musste eine nichttödliche Dosis enthalten haben, sonst wäre eine Kugel einfacher gewesen. Wenn ein Pfeil dieser Art bei Entführungen verwendet wurde, sollte er selbstverständlich nicht tödlich wirken.

Er hätte inzwischen bewusstlos sein müssen, doch er war nur langsamer. In einem Augenblick langsamer, in dem er sich eine Beeinträchtigung seiner Fitness und Wahrnehmung am wenigsten leisten konnte. Der Nadelteppich unter ihm erschien ihm jetzt als sehr geeigneter Ort, um sich auszustrecken und ein Nickerchen zu machen. *Nur für ein paar Minuten.* Er würde sich ein wenig ausruhen und erfrischt aufwachen. *Nur für ein paar Minuten.*

Nein! Er durfte der Versuchung nicht nachgeben. Er musste weiter seine Angst spüren. Carfentanyl, daran erinnerte er sich jetzt, hatte eine Halbwertszeit von neunzig Minuten. Lag eine Überdosierung vor, bestand die optimale Behandlung aus einer Infusion mit dem Opiat-Gegenmittel Naloxon. Stand es jedoch nicht zur Verfügung, konnte ersatzweise Epinephrin injiziert werden. Epinephrin. Besser als Adrenalin bekannt. Um zu überleben, durfte er der Angst nicht ausweichen, sondern musste sie im Gegenteil suchen.

Spür die Angst, ermahnte er sich, während er unter dem Geäst der großen Hemlocktanne hervorkroch und den Kopf nach allen Richtungen verdrehte. Und plötzlich spürte er jähe Angst, als er wieder das leise Pfeifen hörte, mit dem die Luft an der starren Befiederung eines Hochgeschwindigkeitsprojektils vorbeiströmte, das ihn nur um eine Handbreit verfehlte. Adrenalin wurde in den Blutkreislauf ausgeschüttet: Sein Mund wurde trocken, sein Herz begann zu rasen, und seine Magennerven verkrampften sich. Jemand war hinter ihm her. Was bedeutete, dass jemand wissen musste, wer er wirklich war. Bewusstes

Handeln trat in den Hintergrund; es wurde durch automatische Reaktionen ersetzt, die von Ausbildung und Instinkt geprägt waren.

Beide Projektile waren aus der gleichen Richtung irgendwo vom Seeufer gekommen. Aber aus welcher Entfernung? Das Standardverfahren sah vor, unnötige Nähe zu vermeiden; ein Mann mit einem Betäubungsgewehr konnte seine Aufgabe aus sicherer Entfernung erfüllen. Wegen der geringen Reichweite der Injektionspfeile konnte diese Entfernung jedoch nicht sehr groß sein. Ambler ging in Gedanken nach Südwesten und versuchte, sich alle Einzelheiten des Geländes vorzustellen. Dort gab es einen dichten Bestand von Hemlocktannen, deren Zweige mit kleinen braunen Zapfen besetzt waren, außerdem eine lockere Reihe von Felsbrocken, über die man wie auf einer Treppe gehen konnte, und einen Graben, in dessen feuchtem Schatten im Sommer Skunkkohl und Frauenschuh gediehen. Und absturzsicher an einer alten, kränkenden Ulme befestigt, stand ein Hochsitz für die Jagd.

Ja, natürlich! Ein stabiler, transportabler Hochsitz, der wie so viele »Provisorien« vor langen Jahren aufgestellt und nie mehr abgebaut worden war. Der Sitz maß ungefähr drei Fuß im Quadrat; die kräftigen Gurte, mit denen er befestigt war, führten um den Stamm herum und waren mit Sicherungsschrauben fixiert. Seiner Erinnerung nach war die Sitzfläche ungefähr dreieinhalb Meter über dem Boden, und der wiederum lag gut drei Meter höher als die Stelle, an der Ambler sich jetzt befand. Jeder Profi hätte diese ideale Schussposition genutzt. Wie lange hatte der Mann mit dem Betäubungsgewehr ihn schon im Visier gehabt, bevor er abgedrückt hatte? Und wer zum Teufel waren diese Leute überhaupt?

Die Unsicherheiten begannen Ambler zu ermüden; sie reaktivierten irgendwie das Carfentanyl, von dem er ein paar Mikrogramm im Blut hatte: *Ich möchte hier ausruhen. Nur für ein paar Minuten.* Man hätte glauben können, das starke Betäubungsmittel flüsterte ihm diesen Vorschlag ins Ohr. *Nein!* Er stellte sich abrupt der drohenden Gefahr, dem *Hier und Jetzt.* Solange er frei war, hatte er eine Chance. Mehr verlangte er gar nicht. Eine Chance.

Eine Chance, den Jäger die Angst spüren zu lassen, die er ausgelöst hatte. Eine Chance, sich an den Mann auf dem Hochsitz anzupirschen.

Die Herausforderung lag darin, sich so klein wie möglich zu machen, während er lautlos und trittsicher durch den Wald schlich. Das würde Fähigkeiten erfordern, die er nur selten nutzte. Ambler richtete sich in dem dichten Unterholz, das ihm Deckung gab, in gebückter Haltung auf, hob langsam ein Bein und schwang Knöchel und Fuß locker nach vorn, wobei das Knie in der bisherigen Stellung verblieb. Die Schuhspitze berührte den Boden und erhöhte sanft ihren Druck, bis feststand, dass kein

Zweig unter der Sohle knacken würde. Der Rest des Fußes von den Zehen bis zur Ferse folgte mit glatter, stetiger Bewegung.

Indem er sein Körpergewicht gleichmäßig auf den gesamten Fuß verteilte, maximierte er die Fläche, auf die Druck ausgeübt wurde, und verringerte so den Anpressdruck. *Langsam und gleichmäßig*, ermahnte er sich, aber langsam und gleichmäßig entsprach nicht seiner üblichen Arbeitsweise. Hätte er nicht Spuren von Carfentanyl im Blut gehabt, hätte er sich vielleicht nicht mehr beherrschen können und wäre losgestürzt.

Schließlich beendete er einen Bogen, der ihn weit an der kränkelnden Ulme vorbei und von hinten zu ihr zurückführte. Als er bis auf zehn Meter an den Baum herangekommen war, fand er eine schmale Schneise durch Brombeergestrüpp, Baumstämme und Äste und sah in die Richtung, in der er den Hochsitz zu finden erwartete.

Aber obwohl der Baum genau wie in seiner Erinnerung aussah, war kein Hochsitz daran angebracht. Es gab keinen Hochsitz, keine Spur eines ehemaligen Hochsitzes. Trotz der Kälte fühlte Ambler einen Angstschauer wie eine Hitzewelle durch seinen Körper laufen. Wenn der Mann mit dem Betäubungsgewehr nicht den alten Hochsitz bezogen hatte ...

Dann kam ein Windstoß, und er hörte das leise, aber deutliche Geräusch, mit dem sich Holz an Holz rieb. Er wandte sich ihm zu und konnte schließlich ausmachen, woher es kam. Von einem Hochsitz. Von einem anderen Hochsitz – größer, höher und offenbar neuer, am mächtigen Stamm einer alten Platane befestigt. Ambler schlich so leise wie nur möglich darauf zu. Der Fuß des alten Baums war von einem Dickicht aus Multiflorarosen umgeben. Hätten sie im Winter mit ihren Blättern nur auch ihre nadelspitzen Dornen verloren! Diese aus Asien eingewanderte Pflanze bildete ein Gestrüpp, das so undurchdringlich war wie ein Hindernis aus Bandstacheldraht. Und ein solches Gestrüpp umgab den Stamm der dreißig Meter hohen Platane.

Ambler spähte durch die Zweige – an den kleinen stacheligen Samenkapseln vorbei, die sich wie schwebende Seeigel vor dem Himmel abhoben – und entdeckte schließlich die Gestalt. Dort oben saß ein großer Mann in einem Tarnanzug. Zum Glück sah er in die entgegengesetzte Richtung. Das bedeutete, dass Amblers Annäherung bisher nicht entdeckt worden war; der Mann mit dem Betäubungsgewehr vermutete ihn weiterhin auf dem zum See hin abfallenden Gelände. Ambler strengte sich an, um ihn in der einsetzenden Abenddämmerung deutlicher zu erkennen. Der Mann hatte ein Autofokusernglas von Steiner vor den Augen – ebenfalls ein Militärmodell mit reflexarm beschichteten Linsen und wasserdichter grüner Gummiarmierung –, mit dem er das Seeufer

aufmerksam und methodisch absuchte.

An seiner rechten Schulter hing an einem Riemen ein Gewehr mit langem Lauf. Das musste das Betäubungsgewehr sein. Aber der Mann hatte auch eine Pistole am Koppel – dem Umriss nach wahrscheinlich eine Beretta M92. Eine bei der U.S. Army eingeführte 9-mm-Pistole, die jedoch in der Regel nur Angehörige von Spezialeinheiten führten.

War der Mann allein?

Vermutlich, denn er hatte kein Funksprechgerät, kein sichtbares Kommunikationsmittel, keinen Ohrhörer, wie zu erwarten gewesen wäre, wenn er zu einem Team gehört hätte. Aber solche Annahmen konnten täuschen.

Ambler sah sich nochmals um. Sein Blick auf den Gewehrschützen wurde zum Teil von einem dicken Ast der alten Platane verdeckt, dessen Rinde gefleckt, aber glatt war. *Dieser Ast! Wenn* Ambler sich nach links bewegte und senkrecht hochsprang, konnten seine Hände ihn an einer Stelle umfassen, wo er vermutlich stark genug war, um sein Gewicht zu tragen. Der Ast ragte sieben bis acht Meter fast waagrecht vom Stamm weg und war auf einer Länge von ungefähr fünf Metern dicker als Amblers Oberschenkel. Was bedeuten musste, dass er dick und stark genug für seine Zwecke war. Wenn er sich daran festklammerte, konnte er das Dornengestrüpp geräuschlos überwinden und bis auf ein, zwei Meter an den Baumstamm mit dem Hochstand herankommen.

Ambler wartete auf den nächsten Windstoß aus der richtigen Richtung – von dem Gewehrschützen weg, auf ihn zu – und schnellte sich dann mit aller Kraft hoch. Seine Hände umklammerten den Ast und klatschten dabei nicht auf die Rinde, sondern umfassten den Ast rasch und geräuschlos. Ein weiterer Adrenalinstoß ermöglichte ihm, sich in einer einzigen flüssigen Bewegung hochzuziehen und auf den Ast zu klettern.

Als der dicke Ast sich unter seinem Gewicht etwas durchbog, gab das Holz ein leises Ächzen von sich. Aber es war weniger laut, als Ambler befürchtet hatte, und der Mann auf dem Hochsitz, den er jetzt gut sehen konnte, hatte anscheinend nichts gemerkt. Der Wind hatte aufgefrischt, und der Baum hatte leise geächzt: eine durchaus logische Folge von Ereignissen. Der Killer hatte keinen Grund, misstrauisch zu werden.

Ambler schob sich in Richtung Stamm vor, indem er abwechselnd die Hände und Füße einsetzte, und hatte endlich den breiten Nylongurt des Hochsitzes in Reichweite. Er hatte gehofft, den Haltegurt lösen zu können, damit die Plattform zu Boden krachte. Aber das würde nicht möglich sein, denn das Spannschloss befand sich fast unter dem Hochsitz auf der anderen Seite des Baumstamms. Jetzt konnte er sich dem Mann nicht mehr weiter nähern, ohne irgendein kleines Geräusch zu machen,

das ihn verraten würde. Er biss die Zähne zusammen, zwang sich zur Konzentration. *Nichts klappt jemals nach Plan. Improvisiere, lass dir was Neues einfallen.*

Er kletterte lautlos auf den nächsthöheren Ast, schloss kurz die Augen, atmete tief durch, stieß sich ab und sprang den Killer an. Das war ein Angriff aus dem Sprung heraus, wie er ihn nicht mehr versucht hatte, seit er in der Highschool Football gespielt hatte.

Und der Angriff war ein Fehler. Der durch die Geräusche seiner Bewegungen alarmierte Mann warf sich herum. Ambler seinerseits traf ihn zu niedrig – in Höhe seiner Knie, nicht auf Taillenhöhe –, und statt vom Hochsitz gestoßen zu werden, fiel der Mann nach vorn und umklammerte ihn mit stählernem Griff. Trotzdem hatte Ambler noch Glück, weil er die Beretta zu fassen bekam.

Mit einem kräftigen Hieb schlug der andere ihm die Pistole aus der Hand und ließ sie ins Dornengestrüpp am Fuß des Baums segeln. Als die beiden Männer sich auf der kleinen Plattform gegenüberstanden, war Ambler sofort klar, dass er den Kürzeren ziehen würde. Sein Gegner war ein muskelbepackter, aber trotzdem erstaunlich agiler Zweimetermann. Sein kahl rasierter Kopf glich einem stummelförmigen Fortsatz seines dicken, kräftigen Halses. Er brachte seine Schläge wie ein ausgebildeter Boxer an: Hinter jedem sorgfältig gezielten Schlag lag sein gesamtes Körpergewicht, und der Arm ging sofort wieder in Verteidigungsstellung zurück. Ambler konnte kaum mehr tun, als seinen Kopf zu schützen; so blieb sein Körper schutzlos, und unter den gewaltigen Hieben würde er sich bald zusammenkrümmen, das wusste er.

Im nächsten Augenblick gab Ambler seine geduckte Haltung auf, blieb mit dem Rücken an den Baumstamm gelehnt stehen und ließ die Hände sinken. Er hätte nicht sagen können, warum.

Der große Mann wirkte eher befriedigt als verblüfft, als er zum entscheidenden Schlag ausholte.

Kapitel vier

Während Ambler keuchend Luft holte und vor Anstrengung am ganzen Leib zitterte, sagte ein Flackern im Blick des großen Mannes ihm alles, was er wissen musste: Sein Gegner wollte ihn mit einem einzigen Schlag erledigen – mit einem gewaltigen Schwinger aufs Kinn, in den er die ungeheure Kraft seines muskulösen Oberkörpers legen würde.

Nun tat Ambler das Einzige, was er tun konnte, das Einzige, worauf ein Profi niemals gekommen wäre: Er ließ sich im genau richtigen Augenblick zu Boden fallen, und die nackte Faust des Angreifers krachte gegen den Baumstamm.

Als der Mann vor Schmerzen aufheulte, sprang Ambler auf, ramnte dem Killer seinen Kopf auf den Solarplexus, bekam ihn dann an den Beinen zu fassen, noch bevor sein Gegner reflexartig keuchend ausatmete, und riss sie an den Knöcheln hoch.

Nun kippte der Mann endlich vom Hochsitz, und Ambler stürzte hinterher. Der Mann war unter ihm, was seinen Fall dämpfte.

Mit raschen, geschickten Bewegungen riss Ambler dem Mann die mit Kevlar gefütterte Tarnjacke und seine Kakiweste herunter. Dann löste er den Gewehrriemen und benutzte ihn und das Koppel, um ihm die Hände auf dem Rücken zu fesseln. Die beiden mittleren Knöchel seiner rechten Hand waren gerötet und blutig, vermutlich gebrochen. Der Killer stöhnte vor Schmerzen.

Ambler sah sich nach der Beretta um. Sie glänzte matt im Dornengestrüpp der Multiflorarose, und er beschloss, sie vorerst nicht herauszuholen.

»Hinknien, G.I. Joe«, sagte Ambler. »Sie kennen die Stellung, Knöchel übereinander.«

Der Mann gehorchte und bewegte sich widerstrebend, aber nicht unsicher, als habe er selbst schon andere gezwungen, diese Stellung einzunehmen. Er war offenbar in den amerikanischen Streitkräften ausgebildet worden – und vermutlich sogar in einer Spezialeinheit.

»Ich glaub, ich hab mir die Rippen gebrochen, Mann«, sagte der Killer mit leiser, gepresster Stimme. Tiefster Süden ... Missouri, vermutete Ambler.

»Sie werden's überleben«, sagte Ambler knapp. »Oder auch nicht. Das müssen wir zwei wohl klären, stimmt's?«

»Ich glaub, Sie verstehen Ihre Lage nicht«, sagte der Mann.

»Genau deshalb müssen Sie mir helfen«, erklärte Ambler ihm. Er tastete die Hosentaschen des anderen ab und zog ein taktisches Klappmesser

heraus. »Wir veranstalten jetzt eine kleine Mutprobe.« Er arretierte die Wellenschliffklinge und hielt sie dicht ans Gesicht des Mannes. »Sehen Sie, ich habe nicht viel Zeit. Deshalb möchte ich, dass wir gleich zur Sache kommen.« Ambler bemühte sich, seine Atmung unter Kontrolle zu bekommen. Er musste ruhig und überlegen wirken. Und er musste sich auf das Gesicht des Knienden konzentrieren, während er ihn mit der Wellenschliffklinge bedrohte. »Frage Nummer eins. Arbeiten Sie allein?«

»Natürlich nicht. Wir sind ein ganzer Haufen.«

Der Kerl lügt. Das wusste Ambler trotz der abstumpfenden Wirkung des Carfantanyls, wie er's immer wusste. Fragten Kollegen, woher er das wisse, gab er in unterschiedlichen Fällen unterschiedliche Antworten. In einem Fall war es vielleicht ein Zittern in der Stimme. In einem anderen ein Tonfall, der allzu sanft und bewusst einschmeichelnd wirkte. Irgendetwas um die Mundwinkel. Irgendetwas um die Augen. Es gab immer irgendetwas.

Consular Operations hatte sogar Wissenschaftler auf ihn angesetzt, um seine spezielle Begabung, die seines Wissens niemand sonst besaß, erforschen zu lassen. Er bezeichnete sie als Intuition. *Intuition* bedeutete, dass er sich seine Gabe selbst nicht erklären konnte. Manchmal fragte er sich sogar, ob seine Begabung nicht vielmehr eine Behinderung war, weil er außerstande war, *nicht* zu sehen. Die meisten Leute beurteilten das Gehörte nach dem Gesichtsausdruck des Sprechenden; sie ignorierten alles, was nicht zu der Erklärung passte, die sie sich zurechtgelegt hatten. Ambler fehlte diese Fähigkeit, störende Fakten oder Eindrücke auszublenden.

»Sie sind also allein«, erklärte er dem Knienden. »Genau wie erwartet.«

Der Mann protestierte, aber das klang nicht überzeugend.

Selbst ohne zu wissen, wer *sie* waren oder was sie wollten, erkannte Ambler, dass sie sich ausgerechnet haben mussten, wie wenig wahrscheinlich es war, dass er gerade hier aufkreuzen würde. Es gab fünfzig weitere Orte, die er hätte aufsuchen können, und er vermutete, dass auch dort Leute postiert waren. Wegen der geringen Wahrscheinlichkeit und der kurzen Vorbereitungszeit würde überall nur ein Mann auf der Lauer liegen. Das war eine Frage der Ressourcen.

»Nächste Frage. Wie heiße ich?«

»Hat mir keiner gesagt«, antwortete der Mann verdrießlich.

Das war geradezu unglaublich, aber der Mann sagte die Wahrheit.

»Ich finde kein Foto der Zielperson in Ihren Taschen. Wie wollten Sie mich identifizieren?«

»Foto gibt's keines. Der Auftrag ist erst vor ein paar Stunden eingegangen. Mit Ihrer Personenbeschreibung: vierzig, gut einsachtzig,

braunes Haar, blaue Augen. Für mich sind Sie bloß der Januarman. Wer heute in dieser gottverlassenen Gegend auftauchte, musste im Prinzip der Gesuchte sein. So haben sie's mir erklärt. Ich bin schließlich nicht auf einen Kongress der National Rifle Association geschickt worden, okay?»

»Gut gemacht«, sagte Ambler. Diese Geschichte klang zwar merkwürdig, aber sie war nicht gelogen. »Sie haben die Wahrheit gesagt. Das merke ich immer, ob Sie's glauben oder nicht.«

»Wenn Sie's sagen«, murmelte der Mann. Er wirkte nicht überzeugt.

Ambler *musste* ihn dazu bringen, das zu glauben. Das würde die Befragung erleichtern. »Probieren Sie's aus. Ich stelle Ihnen ein paar einfache Fragen, die Sie nach Belieben ehrlich oder mit einer Lüge beantworten. Sie werden sehen, dass ich's weiß. Also los! Hatten Sie als Junge einen Hund?»

»Nö.«

»Sehen Sie, das war gelogen. Wie hat er geheißen?»

»Eimer.«

»Eine ehrliche Antwort. Der Vorname Ihrer Mutter?»

»Marie.«

»Falsch. Der Ihres Vaters?»

»Jim.«

»Wieder falsch«, sagte Ambler und merkte, dass dem Knienden die Leichtigkeit, mit der seine Antworten bewertet wurden, sichtlich unheimlich war. »Wie ist Eimer gestorben?»

»Überfahren.«

»Richtig«, sagte Ambler aufmunternd. »Eine wahre Antwort. Denken Sie daran, dass ab jetzt nur noch wahre Antworten zulässig sind.« Eine kurze Pause. »Nächster Abschnitt des Examens. Für wen arbeiten Sie?»

»Meine gottverdammten Rippen sind gebrochen.«

»Beantworten Sie meine Frage. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich's eilig habe.«

»Das müssen Sie schon selbst herausfinden. Ich darf nichts dazu sagen.« Die Stimme des Mannes klang wieder zuversichtlicher; Ambler würde ihm diese Zuversicht rauben müssen, sonst war seine Chance dahin, zu erfahren, was er wissen musste.

»Ich soll das selbst herausfinden? Sie kapieren wohl den Ernst ihrer Lage nicht. Ihr Schicksal liegt jetzt nicht in den Händen ihrer Auftraggeber, sondern in meinen ...« Er drückte die gezackte Klinge an die rechte Wange des Killers.

»Bitte hören Sie auf«, stöhnte der Südstaatler.

An den Zacken der Wellenschliffklinge zeigten sich stecknadelkopfgroße Blutstropfen. »Darf ich Ihnen einen Rat geben?

Wenn Sie einen Mann, der ein Messer hat, mit einem Gewehr töten wollen, sollten Sie ihn nicht zu nahe an sich heranlassen.« Amblers Stimme klang eisig und selbstsicher. Das gehörte mit zur Kunst der Vernehmung: eine Aura von äußerster Entschlossenheit und Skrupellosigkeit.

Sein Blick fiel auf das langläufige Gewehr. Ein Paxarms MK24B Kaliber .509 für Betäubungsprojekte.

»Eine ganz außergewöhnliche Waffe«, sagte Ambler. »Gehört nicht gerade zur üblichen Ausrüstung von G.I. Joe. Welchen Auftrag hatten Sie? Er verstärkte wieder den Druck auf die Zacken der Klinge.

»Bitte nicht«, sagte der Mann mit schwacher Stimme, als bekomme er keine Luft mehr.

»Sie sollten meine Entführung vorbereiten. Sie hatten den Auftrag, mich zu betäuben – und was dann?«

»Ich hatte andere Anweisungen.« Der Mann wirkte fast verlegen. »Die Leute, für die arbeite, scheinen sich wirklich für Sie zu interessieren.«

»Die Leute für die Sie arbeiten«, wiederholte Ambler. »Die Regierung, meinen Sie?«

»Ha?« Ein ratloser Blick, als vermute er, Ambler mache sich einen Spaß mit ihm, sei sich seiner Sache aber nicht sicher. »Wir reden von einer durch und durch privaten Organisation, okay? Ich arbeite nicht für den Staat, das steht verdammt noch mal fest. Man hat mir gesagt, Sie würden vielleicht aufkreuzen, und wenn das der Fall sein sollte, hatte ich den Auftrag, Sie anzusprechen.«

Ambler nickte zu dem Paxarms hinüber. »Das verstehen Sie unter *ansprechen*?«

»Ich sollte nach eigenem Ermessen verfahren, falls ich Sie als gefährlich einschätzen sollte.« Er zuckte mit den Schultern. »Also hab ich vorsichtshalber das Betäubungsgewehr mitgenommen.«

»Und?«

Wieder ein Schulterzucken. »Ich habe Sie als gefährlich eingeschätzt.«

Ambler starrte ihn unverwandt an. »Hat's in Ihrem Drehbuch auch einen Übergabepunkt gegeben?«

»Der ist mir nicht vorher mitgeteilt worden. Diese Information sollte ich über Funk erhalten, sobald ich gemeldet hatte, dass Sie freiwillig mitkommen oder in meiner Gewalt sind. Ich weiß nicht, für wie wahrscheinlich sie es gehalten haben, dass Sie aufkreuzen.«

»Sie? Das ist mir nicht präzise genug kapiert.«

»Hören Sie, diese Leute heuern mich für Aufträge an, aber sie achten auf Abstand. Wir spielen nicht gerade jeden Sonntag Mah-Jong miteinander, okay? Ich hatte den Eindruck, sie haben erst vor Kurzem

erfahren, dass Sie wieder auf freiem Fuß sind. Sie wollten Sie unter Vertrag nehmen, bevor's jemand anders tut.«

»Das rührt einen, wenn man so gefragt ist.« Ambler kämpfte damit, das Gehörte zu verarbeiten. Gleichzeitig war es wichtig, das bisherige Vernehmungsstempo beizubehalten. »Wie erfolgt die Verbindungsaufnahme?«

»Wir haben eine Art Fernbeziehung. Heute Morgen habe ich eine verschlüsselte E-Mail mit den Anweisungen bekommen. Auf meinem Bankkonto war bereits eine Vorauszahlung eingegangen. Damit war die Sache gebongt.« Die Worte überschlugen sich fast. »Kein persönlicher Kontakt, keine Besprechungen. Sicherheit durch Distanz.«

Der Mann sagte die Wahrheit – und seine Worte verrieten Ambler weit mehr, als sie eigentlich ausdrücken sollten. *Sicherheit durch Distanz*. Eine bei den US-Nachrichtendiensten gebräuchliche Formel. »Sie sind ein amerikanischer Agent«, stellte Ambler fest.

»Gewesen, wie ich schon gesagt hab. Früher bei MI.« Also Military Intelligence. »Davor sieben Jahre bei den Special Forces.«

»Und jetzt arbeiten Sie freiberuflich.«

»Genau.«

Ambler zog den Reißverschluss eines Beutels auf, der an der Kakiweste des Mannes hing. Darin fand er ein zerkratztes Nokia-Handy, vermutlich zum persönlichen Gebrauch, das er einsteckte. Außerdem enthielt der Beutel wie erwartet die militärische Version eines BlackBerry-Messagers. Also RASP-Datensicherheit auf ganzer Linie. Der Söldner und die Organisation, die ihn angeheuert hatte, konnten mit Geräten umgehen, die bei den US-Nachrichtendiensten in Gebrauch waren.

»Okay, ich schlage Ihnen einen Tauschhandel vor«, sagte Ambler. »Sie erklären mit das E-Mail-Protokoll und geben mir Ihre Passwörter.«

Eine kurze Pause. Dann schüttelte der Mann mit neuer Entschlossenheit im Gesichtsausdruck langsam den Kopf. »Fällt mir nicht im Traum ein.«

Ambler spürte einen Stich. Er musste die dominierende Position aufs Neue erringen. Als er die Emotionen studierte, die sich auf dem Gesicht des Mannes abzeichneten, erkannte er, dass er es nicht mit einem Fanatiker, einem wahren Gläubigen zu tun hatte. Der Mann vor ihm war wirklich nur ein Söldner. Er legte großen Wert darauf, sich seinen Ruf als zuverlässiger Mann zu bewahren, weil davon künftige Aufträge abhingen. Ambler dagegen musste ihm begreiflich machen, dass die Frage, ob er überhaupt eine Zukunft haben würde, von seiner Kooperationsbereitschaft abhing. In solchen Augenblicken war eine ruhige, vernünftige Art nicht zielführend. Vielmehr musste er den geilen Sadisten spielen, der begeistert

jede Gelegenheit nutzte, seine Perversion auszuleben.

»Wissen Sie, wie ein Mann aussieht, dem man die Gesichtshaut abgezogen hat?«, fragte Ambler ruhig. »Ich schon. Die menschliche Haut ist überraschend zäh, aber nur lose mit den unter ihr liegenden Fett- und Muskelschichten verbunden. Das bedeutet, dass die Haut sich überraschend leicht vom Gesicht lösen lässt, sobald der erste Schnitt gemacht ist. Als ob man Grassoden aufrollt. Und sobald man sie abhebt, sieht man unter ihr das unglaublich engmaschige Geflecht der Gesichtsmuskeln. Eine Wellenschliffklinge ist nicht gerade das ideale Werkzeug dafür – sie schneidet zu grob, hinterlässt gezackte Wundränder. Trotzdem genügt sie für diesen Zweck. Sie werden nicht zusehen können, fürchte ich, aber ich beschreibe Ihnen, was ich sehe. Dann verpassen Sie nichts. Also, fangen wir an? Sie werden ein kleines Zwicken spüren. Naja, vielleicht etwas mehr als ein Zwicken. Es wird sich eher so anfühlen, als ... nun, als ziehe Ihnen jemand bei lebendigem Leib die Haut ab.«

Der Mann kniff ängstlich die Augen zusammen. »Sie haben von einem Tauschhandel gesprochen«, sagte er. »Was kriege ich?«

»Oh, das. Also, Sie können ... wie soll ich's ausdrücken? Sie können Ihr Gesicht wahren.«

Der Kniende schluckte trocken. »Der Code lautet 1345 GD«, sagte er heiser. »Wiederhole: 1345GD.«

»Eine freundschaftliche Mahnung: Haben Sie gelogen, erfahre ich's sofort«, sagte Ambler. »Versuchen Sie mich reinzulegen, geht unsere Anatomiestunde weiter. Darüber sind Sie sich hoffentlich im Klaren.«

»Ich lüge nicht!«

Ein frostiges Lächeln. »Ich weiß.«

»Die E-Mail-Verschlüsselung erfolgt automatisch durch die Hardware. In der Betreffzeile muss >Suche Odysseus< stehen. Groß- oder Kleinschreibung spielt keine Rolle. Der Absender lautet >Zyklop<.« Er nannte weitere Einzelheiten des vereinbarten E-Mail-Protokolls, und Ambler prägte sie sich ein.

»Jetzt müssen Sie mich freilassen, Mann«, sagte der Südstaatler, nachdem er auf Amblers Befehl alles dreimal wiederholt hatte.

Ambler vertauschte seine beige Jacke mit Kunstfaserfüllung gegen Kakiweste und Tarnjacke des anderen; sie enthielten viele Gegenstände, die er vielleicht würde brauchen können. Dann nahm er dem Mann den Geldgürtel ab und schnallte ihn sich selbst um; die meisten Söldner führten größere Barbeträge mit, und dieses Geld würde er gut brauchen können. Die Beretta blieb irgendwo im Dornengestrüpp unerreichbar liegen.

Was das Gewehr betraf, würde es Ambler wegen seiner Sperrigkeit zumindest kurzfristig eher behindern – und im Augenblick konnte er nur

kurzfristig planen. Er zerlegte die Waffe, nahm die restlichen sechs Betäubungspfeile heraus und warf sie ins Dickicht. Erst dann löste er seinem Gefangenen die Handfesseln und warf ihm die beige Jacke zu. »Damit Sie nicht erfrieren«, sagte er.

Ambler spürte ein leichtes Brennen an der rechten Halsseite – ein Mückenstich? – und schlug geistesabwesend mit der Hand danach. Es dauerte einige Augenblicke, bis ihm klar wurde, dass es um diese Jahreszeit keine Stechmücken gab, und inzwischen hatte er gemerkt, dass er Blut an den Fingerspitzen hatte. Also kein Insekt. Und kein Betäubungspfeil.

Eine Gewehrkugel.

Er warf sich herum. Der Mann, dessen Fesseln er eben gelöst hatte, war zusammengebrochen. Aus seinem Mund quoll hellrotes Blut, und er hatte bereits den starren Blick eines Toten. Die Kugel eines Scharfschützen – das Geschoss hatte Amblers Hals gestreift – musste durch seinen Mund eingetreten und am Hinterkopf ausgetreten sein. Ambler hatte beschlossen, den Mann zu verschonen. Jemand anders hatte es für nötig gehalten, ihn zum Schweigen zu bringen.

Oder war die Kugel für Ambler bestimmt gewesen?

Weg, nur weg von hier! Ambler hetzte atemlos durch den Wald davon. Dass er die beige Jacke verschenkt hatte, konnte ein Todesurteil gewesen sein, weil sie den anderen als Zielperson gekennzeichnet hatte. Der weit entfernte Scharfschütze würde sich an der Farbe orientiert haben. Aber wozu jemanden damit beauftragen, ihn »anzusprechen«, wenn der Plan vorsah, ihn zu liquidieren?

Er musste die Sourlands verlassen. Der Honda war bestimmt schon entdeckt worden. Wo konnte er sich ein Fahrzeug beschaffen? Er erinnerte sich daran, eine Viertelmeile hügelaufwärts einen mit einer Plane abgedeckten Gator stehen gesehen zu haben. Das war ein niedriges grünes Allradfahrzeug, das fast jedes Gelände bewältigen konnte: Sümpfe, Bäche, Hügel.

Als Ambler das Fahrzeug erreichte, überraschte ihn nicht, dass der Zündschlüssel steckte. In diesem Teil der Welt war es noch immer üblich, seine Haustür nicht abzuschließen. Der Motor sprang sofort an, und Ambler raste mit Vollgas durch den Wald davon. Er hielt sich am Lenkrad fest, wenn Felsbrocken den Gator springen ließen, und duckte sich tief, wenn herabhängende Zweige im Weg waren. Der kleine Allradwagen waltzte mühelos über Brombeergestrüpp und durch Dickichte; solange zwischen den Bäumen genug Platz war, konnte das Unterholz ihn nicht aufhalten. Auch felsige Gräben und Bachbetten nicht. Die Fahrt war holperig und schlingernd, als säße er auf einem noch nicht ganz eingerittenen Pferd, aber der Bodenkontakt war immer zuverlässig.

Plötzlich explodierte die Windschutzscheibe des Gators, wurde durch ein Spinnennetz aus Sprüngen fast undurchsichtig.

Die zweite Kugel hatte endlich getroffen.

Er machte ruckartige, willkürliche Lenkbewegungen, weil er hoffte, dass die Sprünge des Fahrzeugs auf dem holperigen Untergrund es dem Schützen erschweren würden, ihn im Fadenkreuz zu behalten. Gleichzeitig arbeitete sein Verstand fieberhaft, irrte durch eine Wildnis aus Ungewissheiten. Die Schusslinie sagte ihm, dass der Scharfschütze sich irgendwo jenseits des Sees befinden musste – vielleicht im Gebiet um McGruders Holzhaus. Oder in der Nähe des Vermessungspunkts am Fuß des dahinter ansteigenden Hügels. Oder – er suchte in Gedanken den Horizont ab – auf dem Getreidesilo von Steptoes Farm, die noch etwas höher lag. Ja, dort wäre er in Stellung gegangen, wenn er diesen Auftrag gehabt hätte. Für ihn lag Sicherheit in der *Höhe* – den Abhang hinauf zu dem Hügelkamm, hinter dem das Gelände wieder sanft abfiel. Dort führte eine asphaltierte Straße entlang. Wenn er sie erreichte, war er in der Senke vor dem Scharfschützen sicher.

Als er Vollgas gab, zeigte sich, dass der Gator die steilsten Hänge der Sourland Mountains mühelos überwinden konnte; zehn Minuten später hatte er die Straße erreicht. Sein Fahrzeug war jedoch zu langsam, um mit normalem Autoverkehr Schritt halten zu können, und die durch den Schuss zersplitterte Windschutzscheibe konnte unliebsames Aufsehen erregen. Deshalb lenkte er den Gator in ein dichtes Zedernwäldchen und stellte den Motor ab.

Kein Laut von irgendeinem Verfolger, keine Geräusche außer dem Knistern des abgestellten Motors und dem Rauschen des Verkehrs auf der nahe gelegenen Bergstraße.

Ambler holte den PDA des Ermordeten aus der Jackentasche. *Sie wollen Sie unter Vertrag nehmen.* Das hatte der Mann geglaubt, aber war es eine List gewesen? Die Organisation, die den ehemaligen US-Geheimagenten angeheuert hatte, hatte sich offenbar bewusst im Hintergrund gehalten: Sicherheit durch Distanz. Trotzdem musste Ambler herausbekommen, was diese Leute wussten. Jetzt war die Reihe an ihm, sie »anzusprechen« - aber zu seinen Bedingungen und indem er die Identität des Ermordeten benutzte. Um die Schutzmechanismen der anderen Seite zu überwinden, musste er mit seiner Nachricht etwas anbieten ... oder androhen? Den Rest würde die Fantasie der Empfänger erledigen: Je unbestimmter seine Mitteilung war, desto besser.

Nachdem er kurz überlegt hatte, tippte er mit dem Daumen eine knappe, aber sorgfältig formulierte Nachricht ein.

Eine Begegnung mit der Zielperson, erklärte er, sei nicht wie geplant

verlaufen, aber er sei jetzt im Besitz einiger »interessanter Dokumente«. Deshalb sei ein Treffen erforderlich. Er begnügte sich mit dieser Minimalerklärung, ohne sie weiter zu erläutern.

Erwarte Anweisungen, schloss er und übermittelte seine Nachricht an den oder die Unbekannten am anderen Ende des Kryptosystems.

Dann machte er sich zu Fuß auf den Weg zur Straße. In der Tarnjacke würde er wie ein Jäger aussehen, der vor der Jagdzeit Wildwechsel erkundet hatte. Das war in dieser Gegend ganz normal. Einige Minuten später hielt eine Frau Mitte fünfzig, die einen GMC mit überquellendem Aschenbecher fuhr, am Straßenrand und nahm ihn mit. Sie hatte viel auf dem Herzen und redete unablässig, bis sie ihn vor dem Motel 6 an der Route 173 absetzte. Ambler hatte ab und zu ein paar höfliche Worte eingeworfen, aber darauf hatte sie kaum geachtet.

Fünfundsiebzig Dollar für ein Zimmer. Er fürchtete einen Augenblick lang, er könnte nicht genug haben, aber dann fiel ihm der Geldgürtel ein. Während er sich unter einem falschen Namen eintrug, kämpfte er gegen eine unbeschreibliche Erschöpfung an, die ihn zu überwältigen drohte und das vermutlich auch ohne die in seinem Körper verbliebenen Spuren von Carfantanyl geschafft hätte. Er brauchte ein Zimmer. Er brauchte Schlaf.

Das Zimmer war so anonym, wie Ambler es sich nur hätte wünschen können: der Stil der Stillosigkeit. Als Erstes durchsuchte er hastig den Geldgürtel des Ermordeten. Er enthielt zwei Sätze Ausweispapiere; am nützlichsten war wohl ein Führerschein aus Georgia, wo die Computersysteme sehr rückständig waren. Der Führerschein sah auf den ersten Blick ganz normal aus, aber als Ambler ihn zwischen den Fingern bog, merkte er, dass er dafür gemacht war, sich leicht ändern zu lassen. So würde es ein Leichtes sein, sich im nächsten Einkaufszentrum ein briefmarkengroßes Passfoto zu besorgen und in diesen Führerschein einzupassen, der bestimmt ohnehin gefälscht war. Größe und Augenfarbe des Ermordeten passten nicht, aber der Unterschied war nicht so dramatisch, dass er gleich auffallen musste. Morgen ... aber es gab so viele Dinge, die er morgen würde erledigen müssen. So viele Dinge, über die er in seinem erschöpften Zustand nicht einmal nachdenken konnte.

Tatsächlich spürte er, dass er kurz davor war, ohnmächtig zu werden: Die Kombination aus körperlichem und seelischem Stress war nahezu überwältigend. Doch er zwang sich dazu, unter die Dusche zu gehen, stellte das Wasser so heiß an, wie er es aushalten konnte, blieb lange darunter und spülte Schweiß, Blut und Schmutz vom Körper, bis das kleine Stück Motelseife fast aufgebraucht war. Erst dann stolperte er aus der Duschkabine und fing an, sich mit den weißen Baumwollhandtüchern abzutrocknen.

Es gab so vieles, über das er intensiv nachdenken musste - und trotzdem hatte er das eigentümliche Gefühl, das nicht tun zu dürfen. Nicht jetzt. Nicht heute.

Er frottierte sein Haar energisch trocken, dann trat er vor den Spiegel über dem Waschbecken. Das Glas war beschlagen, und er erwärmte es mit dem Fön, bis ein Oval frei wurde. Er wusste gar nicht mehr, wann er sein Gesicht zuletzt gesehen hatte – wie viele Monate war das her? -, und machte sich auf abgehärmte, angespannte Züge gefasst.

Als er sich dann endlich im Spiegel sah, wurde ihm schwindelig.

Er sah ein fremdes Gesicht.

Ambler spürte, wie seine Knie unter ihm nachgaben, und fand sich im nächsten Augenblick auf dem Fußboden wieder.

Als er sich wieder aufrappelte, stellte er fest, dass er den Mann im Spiegel nicht kannte. Er war keine abgehärmte, ausgezehnte Version seiner selbst. Er war nicht er selbst mit Altersfalten auf der Stirn oder dunklen Ringen unter den Augen. Er war nicht er.

Die markanten hohen Backenknochen, die schmale Adlernase: Alles zusammen ergab einen recht gut aussehenden Kopf – den die meisten Leute für attraktiver als Amblers früheren gehalten hätten –, wenn daraus nicht eine gewisse Grausamkeit gesprochen hätte. Seine eigene Nase war runder gewesen, breiter und an der Spitze fleischiger; seine Wangen waren voller, sein Kinn war gespalten gewesen. *Er ist nicht ich*, dachte Ambler, und das Unlogische daran schlug wie eine gewaltige Woge über ihm zusammen.

Wer war der Mann, den er im Spiegel sah?

Dies war ein Gesicht, das er nicht kannte, in dem er aber lesen konnte. Und was er darin las, war dasselbe Gefühl, das ihn jetzt übermannte: Entsetzen. Nein, mehr als Entsetzen. Namenloses Grauen.

Der Schwall aus Psychiaterjargon, der in den Monaten seiner Gefangenschaft über ihn hinweggebrandet war – *Dissoziationsamnesie, schizotypische Persönlichkeitsstörung, Borderline-Schizophrenie, Persönlichkeitsverlust* – erklang plötzlich wieder in seinen Ohren. Als lausche er einem Chor aus gemurmelten Stimmen, als könne er wieder hören, wie die Psychiater darauf bestanden, er habe einen psychotischen Anfall erlitten und drifte jetzt durch fiktive Identitäten.

Konnten sie recht gehabt haben?

War er vielleicht doch verrückt?

Teil zwei

Kapitel fünf

Schlaf, unruhiger Schlaf umfing ihn schließlich, aber selbst Bewusstlosigkeit bot ihm keine Zuflucht. Seine Träume waren in Erinnerungen an ein fernes Land gefangen. Wieder wölbte ein Bild sich schimmernd auf wie ein Stück Kinofilm vor einer überhitzten Projektionslampe – und er wusste plötzlich, wo er war.

Changhua, Taiwan. Die jahrhundertealte Stadt war auf drei Seiten von Bergen umgeben, nach Westen hin lag die Straße von Taiwan – der achthundert Kilometer breite Meeresarm, der die Insel vom Festland trennt. Im 17. Jahrhundert waren während der Ching-Dynastie Einwanderer aus Fukien herübergekommen, und ihnen waren viele Wellen von Siedlern gefolgt. Jede neue Welle hinterließ ihre charakteristischen Spuren, aber die Stadt entschied wie ein vernunftbegabtes Wesen, welche Neuerungen sie beibehalten wollte und welche in der Geschichte versinken sollten.

In einem Park am Fuß der Baguaberge stand ein von zwei großen Steinlöwen bewachter gewaltiger Buddha. Touristen gafften die Buddhastatue an; den Einheimischen galten die Löwen – wehrhafte Tiere mit gespannten Muskeln und gefletschten scharfen Zähnen – fast ebenso viel. Früher war Changhua ein wichtiges Fort gewesen. Heute lag in der Großstadt eine Garnison anderer Art. Eine Garnison der Demokratie.

In den Außenbezirken der Stadt, zwischen einer Papierfabrik und einer Blumenfarm, war ein Podium errichtet worden. Hier sollte Wai-Chang Leung, den viele für den zukünftigen Präsidenten Taiwans hielten, vor vielen tausend Menschen sprechen. Aus den Kleinstädten Tianwei und Yunging waren seine Anhänger auf der ländlichen Route 1 herbeigeströmt, und ihre staubigen kleinen Wagen verstopften alle Gassen und Seitenstraßen. Seit Menschengedenken hatte kein politischer Kandidat die Bewohner Taiwans in solche Aufregung versetzt.

Er war in vieler Beziehung ein außergewöhnlicher Mensch und obendrein viel jünger als die meisten Mitbewerber: erst siebenunddreißig Jahre alt. Obwohl er aus einer reichen Kaufmannsfamilie stammte, war er ein echter Populist mit einem Charisma, das gerade die ärmsten Bevölkerungsschichten ansprach. Er hatte die am schnellsten wachsende taiwanische Partei gegründet und war persönlich für ihr bemerkenswert breites Spektrum verantwortlich. Die Inselrepublik hatte keinen Mangel an politischen Parteien und Organisationen, aber Wai-Chan Leungs hatte sich durch ihr klares Bekenntnis zu Reformen sofort von ihren Konkurrenten abgehoben. Nachdem Leung auf lokaler Ebene erfolgreich

gegen Korruption gekämpft hatte, forderte er jetzt das Mandat, Politik und Wirtschaft Taiwans von Korruption und Vetterwirtschaft zu befreien. Aber seine politische Vision endete nicht dort. Im Gegensatz zu anderen Kandidaten, die Ressentiments schürten und die tief sitzende Angst vor dem »chinesischen Imperium« auf dem Festland auszunutzen versuchten, sprach Leung vielmehr von einer »neuen Politik gegenüber dem neuen China« – von einer Politik, die auf Versöhnung, Handel und gegenseitige Anerkennung setzte.

Für viele alte Chinakenner im US-Außenministerium klangen die Ideale des jungen Mannes zu schön, um wahr zu sein. Wie aus einem bei Consular Operations von der Political Stabilization Unit sorgfältig zusammengestellten Dossier hervorging, war dieser Verdacht nur allzu berechtigt.

Deswegen war Ambler von der Political Stabilization Unit als Mitglied einer »Einsatzgruppe« nach Changhua in Marsch gesetzt worden – als Stab-Boy, was sarkastisch seine Hauptaufgabe betonte: killen. Folglich war er nicht als Hal Ambler, sondern unter dem Decknamen Tarquin dort, den er zu Beginn seiner Agententätigkeit erhalten hatte. Tarquin, so vermutete er manchmal, war mehr als nur eine Personalakte, er war vielmehr eine eigenständige Person. War Ambler im Einsatz, dann *wurde* er Tarquin. Das war eine Form psychischer Spaltung seiner Persönlichkeit, die ihm erlaubte, zu tun, was getan werden musste.

Als einer von sehr wenigen westlichen Ausländern in einem Meer aus asiatischen Gesichtern – er wurde automatisch für einen ausländischen Medienvertreter gehalten – bewegte Tarquin sich durch die dicht gedrängte Menge, ohne das Podium aus den Augen zu lassen. Jetzt musste jeden Augenblick der Kandidat erscheinen. Die große Hoffnung der jungen Generation Taiwans. Der jugendliche Idealist. Der charismatische Visionär.

Das Ungeheuer.

In dem PSU-Dossier waren die Tatsachen akribisch aufgelistet. Es enthüllte den mörderischen Fanatismus, der sich unter der trügerischen Tugendhaftigkeit des Kandidaten verbarg, der Mäßigung und Vernunft zu seinen Markenzeichen gemacht hatte. Es deckte seine ideologischen Verbindungen zu den Roten Khmer auf. Seine persönliche Verwicklung in den Drogenhandel im Goldenen Dreieck – und in eine Serie politischer Morde in ganz Taiwan.

Es war unmöglich, ihn zu entlarven, ohne Dutzende von Informanten zu gefährden, denen in den Händen von Leungs heimlichen Bundesgenossen Folter und Tod drohten. Trotzdem durfte man ihn nicht weiter gewähren lassen, durfte nicht zulassen, dass er an die Spitze des

taiwanischen Nationalkongresses aufstieg. Das Überleben der Demokratie selbst war nur gesichert, wenn dieser gefährliche Populist aus der demokratischen Arena entfernt wurde.

Dies war die Art Auftrag, auf die Tarquins PSU spezialisiert war. Im Außenministerium brachten ihr die Skrupellosigkeit, mit der sie manche ihrer Unternehmungen durchführte, die Missbilligung von Analysten mit weichen Herzen und noch weicheren Birnen ein. In Wirklichkeit war es manchmal nötig, unerfreuliche Dinge zu tun, um noch unerfreulichere Konsequenzen abzuwenden. Staatssekretärin Ellen Whitfield, Direktorin der Political Stabilization Units, konzentrierte sich mit einer Zielstrebigkeit, die sie besonders effizient machte, auf dieses Prinzip. Wo andere Direktoren sich damit begnügten, zu analysieren und zu bewerten, handelte Whitfield – und das frühzeitig »Das Krebsgeschwür herauschneiden, bevor es Metastasen bildet«, war ihr Motto, nach dem sie bei neuen politischen Bedrohungen handelte. Ellen Whitfield hielt nichts von endlos langer diplomatischer Taktiererei, wenn der Frieden durch einen schnellen, chirurgisch präzisen Eingriff gesichert werden konnte. Selten war der Einsatz jedoch so hoch gewesen.

In Tarquins Ohrhörer knackte es leise. »Alpha Eins in Position«, murmelte eine Stimme. Im Klartext: Der Sprengstoffexperte des Teams war in sicherer Entfernung vom Podium in Stellung gegangen und hielt sich bereit, den Sprengsatz auf Tarquins Signal über Funk zu zünden. Dieses Unternehmen war kompliziert, weil die Umstände es erforderten. Leungs Familie, die um seine Sicherheit fürchtete und der staatlichen Polizei nicht traute, hatte ihn mit einem ganzen Team von Personenschützern umgeben. Alle denkbaren Scharfschützenstellungen wurden überprüft und blockiert. Weitere Leibwächter, die nicht nur die traditionellen Kampfsportarten beherrschten, sondern auch ausgezeichnet schossen, würden die Menge beobachten, und einige von ihnen würden sich im Publikum verteilen, um beim ersten Anzeichen von Waffengebrauch sofort eingreifen zu können. Leung benutzte eine gepanzerte Limousine und übernachtete in Hotels, die von loyalen Anhängern bewacht wurden. Aber niemand würde auf die Idee kommen, dass die Gefahr unter dem harmlos aussehenden Podium lauern könnte.

Jetzt wurde es ernst.

Die wachsende Unruhe der Menge zeigte Tarquin, dass der Kandidat eingetroffen sein musste. Er sah auf, als Leung mit jugendlich elastischem Schritt das Podium betrat.

Jubelnder Beifall brandete auf, und der Kandidat strahlte. Aber er stand noch nicht am vorderen Rand des Podiums, was zwingend erforderlich war. Um zu vermeiden, dass Unbeteiligte zu Schaden kamen, war der

Sprengsatz so konstruiert, dass die Wirkung der Ladung scharf gebündelt wurde. Tarquin wartete, während er das Handwerkszeug eines Journalisten – Notizblock und Kugelschreiber – als Requisiten bereithielt.

Erwarte Ihr Signal, sagte die metallische Stimme in seinem Ohrhörer drängend. Das Signal, das den Tod brachte.

Erwarte Ihr Signal.

Das Geräusch verwandelte sich in ein anderes, während die Umgebungstemperatur abzufallen schien, und er hörte das leise Geräusch wieder – dieses Geräusch, das ihn, wie er jetzt erkannte, im Hier und Jetzt, Tausende von Meilen von jener Welt entfernt und über zwei Jahre später, geweckt hatte.

Ambler warf sich in seinem Motelbett herum, dessen Laken zerwühlt und schweißnass waren. Das Geräusch: ein Summen auf dem Nachttisch. Das BlackBerry des Ermordeten vibrierte und zeigte damit an, dass eine Nachricht eingegangen war. Ambler griff danach, drückte einige Knöpfe und überzeugte sich davon, dass seine E-Mail beantwortet worden war. Die Nachricht war kurz, enthielt aber präzise Anweisungen. Das Treffen sollte um 14.30 Uhr auf dem Philadelphia International Airport stattfinden. Terminal C 19.

Diese Leute waren clever. Sie nutzten das Sicherheitspersonal und die Metalldetektoren des Flughafens für ihre eigenen Zwecke, um die Garantie zu haben, dass er unbewaffnet kommen würde. Dass der Treff an einem Ort mit starkem Publikumsverkehr stattfinden würde, bot zusätzlichen Schutz vor gewalttätigen Aktionen von seiner Seite. Andererseits würden am frühen Nachmittag die wenigsten Leute auf irgendwelche Flüge warten. In einem weitgehend leeren Teil des Terminals – und Amber war sich sicher, dass sie C 19 eigens deshalb ausgewählt hatten – würden sie relativ allein sein. Isoliert genug, um ungestört zu sein; öffentlich genug, um sicher zu sein. Gut gemacht. Sie wussten genau, was sie taten. Keine sonderlich beruhigende Einsicht.

Clayton Caston saß am Frühstückstisch und trug wie gewöhnlich einen seiner zehn oder zwölf fast austauschbaren grauen Anzüge. Als er sie aus dem Katalog des Herrenausstatters Jos. A. Bank bestellt hatte, waren sie um fünfzig Prozent herabgesetzt gewesen, sodass der Preis ihm sehr annehmbar erschienen war, und das Mischgewebe aus Wolle und Polyester war weitgehend knitterfest, was sehr praktisch war. »Einreihiger Geschäftsanzug für alle Jahreszeiten«, hatte im Katalog gestanden: ein »Ganzjahresmischgewebe«. Caston nahm das Versandhaus beim Wort; er trug diese Anzüge jahraus, jahrein. Ebenso seine Ripskrawatten: rot mit grünen Streifen oder blau mit roten Streifen. Ihm war bewusst, dass einige

seiner Kollegen diese Art von Uniform für exzentrisch hielten. Aber was nutzte ein Wechsel nur um des Wechsels willen? Man fand etwas, das seinen Zweck erfüllte, und man blieb dabei.

Das galt auch für sein Frühstück. Er mochte Cornflakes. Er aß jeden Morgen Cornflakes, und das tat er auch jetzt.

»Red keinen *Scheiß!*«, rief seine sechzehnjährige Tochter Andrea aus. Sie meinte natürlich nicht ihn; sie sprach mit ihrem ein Jahr älteren Bruder Max. »Chip ist *krass*. Außerdem steht er auf Jennifer, nicht auf mich – Gott sei Dank!«

»Du bist so leicht zu durchschauen«, sagte Max unerbittlich.

»Nimm ein Grapefruitmesser, wenn du Grapefruit schneiden willst«, sagte seine Mutter milde tadelnd. »Dazu haben wir sie nämlich.« Sie trug einen Frotteebademantel, ihre Füße steckten in Frotteepantöffelchen, ihr Haar wurde von einem Frotteeband zusammengehalten. Für Clay Caston war sie noch immer ein Wunder der Lieblichkeit.

Max nahm wortlos das gekrümmte Messer und zog weiter seine Schwester auf. »Chip hasst Jennifer, und Jennifer hasst Chip, und dafür hast *du* gesorgt, weil du Chip erzählt hast, was Jennifer über ihn zu T. J. gesagt hat. Und ich hoffe übrigens, dass du Mom erzählt hast, was gestern bei euch in der Französischstunde passiert ist.«

»Untersteh dich!« Andrea sprang in der unbeherrschten Art einer Sechzehnjährigen auf. »Wollen wir nicht lieber über den kleinen *Kratzer* an der linken Seite des Volvos reden? Der war noch nicht da, als du gestern Abend weggefahren bist. Glaubst du, dass Mom ihn schon bemerkt hat?«

»Was für ein Kratzer?«, fragte Linda Caston und stellte ihren eimergroßen Becher mit schwarzem Kaffee ab.

Max funkelte seine Schwester an, als überlege er sich bereits, welche Foltern auch nur halbwegs geeignet sein könnten, ihn zu rächen.

»Sagen wir einfach, dass Mad Max die Feinheiten des Parallelparkens noch nicht ganz beherrscht.«

»Weißt du was?«, sagte Max, ohne seine Schwester aus den Augen zu lassen. »Ich glaube, es wird Zeit, dass dein Freund Chip und ich mal miteinander reden.«

Caston sah von seiner *Washington Post* auf. Er war sich völlig darüber im Klaren, dass er im Bewusstsein seiner Kinder im Augenblick keine große Rolle spielte, aber das störte ihn durchaus nicht. Dass sie überhaupt seine Kinder waren, war ihm ein Rätsel, so wenig Ähnlichkeiten hatten sie mit ihm.

»Das würdest du dich nicht trauen, du kleine Kröte!«

»Was für ein Kratzer?«, wiederholte Linda.

Seine Tischgenossen zankten sich weiter, als sei er überhaupt nicht da. Daran war Caston gewöhnt. Selbst am Frühstückstisch war er der unauffälligste Bürokrat der Welt, und Andrea und Max waren ein bisschen verrückt und vor allem mit sich selbst beschäftigt, wie Jugendliche eben sind. Andrea mit ihrem himbeerrot glänzenden Lippenstift und ihren mit Filzstiften bemalten Jeans; Max, der kommende Footballstar der Highschool, der immer vergaß, sich am Hals zu rasieren, und zu viel Aqua Velva nahm. In Gedanken korrigierte Caston sich: *Jede* Dosis Aqua Velva wäre zu viel gewesen.

Sie waren undisziplinierte, wilde Bälger, die sich bei jeder Gelegenheit in die Haare gerieten. Und Clayton Caston liebte sie wie sein eigenes Leben.

»Ist noch Orangensaft da?« Das waren Castons erste Worte am Frühstückstisch.

Max schob ihm den Getränkekarton hin. Das Innenleben seines Sohns war Caston weitgehend rätselhaft, aber manchmal sah er auf Max' Gesicht einen fast mitleidigen Ausdruck: ein junger Mann, der seinen Dad nach den in der Highschool üblichen anthropologischen Kategorien einzuordnen versuchte – Star, Aufreißer, Streber, Flasche, Loser – und dabei erkennen musste, dass sie als Klassenkameraden *garantiert nicht* befreundet wären. »Ein paar Schluck sind noch da, Dad«, sagte er.

»Besser als nichts«, meinte Caston.

Max betrachtete ihn unbehaglich. »Na ja, lohnt kaum noch das Eingießen.«

»Wir müssen über diesen Kratzer reden«, sagte Linda.

In Caleb Norris' CIA-Büro ging es zwei Stunden später weniger laut zu, aber die gedämpften Stimmen verstärkten nur die allgemeine Anspannung. Als ein ADDI (Assistant Deputy Director of Intelligence) war Norris einer der Assistenten des stellvertretenden CIA-Direktors, und als er Caston aufgefordert hatte, um 9.30 Uhr zu einer Besprechung zu ihm zu kommen, hatte er den Anlass nicht erwähnt. Das war auch nicht nötig. Seit am Vortag die Nachricht aus Parrish Island eingegangen war, waren weitere Meldungen gekommen – die meisten widersprüchlich und irritierend vage –, die darauf schließen ließen, dass es in diesem Zusammenhang weitere Vorfälle gegeben hatte.

Norris hatte ein breites russisches Bauerngesicht mit gerötetem Teint und kleinen, weit auseinanderstehenden Augen. Er hatte einen gewaltigen Brustkorb und war regelrecht zottig; schwarze Haare quollen unter seinen Manschetten hervor und drängten aus dem Kragen, wenn er seine Krawatte abnahm. Obwohl Norris der dienstälteste Nachrichtenanalyst der Agency war und zum Führungszirkel des Direktors gehörte, hätte man ihn

nach einem Foto ganz anders eingeordnet – vielleicht als Rausschmeißer oder als Leibwächter eines Gangsters. Auch seine polternde Art, die eher zu einem Gewerkschaftsboss gepasst hätte, verriet nichts von seinem Lebenslauf: Physikstudium an der Catholic University of America; Stipendium der National Science Foundation zur Untersuchung militärischer Anwendungen der Spieltheorie; Tätigkeit am Institute for Defense Analysis und bei der Lambda Corporation. Norris erkannte frühzeitig, dass er für eine traditionelle Karriere zu ungeduldig war, aber in der Agency wurde seine Ungeduld zur Tugend. Er pflügte durch Staus und Engpässe, in denen andere feststeckten. Und er erkannte, dass die Macht, die man innerhalb einer Organisation besitzt, die Macht ist, die man sich anmaßt – nicht die laut Organigramm der eigenen Position zugebilligte Macht. Dabei ging es darum, sich nicht mit der Auskunft »wir arbeiten daran« abspeisen zu lassen. Das bewunderte Caston an ihm.

Als Caston an seiner Tür erschien, traf er Norris in typisch erregter Pose an: mit vor der Brust verschränkten Armen im Büro auf und ab marschierend. Norris machte sich weniger Sorgen wegen des Vorfalls auf Parrish Island, als dass er sich darüber ärgerte. Er war aufgebracht, weil diese Sache ihn daran erinnerte, dass große Teile des Geheimdienst-Establishments außerhalb des Zuständigkeitsbereichs des gegenwärtigen Direktors lagen. Alle Teilstreitkräfte – Army, Navy, Air Force und Marinekorps – hatten eigene Nachrichtendienste, während die Ressourcen des Verteidigungsministeriums auf die Defense Intelligence Agency beschränkt waren. Das National Security Council des Weißen Hauses hielt sich einen eigenen Analystenstab.

Die National Security Agency in Fort Meade besaß wiederum eine eigene Infrastruktur, die überwiegend mit »Fernmeldeaufklärung« befasst war; auch das National Reconnaissance Office und die National Geospatial-Intelligence Agency befassten sich teilweise mit dieser Aufgabe. Das Außenministerium unterhielt zusätzlich zur Abteilung Consular Operations, die Geheimaufträge ausführte, einen Nachrichten- und Forschungsdienst. Und alle diese Organisationen waren intern noch weiter aufgesplittet. Die Klüfte und Verwerfungen waren zahlreich, und jede davon konnte zu Katastrophen führen.

Deshalb peinigte eine scheinbare Kleinigkeit wie diese Meldung Norris wie ein eingewachsener Nagel. Es war eine Sache, nicht zu wissen, was auf den Steppen Usbekistans vorging, und eine ganze andere, nichts von Ereignissen im eigenen Hinterhof zu wissen. Wieso wusste anscheinend niemand, wer zum Teufel von Parrish Island geflüchtet war?

Die Einrichtung war eine »Joint Resource« und wurde anteilig von allen amerikanischen Geheimdiensten genutzt. Ein Mann, der nicht nur auf

Parrish Island festgehalten worden war, sondern den man offenbar isoliert in einer geschlossenen Abteilung verwahrt hatte, musste extrem gefährlich sein. Weil man Angst davor hatte, was er enthüllen konnte. Oder weil er zu allem fähig war.

Aber als sich das Büro des CIA-Direktors nach der Identität des Entflohenen erkundigt hatte, wusste niemand eine Antwort. Entweder war das ein Wahnsinn jener Art, der auf Parrish Island leider nicht behandelt werden konnte, oder es grenzte an Insubordination.

»Es ist nämlich so«, sprudelte der ADDI los, kaum dass Caston das Zimmer betreten hatte, als wären sie bereits mitten in einer Unterhaltung. »Jeder Patient dieser Einrichtung ist durch eine – wie nennt man das? Requisition Signature? –, einen Rechnungscode gekennzeichnet. Joint Resource bedeutet in diesem Fall, dass jede Agentur ihre Krankenhausrechnungen selbst bezahlt. Wenn ein durchgedrehter Analyst aus Langley eingewiesen wird, dann bezahlt Langley seinen Aufenthalt. Jedenfalls den größten Teil. Wenn der Patient in Fort Meade gearbeitet hat, dann bekommt Fort Meade die Rechnung. Jeder Patient hat also einen zwölfstelligen Rechnungscode. Aus Sicherheitsgründen werden die Rechnungsdaten und die Einsatzdaten getrennt bearbeitet, aber die Akten müssen den Namen des Beamten enthalten, der die Sicherheitsverwahrung autorisiert hat. Nur ist das diesmal nicht der Fall. Ich hoffe, du findest heraus, was da schiefgelaufen ist. Aus den monatlichen Abrechnungen von Parrish Island geht hervor, dass der Rechnungscode des Patienten funktioniert hat – finanziell gab es bisher keinerlei Schwierigkeiten. Aber jetzt behauptet der Buchhalter von Consular, dass dieser Rechnungscode in ihrer Datenbank nicht existiert. Wir wissen also noch nicht einmal, wer seine Verwahrung angeordnet hat.«

»So etwas habe ich noch nie gehört.«

Eine weitere Bö der Empörung blähte Norris' Segel. »Entweder sagen sie uns die Wahrheit, und dann sind sie geliefert, oder sie blocken uns ab. Was bedeuten würde, dass sie uns verscheißern wollen. Und wenn das der Fall sein sollte, dann würde ich ihnen mit Vergnügen auf die Mützen hauen.« Wenn Norris sich aufregte, sprach er gern in Entweder/Oder-Sätzen. Das hellblaue Hemd des ADDI zeigte dunkle Schweißflecken unter den Achseln. »Aber das ist mein Problem, nicht deines. Du sollt mir nur die Laterne liefern, die die Dunkelheit erleuchtet, Clay. Wie immer eben.«

Caston senkte den Kopf. »Falls wir blockiert werden, dann von höchster Ebene, Cal. So viel kann ich dir jetzt schon sagen.«

Der ADDI sah ihn mit erwartungsvollem Blick an und winkte aufmunternd mit der Hand. »Mehr«, war alles, was Norris sagte.

»Es ist ziemlich offensichtlich, dass der Flüchtige früher ein High-

Value-Agent, ein Spitzenagent, war.«

»Ein HVA, der durchgedreht ist.«

»Das hat man uns zumindest gesagt. Meiner Meinung nach hat uns Consular Operations nur die nötigsten Akten über Patient Nr. 5312 geschickt. Außerdem haben wir aus Parrish Island ein psychologisches Profil bekommen. Dateien in Dutzenden von Ordnern voller Abhandlungen aus dem Diagnosehandbuch der *Amerkan Psychiatric Association*. Vereinfacht gesagt, hat der Mann eine schwere dissoziative Störung.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, er hält sich für jemanden, der er nicht ist.«

»Aber wer ist er dann?«

»Tja, das ist die große Frage.«

»Verdammt.« Norris brüllte vor Frustration beinahe. »Wie kann die Identität eines Mannes verloren gehen, als wäre sie eine verdamnte Socke, die der Trockner gefressen hat?« Seine Augen blitzten zornig. Einen Moment später streckte er den Arm aus und klopfte Caston auf die Schulter. Ein unterwürfiges Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Er wusste, dass Caston empfindlich sein konnte. Man bat ihn höflich um seine Dienste und nahm sie nicht als selbstverständlich hin. Wenn Caston gedrängt wurde, stellte er sich stur und benahm sich wie der gewöhnliche Bürokrat, für den ihn alle hielten. Caleb Norris hatte diese Lektion bereits früh gelernt. Jetzt behandelte der ADDI den hängeschultrigen Zahlenzauberer mit seinem geballten Charme. »Habe ich dir eigentlich schon mal gesagt, wie gut dir deine Krawatte steht? Sie passt genau zu dir.«

Caston würdigte diese liebevolle Schmeichelei mit einem gequälten Lächeln. »Versuch's erst gar nicht, Caleb. Mir *kann* man keine Komplimente machen.« Er zuckte mit den Achseln. »Die Situation ist folgende: Wie ich bereits gesagt habe, wurden uns alle psychiatrischen Gutachten unter der Patientenummer 5312 geschickt. Aber diese Informationen führen nicht zu einer Personalakte der Cons Ops – egal, wie tief man in das System eindringt. Es gibt einfach keine Personaldaten zu dieser Nummer.«

»Heißt das, man hat sie gelöscht?«

»Ich vermute mal, dass man die Verweise in der Datenbank gekappt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Daten irgendwo noch existieren. Sie sind nur nicht mit einer digitalen ID verbunden, zu der irgendjemand Zugang hat. Das digitale Gegenstück zu einem durchtrennten Rückenmarksstrang.«

»Das klingt, als hättest du die Datenbanken schon ziemlich sorgfältig

durchsucht.«

»Die großen staatlichen Systeme sind weder integriert noch kompatibel. Außerdem gibt es erhebliche Kompatibilitätsprobleme zwischen ihrer Plattform und unseren Systemen. Aber für die Gehaltslisten, Abschreibungen, Kosteninformationen und Beschaffungen benutzen sie das gleiche kommagbegrenzte Back-Office-Programm wie wir.« Caston ratterte die Buchhaltungskategorien herunter wie ein Kellner, der die Tageskarte auflegt. »Wenn man sich in der Back-Office-Buchhaltung auskennt, bekommt man so eine Art Planke, mit der man von einem Schiff aufs andere klettern kann.«

»Wie Kapitän Kidd, der Blaubart den Piraten jagt?«

»Es tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen, aber ich glaube, Blaubart gab es nicht. Also wird er wahrscheinlich auch nicht in Kapitän Kidds Lebenslauf auftauchen.«

»Es gab keinen Blaubart? Als Nächstes erzählst du mir noch, dass der Weihnachtsmann nicht existiert.«

»Hört sich an, als hätten deine Eltern dir gefälschte Geheimdienstberichte untergejubelt«, sagte Caston mit toderntem Gesicht. »Weihnachts-Desinformation. Vielleicht solltest du gleich noch deine Zahnfee-Dossiers auf den neuesten Stand bringen.« Mit leichter Missbilligung blickte er auf Norris' Schreibtisch, auf dem sich unsortierte Memos stapelten. »Aber ich glaube, im Grundsatz hast du's begriffen. Wenn es geht, möchte man über die Gangway auf ein Schiff eskortiert werden. Aber wenn es keine Alternative gibt, dann ist eine lange Planke erstaunlich effektiv.«

»Und was hast du herausgefunden, nachdem du die Planke angelegt und das Schiff schwungvoll geentert hattest?«

»Bis jetzt nicht besonders viel. Wir sind noch dabei, die Patientenakten zu durchkämmen. Bis jetzt haben wir nur eine unvollständige Einsatzakte unter seinem Decknamen gefunden. *Tarquin*.«

»Tarquin«, wiederholte Norris. »Der Deckname ist da, aber der zivile Name fehlt. Das wird alles immer seltsamer. Und was wissen wir nun über den Kerl?«

»Hauptsächlich wissen wir, dass Agent Tarquin nicht nur Cons Ops angehörte, sondern ein Mitglied der Political Stabilization Unit war.«

»Ein Stab-Boy also. Wahrscheinlich ein Experte für Liquidierungen.«

Experte für Liquidierungen. Caston verabscheute solche Euphemismen. Alle Indizien deuteten darauf hin, dass dieser Agent ein gefährlicher Soziopath war. Aber für eine erfolgreiche Karriere in der PSU war das wahrscheinlich die Grundvoraussetzung. »Wir kennen nur Fragmente seiner Einsatzakte. Die Verbindung zur PSU habe ich durch das

Codierungs-System herausbekommen. Wer dort arbeitet, hat hinter seiner Identifikationsnummer den Zusatz 7588, und den haben wir auch aus Nr. 5312s Krankenakte aus Parrish Island gezogen. Aber in den staatlichen Datenbanken war überall Fehlanzeige. Alle weiteren Links zu Informationen über Tarquin sind aus dem System entfernt worden.«

»Und was sagt dir dein Bauch?«

»Mein *Bauch*?«

»Ja. Was sagt dir dein Instinkt?«

Caston merkte mit leichter Verzögerung, dass Norris ihn aufzog. Schon am Anfang ihrer Arbeitsbeziehung hatte Caston ihm wortreich klargemacht, dass er für das Konzept »Instinkt« nur Verachtung übrig hatte. Diese Verachtung war beinahe so etwas wie sein Steckenpferd. Es ärgerte ihn zutiefst, wenn jemand ihn nach seinem »Bauch« fragte, bevor die Daten, über die er verfügte, in eine bestimmte Richtung wiesen. Nach Castons Meinung war es völlig hirnrissig, sich nach Gefühlen und Ahnungen zu richten. Es hinderte einen daran, die Dinge logisch zu analysieren, es setzte die Vernunft außer Kraft und behinderte die strikte Beachtung aller Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Caston sah, wie sich ein breites Grinsen auf Norris' Gesicht ausbreitete. Der ADDI stachelte Caston gern dazu auf, seine festen Glaubensgrundsätze auf diesem Gebiet zu predigen. Er amüsierte sich jedes Mal köstlich darüber.

»Ich verarsche dich nur«, sagte Norris. »Aber sag mir mal, was wir von diesem Kerl halten sollen. Was sagt dir deine, äh, Entscheidungsmatrix?«

Caston antwortete mit einem schmallippigen Lächeln: »Es ist alles noch sehr vorläufig. Aber auch hier weisen einige Daten darauf hin, dass er ein faules Ei ist. Du weißt ja, was ich von Agenten halte, die außerhalb der Regeln operieren. Wenn man vom Staat bezahlt wird, dann hat man sich meiner Meinung nach auch an die gesetzlich festgelegten Richtlinien zu halten. Die gibt es schließlich aus gutem Grund. Nenne ihn von mir aus *Experte für Liquidierungen*. Aber entweder ist ein Vorgang autorisiert oder er darf nicht stattfinden. Eine Zwischenlösung gibt es nicht. Mich würde interessieren, warum unsere Regierung überhaupt Leute wie diesen Tarquin einstellt. Wann lernen unsere Geheimdienste endlich, dass die Arbeit mit ihnen nie funktioniert?«

»Nie funktioniert?« Norris zog die Augenbraue hoch.

»Nie nach Plan läuft.«

»In der gesamten Schöpfung läuft nichts nach Plan. Nicht mal die Schöpfung selbst lief nach Plan, und Gott hatte immerhin sieben Tage Zeit, alles richtig zu machen. Ich kann dir nur drei geben.«

»Wozu die Eile?«

»Ich habe ein ungutes Gefühl.« Norris hob die Hand, bevor Caston protestieren konnte. »Es ist so. Das Intelligence Directorate hat in letzter Zeit Wind davon bekommen, dass etwas im Schwange ist, was sich außerhalb der Spielregeln bewegt. Es ist nichts Spezifisches, aber die Unregelmäßigkeiten sind so regelmäßig, dass wir sie nicht länger ignorieren können. Stecken wir selbst dahinter? Richtet es sich gegen uns? Das weiß ich noch nicht, und genauso wenig weiß es unser Chef der DCI. Wir vermuten, dass hochrangige Regierungsmitglieder in die Sache verwickelt sind – und dass die Sache seit Kurzem beschleunigt wird. Also sind wir alle in Habacht-Stellung. Jede Anomalie könnte damit zusammenhängen, das müssen wir zu unserer eigenen Sicherheit jedenfalls annehmen. Also brauche ich in drei Tagen deinen Abschlussbericht. Finde heraus, wer Tarquin wirklich ist. Hilf uns, ihn zu schnappen. Oder ihn auszuschalten.«

Caston nickte mit unbewegter Miene. Er brauchte keine weitere Ermunterung. Er verabscheute Anomalien, und der Mann, der von Parrish Island geflüchtet war, stellte eine Anomalie der schlimmsten Sorte dar. Und nichts verschaffte Caston größere Befriedigung, als Anomalien zu identifizieren – und zu eliminieren.

Kapitel sechs

Im Motel 6 bei Flemington, New Jersey, tätigte Hal Ambler mit dem Nokia-Handy des Ermordeten einige Anrufe. Zuerst rief er beim Außenministerium der Vereinigten Staaten von Amerika an. Er konnte sich im Moment keine Vermutungen leisten: Er wusste nicht, ob die Spionageeinheit, in der er so lange gearbeitet hatte, inzwischen Freund oder Feind war. Also konnte er die Notfallnummern, die er sich als Agent eingeprägt hatte, nicht benutzen, weil man ihm damit vielleicht auf die Spur kommen könnte. Folglich wählte er den sicheren Weg und klopfte einfach an der Vordertür an. Als Erstes rief er die Presseabteilung des Außenministeriums an. Er gab vor, als Journalist bei Reuters International zu arbeiten, und bat um eine Verbindung zum Büro von Undersecretary Ellen Whitfield. Er wolle sie bitten, eine Äußerung zu bestätigen, die man ihr zugeschrieben habe. Die Assistentin, mit der er nach mehreren Vermittlungsversuchen verbunden wurde, entschuldigte sich sehr, aber Undersecretary Whitfield sei auf Reisen. Sie nehme an einer Konferenz in Übersee teil.

Der Reuters-Korrespondent erkundigte sich, ob sie darüber Genaueres wisse. Die Assistentin verneinte das bedauernd.

Eine Konferenz in Übersee – die Information entsprach bestimmt der Wahrheit. War allerdings völlig nutzlos.

Ellen Whitfields offizieller Posten als Undersecretary im Außenministerium war nur eine Tarnung für ihre Aufgabe im Regierungsapparat. Sie war die Direktorin der Political Stabilization Unit. Kurz gesagt, sein Boss.

Hielten seine Kollegen ihn für tot? Verrückt? Untergetaucht? Was wusste Ellen Whitfield über das, was mit ihm geschehen war?

Diese Fragen wirbelten ihm durch den Kopf. Wenn sie es nicht wusste, würde sie es doch sicher erfahren *wollen*, oder? Er versuchte, sich Erinnerungen an den Zeitabschnitt vor seinem Erwachen als Gefangener in einer psychiatrischen Strafkolonie ins Gedächtnis zu rufen. Aber diese letzten Erinnerungen blieben trübe, eingeschlossen, ungreifbar. Sie waren in dem Nebel verborgen, der sich über seine gesamte Existenz gelegt hatte. Er versuchte, im Geist all das aufzulisten, was geschehen war, bevor sich dieser Nebel gesenkt hatte. Er erinnerte sich an die Zeit in Nepal. Er hatte die Anführer einer Gruppe besucht, die sich selbst als tibetische Dissidenten bezeichneten und Amerika um Unterstützung bitten wollten. Ambler wurde sofort klar, dass sie ihm etwas vorspielten. Tatsächlich waren sie Repräsentanten einer maoistischen Rebellengruppierung, die in

China verboten war und auch von Nepals instabiler Regierung nicht geduldet wurde. Nach Nepal begann die Operation zur Eliminierung von Wai-Chan Leung. Und danach? Sein Gedächtnis glich einem zerrissenen Blatt Papier. Es gab keine klare Linie, die Erinnerung von Vergessen trennte, sondern nur unregelmäßige Fetzen, die allesamt ins Leere zerfaserten.

Das Gleiche erwartete ihn, als er versuchte, sich an die Zeit im Krankenhaus zu erinnern, die länger als ein paar Monate zurücklag. So viele seiner früheren Erinnerungen waren nur noch Bruchstücke. Momentaufnahmen, die jedes Zeit- oder Sinnzusammenhangs beraubt waren.

Vielleicht musste er weiter zurückgehen – hinter die Wochen, die seiner Entführung vorausgegangen waren, zu der Zeit, die ihm lebendig präsent war, so zusammenhängend und real wie der Boden unter seinen Füßen. Er musste unbedingt jemanden finden, der diese Erinnerungen mit ihm teilte. Jemand, dessen eigene Erinnerungen ihm die Bestätigung geben würden, die er so verzweifelt benötigte: die Bestätigung, dass er Hal Ambler war.

Kurzentschlossen rief Ambler bei der Auskunft an und verlangte die Nummer von Dylan Sutcliffe in Providence, Rhode Island.

Er hatte seit Jahren kaum an Dylan Sutcliffe gedacht. Sie hatten sich vor einer halben Ewigkeit kennengelernt, als sie beide Studienanfänger am Carlyle College – einer kleinen Universität in Connecticut – gewesen waren, und sie hatten sich vom ersten Moment an großartig verstanden. Dylan war ein Witzbold mit einem flotten Mundwerk und einem endlosen Fundus an Geschichten über seine Jugend in Pepper Pike, Ohio. Und obendrein war er stets geneigt zu dummen Streichen.

Eines Morgens Ende Oktober – sie waren im zweiten Studienjahr gewesen – entdeckten die Campusbewohner am frühen Morgen, dass ein riesiger Kürbis auf der Spitze des McIntyre-Turmes steckte. Der Kürbis musste an die siebzig Pfund gewogen haben, und wie er dort hinaufgeklommen war, blieb allen ein Rätsel. Die Studenten amüsierten sich köstlich, die Universitätsverwaltung war eher konsterniert, denn kein Hausmeister hatte die Absicht, Kopf und Kragen zu riskieren, um den Kürbis vom Turm zu holen. Also blieb er oben, bis er von selbst herunterfallen würde. Am folgenden Morgen waren am Fuß des Turms viele kleine Kürbislaternen angeordnet, und zwar so, als blickten sie zu dem großen Kürbis hinauf. In einigen steckten Schilder mit der Aufschrift SPRING! Das Entzücken der jungen Studenten erzürnte die College-Verwaltung nur noch mehr. Zwei Jahre danach hatten sich die Verwaltungsbeamten allmählich abgeregt, und ein paar Monate vor dem Abschlussexamen machte schließlich das Gerücht die Runde, die Studenten hätten Dylan –

einem versierten Freikletterer mit Profiausrüstung –, die ganze Gaudi zu verdanken. Sutcliffe war zwar ein Scherzkeks, aber sehr umsichtig: Er gab den Streich nie direkt zu und wusste es sehr zu schätzen, dass auch Ambler dichthielt. Denn Ambler, dem Sutcliffes Gesichtsausdruck aufgefallen war, als über den Streich geredet wurde, hatte gleich erraten, dass er dahintersteckte. Er informierte Sutcliffe zwar darüber, dass er ihn durchschaut hatte, aber er behielt sein Wissen für sich.

Ambler erinnerte sich noch genau an die Charlie-Brown-Hemden mit den breiten, bunten Querstreifen, die Sutcliffe so gern getragen hatte. Und an seine Sammlung von Tonpfeifen, die zwar nur selten benutzt wurden, aber viel interessanter waren als die üblichen Bierdeckelsammlungen der anderen Studenten. Er erinnerte sich noch an Sutcliffes Hochzeit, bei der er nur ein Jahr nach dem Abschluss gewesen war. Er wusste, dass er jetzt einen guten Job bei einer lokalen Bank in Providence hatte, die früher einmal unabhängig gewesen war, aber jetzt einem Konzern gehörte.

»Dylan Sutcliffe am Apparat«, meldete sich eine Stimme. Ambler erkannte sie zwar nicht gleich, wurde aber trotzdem sofort von einem Gefühl der Wärme durchflutet.

»Dylan!«, rief Ambler. »Hier spricht Hal Ambler. Erinnerst du dich an mich?«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. »Entschuldigung«, sagte der Mann dann in verwirrtem Ton. »Ich glaube, ich habe Ihren Namen nicht verstanden.«

»Hal Ambler. Wir waren vor zwanzig Jahren zusammen in Carlyle. Im ersten Jahr haben wir uns ein Zimmer geteilt. Ich war bei deiner Hochzeit. Kommt es jetzt wieder? Wir haben schon viel zu lange keinen Drink mehr miteinander genommen.«

»Hören Sie, ich kaufe am Telefon nichts von Fremden«, sagte der Mann barsch. »Ziehen Sie Ihre Masche bei jemand anders ab.«

War das vielleicht der falsche Dylan Sutcliffe? Er klang überhaupt nicht wie der alte Freund, an den er sich erinnerte. »Nur die Ruhe«, sagte Ambler. »Vielleicht verwechsle ich Sie ja. Dann haben Sie also nicht in Carlyle studiert?«

»Doch. Aber in meinem Jahrgang gab es keinen Hal Ambler.« Ein Klicken. Der Mann hatte aufgehört.

In Ambler tobte eine Mischung aus Arger und Angst. Als Nächstes rief er beim Carlyle College an und ließ sich mit dem Registrar verbinden. Ein junger Mann meldete sich. Ambler erklärte ihm, er arbeite für die Personalabteilung eines großen Konzerns und bearbeite gerade die Bewerbung eines gewissen Harrison Ambler. Den Vorschriften entsprechend überprüfe er gerade einige Angaben aus dem Lebenslauf des

Bewerbers. Ob der Mann bestätigen könne, dass Harrison Ambler wirklich am Carlyle College seinen Abschluss gemacht habe?

»Kein Problem, Sir«, sagte der Registrator. Er fragte, wie der Name geschrieben wurde, und tippte ihn ein. Ambler hörte Geklapper auf einer Tastatur. »Entschuldigung«, sagte der Mann. »Wie schreibt sich der Name genau?«

Mit wachsendem Unbehagen buchstabierte Ambler seinen Namen.

»Gut, dass Sie angerufen haben«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Er hat keinen Abschluss gemacht?«

»Niemand dieses Namens war jemals hier eingeschrieben oder wurde hier examiniert.«

»Kann es sein, dass Ihre Datenbank nicht weit genug zurückreicht?«

»Nee. Wir sind ein wirklich kleines College, also haben wir dieses Problem nicht. Glauben Sie mir, Sir, wenn dieser Kerl irgendwann im Lauf des zwanzigsten Jahrhunderts hier studiert hätte, dann wüsste ich das.«

»Danke«, sagte Ambler tonlos. »Danke, dass Sie sich Zeit genommen haben.« Mit zitternden Händen drückte er den Off-Knopf an seinem Handy.

Das war doch Wahnsinn!

War es möglich, dass seine komplette Identität ein Hirngespinnst war? *War das möglich?* Er schloss die Augen und erlaubte seinen zahllosen Erinnerungen aus vierzig Lebensjahren aufzuschäumen, über ihn hinwegzuwirbeln, zusammenzufließen und sich in einem freien, unstrukturierten Assoziationsstrom über ihn zu ergießen. Er hatte mehr Erinnerungen, als er zählen konnte, und es waren Hal Amblers Erinnerungen. Außer, er wäre wirklich geisteskrank. Der Tag, an dem er bei einer Entdeckungstour durch den Hintergarten auf ein Nest Erdwespen getreten war – die wie ein schwarz-gelber Geysir aus dem Boden geschossen kamen – und wie er später mit dreißig Stichen in der Notaufnahme aufgewacht war. Der heiße Juli im Ferienlager, als er im Candaiga-See den Schmetterlingszug gelernt hatte. Und der erste flüchtige Blick auf einen Busen, den er erhascht hatte, als sich die Betreuerin Wendy Sullivan in einer Umkleidekabine mit einer kaputten Tür umzog. Der August, in dem er als Fünfzehnjähriger im Grillrestaurant eines Vergnügungsparks zehn Meilen südlich von Camden, Delaware, gearbeitet hatte. Dort lernte er, Kunden einen frischen Maiskolben zusätzlich anzudrehen, wenn sie nur Spareribs und Kartoffelbrei bestellten. Die ernsthaften Diskussionen mit der lockigen Julianne Daiches von der Fritteuse über den Unterschied zwischen Knutschen und Petting. Auch weniger angenehme Erinnerungen tauchten in ihm auf. Sie hingen damit

zusammen, dass sein Vater die Familie verlassen hatte, als Ambler knapp sieben Jahre alt gewesen war. Und damit, dass beide Eltern nur zu gern Trost in der Flasche gesucht hatten. Er erinnerte sich an eine Pokernacht im ersten Studienjahr, bei der besonders die reichen Schnösel zunehmend beunruhigt seinen ständig wachsenden Chip-Berg betrachtet hatten, als betrüge er so geschickt, dass sie es nicht merkten. Auch eine Romanze im zweiten Studienjahr in Carlyle fiel ihm ein. Gott, wie atemlos und drängend waren ihre ersten Begegnungen gewesen, wie heiß die Tränen, die stürmischen Vorwürfe und Versöhnungen. Der Duft ihres Zitronenshampoos mit Verbene war ihm damals so exotisch erschienen, und noch Jahre später überwältigten ihn bei der Erinnerung an diesen Geruch Nostalgie und Sehnsucht.

Er erinnerte sich an seine Rekrutierung durch Consular Operations und an die Ausbildung, bei der seine Ausbilder seine besondere Begabung immer faszinierter förderten. An seinen Scheinjob im Außenministerium, wo er als Kulturattaché in der Abteilung für Bildung und Kultur geführt wurde, der regelmäßig im Ausland unterwegs war. An all das erinnerte er sich klar und präzise. Er hatte ein Doppelleben geführt. Oder war es einfach nur eine doppelte Illusion gewesen? Er verließ das Zimmer mit bohrenden Kopfschmerzen.

In einer Ecke der hochtrabend betitelten Lobby des Hotels stand ein Computer mit Internetzugang als kleine Annehmlichkeit für die Gäste. Ambler setzte sich vor den Bildschirm und loggte sich mit einem Passwort der Analyseabteilung des Außenministeriums in die Zeitungsdatenbank LexisNexis ein. Die Regionalzeitung von Camden, dem Ort, in dem Ambler aufgewachsen war, hatte einmal einen kleinen Artikel über ihn gebracht. Er hatte einen Buchstabierwettbewerb des Countys gewonnen. *Enthalpie. Dithyrambus. Helleborus.* Ambler buchstabierte alle Fremdwörter flüssig und korrekt und etablierte sich so nicht nur als der beste Buchstabierer der Simpson-Grundschule, sondern des gesamten Kent County. Er merkte es augenblicklich, wenn er einen Fehler machte – der Gesichtsausdruck des Preisrichters sagte es ihm. Seine Mutter – die ihn damals bereits allein aufzog – hatte sich damals irrsinnig gefreut. Aber jetzt stand mehr auf dem Spiel als kindliche Eitelkeit.

Er startete die Nexis-Suche.

Nichts. Sein Suchbegriff lieferte kein Ergebnis. Er sah den Artikel in der *Dover Post* noch genau vor sich und erinnerte sich, dass seine Mutter ihn mit einem Magneten in der Form einer Scheibe Wassermelone an der Kühlschrankschranktür befestigt hatte. Und ihn dort ließ, bis er vergilbt war und das Papier sich allmählich auflöste. Bei LexisNexis gab es zig Jahrgänge d e r *Dover Post*, ein ganzes Archiv der unterschiedlichsten

Lokalnachrichten. Über die Sieger und Verlierer bei den Stadtratswahlen, die Entlassungen bei der Seabury-Strumpfwarenfabrik, die umfassende Renovierung des Rathauses. Aber laut Nexis existierte Harrison Ambler nicht. Er existierte nicht und hatte auch nie existiert.

Das war doch Wahnsinn!

Am Flughafen erwartete ihn der vertraute Dschungel aus Terrazzo, Stahl und Glas und die vertraute Atmosphäre einer geschäftigen Arbeitsstelle. Wo man hinschaute, sah man Flugbegleiter, Sicherheitsbeamte und Gepäckbeauftragte, die alle Namensschilder und diverse Uniformen trugen. Ambler hatte den Eindruck, dass diese Umgebung eine Mischung aus einer staatlichen Postsammelstelle und einem überfüllten Ferienort darstellte.

Er kaufte für hundertfünfzig Dollar ein einfaches Ticket nach Wilmington. Sozusagen der Eintrittspreis für das Rendezvous. Er blickte genauso gelangweilt drein wie die Frau am Check-in-Schalter, die ein Gähnen unterdrückte, als sie seine Bordkarte stempelte. Der Lichtbildausweis, den er ihr vorlegte - der Führerschein aus Georgia, der inzwischen ein Foto des jetzigen Benutzers zeigte -, hätte keiner sorgfältigeren Kontrolle standgehalten. Aber glücklicherweise wurde er auch keiner unterzogen.

Ausgang D14 lag am Ende eines sehr langen Flures und war mit zwei weiteren Gates strahlenförmig angeordnet. Ambler blickte sich um: Er sah nur eine Handvoll weitere Passagiere. Die Uhr über dem Gate zeigte 14.30 an, die nächsten Flüge von diesen Gates würden erst in anderthalb Stunden starten. In der nächsten halben Stunde würde sich die Wartezone mit den Passagieren füllen, die einen frühen Flug nach Pittsburgh gebucht hatten, aber im Moment herrschte hier wirklich tote Hose.

War die Person, die er treffen sollte, bereits hier? Vermutlich. Aber wer war es? *Sie werden mich erkennen*, hatte die Nachricht gelautet.

Ambler schlenderte durch die verschiedenen Wartezonen und sah sich die Streuner und Überpünktlichen an, die bereits hier waren. Die pummelige Frau, die ihre ebenfalls pummelige Tochter mit Süßigkeiten fütterte. Der Mann im schlecht sitzenden Anzug, der in eine PowerPoint-Präsentation vertieft war. Die junge, gepiercte Frau, die ihre Jeans offenbar mit bunten Filzstiften verschönert hatte. Sie alle kamen nicht infrage. Amblers Frustration wuchs. *Sie werden mich erkennen*.

Schließlich heftete sich sein Blick auf einen Mann, der allein an einem Fenster saß.

Es war ein Sikh mit einem Turban, der *USA Today* las und dabei die Lippen bewegte. Als Ambler ihm näher kam, bemerkte er, dass der Mann offenbar keine Haare hatte, denn unter dem Turban lugte keine einzige

Haarsträhne hervor. Ein leichter Klebstofffilm auf der Wange des Mannes deutete darauf hin, dass der Vollbart erst vor Kurzem angebracht worden war. Bewegte der Mann wirklich die Lippen beim Lesen oder kommunizierte er über ein fiberoptisches Mikrofon?

Auf alle anderen wirkte der Mann vollkommen reglos, gelassen und gelangweilt. Auf Ambler wirkte er extrem angespannt. Instinktiv drehte er sich herum und trat *hinter* die sitzende Gestalt. Mit einer blitzschnellen Bewegung packte er den Turban des Mannes und hob ihn hoch. Darunter lag der bleiche, glatt rasierte Schädel – auf den mit Kreppband eine kleine Glocke geklebt war.

Ambler riss die Pistole an sich und setzte dem Mann den Turban wieder auf. Der Sitzende blieb stocksteif sitzen, mit der taktischen Bewegungslosigkeit und Ruhe eines gut ausgebildeten Profis, der wusste, dass manchmal *keine* Reaktion die beste Reaktion war. Nur die hochgezogenen Augenbrauen verrieten seine Überraschung. Die ganze lautlose Aktion hatte keine zwei Sekunden gedauert, und Ambler hatte mit seinem Körper allen anderen die Sicht darauf versperrt.

Die Pistole fühlte sich in seiner Hand ungewöhnlich leicht an, und er erkannte das Modell sofort. Das Griffstück bestand aus Kohlefaser und Keramik, der Schlitten enthielt weniger Metall als eine durchschnittliche Gürtelschnalle. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Waffe einen Metalldetektor auslösen würde, war nur gering, und noch geringer war die Wahrscheinlichkeit, dass die Sicherheitsbeamten einen Sikh dazu zwingen würden, die von seiner Religion vorgeschriebene Kopfbedeckung abzunehmen. Eine Tube Selbstbräuner und ein Meter muslimischer Stoff: eine billige, aber höchst wirksame Verkleidung. Die Erfahrung und die Effizienz, mit der dieses Rendezvous geplant worden war, erfüllten Ambler erneut mit einer Mischung aus Bewunderung und Furcht.

»Bravo«, sagte der falsche Sikh mit leiser Stimme, ein leichtes Lächeln kräuselte seine Mundwinkel. »Eine hervorragende Reaktion. Allerdings ändert sich dadurch gar nichts.« Sein Englisch wies die perfekt betonten Konsonanten eines Ausländers auf, der die fremde Sprache in frühester Jugend gelernt hatte.

»Ich bin jetzt derjenige mit der Waffe. Das ändert die Situation meiner Erfahrung nach erheblich.«

»Manchmal nutzt einem das Abgeben der Waffe mehr als die Waffe selbst«, sagte der Mann mit einem leichten Augenzwinkern. »Sehen Sie den Mann in der Flugbegleiteruniform, der dort am Tresen steht? Er ist gerade erst angekommen.«

Ambler blickte in die angegebene Richtung. »Ja, den sehe ich.«

»Er gehört zu uns und ist schussbereit. Wenn es nötig sein sollte, wird er

Sie erschießen.« Der Mann sah zu Ambler hoch, der immer noch stand. »Glauben Sie mir?« Die Frage war nicht als Provokation gemeint. Die Antwort war dem Mann wichtig.

»Ich glaube, dass er es versuchen wird«, antwortete Ambler. »Sie hoffen vermutlich, dass er mich nicht verfehlt.«

Der falsche Sikh nickte anerkennend. »Aber im Gegensatz zu Ihnen trage ich eine Kevlarweste, für den Fall der Fälle.« Wieder sah er zu Ambler auf. »Glauben Sie mir?«

»Nein«, sagte Ambler sofort. »Das tue ich nicht.«

Das Lächeln des Mannes wurde breiter. »Sie sind Tarquin, nicht wahr? Das Päckchen, nicht der Lieferant. Wissen Sie, Ihr Ruf eilt Ihnen voraus. Es heißt, Sie seien geradezu teuflisch gut darin, andere Menschen zu lesen. Ich musste sichergehen.«

Nun nahm Ambler neben ihm Platz. Das Treffen würde so weniger auffällig ablaufen. Er wusste jetzt, dass der Mann ihn nicht sofort töten wollte, egal, was er sonst mit ihm vorhatte.

»Sie schulden mir eine Erklärung«, sagte Ambler.

Der andere Mann streckte ihm die Hand hin. »Mein Name ist Arkady. Man hat mir gesagt, dass ein ziemlich legendärer Spezialagent mit dem Alias Tarquin möglicherweise verfügbar geworden ist.«

»Verfügbar?«

»Für eine Rekrutierung. Und nein, ich kenne Ihren wirklichen Namen nicht. Mir ist bewusst, dass Sie nach Informationen suchen. Ich verfüge nicht über diese Informationen. Ich verfüge über Zugang zu diesen Informationen. Besser gesagt, über Zugang zu denjenigen, die diese Informationen haben.« Arkady ließ seine Fingerknöchel knacken. »Vielleicht auch nur Zugang zu denjenigen, die Zugang zu den Wächtern dieser Informationen haben. Es wird Sie nicht überraschen, dass die Organisation, für die ich arbeite, streng partitioniert ist. Nur die nötigsten Informationen werden weitergegeben.«

Ambler beobachtete ihn konzentriert und forschend. Hoffnung trübte manchmal die Wahrnehmung, genau wie Verzweiflung. Das wusste er sehr genau. Er hatte oft versucht, dies seinen Kollegen zu erklären, denen sein Talent völlig rätselhaft war. *Was man nicht sehen will, sieht man auch nicht.* Hört auf, etwas zu erwarten. Hört auf zu projizieren. Erfasst einfach die Signale, die euer Gegenüber aussendet, ob es es will oder nicht. Das allein war die Lösung des Rätsels.

Der Sikh vor ihm war eine einzige Lüge. Aber er hatte ihm die Wahrheit gesagt.

»Es wundert mich ein wenig, dass Sie so schnell auf dem Plan stehen, um mich zu sich einzuladen«, sagte Ambler.

»Wir verschwenden nur ungern Zeit. Das haben wir wahrscheinlich gemeinsam. Ein vorsichtiger Mann hat selten das Nachsehen, wie ihr Amerikaner sagt. Außerdem ging der *Squawk* bereits gestern Morgen raus.« Der *Squawk*, das Gekreische. Spionagejargon für eine Warnmeldung, die gestern auf einem nicht sicheren Kanal an alle Geheimdienstzentralen gefunkt worden war. Der *Squawk*-Kanal wurde nur benutzt, wenn die Dringlichkeit größer war als das Sicherheitsbedürfnis. Denn er bildete ein potenzielles Informationsleck. Eine Nachricht, die für so viele Ohren bestimmt war, wurde immer auch von ein paar heimlichen Lauschern aufgeschnappt.

»Trotzdem merkwürdig«, sagte Ambler.

»Ich vermute, Sie können sich die Einzelheiten zusammenreimen. Offenbar warten Ihre Bewunderer schon lange auf eine solche Gelegenheit. Wahrscheinlich wollten sie Sie schon rekrutieren, bevor Sie von der Bildfläche verschwanden. Und zweifellos sind sie nicht die Einzigen, die an Ihren Diensten interessiert sind. Sie wollen diese Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen.«

Offenbar. Wahrscheinlich. Zweifellos. »Sie nehmen das nur an, wissen aber nichts Genaues.«

»Wie ich bereits gesagt habe, werden in unserer Organisation nur die nötigsten Informationen weitergegeben. Ich weiß, was ich wissen muss. Und bis zu einem gewissen Punkt kann ich mir natürlich manches zusammenreimen. Natürlich gibt es eine ganze Menge Dinge, die ich nicht weiß. Damit gebe ich mich zufrieden. Das System nutzt uns allen. Es verschafft meiner Organisation Sicherheit. Und mir auch.«

»Aber mir nicht. Einer eurer Typen hat versucht, mich umzulegen.«

»Das bezweifle ich sehr.«

»Das großkalibrige Geschoss, das mich am Hals gestreift hat, spricht doch sehr dafür, oder?«

Arkady wirkte nachdenklich. »Das ergibt überhaupt keinen Sinn.«

»Der Südstaatler sah auch ziemlich überrascht aus, als die Kugel aus seinem Hinterkopf austrat.«

Amblers Stimme war nur ein heiseres Krächzen: »Was für ein irres Spielchen zieht ihr Typen hier ab?«

»Das waren nicht wir«, erwiderte Arkady. Beinahe zu sich selbst gewandt, murmelte er: »Das klingt nach einer Fremdeinwirkung. Das bedeutet nur, dass wir nicht die Einzigen waren, die auf den *Squawk* reagiert haben.«

»Wollen Sie damit sagen, dass mir noch ein anderer Interessent aufgelauert hat?«

»So muss es gewesen sein«, sagte Arkady nach einer längeren Pause.

»Wir werden das überprüfen und eine etwaige Infiltration bei uns ausschließen. Aber es klingt so, als habe sich sozusagen ein Parasit an uns geheftet. Das wird nicht wieder vorkommen. Nicht, wenn Sie für uns arbeiten.«

»Ist das ein Versprechen oder eine Drohung?«

Arkady verzog schmerzlich das Gesicht. »Oje. Sie haben wirklich keinen guten Eindruck von uns erhalten, nicht wahr? Aber ich versichere Ihnen: Meine Auftraggeber würden Sie gern in Sicherheit wissen. Solange Sie davon überzeugt sind, dass Sie ihnen die gleiche Gefälligkeit erweisen werden. Vertrauen muss auf Gegenseitigkeit basieren.«

»Sie müssen eben davon ausgehen, dass sie mir vertrauen können«, sagte Ambler mit unbewegtem Gesicht.

»Aber das ist nicht üblich, verstehen Sie?« Arkady klang entschuldigend. »Sehr unangenehm, ich weiß. Meine Auftraggeber haben eine andere Idee. Sie wollen sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe erlegen. Und das bedeutet einen kleinen Auftrag für Sie.« Zum ersten Mal hörte Ambler die Diphthonge der Muttersprache des Mannes durch, offenbar eine slawische Sprache.

»Sie wollen einen Test ...«

»Genau!« Arkadys Augen leuchteten auf. »Und dabei gibt es ›nur Gewinner‹, wie meine Arbeitgeber gern sagen. Der Auftrag, den Sie erfüllen sollen, ist rasch zu erledigen, aber er ist ... heikel.«

»Heikel?«

»Ich werde Sie nicht belügen – das würde ja sowieso nichts nutzen!« Er strahlte. »Es ist ein kleiner Auftrag, doch einige Leute sind schon an ihm gescheitert. Aber er muss erledigt werden. Meine Arbeitgeber haben da nämlich ein Problem. Sie sind sehr vorsichtig – das werden Sie noch merken und ihnen dafür dankbar sein. Wie das Sprichwort sagt, gleich zu gleich gesellt sich gern. Aber möglicherweise waren nicht alle ihre Freunde genauso vorsichtig wie sie. Und möglicherweise hat ein infiltrierender Agent einige Unachtsamkeiten bei ihren *Confrères* ausgenutzt. Es ist leider nicht alles Gold, was glänzt. Möglicherweise ist dieser Agent an Beweise gelangt, die er in einem Gerichtsverfahren ausplaudern könnte. Alles sehr unangenehm.«

»Ein infiltrierender Agent? Drücken Sie sich deutlich aus: Meinen Sie damit einen verdeckten Ermittler in Staatsdiensten? Einen Geheimagenten?«

»Dumme Sache, nicht wahr?«, sagte Arkady. »Er gehört zum ATF.«

Wenn der Ermittler für das Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms arbeitete, dann ging es bei der verdeckten Ermittlung wahrscheinlich um Waffenschmuggel. Das bedeutete noch nicht, dass die Organisation, für die

Arkady arbeitete, damit direkt etwas zu tun haben musste. Arkady hatte von »Confrères« gesprochen. Es lag also nahe, dass Waffenhändler, von denen die Organisation ihre Ausrüstung bezog, dem Agenten in die Falle gegangen waren.

»Eines Tages wird dieser Mann sterben«, fuhr der falsche Sikh nachdenklich fort. »An einem Schlaganfall. An einem Herzinfarkt. An Krebs. Wer weiß? Aber genau wie wir alle ist er menschlich und wird eines Tages sterben. Wir wollen dieses Datum nur ein wenig vorziehen. Das ist alles.«

»Warum ich?«

Der Sikh verzog das Gesicht. »Das ist wirklich peinlich.«

Ambler starrte ihn wortlos an.

»Um ehrlich zu sein, wissen wir nicht genau, wie er aussieht. Berufsrisiko, sozusagen. Die Person, die in direktem Kontakt mit ihm stand, kann uns leider nicht mehr helfen.«

»Weil sie tot ist?«

»Der Grund ist irrelevant – wir sollten wirklich nicht vom Thema abschweifen. Wir haben einen Ort, wir haben einen Zeitpunkt für die Aktion. Aber wir wollen nicht den Falschen ausschalten. Sehen Sie, wie viele Skrupel meine Auftraggeber haben? Andere würden einfach alle Leute in der Umgebung der vermuteten Zielperson ebenfalls erschießen, um sicherzugehen. Aber das entspricht nicht unserem Stil.«

»Sie übertreffen noch Mutter Teresa.«

»Wir streben natürlich nicht nach einem Heiligenschein. Aber Sie ja schließlich auch nicht.« Seine dunklen Augen blitzten. »Um aufs Thema zurückzukommen: Sie werden nur einen flüchtigen Blick brauchen, um die Zielperson zu erkennen. Denn weil er die Zielperson ist, *weiß*er, dass wir ihn im Visier haben. Und genau so etwas erkennen Sie doch sofort.«

»Verstehe«, sagte Ambler, und das stimmte. Jedenfalls begann er langsam zu verstehen. Irgendeine illegal operierende Organisation wollte ihn anheuern. Der Auftrag, um den es hier ging, war wirklich ein Test – aber sie wollten nicht seine Fähigkeit testen, in anderen Menschen zu lesen. Nein, wenn er einen Staatsbeamten tötete, bewies er seine Vertrauenswürdigkeit, er bewies, dass er alle Brücken zwischen sich und seinen früheren Arbeitgebern abgebrochen hatte. Ganz zu schweigen von den Brücken zwischen sich und konventioneller Moral. Sie mussten glauben, er sei verbittert und wütend genug, um diesen Auftrag tatsächlich anzunehmen.

Vielleicht hatten sie nicht die richtigen Informationen über ihn eingeholt. Vielleicht wussten sie aber einfach mehr als er – vielleicht wussten sie im Gegensatz zu ihm, warum man ihn auf Parrish Island

festgehalten hatte. Vielleicht hatte er ja mehr Grund zur Rache, als ihm bewusst war.

»Sind wir im Geschäft?«

Ambler dachte einen Augenblick nach. »Was ist, wenn ich ablehne?«

»Wer weiß das schon?«, lächelte Arkady. »Vielleicht sollten Sie ablehnen. Und sich mit Ihrer Unwissenheit abfinden. Es gibt Schlimmeres. Schließlich sagt man, dass Neugier tödlich sein kann.«

Neugier war das falsche Wort für das, was Ambler bewegte. Er wollte nicht weiterleben, ohne zu erfahren, was mit ihm geschehen war. Er musste es wissen und jene zur Verantwortung ziehen, die versucht hatten, sein Leben zu zerstören. Ambler blickte zu dem Mann in der blauen Jacke, der im Gate am Schalter stand. »Ich glaube, wir sind im Geschäft.«

Es war Wahnsinn und gleichzeitig vielleicht das Einzige, was ihn davor retten konnte, wahnsinnig zu werden. Ambler erinnerte sich aus seiner Schulzeit noch an die griechische Sage über das Labyrinth von Kreta, in dem der Minotaurus wütete. Das Labyrinth war so weitläufig, dass kein Gefangener jemals den Weg nach draußen fand. Aber Theseus schaffte es mithilfe von Ariadne, die ihm ein Fadenknäuel gab und das Ende am Ausgang des Labyrinths festband. Er folgte diesem Faden, und so gelang ihm die Flucht. Im Moment war dieser Mann für Ambler das Einzige, was einem Ariadnefaden auch nur entfernt ähnelte. Er wusste allerdings nicht, zu welchem Ende des Labyrinths er führen würde – in die Freiheit oder in den Tod. Aber er wollte lieber dieses Risiko eingehen, als für immer verloren im Labyrinth umherzuirren.

Schließlich sprach Arkady, im Tonfall eines Mannes, der sich präzise Instruktionen genau eingeprägt hat: »Morgen Vormittag um zehn Uhr hat der Undercover-Ermittler eine Verabredung mit dem Generalstaatsanwalt der südlichen New Yorker Bezirke. Wir glauben, dass eine Limousine ihn an der Ecke St. Andrews Plaza 1 beim Foley Square in Lower Manhattan absetzen wird. Vielleicht ist er in einer Gruppe unterwegs, vielleicht auch allein. Auf jeden Fall ist er so verwundbar wie sonst nur selten. Der Agent muss eine weitläufige Fußgängerzone durchqueren. Sie werden dort auf ihn warten.«

»Ohne Back-up? Keine Rückendeckung?«

»Jemand wird Ihnen helfen. Zum richtigen Zeitpunkt wird unser Mitarbeiter Ihnen eine Waffe zustecken. Der Rest liegt bei Ihnen. Wir bestehen nur darauf, dass Sie unsere Anweisungen präzise befolgen. Ich weiß. Das ist, als würde man einen Jazzmusiker bitten, vom Blatt zu spielen, anstatt zu improvisieren. Aber in diesem Fall darf es keinerlei Improvisation geben.«

»Aber der Platz ist viel zu belebt«, protestierte Ambler. »Das ist ein

lausiger Plan.«

»Wir schätzen Ihr besonderes Wissen wirklich sehr, aber Sie müssen uns auch unseres zugestehen. Sie kennen nicht alle Aspekte des Einsatzortes. Meine Auftraggeber schon, und sie haben sie genauestens studiert. Das Zielobjekt ist ein vorsichtiger Mann, der nicht unter Brücken herumlungert, nur weil Ihnen das die Arbeit erleichtern würde. Dies ist wirklich eine außergewöhnliche Gelegenheit. Es wird lange dauern, bis so eine Chance wiederkommt, und dann ist es schon zu spät.«

»Mir fallen ein Dutzend Sachen ein, die schiefgehen könnten«, beharrte Ambler.

»Sie können den Auftrag immer noch ablehnen«, sagte Arkady mit plötzlich stählernem Blick. »Aber wenn Sie den Auftrag wie vorgeschrieben erledigen, dann werden Sie jemanden treffen, der in der Befehlskette über mir steht. Jemanden, den Sie kennen. Er hat mit Ihnen zusammengearbeitet.«

Jemand, der vielleicht wusste, was mit Harrison Ambler passiert war. Der seine ganze Geschichte kannte.

»Ich mache es«, sagte Ambler impulsiv. Er dachte ganz bewusst nicht darüber nach, auf was er sich gerade eingelassen hatte. Wenn er diesen Faden verlor, dann fand er ihn vielleicht nie wieder. *Seinen Ariadnefaden – aber wohin führte er ihn?*

Arkady beugte sich vor und tätschelte Amblers Handrücken. Von weitem sah es aus wie eine Geste der Zuneigung. »Wir verlangen wirklich nicht besonders viel. Sie sollen nur einen Auftrag erledigen, an dem andere gescheitert sind. Wäre für Sie ja nicht das erste Mal.«

Nein, dachte Ambler, aber vielleicht das letzte Mal.

Kapitel sieben

Langley, Virginia

Clayton Caston sah nachdenklich aus, als er in sein fensterloses Büro zurückkehrte. Nicht *gedanken verloren*, entschied Adrian Choi nach einem kurzen Blick, sondern irgendwie *angekommen*. Caston sah aus wie ein Angler, der einen dicken Fisch am Haken hat. *Wahrscheinlich eine besonders lange Tabellenkalkulation*, dachte Adrian düster.

Bei Caston ging es fast immer um die eine oder andere Tabellenkalkulation. Adrian bildete sich allerdings nicht ein, dass er diesen Kerl vollständig durchschaut hätte. Gerade seine langweilige Unauffälligkeit machte ihn so mysteriös. Es war schwer, sich vorzustellen, dass er im gleichen Berufsfeld arbeitete wie zum Beispiel Derek St. John, der verwegene Held der Clive-McCarty-Romane, die Adrian begeistert verschlang. Caston würde ihn nie wieder ernst nehmen, falls er das je herausfand, aber Adrian hatte tatsächlich das neueste Paperback der Derek-St.-John-Serie in seinem Rucksack und war beim Frühstück beinahe bis zum Ende des ersten Kapitels vorgedrungen. Es ging um einen Nuklearsprengsatz, der im Wrack der *Lusitania* versteckt war. Adrian hatte mitten in einem besonders spannenden Absatz aufhören müssen: Derek St. John, der gerade durch das Wrack tauchte, konnte nur knapp einem Harpunenpfeil mit Sprengkopf ausweichen, den ein feindlicher Agent auf ihn abgefeuert hatte. Adrian hoffte, dass er in der Mittagspause noch ein, zwei Kapitel schaffen würde. Caston las wahrscheinlich lieber die neueste Ausgabe des *Journal of Accounting, Auditing and Finance*.

Vielleicht war es seine wohlverdiente Strafe, dass man ihn ausgerechnet dem langweiligsten Mann der gesamten Central Intelligence Agency unterstellt hatte. Adrian wusste noch gut, dass er bei seinem Vorstellungsgespräch den Mund ein bisschen zu voll genommen hatte. Irgendjemand in der Personalabteilung hatte einen merkwürdigen Sinn für Humor bewiesen und lachte sich jetzt wahrscheinlich beim Gedanken an ihn scheckig.

Ein Witz auf Adrians Kosten. Der Mann, für den Adrian arbeitete, trug jeden Tag die gleichen bügelfreien weißen Hemden, kaum zu unterscheidende Krawatten und Geschäftsanzüge, deren Farbspektrum von einem aufregenden *Steingrau* bis zu einem wilden, exzentrischen *Anthrazit* reichte. Natürlich arbeitete Adrian nicht für ein Herrenmodemagazin, aber man konnte es mit der Routine auch übertreiben. Caston sah nicht nur eintönig aus, er *aß* auch eintönig: Jeden einzelnen Tag bestand sein

Mittagessen aus einem weich gekochten Ei und leicht getoastetem Brot, das er mit einem Glas Tomatensaft und einem Schluck Maaloxan für alle Fälle hinunterspülte. Einmal hatte er Adrian gebeten, ihm sein Mittagessen zu holen, und der hatte statt Tomatensaft eine Dose Gemüsesaft mitgebracht. Caston hatte ihn angesehen wie einen Verräter. *He, lebe wild und gefährlich, Mann*, wollte Adrian ihm sagen. Die gefährlichste Waffe, die der Kerl je in die Hand nahm, war ein gespitzter Bleistift mittlerer Härte.

Aber manchmal gab es Augenblicke, in denen Adrian sich fragte, ob er den Mann wirklich richtig einschätzte oder ob es noch eine verborgene Seite an ihm gab, von der er nichts ahnte.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Adrian, der die Hoffnung nie aufgab.

»Ja«, sagte Caston, »das können Sie tatsächlich. Als wir bei Consular Operations die zugangsbeschränkten Akten über den Agenten mit dem Decknamen Tarquin angefordert haben, hat man uns nur Fragmente geliefert. Ich brauche alles, was die Kerle zusammenkratzen können. Zugangsberechtigung der Führungsebene, DCI-Level. Sagen Sie denen, sie sollen die Berechtigung im Büro des DCI bestätigen lassen und den Vorgang beschleunigen.« In Castons Stimme schwang ein leiser Hauch eines Brooklyner Akzents mit – Adrian hatte sehr lange gebraucht, um das zu erkennen -, und er beherrschte sowohl den technischen Fachjargon als auch die New Yorker Gossensprache perfekt.

»Moment mal«, sagte Adrian. »Sie haben Zugang zum DCI-Level?«

»Die Berechtigung wird von Projekt zu Projekt neu vergeben, aber im Allgemeinen ja.«

Adrian versuchte, seine Überraschung zu verbergen. Er hatte gehört, dass es in der gesamten Agency weniger als ein Dutzend Mitarbeiter gab, die Zugang zu Daten dieser Sicherheitsstufe bekamen. Und Caston war einer von ihnen?

Aber wenn Caston Zugang nach ganz oben erhalten hatte, dann war sein Assistent, also er selbst, mit Sicherheit ebenfalls sehr gründlich durchleuchtet worden. Adrian errötete. Ihm war zu Ohren gekommen, dass neue Mitarbeiter routinemäßig überprüft wurden, besonders wenn sie mit streng geheimen Informationen in Kontakt kamen. War vielleicht sogar seine Wohnung verwandt? Adrian hatte stapelweise Dokumente unterzeichnen müssen, bevor man ihn eingestellt hatte. Zweifellos hatte er damit auch auf alle Rechte zum Schutz der Privatsphäre verzichtet, die er als Zivilist vielleicht genossen hatte. Aber wurde er wirklich laufend überwacht? Adrian grübelte über diese Möglichkeit nach. Und wenn er ganz ehrlich war, dann entzückte ihn der Gedanke.

»Außerdem brauche ich mehr Daten von Parrish Island«, sagte Caston.

»Ich will die Personalakten von allen Mitarbeitern, die innerhalb der letzten zwanzig Monate in der Station 4W gearbeitet haben: Ärzte, Schwestern, Pfleger, Wachmänner. Alle.«

»Wenn die Akten digitalisiert sind, müsste die Verwaltung sie als sichere E-Mail an uns schicken können«, sagte Adrian. »Sollte kein Problem sein.«

»Die Computerplattformen der US-Regierung sind ein einziger Flickenteppich. Was automatisch laufen sollte, funktioniert nie automatisch. Alle haben ihr eigenes System: FBI, INS, sogar das verdamnte Landwirtschaftsministerium. Diese Ineffizienz ist gelinde gesagt bescheuert.«

»Außerdem bestehen manche Akten womöglich noch aus Papier. Dann dauert es noch länger.«

»Der Zeitfaktor ist entscheidend. Sorgen Sie dafür, dass das alle kapieren.«

Adrian schwieg einen Augenblick. »Bitte um die Erlaubnis, frei sprechen zu dürfen, Sir«, sagte er dann.

Caston verdrehte die Augen. »Adrian, wenn Sie um Erlaubnis bitten wollen, bevor Sie frei sprechen dürfen, dann hätten Sie zur Army gehen sollen. Wir sind hier bei der CIA. Hier läuft das anders.«

»Heißt das, ich darf immer frei sprechen?«

Ein kurzes Kopfschütteln. »Sie haben uns vielleicht mit dem anderen CIA verwechselt. Dem Culinary Institute of America. Soll vorkommen.«

Manchmal war Adrian davon überzeugt, dass Caston überhaupt keinen Sinn für Humor hatte. Gelegentlich kam er jedoch zu dem Schluss, dass sein Humor einfach nur extrem trocken war – etwa wie das Death Valley.

»Okay. Naja, ich hatte den Eindruck, dass Consular Operations absichtlich langsam arbeitet«, sagte Adrian. »Sie waren wohl nicht besonders glücklich über die Anfrage.«

»Natürlich nicht. Dann müssten sie ja zugeben, dass die CIA tatsächlich der zentrale Geheimdienst dieses Landes ist. Das verletzt ihren Stolz. Leider kann ich heute nicht alle organisatorischen Probleme der USA lösen. Aber ich brauche ihre Kooperation. Und das bedeutet, dass Sie die Burschen dazu bringen müssen, mit mir zu kooperieren. Darauf zähle ich.«

Adrian nickte ernst, seine Nackenhaare stellten sich vor angenehmer Aufregung leicht auf. *Darauf zähle ich.* Das klang ja beinahe wie *Ich zähle auf Sie.*

Eine Stunde später landete eine große, komprimierte Datei aus der Datenbank von Parrish Island in seinem Posteingang. Nachdem er sie entpackt und dechiffriert hatte, stellte sich heraus, dass die Hauptkomponente eine Art Audiodatei war.

»Haben Sie eine Ahnung, wie man dieses Ding zum Laufen bringt?«, grunzte Caston.

Adrian bejahte stolz: »Dieses Ding ist eine 24-Bit-Datei im PARIS-Format. Professional Audio-Recording Integrated System, um genau zu sein. Sieht aus, als hätte sie eine Laufzeit von ungefähr fünf Minuten.« Adrian zuckte bescheiden mit den Schultern, wie um ein Lob abzuwehren, das allerdings nicht kam. »Ich war Vorsitzender des Audio-Video-Klubs in meiner Highschool. Ich bin ein Ass, was solche Dinge angeht. Wenn Sie jemals Ihre eigene Fernsehshow aufziehen möchten, dann bin ich Ihr Mann.«

»Ich werde versuchen, mir das zu merken.«

Adrian justierte die Software auf Castons Computer und startete dann die Audiodatei. Offenbar stammte die Aufnahme von einer Therapiesitzung mit Patient Nr. 5312 und spiegelte seinen damaligen Geisteszustand wider.

Sie wussten, dass Patient Nr. 5312 ein ausgebildeter Geheimagent war. Ein HVA mit zwanzig Jahren Berufserfahrung, der sich folglich im Besitz aller Top-Secret-Informationen befand, die er im Lauf dieser zwanzig Jahre angesammelt hatte: Methoden, Codes, Verbindungen, Informanten, Quellen und Netzwerke. Er kannte alles.

Und außerdem – die Aufnahme bewies es – war er vollkommen durchgedreht.

»Ich habe ein ganz ungutes Gefühl, was diesen Kerl betrifft«, wagte sich Adrian vor.

Caston rümpfte die Nase. »Wie oft muss ich es Ihnen denn noch sagen? Wenn Sie mir Logik, Informationen und Beweise liefern, dann haben Sie meine ungeteilte Aufmerksamkeit. Wenn Sie zu einem wohlüberlegten Schluss gekommen sind, teilen Sie ihn mir bitte mit. *Wahrscheinlichkeitsgrade* sind unser Arbeitskapital. Aber bleiben Sie mir mit Ihren >Gefühlen< vom Leib. Es ist schön, dass Sie Gefühle haben. Vielleicht habe sogar ich welche, obwohl das gelegentlich bezweifelt wird. Aber bei unserer Arbeit haben sie nichts verloren. Das haben ich Ihnen schon mal erklärt.«

»Tut mir leid«, sagte Adrian entschuldigend. »Aber dass so ein Irrer frei herumläuft ...«

»Nicht mehr lange«, sagte Caston mehr zu sich selbst. Und mit noch leiserer Stimme wiederholte er: »Nicht mehr lange.«

Als Direktor der zweiten Abteilung des chinesischen Ministeriums für Staatssicherheit – der Abteilung für den Auslandsnachrichtendienst - hatte Chao Tang oft in Zhongnanhai zu tun. Trotzdem schlug sein Herz jedes Mal ein bisschen schneller, wenn er dort ankam. Wie viel Geschichte hatte sich an diesem Ort verdichtet: wie viel Hoffnung, wie viel Versagen. Eine Geschichte, die Chao Tang sehr vertraut war und die jeden seiner Schritte überschattete. Zhongnanhai oder die »Mittel-Süd-See« war eine Hauptstadt innerhalb der Hauptstadt. Der riesige, schwer bewachte Gebäudekomplex, in dem Chinas Führungskräfte lebten und regierten, war seit den Tagen der mongolischen Herrscher, die seine Mauern im vierzehnten Jahrhundert errichtet hatten, ein Symbol des chinesischen Imperiums. Nachfolgende Dynastien hatten den Komplex im Lauf der Jahrhunderte immer wieder umgebaut. Mächtige Gebäude waren niedergerissen und neu errichtet worden. Manche dienten dem Streben nach Macht, andere dem Streben nach Luxus. Die Gebäude gruppierten sich um riesige, von Menschenhand angelegte Seen in der bewaldeten Pracht eines künstlichen Arkadiens. Als Mao im Jahr 1949 die unumschränkte Macht an sich riss, wurde der inzwischen verfallende Komplex wieder einmal neu aufgebaut, und bald danach bezogen die Führungskräfte des Staates ihre neue Heimstatt.

Der ehemals sorgfältig gestaltete Landschaftsgarten war eher praktischen Bedürfnissen gewichen und durch Straßen und Parkplätze ersetzt worden; von der früheren Pracht war im schmuck- und freudlosen Ostblockdekor nichts mehr zu erahnen. Aber die Veränderungen waren letztendlich nur kosmetischer Natur gewesen, denn auch die Revolutionäre blieben den älteren, tief verwurzelten Traditionen von Geheimhaltung und Abschottung treu. Chao fragte sich nun, ob diese Traditionen auch vor dem Mann Bestand haben würden, der sie unbedingt abschaffen wollte: Chinas jungem Staatspräsidenten Liu Ang.

Seiner Erinnerung nach hatte Liu Ang sich ganz bewusst dafür entschieden, seine Residenz in den Komplex zu verlegen. Sein Vorgänger hatte nicht dort gewohnt, sondern in einer bewachten Anlage ganz in der Nähe. Aber Liu Ang wollte aus gutem Grund im selben Komplex wie seine Führungskräfte residieren. Er glaubte an seine persönliche Überzeugungskraft und legte großen Wert auf seine Fähigkeit, seine vereinzelt Gegner bei informellen Besuchen, Spaziergängen durch die Ziergärten oder spontanen Einladungen zum Tee für sich zu gewinnen.

Das Treffen am heutigen Abend war jedoch weder informell noch spontan. Tatsächlich war Ang sogar dazu gedrängt worden, und zwar nicht von seinen Gegnern, sondern von seinen treuesten Verbündeten. Denn es stand nichts Geringeres auf dem Spiel als Angs Überleben und die Zukunft

der bevölkerungsreichsten Nation der Welt.

Fünf der sechs Männer, die sich um den schwarzen Lacktisch im zweiten Stock von Angs Residenz versammelt hatten, waren vor Angst wie elektrisiert. Nur der Präsident weigerte sich weiterhin, die Drohungen ernst zu nehmen. Chao las in Angs klarem Blick, dass er sie alle für furchtsame alte Männer hielt. Hier, in der Sicherheit der dicken Granitmauern im Schatten von Huarentang, dem »Palast des allumfassenden Mitgefühls«, begriff Liu Ang offensichtlich nicht, dass er extrem verwundbar war. Sie mussten es ihm *begreiflich* machen.

Zugegeben, die Geheimdienstberichte waren vage und enthielten bis jetzt noch nichts Konkretes. Kombinierte man aber die Berichte von Chaos Kollegen aus der Abteilung für Innere Sicherheit mit den Berichten aus Chaos eigener Abteilung, verdichteten sich die vagen Schatten zu einer tiefen Schwärze.

Der schmale, leise sprechende Mann zu Liu Angs Rechten tauschte einen Blick mit dem Genossen Chao, bevor er das Wort an den Präsidenten richtete. »Verzeihen Sie mir meine Offenheit, aber was nutzen all Ihre Reformpläne, wenn Sie nicht mehr am Leben sind, um sie durchzusetzen?«, sagte er.

Er war Angs Sicherheitsberater und hatte wie Chao lange Jahre im MSS gearbeitet. Allerdings in der Abteilung für Innere Sicherheit. »Wer gefahrlos schwimmen will, muss die Schnappschildkröten aus dem Teich entfernen. Wer das Wasser klären will, muss das Unkraut vom Koi-Teich abschöpfen. Wer die Blumen im Garten pflücken will, muss den giftigen Efeu ausreißen. Wer ...«

»Wer ein Körnchen Vernunft ernten will, muss die Sense im Metapherndickicht schwingen«, unterbrach ihn Ang mit einem Lächeln. »Aber ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Wir haben schon mehrmals darüber gesprochen, und an meiner Haltung hat sich nichts geändert.« In bestimmtem Ton fuhr er fort: »Ich werde mich nicht von Angst lähmen lassen. Und ich weigere mich, allein aufgrund von Verdächtigungen ohne Beweise gegen unliebsame Personen vorzugehen. Wenn ich das täte, wäre ich bald nicht mehr von meinen Feinden zu unterscheiden.«

»Während Sie über Ihre hohen Ideale nachgrübeln, schmieden Ihre Feinde Pläne, um Sie zu vernichten!«, fuhr Chao dazwischen. »Und dann kann man Sie hervorragend voneinander unterscheiden: *Jene* sind dann nämlich die Sieger, und *Sie* sind weg vom Fenster!« Er sprach aufbrausend und freimütig. Auf Freimut hatte Ang schon immer bestanden, und das Aufbrausen war eben Teil des Auftritts.

»Zu meinen Gegnern zählen auch Männer und Frauen mit Prinzipien«, sagte Ang, ohne die Stimme zu erheben. »Männer und Frauen, die

politische Stabilität schätzen und mich als eine Bedrohung empfinden. Sobald sie begreifen, dass sie im Unrecht waren, werden sie ihre oppositionelle Haltung ändern.« Hier – und das betonte er immer wieder – arbeitete die Zeit für ihn. Den Streit um die Geschwindigkeit, mit der er die Reformen vorantrieb, konnte er nur gewinnen, wenn er seine Pläne durchsetzte und dann bewies, dass sie das Land nicht ins Chaos gestürzt hatten.

»Sie verwechseln eine Messerstecherei mit einem höflichen Meinungsaustausch!«, konterte Chao. »Es gibt mächtige Männer – sogar im innersten Zirkel des Staatsrats –, die *Veränderung* für die wahren Gefahr halten. Jegliche Veränderung.« Er musste nicht ausführlicher werden. Alle kannten die Hardliner unter den Funktionären, die jeden Schritt in Richtung Transparenz, Fairness und Effizienz ablehnten, weil sie von deren Abwesenheit profitiert hatten. Diese Funktionäre hatten dafür gesorgt, dass der Name »Palast des allumfassenden Mitgefühls« ein Hohn auf die tatsächlichen Verhältnisse war. Besonders gefährlich waren die Hardliner in den Regierungskomitees – hauptsächlich der Nationalen Volksbefreiungsarmee und dem Ministerium für Staatssicherheit –, die der Ernennung Angs zum Parteivorsitzenden nur widerstrebend und unter der Voraussetzung zugestimmt hatten, dass er sich *kontrollieren* lassen würde. Offenbar hatte Angs Förderer, der Zweite Vorsitzende der Kommunistischen Partei, ihnen das in gewisser Weise garantiert. Als die Funktionäre aber herausfanden, dass Ang keine Marionette war, steigerte sich ihre Unzufriedenheit zu dem Gefühl, dass man sie betrogen hatte. Bis jetzt hatte noch keiner gewagt, öffentlich gegen Ang vorzugehen. Wer sich mit einem derart populären Politiker anlegte, riskierte, das Erdbeben einer öffentlichen Rebellion auszulösen. Aber sie hatten ihn beobachtet und auf ihre Stunde gewartet. Und allmählich wurden sie ungeduldig. Ein kleiner Kader war zu dem Schluss gekommen, dass Ang mit der Zeit nur noch mächtiger werden würde und dass etwas geschehen müsste, bevor es zu spät war.

»Warum versucht ihr, meine loyalen Gefährten, mich in das zu verwandeln, was ich am meisten verabscheue?«, protestierte Liu Ang. »Man sagt, dass Macht korrumpiert, aber warum das geschieht, sagt niemand. Ich weiß es jetzt: *genau* so! Der Reformator beginnt, auf den Ratschlag der Feigheit zu hören. Ich *weigere* mich aber, das zu tun.«

Chao konnte den Impuls, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, nur mit Mühe unterdrücken. »Halten Sie sich für *unverwundbar*?«, rief er mit blitzenden Augen. »Wenn jemand eine Kugel auf Ihr Reformierhirn abfeuert, prallt die Kugel dann ab? Wenn jemand ein Schwert an Ihre Reformerkehle hält, verbiegt sich die Klinge? Der *Ratschlag der Feigheit*,

sagen Sie? Wie wäre es mit dem *Ratschlag der Vernunft*?«

Es beruhte sowohl auf politischen als auch auf persönlichen Motiven, dass Chao dem jungen Präsidenten so ergeben war, aber die Hintergründe seiner Haltung blieben den meisten Beobachtern rätselhaft. Chao hatte jahrzehntelang für Chinas Geheimdienst gearbeitet und entsprach nicht dem Profil, das für Angs glühende Anhänger typisch war. Aber schon bevor Ang vor zwei Jahren zum Generalsekretär des Nationalen Volkskongresses und Vorsitzenden des Politbüros ernannt worden war, hatte Chao die Mischung aus Agilität und Integrität bewundert, die diesen Mann auszeichnete. Seiner Meinung nach vereinte er in sich die besten Züge des chinesischen Charakters. Außerdem hatte sich Chao während seiner gesamten Karriere mit den Kadern der Partei herumgeschlagen und dabei alle Illusion über den Staatsapparat verloren, den Ang auseinandernehmen wollte. In ihm gediehen nicht nur Faulheit, Eigennutz und Tücke, sondern vor allem Selbstbetrug, für Chao die schwerste aller Sünden. Deshalb hatte er heute Abend auch so hitzig gesprochen. Der Präsident hatte grundlos protestiert: Chao wollte nicht, dass Liu Ang sich veränderte. Er wollte nur, dass Ang überlebte. Vorbeugende Aggression mochte dem Präsidenten vielleicht wie Tyrannei erscheinen, aber diese Tyrannei diene schließlich einem guten Zweck.

»Sie wissen, dass Genosse Chao und ich nur selten einer Meinung sind«, sagte ein fünfzigjähriger Mann namens Wan Tsai, dessen große Augen hinter seiner mit Draht umrandeten Brille noch größer wirkten. »Aber diesmal stimme ich ihm zu. Wir müssen dem Prinzip der Vorsicht gehorchen.« Der Wirtschaftswissenschaftler Wan Tsai gehörte zu Angs ältesten Freunden. Tsai war derjenige, der Ang als jungen Mann dazu überredet hatte, innerhalb des Systems zu arbeiten; ein Schlag gegen den Status quo, der von innen kam, würde viel mehr Kraft entfalten als Kritik von außen. Im Gegensatz zu den anderen Mitgliedern von Angs persönlichem Beraterstab hatte sich Wan Tsai nie Sorgen über die Geschwindigkeit der Reformen des jungen Präsidenten gemacht, sondern ihn sogar gedrängt, noch schneller noch umfassendere Reformen in die Wege zu leiten.

»Lassen wir die Beschönigungen«, tadelte Ang. »Ihr wollt, dass ich eine Säuberungsaktion einleite.«

»Sie sollen nur jene ausschalten, die Sie vernichten wollen!«, schrie Wan Tsai. »Das ist ein Akt der Notwehr!«

Der Präsident sah seinen Mentor scharf an. »Schon der Weise Menzius fragte: Was nutzt Notwehr, wenn sie zerstört, was es zu schützen gilt?«

»Sie wollen sich die Hände nicht schmutzig machen«, sagte Chao, dem das Blut ins Gesicht gestiegen war. »Wissen Sie was? Bald werden alle Ihre

sauberen Hände bewundern – und zwar bei Ihrer Beerdigung!« Chao, der sonst so stolz auf seine Selbstdisziplin war, atmete jetzt heftig. »Ich habe nicht viel Ahnung von Recht, Ökonomie oder Philosophie. Aber ich verstehe etwas von Sicherheit. Schließlich habe ich meine gesamte Karriere beim MSS verbracht. Der Weise Menzies hat auch gesagt: Wenn ein Esel über Esel redet, dann hört der vernünftige Mann zu.«

»Sie sind kein Esel«, wehrte Liu Ang mit einem schwachen Lächeln ab.

»Und Sie sind kein vernünftiger Mann«, parierte Chao eisig.

Genau wie die anderen, die um den Tisch herumsaßen, hatte er nicht nur sehr früh Angs außergewöhnliches Potenzial erkannt, sondern ihm auch geholfen, es voll auszuschöpfen. Sein Wohlergehen war ihm daher außerordentlich wichtig. In der chinesischen Geschichte hatte es mehrmals Männer wie Ang gegeben, aber keiner hatte so erfolgreich regiert.

Es war sowohl ein Segen als auch ein Fluch, dass die Massen vor den Toren von Zhongnanhai den jugendlichen Präsidenten – mit seinen dreiundvierzig Jahren war er viel jünger als alle Männer, die diesen Posten vor ihm bekleidet hatten, und er wirkte noch jünger, als er war – so sehr liebten. Denn ihre bedingungslose Ergebenheit verstärkte – genau wie die positive Berichterstattung der westlichen Medien – nur das instinktive Misstrauen, das die Hardliner gegen ihn hegten. Doch Angs politische Aktionen allein hätten völlig ausgereicht, um ihren Zorn zu erregen. Nach nur zwei Jahren als Präsident hatte er sich bereits als liberale Kraft etabliert, und so waren zugleich die Ängste und die Hoffnungen seiner Führungskräfte wahr geworden. Ang war ein ungeheuer charismatischer Mann. Aber bei vielen Hardlinern weckte er vor allem Neid und Angst.

Westliche Journalisten erklärten seine Politik gern mit seinem Lebenslauf. Der Tatsache, dass er zu den Demonstranten auf dem Platz des Himmlischen Friedens gehört hatte und als Erster dieser Studenten in die Führungsränge der Partei aufgestiegen war, maßten sie große Bedeutung zu. Sie betonten, dass er als erster chinesischer Staatspräsident im Ausland studiert hatte, und hoben seine zwei Semester Ingenieurwissenschaften am MIT übertrieben stark hervor. Sie äußerten außerdem die Vermutung, dass seine prowestliche Einstellung auf die Freundschaften zurückgehe, die er damals geschlossen habe. Feindselige Genossen fürchteten hingegen, dass diese Zeit sein Urteilsvermögen getrübt haben könnte. Chinesen, die eine Zeit lang im Westen gelebt hatten, trugen den Spitznamen *hai gui* – was »Meeresschildkröte« bedeutete und gleichzeitig ein Wortspiel über den »Heimkehrer vom Meer« war. Misstrauische Chinesen, denen die kosmopolitische Einstellung der *hai gui* suspekt war, nannten sich selbst trotzig *tu bie*, die Landschildkröten. Für viele *tu bie* war der Kampf gegen den Einfluss der *hai gui* ein Kampf auf Leben und Tod.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte Ang. »Ich nehme Ihre Befürchtungen sehr ernst.« Er deutete zum Fenster auf eine künstlich angelegte Insel in der sogenannten Südlichen See, die in dieser Jahreszeit nur eine öde, von grellen Lampen beschienene Schneefläche war. »Jeden Tag betrachte ich diesen Ort, an dem mein Vorgänger, der Kaiser Guangxu gefangen gehalten wurde. Er wurde dafür bestraft, dass er die Hundert-Tage-Reform beschlossen hatte. Genau wie ich war auch der entmachtete Kaiser zu gleichen Teilen von Idealismus und Realismus getrieben. Was ihm vor hundert Jahren passiert ist, kann auch mir jederzeit passieren. Ich denke unablässig daran.«

Der legendäre Umschwung hatte sich 1898 ereignet und letztendlich den Weg für die massiven Umstürze des folgenden Jahrhunderts bereitet. Der Kaiser, den die nationalen Probleme bedrückten, unternahm – inspiriert durch den Rat des großen Wissenschaftlers und Gouverneurs Kang Yu Wei – mutigere Schritte als alle seine Vorgänger. In nur einhundert Tagen wurde eine Reihe von Gesetzen erlassen, die China in einen modernen Verfassungsstaat verwandelt hätten. Aber bald wurden seine eitlen Hoffnungen und ehrgeizigen Pläne zunichtegemacht. Nach nur drei Monaten ließ die Mutter des früheren Kaisers, die von den Gouverneuren unterstützt wurde, ihren Neffen Guangxu auf dem Inselchen in der Südlichen See einsperren und stellte die alte Ordnung wieder her. Verschiedene politische Interessengruppen, allen voran die Mandarine, fanden die Reformen zu bedrohlich und setzten sich schlussendlich durch. Zumindest, bis die kurzfristig geplante Restauration von revolutionären Kräften überrollt wurde, die eine viel umfassendere und brutalere Umgestaltung brachten als alles, was sich der entmachtete Kaiser und sein Berater erträumt hatten.

»Aber Kang war ein Gelehrter, dem die Unterstützung des Volkes fehlte«, warf ein ausgezehrer Mann am unteren Ende des Tisches mit niedergeschlagenen Augen ein. »Sie sind sowohl intellektuell als auch politisch glaubwürdig. Und das macht Sie noch viel bedrohlicher.«

»Genug jetzt!«, sagte der jugendliche Präsident. »Was Sie von mir wollen, kann ich nicht tun. Sie behaupten, dass ich nur so meine eigene Position schützen kann. Aber wenn ich Säuberungsaktionen einleite und meine Gegner nur deshalb zerstöre, weil sie meine *Gegner* sind, dann ist meine Regierung es nicht wert, geschützt zu werden. Menschen beschreiten diesen Weg vielleicht aus erhabenen Motiven. Aber dieser Weg hat keine Gabelung und führt nur zu einem Ort. Er führt zur Tyrannei.« Er legte eine Pause ein. »Diejenigen, die mich aus prinzipiellen Gründen ablehnen, werde ich zu überzeugen versuchen. Jene mit weniger ehrenhaften Motiven sind – vorsichtig ausgedrückt –

Opportunisten. Und wenn meine Politik Erfolg hat, werden sie so handeln, wie Opportunisten immer handeln. Sie werden sehen, aus welcher Richtung der Wind weht, und ihr Mäntelchen in diesen Wind hängen.«

»Ist dies die Stimme der Demut oder der Arroganz?«, fragte ein Mann von der gegenüberliegenden Seite des Tisches. Dieser Mann, der Li Pei hieß, hatte weiße Haare, und sein Gesicht war so faltig und verwittert wie eine Walnuss. Er war ein Jahrzehnt älter als die anderen und in mancher Hinsicht der untypischste von Angs Verbündeten. Li Pei stammte aus der Provinz und hatte sich aus ärmlichen Verhältnissen hochgearbeitet. Er war unter dem respektvollen Spitznamen *jiaohua de nongmin* oder der »gerissene Bauer« bekannt. Der Überlebenskünstler hatte bereits unter Mao im Zhongnanhai-Komplex gelebt und auch unter Maos Nachfolgern entweder im Staatsrat oder in der Partei selbst gedient. Er hatte das Chaos der Kulturrevolution überstanden, die Massaker und Razzien, die Reformen, die unzähligen ideologischen Kursänderungen. Viele hielten Li Pei für einen Zyniker, der sich immer demjenigen anpasste, der gerade an der Macht war. Aber das war nicht die ganze Wahrheit. Wie viele besonders ätzende Zyniker war er im Grunde ein enttäuschter Idealist.

Am Kopf des schwarzen Lacktisches trank Präsident Liu Ang einen Schluck grünen Tee. »Vielleicht habe ich mich sowohl der Demut als auch der Arroganz schuldig gemacht. Aber nicht der Ignoranz. Ich kenne die Risiken.«

Ein anderer Mann am Tisch warf mit leiser Stimme ein: »Wir sollten unsere Blicke nicht nur nach innen richten. Napoleon hat einst gesagt: >Lasst China schlafen. Denn wenn es erwacht, wird die Welt erzittern.< Zu unseren Feinden gehören auch Ausländer, die dem Reich der Mitte nichts Gutes wünschen. Sie haben Angst, dass China unter Ihrer Führung tatsächlich aufwachen wird.«

»Wir reden hier nicht über Verschwörungstheorien«, sagte Chao Tang verzweifelt. »Die Geheimdienstberichte, auf die ich mich beziehe, sind *sehr* beunruhigend. Haben Sie etwa vergessen, was Wai-Chan Leung in Taiwan passiert ist? Der junge Mann galt als politisches Gegenstück zu Ihnen, und Sie wissen doch, wie er beseitigt wurde. Vielleicht haben Sie die gleichen Feinde wie er. All jene, die den Frieden mehr fürchten als den Krieg. Die Gefahr, in der Sie schweben, ist real. Es ist sehr wahrscheinlich, dass bereits eine Art Verschwörung gegen Sie im Gang ist.«

»Eine Art Verschwörung?«, wiederholte Ang. »Sie warnen mich vor einer internationalen Verschwörung und wissen in Wahrheit weder, wer die Zügel in der Hand hat, noch, was die Ziele der Verschwörer sein könnten. Von einer Verschwörung zu sprechen, ohne die Hintergründe zu kennen, ist nur leeres Geschwätz.«

»Sie wollen handfeste Beweise?«, fragte Chao. »Solche Beweise bekommt man erst dann, wenn es zu spät ist. Ein Komplott von Verschwörern, deren konkrete Pläne uns bekannt wären, wäre ein bereits vereiteltes Komplott. Aber wir können die Gerüchte, die Hinweise und die verschlüsselten Andeutungen nicht länger ignorieren ...«

»Das sind doch alles nur Vermutungen!«

»Ganz offensichtlich stecken auch Mitglieder Ihrer eigenen Regierung dahinter«, sagte Chao. Er schaffte es nur mit Mühe, seine Stimme nicht zu erheben. »Und die Indizien weisen eindeutig darauf hin, dass auch hochrangige Mitglieder der US-Regierung ihre Finger im Spiel haben.«

»Aber Ihre Informationen bilden keine Handlungsbasis«, protestierte Ang. »Ich weiß Ihre Besorgnis um mich sehr zu schätzen, aber ich sehe keine Möglichkeit zu handeln, die zu dem Beispiel passt, das ich geben möchte.«

»Bitte bedenken Sie ...«, begann Wan.

»Sie dürfen gern ohne mich weiterdiskutieren«, sagte der jugendliche Präsident und erhob sich. »Aber Sie müssen mich entschuldigen. Oben wartet meine Ehefrau auf mich, die sich allmählich fragt, ob die Volksrepublik China sie vor der Zeit zur Witwe gemacht hat. Das hat sie jedenfalls neulich mal angedeutet. Und solche Andeutungen zwingen mich tatsächlich zum Handeln.« Sein Scherz wurde mit einem pflichtschuldigen Lächeln gewürdigt, aber die Atmosphäre im Raum blieb weiterhin gespannt.

Vielleicht wollte der junge Präsident gar nicht wissen, welche Gefahr ihm drohte. Offenbar fürchtete er die Konsequenzen politischer Paranoia mehr als die Gefahr selbst. Die anderen konnten sich solche Kaltblütigkeit nicht leisten. Denn auch was Liu Ang nicht wusste, konnte ihn töten.

Kapitel acht

St. Andrews Plaza, Lower Manhattan

Ambler's Augen fühlten sich trocken und entzündet an, seine Muskeln schmerzten. Er saß auf einer Bank mitten auf einer großen Zementplattform, die zwischen drei hoch aufragenden Bürotürmen lag. Die Gebäude wirkten abweisend und grau. Wie so oft in Lower Manhattan standen die riesigen Hochhäuser zu eng beieinander, wie Bäume, die sich in einem dicht gepflanzten Forst gegenseitig Licht und Luft streitig machen. Jedes einzelne dieser Gebäude hätte in den meisten Städten dieser Welt wirklich als großartiges Bauwerk gegolten. In Lower Manhattan hingegen fielen sie nicht besonders auf. Ambler räkelte sich erneut in seinem Sitz. Nicht, um es sich bequem zu machen, sondern um es sich weniger unbequem zu machen. Der Presslufthammer, den Straßenarbeiter irgendwo in der Nähe benutzten, verursachte ihm allmählich Kopfschmerzen. Er sah auf seine Uhr; die *New York Post* hatte er bereits von Anfang bis Ende durchgelesen. Ein Straßenhändler mit einem kleinen Karren verkaufte am anderen Ende des Platzes gebrannte Mandeln. Ambler überlegte gerade, ob er sich eine Tüte kaufen sollte, damit er wenigstens etwas zu tun hatte. Da bemerkte er einen Mann mittleren Alters in einer Yankee-Jacke, der aus einem schwarzen Dienstwagen stieg.

Die Zielperson war angekommen.

Der untersetzte Mann schwitzte trotz der Kälte und blickte sich nervös um, als er allein die Stufen vom Bürgersteig zur Plaza hinaufstieg. Ein Mensch, der wusste, wie gefährdet er war. Ein Mensch, der Schlimmes ahnte.

Ambler stand langsam auf. Und was jetzt? Er hatte beschlossen, sich möglichst lange an Arkadys Szenario zu halten - und sich dann im richtigen Augenblick etwas einfallen zu lassen. Es war durchaus möglich, dass er die Aktion abbrechen musste.

Eine Frau mit hohen Absätzen und einem grünen Plastikregenmantel lief schnell auf Ambler zu. Ihr dichtes Haar war lang und blond, die Lippen waren sinnlich, die Augen graugrün. Sie erinnerten Ambler an Katzenaugen, vielleicht weil die Frau, wie eine Katze, nie zu blinzeln schien. Sie trug eine braune Papiertüte in der Hand, die überhaupt nicht zu ihrem eleganten Auftreten passte. Als sie direkt vor ihm war, weckte die Drehtür des Staatsgebäudes im Norden des Platzes offenbar ihre Aufmerksamkeit, sie sah zur Seite und stolperte genau in ihn hinein.

»Ach, Mist. Tut mir leid«, murmelte sie mit rauer Stimme.

Plötzlich hielt Ambler die Papiertüte in den Händen. Mit den Fingern vergewisserte er sich, dass sie kein Sandwich enthielt.

Der Mann in der Yankee-Jacke hatte den Platz erreicht und bewegte sich auf das Gebäude zu. Ihm blieben vielleicht noch zwölf Sekunden.

Ambler öffnete seinen beigefarbenen Regenmantel – an jeder Ecke der Stadt gab es mindestens ein Dutzend davon zu sehen – und zog die Waffe aus der Tüte. Eine brünierte Ruger Redhawk im Kaliber .44 Magnum. Das Kaliber war viel zu groß für diesen Auftrag und vor allem definitiv zu laut.

Er drehte sich um und sah, dass die Blondine sich auf eine Bank direkt neben dem Gebäude gesetzt hatte. Ein Logenplatz für seine Vorstellung.

Und jetzt? Amblers Herz raste. Dies war kein Testlauf.

Dies war Wahnsinn.

Es war Wahnsinn, dass er der Sache zugestimmt hatte. Es war Wahnsinn, dass sie ihn überhaupt angeheuert hatten.

Die Zielperson blieb abrupt stehen, sah sich um und ging weiter. Der Mann war inzwischen höchstens zehn Meter von Ambler entfernt.

Wie die Sonne, die hinter einer Wolke hervortritt, leuchtete in Amblers Verstand eine plötzliche Intuition hell auf: Jetzt verstand er, was er vorher höchstens vage und unbewusst vermutet hatte. *Sie hätten ihn niemals angeheuert.*

Zweifellos glaubte Arkady, was man ihm gesagt hatte, aber Aufrichtigkeit war noch lange kein Garant für Wahrheit. Die ganze Geschichte ergab überhaupt keinen Sinn: Eine risikoscheue Organisation würde niemals einem Mann, an dessen Loyalität sie zweifelte, einen solchen Auftrag erteilen. Er hätte jederzeit die Polizei einschalten und den Mann in Sicherheit bringen lassen können. *Ergo ...*

Ergo war das ganze Szenario ein Test. Ergo war der Revolver nicht geladen.

Die Zielperson ging in einer Entfernung von sieben Metern entschlossen auf das Gebäude im Osten des Platzes zu. Jetzt marschierte Ambler eilig auf ihn zu, zog die Redhawk aus seinem Mantel, zielte auf den Rücken des Mannes und drückte ab.

Es erklang das leise, trockene Klicken des Hahns auf dem Schlagbolzen. Ein Geräusch, das schon im Verkehrslärm untergegangen wäre und von dem Presslufthammer vollkommen übertönt wurde. Mit gespielter Verzweiflung drückte er wieder und wieder ab, bis er alle sechs Kammern probiert hatte.

Er war sicher, dass die blonde Frau die rotierende Trommel und die Bewegung des Hahns genau registriert hatte.

Eine plötzliche Bewegung, die Ambler aus dem Augenwinkel sah, ließ

ihn den Kopf drehen. Ein Wachmann auf der anderen Seite des Platzes hatte ihn gesehen! Der Wachmann zog seine Waffe aus seinem kurzen, dunkelblauen Mantel und kauerte sich schussbereit zu Boden.

Seine Waffe war natürlich geladen. Ambler hörte den hellen Knall eines .38ers und das scharfe Zischen, mit dem die Kugel an seinem Ohr vorbeisauste. Der Wachmann war entweder ein guter Schütze oder ein Glückspilz. Womöglich war Ambler tot, bevor er das klären konnte.

Ambler rannte auf die Treppe an der Südseite des Platzes zu und bemerkte eine weitere schnelle Bewegung aus den Augenwinkeln. Der Händler war in Panik geraten, hatte seinen Karren direkt in den Wachmann geschoben und ihn dabei umgeworfen. Ambler hörte, wie der Wachmann vor Schmerz grunzte. Und das metallische Geräusch, mit dem die Pistole, die ihm aus der Hand geschlagen worden war, über den Asphalt schlitterte.

Eine weitere Aktion, die überhaupt keinen Sinn ergab. Kein unbeteiligter Zuschauer würde *jamals auf einen Mann mit einer Schusswaffe zugehen*. Der Mann, der als Händler posiert hatte, gehörte mit Sicherheit zum Team.

Ein Motorrad raste mit aufheulendem Motor heran. Ambler hörte es einige Sekunden, bevor er es sah. Scheinbar aus dem Nichts materialisierte sich eine mächtige Ducati Monster vor ihm. Das Gesicht des Fahrers war hinter dem Visier des Helms nicht zu erkennen. *Freund oder Feind?*

»Steig auf!«, brüllte der Fahrer ihm zu, als er abbremste, aber nicht anhielt.

Ambler warf sich auf den großen Rücksitz des Motorrads, und mit quietschendem Hinterrad raste die Ducati davon.

Er hatte keine Zeit gehabt, nachzudenken; er musste seinem Instinkt folgen. Der kraftvolle Motor vibrierte unter seinen Oberschenkeln.

»Festhalten!«, brüllte der Fahrer wieder. Einen Augenblick später schoss das Motorrad die Stufen auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes hinunter, wobei die Hinterachse heftig nach oben hüpfte.

Die Passanten auf dem Bürgersteig stoben in Panik auseinander. Aber der Fahrer wusste genau, was er tat, und bald war das Motorrad im Verkehr verschwunden. Es überholte einen Wagen der Müllabfuhr, ein Taxi, einen UPS-Laster. Der Fahrer hielt im Rückspiegel offenbar nach der Polizei Ausschau. Zwei Häuserblocks nördlich bog er in die Duane Street ein und hielt neben einer Limousine an, die am Straßenrand wartete.

Es war ein burgunderroter Bentley, dessen Fahrer, wie Ambler auffiel, eine olivgrüne Livree trug. Die Beifahrertür vor Ambler öffnete sich, er stieg ein und machte es sich auf dem hellen Ledersitz bequem. Der Bentley war hervorragend geräuschisoliert; als die Tür mit einem satten *Klick* ins

Schloss fiel, verschwanden die Geräusche der Stadt. Die hintere Passagierkabine war sehr geräumig; außerdem hatte sie abgedunkelte Scheiben, und Ambler war vor den Blicken von Fußgängern oder anderen Verkehrsteilnehmern verborgen. Trotz des Gefühls von Abgeschiedenheit, das sich sofort einstellte, war Ambler nicht allein. Ein anderer Mann saß bereits in der Passagierkabine, öffnete jetzt ein Fenster in der Trennwand zwischen Kabine und Chauffeursbereich und sagte in sanften, gutturalen Lauten zu dem Fahrer: »*Ndiq harten. Mos ki frike. Pac fat te mbare. Falemnderit.*«

Ambler sah sich den Fahrer noch einmal genauer an. Er hatte schmutzig blondes Haar, sein Gesicht schien nur aus Kanten und Ebenen zu bestehen. Er lenkte die Limousine sanft in den Stadtverkehr. Jetzt drehte sich Amblers Mitpassagier zu ihm um und begrüßte ihn mit einem fröhlichen »Hallo«.

Die Erkenntnis, dass er diesen Mann kannte, durchfuhr Ambler wie ein Blitz. Dies war der Mann, den Arkady ihm angekündigt hatte. *Sie kennen ihn. Es ist jemand, mit dem Sie bereits gearbeitet haben.* Ein Mann, den er nur als Osiris kannte und dem er nur als Tarquin bekannt war. Osiris, ein beliebter Mann um die sechzig, war beinahe glatzköpfig. Nur seine Ohren und sein Nacken wurden von schütterem rotem Haar gesäumt. Schon als sie zusammen in der Political Stabilization Unit gearbeitet hatten, war er nicht sonderlich fit, aber dennoch erstaunlich schnellfüßig gewesen. Besonders, wenn man sein anderes Handicap bedachte.

»Es ist lange her«, sagte Ambler.

Als Ambler sprach, bewegte Osiris seinen Kopf leicht und lächelte, seine blauen, milchigen Augen richteten sich beinahe, aber nicht ganz auf Amblers Augen. »Lange nicht gesehen«, stimmte er zu.

Osiris war sehr gut darin, Menschen vergessen zu lassen, dass er seit seiner Geburt blind war. Osiris sprach in visuellen Begriffen, er war sich der Sonne sehr bewusst, achtete auf die Textur der Kleidung seines Gegenübers und übersetzte taktile oder auditive Informationen sofort in ihre visuellen Gegenstücke. Aber Übersetzung war schon immer seine Stärke gewesen.

Osiris war der brillianteste Linguist, der je für Consular Operations gearbeitet hatte. Er sprach und verstand nicht nur alle bedeutenden Sprachen, sondern war ein Experte für kreolische Sprachen, Dialekte und regionale Akzente. Für die Sprachen, die Menschen tatsächlich sprachen, nicht die idealisierten Versionen, die an der Schule unterrichtet wurden. Er wusste, ob ein Deutscher aus Dresden oder Leipzig, Hessen oder Thüringen stammte; er konnte verschiedene hanseatische Provinzen anhand der Vokalfärbung unterscheiden und verstand dreißig verschiedene Arten

Straßenarabisch. Besonders in Drittweltregionen, in denen in einem einzigen Viertel die unterschiedlichsten Sprachen gesprochen wurden – zum Beispiel in Nigeria, wo Igbo, Haussa, Yoruba, seltsame Mischformen und Pidgin-Versionen von Englisch und Arabisch manchmal innerhalb einer einzigen Familie zu finden waren –, hatten sich Osiris' Fähigkeiten als unschätzbar wertvoll erwiesen. Er konnte sich Aufnahmen anhören, die Experten der Afrikaabteilung des Außenministeriums entweder zur Verzweiflung trieben oder um drei Monate Bedenkzeit bitten ließen, und schaffte es, das maschinengewehrartig schnelle Geplapper simultan zu übersetzen.

»Leider spricht unser Fahrer kein Englisch« sagte der Mann, den Ambler als Osiris kannte. »Aber Albanisch spricht er wie ein Prinz. Tatsächlich glaube ich, dass die meisten seiner ausgewanderten Landsleute ihn für ziemlich *affektiert* halten dürften.« Er drückte auf einen Kopf, worauf sich eine Tür in der Trennwand öffnete und eine Minibar sichtbar wurde. Seine Hände tasteten nur sehr diskret, als er eine Flasche Wasser herausnahm und zwei Gläser einschenkte. Er wartete, bis Ambler sich ein Glas ausgesucht hatte, dann nahm er das andere. Ein Mann, der versuchte, das natürliche Misstrauen eines anderen zu zerstreuen.

»Ich möchte mich für das Schmierentheater entschuldigen«, fuhr Osiris fort. »Sie haben das Ganze sicher sofort durchschaut. Meine Arbeitgeber wollten sich davon überzeugen, dass Sie kein Sicherheitsrisiko darstellen. Und sie konnten schließlich nicht Ihre Referenzen überprüfen.«

Ambler nickte. Es war genau, wie er vermutet hatte. Die Szene auf dem Platz hatte nur dazu gedient, seine Verlässlichkeit zu prüfen. Die Organisation hatte ihn gerade dabei beobachtet, wie er auf einen Mann schoss, der seiner Ansicht nach für die Regierung arbeitete. Wäre Ambler noch selbst im Dienst der Vereinigten Staaten gestanden, hätte er das nie getan.

»Was passiert mit der Zielperson? Dem Mann in der Yankee-Jacke?«

»Wer weiß? Wir haben damit nichts zu tun. Offenbar hat das FBI eine Untersuchung über Preisabsprachen im Baugewerbe eingeleitet, und der Kerl hat sich umdrehen lassen und ist nun staatlicher Kronzeuge. Falls Sie gespürt haben, dass er Angst hatte, lagen Sie richtig. Eine Menge gefährlicher Leute würden ihn gern beseitigen. Aber wir gehören nicht dazu.«

»Arkady wusste aber nichts davon.«

»Arkady hat nur weitergegeben, was wir ihm gesagt hatten. Er dachte, er wüsste genau Bescheid, aber wir haben ihn im Dunkeln gelassen.« Osiris lachte. »Ich habe ihn angelogen, er hat Sie angelogen, aber weil er glaubte, was er Ihnen erzählte, war die Sache astrein.«

»Danke, dass Sie mich daran erinnern«, sagte Ambler. »Woher soll ich wissen, dass man Sie nicht auch angelogen hat? Zumindest, was andere Dinge betrifft.« Er blickte kurz in den Rückspiegel des Chauffeurs und ihm wurde schwindlig. Der fleischige, kahlköpfige Osiris saß neben einem anderen Mann, den Ambler einen Moment lang nicht einordnen konnte. Kurzes braunes Haar, blaue Augen und ein Gesicht ...

Ein symmetrisch geschnittenes Gesicht, das beinahe grausam attraktiv wirkte. Ein Gesicht, das Ambler erst einen Augenblick später erkannte.

Sein Gesicht. Und doch auch ein Fremder, den er in einem Motel 6 in New Jersey zum ersten Mal gesehen hatte, und dessen Anblick ihm immer noch das Blut in den Adern gefrieren ließ.

»Die Prämisse Ihrer Frage würde verhindern, dass ich Ihnen darauf eine ehrliche Antwort geben kann«, sagte Osiris betont langsam. Seine milchigblauen Augen waren starr und blind auf Ambler gerichtet. »Sie müssen sich auf Ihren Instinkt verlassen. Das ist doch Ihre Spezialität, oder?«

Ambler schluckte mühsam und atmete tief durch. Er drehte sich zu dem blinden Agenten um. »Dann schlage ich ein kleines Quiz vor: Kennen Sie meinen Namen?«

»Was glauben Sie denn? Wir haben schließlich bei drei oder vier Aufträgen zusammengearbeitet. Ein paar Dinge sollte ich in all diesen Jahren schließlich doch aufgeschnappt haben. Ihr Deckname lautet Tarquin, Ihr wirklicher Name ist Henry Nyberg ...«

»Nyberg ist auch nur ein Deckname«, unterbrach ihn Ambler. »Ich habe ihn ein paarmal benutzt und längst zu den Akten gelegt. *Wie heiße ich wirklich?*«

»Also jetzt klingen Sie wie ein Zuhälter aus der Bronx«, sagte Osiris schleppend. Er versuchte, seinen heiteren Ton beizubehalten. »Wie heiße ich? Wer ist dein Daddy? Ich verstehe ja, dass Sie viele Fragen haben. Aber ich bin nicht die Auskunft. Ich kenne vielleicht ein paar Antworten. Aber nicht *alle*.«

»Und warum nicht?«

Osiris trübe Augen wirkten unter seinen dünnen, beinahe gestrichelten Augenbrauen erstaunlich wach und scharfsichtig. »Weil einige Antworten, um es mal vorsichtig auszudrücken, über meiner Gehaltsklasse liegen.«

»Ich nehme, was ich kriegen kann«, sagte Ambler brüsk.

»Halbwissen ist etwas sehr Gefährliches, mein Freund. Sie sollten sich das zu Herzen nehmen. Vielleicht wollen Sie gar nicht wissen, was Sie in Erfahrung bringen werden.«

»Oh doch. Glauben Sie mir.«

Osiris richtete seine blinden Augen lange und forschend auf ihn. »Dann

schlage ich vor, dass wir uns woanders weiterunterhalten«, sagte er.

Kapitel neun

Peking

Nachdem Präsident Liu Ang sich in seine Privatwohnung in einem anderen Trakt des Komplexes zurückgezogen hatte, unterhielten sich seine Berater weiter.

»Was ist mit den Fotos, die Sie erwähnt haben?«, fragte der MSS-Veteran mit der leisen Stimme, an Chao gewandt.

Chao Tang, Vorsitzender der zweiten Abteilung, nickte und nahm ein Dossier aus seiner schwarzen Dokumentenmappe. Er breitete mehrere Fotos auf dem Tisch aus. »Natürlich habe ich Ang diese Indizien bereits vorgelegt. Seine Reaktion war vorhersehbar. Er hat überhaupt nicht darauf reagiert. Ich habe ihn gebeten, aus Sicherheitsgründen wenigstens seine Auslandstermine abzusagen. Er hat abgelehnt. Aber Sie sollten sich diese Fotos genau ansehen.«

Er tippte mit dem Finger auf ein Bild, das eine Menschenmenge vor einem hölzernen Podium zeigte.

»Dieses Bild wurde ein paar Minuten vor dem Anschlag in Changhua aufgenommen«, sagte der Meisterspion Chao. »Sie erinnern sich bestimmt noch gut daran. Die Sache liegt noch nicht einmal zwei Jahre zurück. Bitte beachten Sie das Rundauge in der Menge.«

Nun verteilte er ein weiteres Foto, eine digital vergrößerte Nahaufnahme des weißen Mannes.

»Der Attentäter. Der Mann, dessen blutiges Werk dieser Anschlag war. Ich habe noch andere Fotos, die ihn an den Schauplätzen weiterer Morde zeigen. Er ist wirklich ein Monster. Unsere Spione haben einiges über ihn in Erfahrung gebracht.«

»Wie heißt dieses Monster?«, fragte der betagte Li Pei mit seinem rauen, bäuerlichen Akzent.

Die Frage war Chao sichtlich unangenehm. »Wir kennen nur seinen Decknamen«, gab er zu. »Tarquin.«

»Tarquin«, wiederholte Pei. Sein faltiger Hals zitterte wie der eines alten Shar-Peis. »Ein Amerikaner?«

»Wahrscheinlich, obwohl wir nicht sicher sind, wer ihn kontrolliert. Es war sehr schwierig, Gerüchte von Tatsachen zu trennen. Aber wir haben Grund zu der Annahme, dass er eine zentrale Figur im Komplott gegen Liu Ang darstellt.«

»Dann muss er ausgeschaltet werden«, sagte der weißhaarige Mann und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. *Er ist wirklich gerissen*, dachte

Chao. *Aber eben auch ein Bauer.*

»Da denken wir ähnlich«, sagte der Meisterspion. »Manchmal habe ich Angst, dass Liu Ang zu gut für diese Welt ist.« Nach einer Pause fuhr er fort: »Zum Glück bin ich das nicht.«

Seine Zuhörer nickten grimmig.

»Es wurden bereits Vorkehrungen für den Ernstfall getroffen. Ein Team von Abhörspezialisten aus der zweiten Abteilung ist an der Sache dran. Als wir gestern glaubwürdige Informationen über den möglichen Aufenthaltsort dieses Agenten erhielten, konnten wir sofort entsprechende Schritte einleiten. Der Fall liegt nun in den Händen des besten Mannes, den dieses Land für solche Angelegenheiten zu bieten hat.«

Chao war klar, dass seine Worte wie leere Phrasen klangen, aber rein technisch gesehen glaubte er wirklich, was er sagte. Chao hatte Joe Li als Jugendlichen entdeckt, als dieser den ersten Preis in einem regionalen Schießwettbewerb gewonnen hatte, den die örtliche Abteilung der Nationalen Volksbefreiungsarmee ausgerichtet hatte. Der Junge wurde einer Reihe von Tests unterzogen, und bald stellte sich heraus, dass er trotz seiner ländlichen Herkunft über außergewöhnliche Talente verfügte. Chao war ständig auf der Suche nach solchen Wunderkindern. Er war überzeugt davon, dass Chinas größte Stärke in seinem Bevölkerungsreichtum lag. Nicht nur aufgrund der Muskelkraft seiner billigen Arbeitskräfte, sondern vor allem deshalb, weil in einer solchen Masse von Menschen zwangsläufig auch Wunderkinder auftauchen mussten. Wer eine Milliarde Austern öffnete, würde bestimmt eine Handvoll Perlen finden, verkündete Genosse Chao gern. Er war überzeugt davon gewesen, dass Joe Li eine solche Perle war, hatte ihn unter seine Fittiche genommen und auf eine außergewöhnliche Karriere vorbereitet. Schon früh erhielt der Junge intensiven Sprachunterricht. Joe Li sollte nicht nur lernen, westliche Sprachen akzentfrei zu sprechen, sondern auch, die Eigenarten der westlichen Nationen zu übernehmen, um sich dort völlig selbstverständlich bewegen zu können. Außerdem bildete man ihn umfassend im Umgang mit Waffen aus, und er lernte westliche Nahkampftechniken genauso wie die uralte Kampfkunst der Shaolin.

Joe Li hatte Chao noch nie enttäuscht. Er war ein eher kleiner Mann, aber das hatte sich als großer Vorteil herausgestellt. Er wirkte vollkommen harmlos und unauffällig, seine außergewöhnlichen Fähigkeiten blieben unter dem Deckmantel des Gewöhnlichen verborgen. Er war, wie Chao ihm einst gesagt hatte, ein als Ruderboot getarntes Schlachtschiff.

Aber das war noch längst nicht alles. Obwohl Joe Li seine Arbeit

emotionslos und professionell erledigte, war seine persönliche Loyalität seinem Land und Chao gegenüber über jeden Zweifel erhaben. Dafür hatte Chao gesorgt. Teils aus Sicherheitsgründen, teils weil er wusste, wie knapp und deshalb heiß begehrt solche Ressourcen auf höchster Regierungsebene waren, war die Kontrolle über Joe Lis Einsätze strengstens partitioniert. Mit anderen Worten: Chinas bester Geheimagent unterstand Chao, und zwar Chao allein.

»Was ist mit diesem Tarquin? Ist er tot?«, fragte der Ökonom Tsai und trommelte mit den Fingern auf den schwarzen Lacktisch.

»Noch nicht«, sagte Chao. »Aber bald.«

»Wie bald?«, bohrte Tsai nach.

»Ein solcher Einsatz im Ausland ist immer eine delikate Angelegenheit«, wich Chao aus. »Aber wie ich Ihnen versichert habe, ist unser bester Mann damit beauftragt. Dieser Mann hat mich noch nie enttäuscht, und er wird von uns laufend mit den aktuellsten Informationen versorgt. Der Zeitpunkt des Lebens und der Zeitpunkt des Todes sind vorbestimmt, wie der große Weise sagt. Ich will nur so viel sagen: Für Tarquin wird der zweite Zeitpunkt sehr bald kommen.«

»Wie bald?«, wiederholte Tsai.

Chao blickte auf seine Armbanduhr und erlaubte sich ein schmales Lächeln.

»Das hängt davon ab, ob Ihre Uhr richtig geht.«

New York

Das Plaza-Hotel an der Ecke Fifth Avenue und Central Park South war zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts errichtet worden und galt seitdem als Treffpunkt der feinen Leute Manhattans. Mit seinen kupferbeschlagenen Gesimsen und den vergoldeten Möbeln mit Brokatbezug erinnerte es an ein prächtiges französisches Château direkt am Central Park. Der Oak Room und der Palmengarten, die eleganten Galerien und Boutiquen boten Besuchern zahllose Gelegenheiten, das Hotel finanziell zu unterstützen. Sogar denjenigen, die keins der achthundert Zimmer gebucht hatten.

Aber nicht hier führten die beiden Männer ihre Unterhaltung fort, sondern in dem Swimmingpool mit Olympiamaßen, der im fünfzehnten Stock des Hotels lag. Osiris hatte darauf bestanden.

Schon wieder ein hervorragender Ort für ein Rendezvous dieser Art, dachte Ambler, während die beiden Männer sich ihrer Kleider entledigten und die vom Plaza-Hotel gestellten Badehosen anzogen. Unter diesen Bedingungen ließ sich nur schwer ein Abhörgerät verbergen – und der

Geräuschpegel in dem Hallenbad würde es ohnehin beinahe unmöglich machen, eine verwertbare Aufnahme zu erstellen.

»Also, für wen arbeiten Sie zurzeit?«, hatte Ambler das Gespräch eröffnet. Er und Osiris hielten sich am tiefen Ende des Beckens auf und traten Wasser. Eine ältere Dame zog am seichten Ende träge ihre Bahnen über die Schmalseite des Pools. Ansonsten war das Becken leer. Ein paar Damen in einteiligen Badeanzügen, dem Aussehen nach reiche Witwen, entspannten sich bei einer Tasse Tee oder Kaffee in den Liegen am Beckenrand. Zweifellos, um Kraft für ihr auf später verschobenes Fitnesstraining zu sammeln.

»Für Leute, die uns genau genommen sehr ähneln«, antwortete Osiris. »Wirklich. Sie sind nur anders organisiert.«

»Das klingt spannend«, sagte Ambler, »aber erleuchtet bin ich nicht gerade. Wovon zum Teufel sprechen Sie eigentlich?«

»Es geht eigentlich nur darum, Talent freizusetzen. Es gibt viele ehemalige Geheimagenten, um genau zu sein, viele ehemalige Stab-Boys, die ihre Fähigkeiten bis jetzt nur beschränkt einsetzen durften. Jetzt dienen sie immer noch den Interessen Amerikas, werden aber von Privatunternehmern eingesetzt und bezahlt.« Osiris' Leibesfülle sorgte dafür, dass er nur langsam Wasser treten musste, um an der Oberfläche zu bleiben.

»Privatunternehmen. Eine alte Geschichte. So alt wie die hessischen Söldner, die ein bisschen Schwung in den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg bringen sollten.«

»Na ja, vielleicht nicht ganz.« Osiris atmete entspannt. »Wir sind als Netzwerk verschiedener Partner im privaten Sektor organisiert. Und die Betonung liegt auf Netzwerk.«

»Also mehr wie Avon oder Tupperware, und nicht wie ThyssenKrupp. Multilevel-Marketing sozusagen.«

Dem Klang von Amblers Stimme folgend, drehte Osiris den Kopf leicht zu ihm. Die blinden Augen schienen ihn forschend anzustarren. »Ich würde es etwas anders formulieren, aber die Grundidee haben Sie begriffen. Unabhängige Agenten, die unabhängig arbeiten, aber von ihren >Arbeitgebern< eingesetzt und koordiniert werden. Jetzt verstehen Sie sicher auch, warum man Sie unbedingt im Team haben will. Aus dem gleichen Grund, aus dem man auch mich angeworben hat. Ich verfüge über einige einzigartige Fähigkeiten. Genau wie Sie. Und diese Leute sind sehr daran interessiert, herausragende Talente zu rekrutieren. Das verschafft Ihnen eine sehr gute Verhandlungsposition. Wissen Sie, bei den Stab-Boys sind Sie eine beinahe mythische Gestalt. Und den Bossen würde es schon genügen, wenn nur die Hälfte der Geschichten, die man über Sie erzählt,

stimmen. Ich habe Sie arbeiten sehen, also weiß ich, was Sie können. Verdammt, was Sie in Kuala Lumpur durchgezogen haben, ist schon beinahe legendär. Und schließlich war ich dabei, wie Sie vermutlich wissen. In der Political Stabilization Unit sprechen nämlich nicht viele fließend Malaysisch.«

»Das ist lange her«, sagte Ambler und streckte sich auf dem Rücken im Wasser aus.

Kuala Lumpur. Er hatte viele Jahre nicht mehr daran gedacht, aber auf diese Erinnerungen konnte er mühelos zugreifen. Ein Kongressgebäude im Putra World Center im Bankenviertel der Stadt, in der Nähe des Golden-Triangle-Viertels und der Petronas Twin Towers. Dort fand eine internationale Handelskonferenz statt, und Tarquin war offiziell als Vertreter einer New Yorker Anwaltskanzlei, die sich auf den Schutz geistigen Eigentums spezialisiert hatte, eingeladen. Damals unter dem Decknamen Henry Nyberg. Tarquins Vorgesetzte hatten erfahren, dass ein Mitglied einer ausländischen Delegation in Wirklichkeit ein Terrorist war. Aber wer war der Maulwurf?

Sie setzten Tarquin als menschlichen Lügendetektor ein und dachten, er werde sicherlich die ganzen vier Tage der Konferenz brauchen, um den Gesuchten zu finden. Tatsächlich brauchte er weniger als eine halbe Stunde. Am ersten Morgen war er durch die Lobby des Kongresszentrums geschlendert und um die Grüppchen von Leuten mit den von der Kongressleitung gestellten blauen Armbändern herumgewandert. Er hatte die Marketingleute beobachtet, die Visitenkarten austauschten; die Unternehmer, die auf der Suche nach potenziellen Investoren waren, und die Manager, die auf eintausend verschiedene Arten rituell umeinander heruntanzten. Die Luft in der Lobby war schwer vom Duft frisch gebackener Brötchen und Kaffees. Tarquin erlaubte auf seinem Weg durch die Lobby seinen Gedanken, ziellos zu wandern. Gelegentlich nickte er, als grüße er jemanden, der gerade außerhalb der Sichtweite seiner Umgebung stand. Eine knappe halbe Stunde später hatte er seine Beute im Visier. Nicht eine, sondern zwei Zielpersonen hatten sich an eine Bankdelegation aus Dubai angehängt. Was hatte sie verraten? Tarquin machte sich nicht die Mühe, die diskreten Signale, die Angst, die Geducktheit zu analysieren, die sie ausstrahlten. Er sah sie und wusste es. So war es immer. Das war alles. Ein Aufklärungsteam der Political Stabilization Unit verbrachte den Rest des Tages damit, zu bestätigen, was er auf den ersten Blick erkannt hatte. Die beiden jungen Männer waren die Neffen des Bankdirektors. Außerdem hatten sie sich während ihrer Studienzeit in Kairo einer radikalislamistischen Bruderschaft angeschlossen. Diese Organisation hatte sie damit beauftragt, gewisse Industrierohstoffe zu besorgen, die zwar

für sich genommen harmlos waren, aber in Kombination mit anderen harmlosen Materialien zur Waffenherstellung genutzt werden konnten.

Ambler erlaubte sich, noch einen Augenblick friedlich auf dem Rücken im Wasser zu liegen. *Diese Leute wissen, was ich kann*, dachte er. *Wie wird das die Gleichung beeinflussen?*

»In Kuala Lumpur haben alle Sie gefragt, wie Sie das gemacht haben. Sie sagten, es sei doch offensichtlich gewesen, dass diese Leute Blut und Wasser geschwitzt hätten. Aber nur Sie haben das erkannt, niemand sonst. Außerdem waren die Kerle unglaublich kaltblütig. Die Analysten haben sich die Videoaufzeichnung später genau angesehen. Für jeden außer Ihnen stellten sich die Burschen verdammt geschickt an. Sie wirkten gelangweilt und dienstbeflissen, genau wie sie es beabsichtigt hatten. Aber Sie haben etwas anderes gesehen.«

»Ich habe sie genauso gesehen, wie sie waren.«

»Genau. Und das konnte niemand sonst. Wir haben nie darüber gesprochen, aber das ist eine ganz außergewöhnliche Fähigkeit. Eine wirkliche *Gabe*.«

»Ich würde sie am liebsten zurückgeben.«

»Warum? Gefällt Ihnen die Farbe nicht?«, schmunzelte Osiris. »Raus mit der Sprache. Hat Ihnen ein Mediziner irgendwann mal ein Amulett gegeben?«

»Wahrscheinlich sollten Sie das nicht mich fragen«, sagte Ambler ernst. »Ich kann Ihnen nur sagen, was ich vermute. Die meisten Leute sehen nur das, was sie sehen wollen. Sie vereinfachen ihre Eindrücke, sie bestätigen nur ihre eigenen Hypothesen. Ich tue das nicht. Ich kann das nicht. Ich kann das nicht nach Belieben an- oder abstellen.«

»Ich weiß nicht, ob das ein Segen oder ein Fluch ist«, sagte Osiris. »Wahrscheinlich eine Mischung aus beidem. *Comme d'habitude*. Das Schicksal, zu viel zu wissen.«

»Im Moment habe ich eher ein Problem damit, dass ich zu wenig weiß. Sie wissen ja, wonach ich suche. Erleuchtung.« Und diese Erleuchtung war für ihn überlebenswichtig. Er musste die Wahrheit erfahren, oder sein Unterbewusstsein würde ihn in einen Strudel hinabziehen, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

»Erleuchtung wird Ihnen nur Schritt für Schritt gewährt werden«, sagte Osiris. »Wie gesagt, kann ich Ihnen nur mein Urteil anbieten, wirkliche Informationen habe ich nicht für Sie. Geben Sie mir die relevanten Fakten, dann kann ich Ihnen vielleicht helfen, etwas Licht ins Dunkel zu bringen.«

Ambler sah den Mann an, der immer noch beinahe mühelos Wasser trat. Seine breiten Schultern waren von Tropfen benetzt, sein roter

Haarkranz war jedoch trocken geblieben. Die blauen, blinden Augen sahen ihn freundlich, ja sogar voller Zuneigung an. Und falls Ambler eine gewisse Anspannung in ihm spürte, lag das nicht daran, dass er einen Plan verfolgt hätte oder ihn hinters Licht führen wollte. Amblers Misstrauen war ein Automatismus, den er manchmal unterdrücken musste. Dies war vielleicht seine erste wirkliche Chance, die er auf jeden Fall nutzen musste.

Der Chinese im gut geschnittenen Anzug – feinste Merinowolle mit diskretem Glencheck-Muster –, der von der Fifth Avenue aus die Drehtür zur vorderen Lobby des Plaza-Hotels durchschritt, erregte kaum Aufmerksamkeit. Er war zierlich gebaut und gut aussehend, mit zarten Gesichtszügen und hellen, freundlichen Augen. Er nickte einer Dame an der Rezeption höflich zu, und sie nickte zurück. Sie nahm an, dass der Mann sie wahrscheinlich mit der Empfangsdame verwechselte, die ihn eingeecheckt hatte. Er nickte dem Pförtner zu, der sein bestes »Zu Diensten-Sir«-Lächeln aufgesetzt hatte, und ging, ohne seinen Schritt zu verlangsamen, zu den Fahrstühlen. Hätte er unsicher gewirkt oder angehalten, um sich zu orientieren, wäre wahrscheinlich ein Angestellter, der gerade nichts zu tun hatte, mit einem *Kann ich Ihnen helfen, Sir?* auf ihn zuge treten. Aber in einem Hotel mit achthundert Zimmern war die Wahrscheinlichkeit groß, dass jemand, der sich benahm, als gehöre er hierher, auch tatsächlich Gast des Hauses war.

Wenige Minuten später hatte er sich vergewissert, dass sich seine Beute weder in den Lobbys noch in den Restaurants aufhielt. Wenige Minuten später wusste er, dass er sie auch nicht in den anderen öffentlich zugänglichen Bereichen auf den unteren Ebenen des Hotels finden würde. Weder in den Galerien noch in den Geschäften, Schönheitssalons oder dem Spa.

Joe Li hatte bereits ausgeschlossen, dass seine Beute sich ein Hotelzimmer genommen hatte. Hotels dieser Preisklasse verlangten beim Einchecken unangenehm viele Informationen: Ausweise, Kreditkarten und so weiter. Doch diese Leute wollten bestimmt keine Spuren hinterlassen. Da sie nicht auf den öffentlich zugänglichen Ebenen waren, blieben nur noch zwei Möglichkeiten. Eine war das Fitnesszentrum des Hotels.

Unbemerkt von den vielen Gästebetreuern bog er in einen mit Teppichen ausgelegten Korridor zwischen den Fahrstuhlanlagen ein und ging durch eine Tür mit der diskreten Aufschrift *Personaleingang*. Niemand sah, wie er seinen Aktenkoffer öffnete und die Gegenstände, die er darin transportiert hatte, zusammenbaute. Niemand sah, wie er in den

bleigrauen Overall eines Hausmeisters stieg, der seinen leichten Anzug vollständig verbarg. Dann betrat er einen Personalaufzug und fuhr nach oben. Neben ihm stand ein Putzwagen mit Eimer und Mopp.

Wer ihm jetzt begegnet wäre, hätte ihn nicht wiedererkannt. Nur durch eine Veränderung seiner Haltung und seiner Muskelspannung war er um zwanzig Jahre gealtert. Er war jetzt ein gebeugter Mann, der sich um seinen Putzeimer und eine endlose Arbeitsliste kümmerte. Der Raumpfleger im Hintergrund, von dem kaum jemand Notiz nahm.

Osiris klang allmählich ein bisschen atemlos, was aber nicht an körperlicher Anstrengung lag. »Verstehen Sie denn nicht?«, sagte er. »Es gibt noch eine andere Hypothese.« Er trat mit sparsamen, eleganten Bewegungen Wasser, als dirigiere er ein kleines Kammerorchester. Seine Augen waren genauso blau wie das Wasser im Pool.

»Die zu dem passt, was ich in den letzten 24 Stunden erlebt habe?«

»Ja«, sagte Ambler's alter Kollege. »Ihr Bericht war bewundernswert präzise. Es bringt Sie durcheinander, dass Ihre persönlichen Erinnerungen sich nicht mit der Welt decken, in der Sie leben. Sie nehmen also an, dass die Welt manipuliert worden ist. Vielleicht ist diese Annahme falsch. Vielleicht ist vielmehr Ihr *Geist* manipuliert worden.«

Während Ambler den Erklärungen des dicken Geheimagenten zuhörte, stieg Entsetzen in ihm auf.

»Denken Sie an Ockhams Rasiermesser: Was ist die einfachste Erklärung?«, fuhr Osiris fort. »Es ist einfacher, den Inhalt Ihres Kopfes zu verändern, als die ganze Welt umzukrempeln.«

»Was wollen Sie damit sagen?« Ambler fühlte sich wie betäubt.

»Sie erinnern sich doch bestimmt noch an Bluebird, Artichoke und MKULTRA – die Programme zur Bewusstseinskontrolle aus den fünfziger Jahren – oder? Die Geheimhaltung wurde längst aufgehoben, man hat diese Methoden öffentlich durchgehechelt. Die Menschen halten sie für eine ekelhafte kleine Episode in der Geschichte der Geheimdienste.«

»Zu Recht«, schnaubte Ambler. »Das sind Hirngespinnste aus dem Kalten Krieg, Schauernmärchen aus alten Zeiten. Daran forscht man schon lange nicht mehr.«

»Und da liegen Sie falsch. Die Namen wurden geändert, aber die Forschung wurde nie aufgegeben. Und die Geschichte dieser Medikamente spielt sogar eine große Rolle. Eigentlich begann alles mit Kardinal Josef Mindszenty. Sagt Ihnen der Name etwas?«

»Ein Opfer des kommunistischen Regimes aus der frühen Nachkriegszeit – Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Ungarn verurteilte ihn in einem Schauprozess, in dem er vor laufender Kamera gestand, dass

er Hochverrat begangen hatte und korrupt war. Aber das war alles fingiert.«

»Natürlich. Aber die CIA wurde neugierig. Sie hatten sein Geständnis auf Tonfilm und ließen das Band durch alle Tests zur Stresserkennung laufen, die es damals gab. Sie suchten nach Beweisen dafür, dass er gelogen hatte. Seltsamerweise scheiterten sie. Alle Tests ergaben, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Aber die Anschuldigungen waren wirklich aus der Luft gegriffen. Und die CIA wusste das. Sie wurden nachdenklich. War es möglich, dass der Kardinal tatsächlich geglaubt hatte, was er gestand? Und wenn ja, wie hatte man ihn dann von dieser ... alternativen Realität überzeugt? Wenn er unter Drogen gestanden hatte, unter welchen? Und so weiter und so fort. All das führte dazu, dass unsere eigenen Experimente zur Gehirnwäsche aufgenommen wurden. In den ersten Jahrzehnten kam dabei natürlich nur Bockmist heraus. Man versetzte eine Versuchsperson mit Pentothal in ein künstliches Koma und injizierte ihr dann so lange Dexedrin, bis ihr die Augen aus dem Kopf traten. Was stellte das mit dem Verstand eines Menschen an? War man in diesem Zustand empfänglich für narkohypnotische Suggestionen? Die besten Wissenschaftler waren bald von den unendlichen Möglichkeiten fasziniert. Und kurz darauf zog man auch das Personal von Technical Services hinzu. Aber die Ressourcen reichten immer noch nicht, und deshalb schaffte man es irgendwie, auch die Special Operations Division der Armee in Fort Detrick, Maryland, einzuschalten, wo es ein biologisches Forschungszentrum gab.«

»Warum wissen Sie so viel darüber?«, fragte Ambler. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

»Aus welchem Grund hat man uns Ihrer Meinung nach gemeinsam eingesetzt?« Osiris zuckte mit den Schultern. »Ich komme aus der Abteilung für psychologische Kriegsführung, Psy-Ops. Wie die meisten Linguisten. Sprache war bei der Gehirnwäsche ein Hauptproblem. In der guten alten Zeit wurde zum Beispiel ein russischer Überläufer in einem sicheren Haus in Deutschland verhört. Oder ein Nordkoreaner in einer Wohnung in Seoul. Dort wurden die Kerle streng nach Vorschrift mit Drogen vollgepumpt. Kurz darauf waren sie vollkommen infantilisiert und plapperten nur noch in der Sprache ihres Heimatdorfes. Die Berlitz-Affen vom CIA verstanden natürlich kein Wort und konnten sich auch nicht mit ihnen verständigen. Also beschloss man, Leute wie mich einzusetzen. Sie setzten alle Hebel in Bewegung, um uns zu finden und auszubilden. Unsere Sporen mussten wir uns in einem Psy-Ops-Projekt verdienen. Und danach verlieh man uns bei Bedarf an andere OGAs. Offiziell aus >Kollegialität<. Aber eigentlich war es eine Ressourcenumverteilung, damit die Investition sich richtig auszahlte.«

»Unter OGAs verstehen Sie also andere Regierungseinrichtungen wie Consular Operations. Oder die Political Stabilization Unit.«

»Sie kennen den Drill. Schließlich ließ ich mich offiziell ins Außenministerium versetzen. Ich hoffte, das wäre auf der sprachlichen Ebene interessanter. Bei Cons Ops interessierte man sich aber hauptsächlich für meine psychologische Ausbildung. Damals machten sie sich immer noch Sorgen um Sie. Fragten sich, ob Sie ein Sicherheitsrisiko darstellten. Ihnen gefiel die Vorstellung, dass ich bei ein paar Aufträgen ein Auge auf Sie haben konnte.«

»Sie haben mich also bespitzelt.«

»Sie haben's kapiert. Sie erstellten Dossiers über den Bösen, ich erstellte Dossiers über den Guten, der uns dabei half, den Bösen zu schnappen. Aber das wussten Sie damals auch, darauf wette ich. So lief das eben.«

»Ich glaube, einmal musste ich ein Dossier über Sie anlegen«, erwiderte Ambler. »Die Chefs hatten Schwierigkeiten, sich mit einem blinden Geheimagenten anzufreunden. Wollten sich mal wieder rückversichern.«

Osiris lächelte fröhlich. »Tja, wenn der Blinde den Blinden leitet ... Wie gesagt, Sie kannten meinen Auftrag. Meiner Meinung nach waren Sie nur zu höflich, mich darauf anzusprechen.«

»Wahrscheinlich wusste ich, dass Sie mir nichts Böses wollten.«

»Und damit hatten Sie recht«, sagte Osiris. »Ehrlich gesagt mochte ich Sie sehr. Und zwar seit Kuala Lumpur.«

»Diese Sache wurde doch total aufgeblasen.«

»Dass Sie die *Dschihad*-Spinner geschnappt haben? Das meine ich nicht.«

»Was denn sonst?«

»Versuchen Sie sich daran zu erinnern, was kurz davor passiert ist.«

»Sie waren an der Eingangstür des Putra World Center stationiert. Also saßen Sie am Ende der Bar und tranken einen Apfelsaft mit Sprudel. Sah aus wie Bier. Sie hatten einen Ohrhörer im Ohr, und unser Techniker spielte Ihnen Audioaufnahmen aus der Lobby vor. Falls Sie etwas Interessantes oder Auffälliges hören sollten, hatten Sie Anweisung, mir ein Zeichen zu geben.«

»Tja, es kam nicht dazu. Ich musste gar nichts tun. Aber ich meinte eine Situation, die sich kurz vorher ergeben hatte. Wir sind in unserer Kongressausrüstung zum Center marschiert. Mit diesen Krawattenträgern von Kilgour, French & Stanbury, denen man die bezahlten Überstunden schon an den Manschettenknöpfen ansah.«

»Wenn Sie es sagen«, grunzte Ambler.

»Diese Fingerspitzen lügen nie. Ihre Anzüge waren aus feinstem

Kammgarn, an Hals und Schultern perfekt geschnitten.« Osiris hob die Hände und bewegte die Finger wie ein Zauberer. »Wir laufen also ganz in der Nähe unseres Zielorts über den Bürgersteig. Da steht ein Bauer aus der Provinz, der schon seit einiger Zeit versucht herauszufinden, wo der nächste Bahnhof ist. Aber niemand beachtet ihn. Ich höre an seinem Akzent, dass er ein Dayak ist, also ein Angehöriger der relativ primitiven, ethnischen Minderheit, die in den letzten paar verstreuten Dörfern lebt, die es in Malaysia noch gibt. Ein Dayak, der sich ins Bankenviertel von Kuala Lumpur verirrt hat. Die Leute haben es eilig, keiner hat Zeit für einen Dayak, also ignorieren sie ihn, als sei er Luft. In seiner Verzweiflung wendet sich der kleine Kerl – wahrscheinlich trug er Sandalen und einen seltsamen Umhang – schließlich an Sie und fragt Sie, wo der Bahnhof ist.«

»Wenn Sie es sagen«, erwiderte Ambler.

»Sie wohnen ja nicht in Kuala Lumpur, also haben Sie keine Ahnung. Aber statt den Kerl mit einem >Tut mir leid< abzuspeisen, halten Sie einen der vorbeieilenden Geschäftsmänner an. Natürlich sind die gern bereit, einem wohlhabenden Ausländer zu helfen. Sie fragen also, während der kleine Dyak neben Ihnen steht: >Könnten Sie uns sagen, wo der nächste Bahnhof ist?< Und bleiben stehen, während der Anzugträger ausführlich erklärt, wie Sie dahin kommen. Währenddessen fahre ich beinahe aus der Haut, weil wir einen Riesenauftrag vor uns haben und Sie in aller Seelenruhe einem Dorfdeppen dabei helfen, den Heimweg zu finden.«

»Ja und?«

»Sie werden sich nicht daran erinnern, weil es für Sie nichts Besonderes war. Für mich aber schon. Ich hatte gedacht, Sie seien genauso ein blödes Arschloch wie die meisten Stab-Boys, und plötzlich musste ich meine Meinung noch mal überdenken.«

»Wie bitte? Nicht einmal ein halb so blödes Arschloch?«

»Nein. Sanft wie ein Lämmchen«, lachte Osiris. Ambler erinnerte sich, dass er durchaus Humor hatte. »Seltsam, an was man sich alles erinnert. Und seltsam, was man alles vergisst. Und das bringt mich zur nächsten Phase der psychologischen Experimente. Der Vietnamkrieg war noch in vollem Gang. Nixon war noch nicht in China. Und als Nächstes trat ein außerordentlich brillanter, hochgefährlicher und mächtiger Mann auf den Plan.«

»Was soll das werden? Eine fade Geschichtsstunde?«

»Sie wissen ja, wie das Sprüchlein geht: Wer seine Vergangenheit nicht kennt ...«

»Fällt durch die Geschichtsprüfung«, unterbrach Ambler. »Bla, bla. Manchmal glaube ich, dass nur diejenigen, die sich an ihre Vergangenheit

erinnern, dazu verdammt sind, sie bis in alle Ewigkeit zu wiederholen.«

»Ich weiß, was Sie meinen. Sie reden von denen, die Kriege vom Zaun brechen, weil ihnen vor ewigen Zeiten mal ein Unrecht zugefügt wurde. Aber wenn ich in Ihrem Obstgarten einen Schädling einpflanze? Ein Nachtschattengewächs zwischen Ihren Johannisbeerbüschen verstecke? Das würden Sie doch sicher wissen wollen, oder?«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich spreche von James Jesus Angleton und den vielen Opfern seines Lebenswerks.«

»Und wer sollen die sein, verdammt noch mal?«

»Sie gehören womöglich dazu.«

Im Fitnesscenter waren sie also nicht. Joe Li hatte das gesamte Areal inklusive der Umkleidekabinen sorgfältig durchsucht. Es war erstaunlich, wie wenig er beachtet wurde; als wäre der Hausmeister-Overall, den er übergezogen hatte, ein Zauberumhang, der ihn unsichtbar machte. Jetzt schob er seinen Eimer durch die Umkleidekabinen des Swimmingpools. Kein Zeichen von seiner Beute. Der letzte Ort, den er noch durchsuchen musste, war der Poolraum selbst. Und der war wirklich sehr geeignet für ein Treffen.

Mit dem schlurfenden Gang, der zu seiner Rolle gehörte, betrat Joe Li das Pool-Areal. Niemand schenkte ihm oder dem langen Stiel seines Mopps mehr als einen flüchtigen Blick. Die Tatsache, dass sein Durchmesser für Putzarbeiten offensichtlich zu groß war, war viel zu kompliziert, um in das Bewusstsein der Umstehenden vorzudringen. Während Joe Li sein Wägelchen über die kleinen Keramikfliesen der Schwimmhalle schob, sah er sich unauffällig um. Der Mann, den erjagte, war ihm in den Sourlands knapp entwischt. Das würde nicht noch einmal passieren.

Wenn seine Beute hier war, würde er seinen Auftrag heute erfüllen.

Ambler schloss die Augen und tauchte zum Beckenboden hinab. Dann ließ er sich wieder nach oben treiben. Er brauchte eine Pause. Angleton. Das geniale Superhirn, das im Kalten Krieg die gesamte Gegenspionage der CIA organisiert hatte. Und dessen paranoide Obsessionen die Organisation, für die er arbeitete, beinahe zerstört hatten.

»Angleton hatte überall seine Finger im Spiel«, fuhr Osiris fort. »Kurz gesagt: Als das Church-Committee seine Arbeit aufnahm und die CIA MKULTRA Anfang der siebziger Jahre zu den Akten legen musste, sorgte Angleton dafür, dass das Programm weitergeführt wurde. Im Grunde genommen wurde es einfach ins Pentagon verlagert. Angleton war bald

danach weg vom Fenster, aber seine Jünger hielten weiterhin an seinen Glaubensgrundsätzen fest. Jedes Jahr gaben sie Millionen für die Forschung aus, innerhalb und außerhalb der Regierung. Für sie arbeiteten Wissenschaftler in Pharmafirmen und Laboren der Universitäten. Und sie führten ihre eigene Arbeit fort, ohne dass ihnen so eine Bioethik-Kommission ins Handwerk pfuschte. Sie experimentierten mit Scopolamin, Bufotenin, Corynanthin, mit Uppern und Downern und allem, was dazwischen liegt. Sie entwickelten modifizierte Versionen der alten Wilcox-Reiter-Maschinen für Elektroschock-Therapie. Sie erzielten Durchbrüche auf dem Gebiet des Depatterning. Mit dieser Methode fuhrwerkelt man so lange im Verstand eines Probanden herum, bis der jegliches Zeit- und Raumgefühl verliert, seine alten Nervenbahnen nicht mehr funktionieren und er nicht mehr länger er selbst ist. Danach ist er reif für eine Technik, die Psychic Driving genannt wird. Ein betäubter Proband wird mit Botschaften auf einem Endlosband berieselt. Sechzehn Stunden am Tag, und das wochenlang. Damals war das natürlich alles noch sehr primitiv. Aber Angleton war überzeugt, dass die Sache einen praktischen Nutzen hatte. Natürlich war er von den Techniken, mit denen die Sowjets Gehirnwäsche betrieben, überaus fasziniert. Ihm war klar, dass unsere Agenten in feindliche Gefangenschaft geraten konnten, was auch schon passiert war. Und dass man sie durch Stress, Trauma und Pharmakologie dazu bringen konnte, alles auszulaudern, was sie wussten. Die einzige Möglichkeit, das zu verhindern, war, ihre Erinnerungen zu verändern.«

»Aber das ist unmöglich.«

»Angleton war anderer Meinung. Er musste nur die alte Forschung zum Depatterning und Psychic Driving neu auswerten und auf einer völlig anderen Ebene anwenden. Und jetzt sind wir in der Strategic Neuropsychology Division des Pentagon, wo eine Technik mit dem schönen Namen *mnemonische Überlagerung* entwickelt wurde. Vergiss das alte Endlosband. Wir sind inzwischen viel, viel weiter. Man benutzte sogenannte >angereicherte Datenströme< – visuelle, auditive und olfaktorische Stimuli – und Hunderte von künstlich erzeugten Erinnerungsfragmenten. Die Versuchspersonen bekamen Infusionen der unterschiedlichsten psychomimetisch wirkenden Drogen und wurden dann dem *Feed* ausgesetzt, einem konstanten Strom deutlicher, nicht chronologisch angeordneter Erinnerungsepisoden, die ständig die Reihenfolge änderten: ein Kleinkind, das auf einem Plastikpöfchen sein Geschäft verrichtet; ein Dreizehnjähriger, der mit dem Mädchen von nebenan knutscht. Eine Highschool-Abschluss-Szene... eine College-Party ... Und ein Name – die übergelagerte Identität – der wieder und

wieder genannt wird. Das Ergebnis war eine alternative Identität, in die sich ein Agent unter extremen Stressbedingungen oder verändertem Bewusstseinszustand automatisch flüchten würde. Damit wollte man Agenten schaffen, die jedem Verhör standhalten konnten. Aber Sie wissen ja, wie die Geheimdienste arbeiten. Wenn eine Technik erst mal entwickelt ist, hat man keine Kontrolle mehr darüber, wie sie angewendet wird.«

»Wollen Sie damit andeuten ...«

»Genau«, sagte der blinde Agent. »Andeuten. Ich sage nicht, dass es stimmt, denn das weiß ich nicht. Ich will Ihnen nur die Möglichkeit aufzeigen. Aber passt das nicht zu dem, was Sie erlebt haben?«

In Ambler stieg trotz des kühlen Wassers prickelnde Hitze hoch. *Identitätsfragmentierung ... abreaktive Ego-Dystonie...* der psychiatrische Fachjargon bohrte sich wie scharfe Glassplitter in seinen Kopf.

Wahnsinn!

Er versuchte, sich seiner Sinneswahrnehmungen zu versichern und sich in der Realität zu verankern. Er spürte die Kühle des Wassers und den Schmerz in seinen Muskeln. Er drehte den Kopf in alle Richtungen und nahm alle kleinen Details seiner Umgebung in sich auf. Die alte Dame, die ihre kurzen Bahnen schwamm, musste mindestens achtzig sein. Das Mädchen – wahrscheinlich ihre Enkeltochter –, das einen roten Badeanzug mit Spitzen trug. Die fülligen Kaffeetrinkerinnen in ihren züchtigen Einteilern, die sich in den Liegen am Beckenrand entspannten und sich zweifellos über Diäten und Trainingspläne unterhielten. Auf der anderen Seite des gefliesten Raumes stand ein gebeugter Raumpfleger mit einem Eimer und einem Mopp. Ein Chinese von undefinierbarem Alter ... aber irgendetwas stimmte doch mit dem nicht, oder?

Ambler blinzelte. Die gebeugte Haltung war nicht ganz überzeugend, und als er genauer hinsah, merkte er, was mit dem Mopp nicht stimmte.

Um Gottes willen!

Halluzinierte er jetzt? Hatte er sich seiner Paranoia ergeben?

Nein! So durfte er nicht denken.

»Osiris«, sagte Ambler plötzlich, »dort steht ein Hausmeister. Chinese. Gehört er zu euch?«

»Das ist vollkommen ausgeschlossen«, sagte Osiris. »Hierher zu kommen, war eine spontane Entscheidung. Niemand weiß davon.«

»Mit ihm stimmt etwas nicht. Ich weiß nicht, was es ist. Aber wir müssen hier weg.« Ambler tauchte ins Wasser, er wollte ein paar Meter weiter wieder auftauchen und sich den Hausmeister unauffällig genauer ansehen. Er konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass der Mann irgendwie *seltsam* war.

Wenige Augenblicke später trübte sich das Wasser neben ihm und wurde dunkel.

Instinktiv tauchte Ambler tiefer ins Wasser, statt an die Oberfläche zurückzukehren, und sah dann erst nach oben.

Blut strömte aus Osiris' Körper – der Geschwindigkeit und dem Druck nach zu urteilen hatte das Geschoss die Carotis-Arterie durchtrennt –, und sein Blut verteilte sich wie eine dunkle Wolke im gechlorten Wasser.

Kevin McConnellly versuchte, vor dem älteren Wichtiguer, der ihm in der hochtrabend betitelten Entspannungszone des Plaza-Pools gegenüberstand, nicht die Beherrschung zu verlieren. *Umkleidekabine* war wahrscheinlich nicht vornehm genug gewesen, dachte McConnellly. Umkleidekabine erinnerte an Fußpilz und Suspensorien, und im Plaza verkehrten nur verwöhnte reiche Leute, die sich einbildeten, die Welt sei für sie maßgeschneidert. Als habe ein Schneider aus der Savile Row mit Stecknadeln und Schere die gesamte westliche Hemisphäre nach ihren Wünschen zugeschnitten. Ist Ihnen Cincinnati im Weg, Sir? Wir verlegen es gern für Sie. Ist Ihnen der Michigansee zu klein? Wir lassen einfach den Saum aus, Sir. So redeten sie. So *dachten* sie. Und wenn es auf diesem Planeten ein Luftschloss gab, in dem sie sich solchen Fantasien hingeben konnten, dann war das bestimmt das Plaza Hotel.

»Natürlich, Sir«, versicherte McConnellly den Wichtiguer, einem halslosen Mann mit rotem Gesicht. »Wenn Sie sagen, dass jemand Ihren Geldbeutel gestohlen hat, dann nehmen wir das natürlich sehr ernst. Ich habe nur gesagt, dass wir in der Entspannungszone bis jetzt kaum Diebstähle zu beklagen hatten.«

»Einmal ist immer das erste Mal«, brummte der Mann mit dem roten Gesicht.

»Haben Sie in Ihrer Brusttasche nachgesehen?«, fragte McConnellly. Er zeigte auf die Wölbung in der unteren linken Jackentasche des dunkelblauen Blazers.

Der Mann wirkte beleidigt, klopfte aber die Tasche ab. Dann zog er den Geldbeutel heraus und klappte ihn auf, als müsse er sich davon überzeugen, dass es wirklich seiner war.

Wessen Geldbeutel soll das denn sonst sein, du fatter Idiot? McConnellly verzichtete auf ein Lächeln, der Mann hätte es bestimmt falsch verstanden. »Na, dann ist ja alles in Ordnung«, sagte er.

»Sonst habe ich meinen Geldbeutel nie in der Jacke«, sagte der Mann störrisch. »Seltsam.« Er warf McConnellly einen misstrauischen Blick zu, als sei der irgendwie an der Sache schuld. Als habe er sich einen blöden Scherz mit ihm erlaubt. Er lächelte mit schmalen Lippen: »Tut mir leid,

dass ich ihre Zeit verschwendet habe.« Sein Tonfall deutete an, dass McConnellly daran selbst schuld war.

Ein klassisches Verhalten. McConnellly zuckte nur mit den Schultern. »Kein Problem. So etwas kommt gelegentlich vor.« *Besonders bei arroganten Mistkerlen wie dir, die nicht zugeben können, dass sie im Unrecht sind* Dieses Problem hatte er in seiner Zeit als MP nie gehabt. Die Militärpolizei beschäftigte sich nicht mit Leuten, die auf ihren Status pochen mussten. Ihr Status war durch ihre Rangabzeichen genau festgelegt.

Er wollte gerade ein Formular holen und einen Bericht über den Zwischenfall – oder vielmehr den Nicht-Zwischenfall, denn meistens handelte es sich um völlig grundlose Beschwerden - verfassen, als er Schreie aus dem Poolbereich hörte.

Ein weiteres Projektil schoss ins Wasser und zog einen Schweif aus Blasen hinter sich her wie eine Perlenkette. Sie verfehlte Ambler nur knapp. Die Lichtbrechung des Wassers hatte die Zielsicherheit des Schützen beeinträchtigt. Aber den gleichen Fehler würde er nicht noch einmal machen. Wie groß war der Schusswinkel? Wie nahe stand der »Hausmeister« am Beckenrand? Ambler blieb tief unter der Wasseroberfläche und schwamm mit kraftvollen Arm- und Beinbewegungen schnell zur Seite, auf der sein Gegner stand. Je näher er ihm kam, desto sicherer war er. Der Schütze musste seine Position wechseln, um Ambler erneut in die Schusslinie zu bekommen.

Ambler blickte zu den roten Schwaden im Zentrum der tiefen Seite des Beckens. Osiris war bereits tot, wie er sah, und trieb mit ausgestreckten Armen und Beinen dicht unter der Wasseroberfläche.

Oh Jesus, lass das nicht wahr sein.

Wo war er sicher? Ambler war seit ungefähr fünfzehn Sekunden unter Wasser. Seine Atemreserven reichten insgesamt vielleicht für fünfzig bis sechzig Sekunden. In dem kristallklaren Wasser gab es keinerlei Deckung. Außer ... das Blut, die rote Wolke in ein paar Metern Entfernung ... Nur Osiris' Leiche konnte ihm Schutz bieten. Allerdings nur kurz. Ambler, der nur die Hotel-Badehose trug, war äußerst verwundbar.

Er schnellte dicht neben dem Beckenrand auf der Seite des Angreifers an die Oberfläche und holte mit weit geöffnetem Mund ein paarmal tief Atem, so geräuschlos wie möglich. Panische Schreie schrillten durch die Luft. Die anderen Gäste im Pool und am Beckenrand flohen hektisch und kreischend. Bald würden die Sicherheitsleute des Hotels eintreffen, aber sie würden Ambler auch nicht mehr retten können. Und außerdem konnten sie dem chinesischen Schützen wahrscheinlich nicht das Wasser reichen.

Völlig schutzlos – aber das stimmte nicht ganz. Das Wasser selbst bildete eine Art Rüstung für ihn. Am tiefen Ende war das Becken über vier Meter tief. Wasser war tausendmal dichter als Luft und bot Projektilen also auch einen tausendfach höheren Widerstand. Geschosse verloren im Wasser schon auf kurze Distanz an Geschwindigkeit und Zielgenauigkeit.

Er tauchte tief ins Wasser. Als er wieder in Richtung Oberfläche schwamm, verbarg er sich in der roten Blutwolke unter dem leblosen Geheimagenten. Dann zerrte er die Leiche in Richtung Sprungturm. Ein weiteres Projektil verfehlte Amblers Schulter nur um Zentimeter. Ein Gewehr, das sich leicht zusammenbauen und auseinandernehmen ließ und dessen Lauf als Mopp getarnt werden konnte, büßte einen Teil seiner Funktionalität ein. Wahrscheinlich war es ein Einzellader. Deshalb lagen zwischen den einzelnen Schüssen immer vier bis fünf Sekunden. Der Schütze musste jedes Mal nachladen.

Durch das blutige Wasser sah er, dass er sich direkt unter dem Sprungbrett befand. Der Betonpfeiler, der es stützte, könnte ihm einen gewissen Schutz verleihen.

Der Chinese hatte den Schaft des langen Gewehres an die Wange gelegt. Es sah nach einer kleinkalibrigen Waffe aus: wahrscheinlich eine modifizierte ATM Lightning, ein Modell mit Klappkolben, das für Scharfschützen entwickelt worden war.

Mit einem lauten Knall schoss er eine weitere Kugel ab; Ambler, der ein paar Sekundenbruchteile bevor der Mann den Abzug drückte, erkannte, dass er dies beabsichtigte, trat wie wild Wasser, um sich aus der Schusslinie zu bringen. Wieder tauchte er beinahe bis zum Beckenboden.

Alles kam auf das richtige Timing an. Er hatte fünf oder sechs Sekunden Zeit, bis der Chinese wieder schussbereit war. Würde er es schaffen, den Betonpfeiler rechtzeitig zu erreichen? Und falls ja, was sollte er dann tun?

Er hatte keine Zeit, vor auszuplanen. Er musste im Moment leben, um den Moment zu überleben. Er hatte keine Wahl. *Jetzt!*

Das waren keine Schmerzensschreie, entschied Kevin McConnelly, sondern Entsetzensschreie. Er war dicklich und außer Form – der Spiegel log leider nicht –, aber seine fünfzehn Jahre Berufserfahrung als MP hatten seinen Überlebensinstinkt geschärft. Er steckte den Kopf durch die Tür zu *Le Centre Nautique*, wie auf dem Schild am Eingang zum Swimmingpool hochtrabend verkündet wurde, und trat sofort wieder einen Schritt zurück. Das war ein Profi, der mit einer seltsam aussehenden paramilitärischen Waffe schoss. Mit einer Faustfeuerwaffe konnte er es mit so einem Typen nicht aufnehmen.

Er rannte zurück in die Umkleidekabinen und sah sich verzweifelt um. Er schwitzte, sein Magen krampfte sich zusammen, und plötzlich fiel ihm wieder ein, warum er damals bei der Militärpolizei aufgehört hatte. Aber er musste etwas tun, und außer ihm war niemand da.

Aber was?

McConnelly hielt sich selbst nicht für besonders schlau, aber im Nachhinein musste er zugeben, dass er wirklich sehr klug gehandelt hatte. Er suchte die Hauptsicherung für den Poolbereich und schaltete alle Lichter aus. Tintenschwarze Dunkelheit senkte sich über die Schwimmhalle. Es wurde seltsam ruhig, während alle Ventilatoren und Motoren langsam zum Stillstand kamen. Eine Stille, die erst deutlich machte, dass vorher ein gewisser Geräuschpegel geherrscht hatte. Ihm war klar, dass er dem Schützen so die Flucht ermöglichte, aber darauf kam es nicht an. Das Wichtigste war, dass dieser Verrückte aufhörte zu schießen. Und im Dunkeln schoss schließlich niemand, oder? Jetzt musste er nur noch eine Taschenlampe auftreiben.

Er hörte, wie jemand schnell auf ihn zueilte. Instinktiv streckte er ein Bein aus und ließ die Gestalt stolpern.

Der Läufer knallte direkt in die Umkleidekabinen. McConnelly schaltete das Licht wieder ein und sah, dass es ein ungefähr ein Meter achtzig großer Mann in Badehosen war. Kurzes braunes Haar, ein muskulöser, durchtrainierter Körper, wahrscheinlich Ende dreißig, Anfang vierzig. Ein schwer zu schätzendes Alter, wenn jemand sich in Form gehalten hatte.

»Was zum Henker soll das?« Der Mann starrte ihn wütend an und massierte sich die schmerzende Schulter.

Nicht der Schütze. Wahrscheinlich sein Zielobjekt.

McConnelly sah sich suchend um. Keine Spur von dem Schützen. Keine Spur von der Waffe.

Der Verbrecher war vom Tatort geflüchtet, das wussten sie beide. McConnelly verspürte Erleichterung.

»Wir gehen wie folgt vor ...« McConnelly sagte diesen Satz gern. Er verkörperte die Stimme der Autorität und wirkte auch bei den schlimmsten Taugenichtsen erstaunlich gut. »Ich rufe jetzt die Polizei. Sie sollen sofort kommen und das Gebiet absichern. Und dann werden Sie denen und mir genau erklären, was da drinnen vorgegangen ist.« Er stemmte die Hände in die Hüften. Dadurch verschob sich seine Jacke so, dass man seinen Pistolengurt sah.

»Ach, so gehen wir also vor.« Der Mann ging schnurstracks zu seinem Schließfach, rubbelte sich die Haare mit einem Handtuch trocken und zog sich seine Straßenkleidung an.

»Genau so ist es«, sagte McConnell, der ihm gefolgt war, gelassen.

Dann geschah etwas Seltsames: Der Mann erblickte sein Spiegelbild in dem großen Spiegel an der Wand und wurde plötzlich so bleich, als habe er einen Geist gesehen. Einen Moment später drehte er sich weg und holte tief Luft.

»Rufen Sie eine Boulevardzeitung an«, sagte der Mann brüsk. »Ich will denen erzählen, was hier passiert ist. >Schusswechsel im Plaza-Pool<. Die Schlagzeile schreibt sich beinahe von selbst.«

»Das ist nicht nötig«, sagte McConnell, dem es eiskalt durch die Glieder fuhr. Er freute sich nicht besonders darauf, den Vorfall den Hotelmanagern zu melden. Wahrscheinlich konnte er sich danach gleich nach einem neuen Job umsehen. Sie würden ihn irgendwie für das Ganze verantwortlich machen, genau wie das rotgesichtige Arschloch vorher und mit ebenso wenig Berechtigung.

»Seit wann entscheiden Sie, was nun getan werden soll?«

»Ich sage ja nur, dass eine polizeiliche Untersuchung durch so viel Publicity unnötig erschwert wird.«

»Ich glaube, den Revolverblättern fällt etwas Besseres ein. Wie wär's mit >Blutbad im Plaza-Pool<?«

»Es ist wirklich wichtig, dass Sie hierbleiben«, sagte McConnell. Aber er sagte es nicht mit Überzeugung, denn eigentlich war er auch nicht davon überzeugt.

»Wir gehen wie folgt vor«, sagte der Mann über die Schulter gewandt, während er auf den Ausgang zuing. »Ich verschwinde, und Sie haben mich nie gesehen.«

Langley, Virginia

Caston blickte unglücklich auf die Liste mit den zivilen Identitäten und Decknamen, die ihm das Außenministerium gefaxt hatte.

Was ihm daran nicht passte, war, dass diese Liste mit Sicherheit nicht den Namen enthielt, nach dem er suchte. Dieser Name war gelöscht worden. Wie sollte er etwas finden, das getilgt worden war?

Er blickte kurz auf die *Financial Times*, die im Papierkorb unter seinem Schreibtisch ruhte. Er war so sehr abgelenkt, dass er heute Morgen zum ersten Mal seit Ewigkeiten einen Fehler beim Ausfüllen des Kreuzworträtsels gemacht hatte.

Fußballgott im Balltanzrausch. Die Lösung war natürlich *dribbeln*, nicht *trippeln*, wie er geschrieben hatte. Völlig logisch.

Er zog die zerknüllte Zeitung aus dem Papierkorb und starrte auf das

Rätsel. Winzige Radiergummikrümel klebten noch am Papier.

Caston ließ die Zeitung fallen, aber die Räder in seinem Gehirn hatten begonnen, sich zu drehen. Etwas auszuradiieren, bedeutete, etwas wegzunehmen. Aber wenn man etwas wegnahm, fügte man doch unweigerlich etwas anderes hinzu. Spuren.

»Adrian«, rief er.

»Meister«, antwortete Adrian und senkte den Kopf mit liebevoller Ironie. Wenn seine Zuneigung weniger offensichtlich gewesen wäre, hätte Caston ihn der Insubordination verdächtigt.

»Bereiten Sie eine Anforderung R1 133A vor, bitte.«

Adrian schürzte die Lippen. »Die Suche nach der Nadel im Heuhaufen? Nach Archivmaterial, das nur offline erhältlich ist?«

»Sehr gut, Adrian.« Der junge Mann hatte seine Hausaufgaben gemacht.

»So etwas hassen die Beamten wie die Pest. Und es ist auch wirklich nervtötend.«

Zweifellos wurden diese Anforderungen deshalb erst nach mehrmaligem Nachhaken bearbeitet. Zu Adrian sagte Caston eisig: »Steht das so im Diensthandbuch?«

Adrian Choi errötete. »Ich kenne jemanden, der dort arbeitet.«

»Und wer sollte das sein?«

»Ach, nur'n Mädchen«, murmelte Adrian, der bereute, dass er überhaupt den Mund aufgemacht hatte.

»Mit Mädchen meinen Sie also eine weibliche Person, die ungefähr in Ihrem Alter ist?«

»So ungefähr«, sagte Adrian mit niedergeschlagenen Augen.

»Nun, Adrian, ich brauche diese R1 133A wirklich sehr schnell.«

»Okay.«

»Würden Sie mich als charmant bezeichnen?«

Adrian starrte ihn an. Er fühlte sich wie das Kaninchen vor der Schlange. »Äh, nein?«, sagte er schließlich, weil ihm klar war, dass er nicht Ja sagen konnte, ohne die Fassung zu verlieren.

»Korrekt, Adrian. Ich freue mich, dass Sie den Bezug zur Realität nicht ganz verloren haben. Ein Vorteil, wenn man noch neu hier ist. Jemand hier hat mir mal gesagt, ich hätte ein >Charmedefizit<, und das war jemand, der mich wirklich *mochte*. Hören Sie mir jetzt sehr genau zu. Ich möchte, dass Sie Ihre kleine Freundin in der Archivabteilung anrufen und ...«, er räusperte sich, »der dummen Gans den Slip vom Hintern schmeicheln. Kriegen Sie das hin?«

Adrian neigte erstaunt den Kopf zur Seite. »Ich ... ich glaube schon, ja.« Er schluckte. Sein Land brauchte ihn! Selbstbewusster fügte er hinzu: »Ganz sicher sogar.«

»Sorgen Sie dafür, dass meine R1133A schneller bearbeitet wird als jede andere R1133A in der Geschichte des CIA.« Caston lächelte. »Betrachten Sie es als Herausforderung«

»Super«, sagte Adrian.

Caston griff zum Telefon, er musste ein Wörtchen mit dem ADDI sprechen. Er hatte sich seit Stunden nicht aus seinem Bürostuhl erhoben. Aber er kam seiner Beute langsam näher.

Kapitel zehn

Gaithersburg Maryland

Das unauffällige, einstöckige Haus im Ranchstil unterschied sich von den umliegenden Häusern nur durch die gepflegten Stechpalmenbüsche, die seine Grundmauern umgaben und auch im Winter einen Burggraben aus stacheligen grünen Blättern um das Haus bildeten. Einen sicheren Hafen stellte man sich normalerweise anders vor, und Ambler wusste nicht, ob er dort Sicherheit finden würde. Aber er musste es herausfinden.

Er klingelte und wartete. Vielleicht war sie ja gar nicht zu Hause.

Er hörte Schritte, und eine weitere Frage stieg in ihm auf. Ob sie allein war? In der Garage stand nur ein Auto, ein alter Corolla, die Einfahrt war leer. Er hatte keine Stimmen gehört, kein Zeichen von Mitbewohnern entdeckt. Aber das bewies noch gar nichts.

Die Vordertür wurde einen Spalt geöffnet, eine Sicherheitskette spannte sich.

Er blickte in vor Schreck geweitete Augen.

»Bitte tun Sie mir nicht weh«, sagte Laurel Holland mit leiser, ängstlicher Stimme. *»Bitte gehen Sie einfach weg.«*

Und damit schlug die Schwester, mit deren Hilfe Ambler von Parrish Island geflohen war, ihm die Tür vor der Nase zu.

Er erwartete, dass sie schnell zum Telefon laufen und eine Notfallnummer wählen würde. Die Haustür bestand aus billiger, braun gestrichener Holzfaserverplatte mit aufgeklebten Verzierungen. Die Kette war ein Witz. Er hätte sie mit einem kräftigen Stoß aus der Verankerung reißen können. Aber das kam nicht infrage. Ambler hatte nur diese einzige Chance. Er durfte sich keinen Fehler erlauben.

Sie war von der Tür zurückgewichen, aber er spürte, dass sie immer noch unbeweglich gleich dahinter stand. Als wäre sie aus lauter Unsicherheit und Unschlüssigkeit zur Salzsäule erstarrt.

Er klingelte erneut. »Laurel«, sagte er.

Im Haus blieb alles ruhig, sie lauschte. Alles hing von seinen nächsten Worten ab.

»Laurel, ich werde gehen, wenn du das willst. Ich verschwinde, und du wirst mich nie wiedersehen, das verspreche ich. Du hast mir das Leben gerettet, Laurel. Du hast etwas gesehen, was sonst niemand gesehen hat. Du hattest den Mut, mir zuzuhören und deinen Job zu riskieren – du hast getan, wozu niemand sonst bereit war. Und das werde ich dir nie vergessen.« Er legte eine kurze Pause ein. »Aber ich brauche dich, Laurel.

Ich brauche noch einmal deine Hilfe.« Er wartete endlose Sekunden lang. »Bitte verzeih mir, Laurel. Ich werde dich nie wieder belästigen.«

Er drehte der Tür mit schwerem Herzen den Rücken zu und stieg die zwei Stufen der Vorderveranda hinunter. Dabei beobachtete er die Straße vor dem Haus forschend. Es war kaum möglich, dass man ihn verfolgt hatte – und bestimmt wäre niemand auf die Idee gekommen, dass er einer Angestellten der Parrish-Island-Klinik einen Besuch abstatten würde –, aber er wollte trotzdem sichergehen. Die Strecke von New York bis hierher hatte er mit einem Taxi und zwei Mietwagen bewältigt. Während der ganzen Fahrt hatte er den Verkehr auf etwaige Verfolger überprüft. Bevor er zu dem Haus gegangen war, hatte er sorgfältig das gesamte Viertel erkundet, in dem sie wohnte. Und es war alles in bester Ordnung gewesen. Jetzt, am Nachmittag, lag die Straße wie ausgestorben da. Nur ein paar Autos waren zu sehen. Menschen, die wie Laurel Holland Frühschicht hatten und jetzt zu Hause darauf warteten, dass ihre Kinder von der Schule kamen. Aus den offenen Fenstern einiger Ranchhäuser hörte man Gameshows, aus anderen Fenstern tönten Softrocksender. Überall dort waren Hausfrauen – eine Spezies, die eisern überlebte, obwohl viele Berichte warnten, sie sei vom Aussterben bedroht – damit beschäftigt, zu bügeln oder die Möbel aus dem Möbelhaus mit Politur einzureiben.

Er hörte, wie die Tür hinter ihm geöffnet wurde, bevor er bei der Einfahrt angelangt war. Er drehte sich um.

Laurel Holland schüttelte den Kopf, als verstehe sie nicht, warum sie es gewagt hatte, die Tür wieder zu öffnen. »Komm schnell rein«, sagte sie, »bevor ich wieder bei Verstand bin.«

Wortlos betrat Ambler das bescheidene Haus und sah sich um. Spitzenvorhänge. Ein billiger Importteppich lag auf dem billigen Laminatboden in Eichenoptik. Ein unauffälliges Sofa, das aber mit einem interessant aussehenden Überwurf aus besticktem, orientalisch wirkendem Stoff bedeckt war. Die Küche war noch nie renoviert worden und so alt wie das Haus selbst. Die Arbeitsflächen waren aus Linoleum, die Küchenschränke ockerfarben, der Boden aus dem Vinyl mit Rautenmuster, das man von der Rolle kauft.

Laurel Holland wirkte verängstigt und wütend, hauptsächlich allerdings wütend auf sich selbst. Und sie war wunderschön. In Parrish Island war sie die hübsche, burschikose Schwester gewesen, aber zu Hause, mit offenen Haaren, Sweater und Jeans war sie viel mehr als hübsch. Er sah sie an. Sie war schön, ja sogar elegant. Ihr welliges, kastanienbraunes Haar umschmeichelte ihre markanten Gesichtszüge und machte sie weicher. Sie bewegte sich mit natürlicher Anmut. Unter ihrem weiten Sweater war sie straff und weich, geschmeidig und sinnlich. Ihre Taille war schmal, und

doch hatte die Rundung ihrer Brüste beinahe etwas Mütterliches. Ambler merkte, dass er sie anstarrte, und wandte den Blick ab.

Es gab ihm einen Stich, als er die kleine Pistole – eine .22er von Smith & Wesson – sah, die in einer Wandhalterung neben dem Gewürzregal hing. Die Tatsache, dass sie eine Waffe besaß, war von Bedeutung. Von weit größerer Bedeutung war aber die Tatsache, dass Laurel Holland sie gar nicht beachtete.

»Warum bist du hierher gekommen?«, fragte sie und sah ihn verletzt an. »Ist dir eigentlich klar, was für Folgen das für mich haben kann?«

»Laurel ...«

»Wenn du mir wirklich dankbar bist, dann verschwinde! Lass mich in Ruhe.«

Ambler zuckte zusammen, als hätte sie ihn geschlagen, und senkte den Kopf. »Ich verschwinde«, sagte er beinahe flüsternd.

»Nein«, wehrte sie ab. »Ich will nicht, dass du ... ach, ich weiß nicht, was ich will.« Ihre Stimme klang gequält, und es war ihr peinlich, dass er sie so sah.

»Ich habe dir großen Ärger eingebrockt, stimmt's? Weil du mir geholfen hast. Ich möchte dir dafür danken. Und dir sagen, wie leid es mir tut.«

Abwesend fuhr sie sich mit der Hand durch ihr glänzendes Haar. »Die Schlüsselkarte? Das war nicht meine. Die Nachtschwester lässt ihre immer im Medikamentenschrank liegen.«

»Also dachten sie, ich hätte sie ihr irgendwie geklaut?«

»Genau. Auf dem Video war ziemlich deutlich zu sehen, was passiert ist. Jedenfalls haben sie sich davon täuschen lassen. Alle wurden verwarnt, und das war's dann. Nur die zwei Pflegerinnen von der Medikamentenausgabe bekamen Ärger. Also gut. Du bist geflüchtet. Und jetzt bist du zurückgekommen.«

»Na ja, nicht dahin zurück«, korrigierte Ambler.

»Du sollst ein gefährlicher Mann sein, hat man uns gesagt. Psychotisch.«

Amblers Blick huschte zu der Pistole, die an der Wand hing. Warum hatte sie nicht danach gegriffen und sich bewaffnet? Irgendwie bezweifelte er, dass sie die Waffe dorthin gehängt hatte. Vermutlich hatte jemand die Halterung für sie gebastelt. Ein Ehemann oder ein fester Freund. Es war keine Männerpistole, aber eine Pistole, die ein Mann einer Frau schenken würde. Eine bestimmte Art Mann jedenfalls.

»Du hast aber nicht geglaubt, was sie dir erzählt haben«, sagte Ambler. »Einen gefährlichen Psychopathen hättest du doch niemals in dein Haus gelassen. In dem du noch dazu allein lebst.«

»Sei dir da nicht so sicher«, warnte sie.

»Du hast hier nicht immer allein gelebt«, sagte Ambler. »Erzähl mir von deinem Ex.«

»Du scheinst ja schon alles zu wissen. Erzähl du es mir doch.«

»Er ist – oder war – in doppelter Hinsicht ein Ex. Exfreund und Exsoldat.«

Sie nickte verblüfft.

»Ein Veteran, um genau zu sein.«

Sie nickte wieder, die Farbe wich langsam aus ihrem Gesicht.

»Vielleicht ein bisschen paranoid«, sagte Ambler und deutete mit dem Kopf auf die Pistole an der Wand. »Lass es uns durchgehen. Du bist eine psychiatrische Krankenschwester in einer Hochsicherheitseinrichtung, die zum Walter-Reed-Komplex gehört. Warum wohl? Vielleicht weil dein Mann nach einem Fronteinsatz – Somalia? Desert Storm? – nicht mehr ganz richtig im Kopf war?«

»Posttraumatisches Stresssyndrom«, bestätigte sie leise.

»Und du hast versucht, ihn zu heilen, ihn aufzufangen.«

»Ich habe es versucht«, sagte sie mit zitternder Stimme.

»Und bist gescheitert«, fuhr Ambler fort. »Aber es lag nicht daran, dass du zu wenig getan hättest. Also bildest du dich weiter, gehst vielleicht an eine von der Armee unterstützte Schule. Sie ermutigen dich zu einer höheren Ausbildung, und du stürzt dich auf diese Fachrichtung. Und weil du intelligent bist, machst du deine Sache sehr gut. Eine Psychiatrie-Schwester mit militärischem Hintergrund. Walter Reed. Parrish Island.«

»Du bist gut«, schnappte sie. Es gefiel ihr nicht, dass er sie zu einer Fallstudie degradierte.

»Du bist gut – deshalb hast du auch Ärger bekommen. Wie das Sprichwort sagt, Gott bestraft gute Taten sofort.«

»Bist du deshalb hier?«, fragte sie. Ihr Körper erstarrte. »Willst du dafür sorgen, dass ich bestraft werde?«

»Um Himmels willen nein!«

»Warum zum Teufel dann?«

»Weil ...« Ambler versuchte, seine kreisenden Gedanken zu ordnen. »Vielleicht weil ich Angst habe, dass ich *doch* verrückt bin. Und weil du der einzige Mensch bist, der mit mir umgeht, als wäre ich bei Verstand.«

Laurel schüttelte langsam den Kopf, aber er merkte, dass ihre Angst allmählich nachließ. »Du willst von mir hören, dass du kein Psychopath bist? Ich halte dich nicht für einen Psychopathen. Aber meine Meinung spielt keine Rolle.«

»Für mich schon.«

»Willst du einen Kaffee?«

»Wenn es keine Umstände macht«, sagte Ambler.

»Ich habe nur löslichen Kaffee.«

»Je schneller, desto besser.«

Sie sah ihn lange und abschätzend an. Wieder einmal fühlte sich Ambler, als blicke sie durch ihn hindurch, in seinen inneren Wesenskern, der nicht verrückt war.

Sie setzten sich und tranken zusammen ihren Kaffee, und plötzlich wusste Ambler, warum er hierher gekommen war. Sie strahlte eine Wärme und Menschlichkeit aus, nach der er sich verzweifelt sehnte. Die er so dringend brauchte wie Sauerstoff. Osiris' Bericht über mnemonische Überlagerung – und das Waffenarsenal, mit dem man das menschliche Bewusstsein angreifen konnte – hatte ihn zutiefst erschüttert. Ihm war, als habe er den Boden unter den Füßen verloren. Und der ebenfalls erschütternde gewaltsame Tod des Mannes nur wenige Minuten nach seiner Erklärung verlieh seinen Worten noch mehr Autorität.

Andere wollten ihn offenbar als Geheimagenten anheuern, aber Laurel Holland war die einzige Person auf der ganzen Welt, die aus unerfindlichen Gründen an ihn glaubte. So, wie er an sich glauben wollte. Eine schmerzliche Ironie: Eine psychiatrisch ausgebildete Krankenschwester, die ihn am absoluten Tiefpunkt erlebt hatte, war die einzige Zeugin dafür, dass er nicht verrückt war.

»Wenn ich dich ansehe«, sagte sie langsam, »habe ich das Gefühl, mich selbst zu sehen. Ich weiß, dass wir uns überhaupt nicht ähnlich sind.« Sie schloss einen Moment lang die Augen. »Aber irgendetwas haben wir gemeinsam. Ich weiß nur nicht, was das ist.«

»Du bist mein sicherer Hafen im Sturm.«

»Manchmal glaube ich, Häfen heißen Stürme willkommen«, sagte die Krankenschwester.

»Weil die Not der Tugend Sinn verleiht?«

»Vielleicht«, erwiderte sie. »Apropos Sturm, er war bei Desert Storm.«

»Dein Ex.«

»Mein Exmann, der Ex-Marine. Ex-Marine zu sein, definiert einen Menschen beinahe vollständig. Die Erinnerung lässt dich nie mehr richtig los. Genauso wenig konnte er vergessen, was er im Krieg erlebt hat. Und was bedeutet das alles? Ziehe ich Arger einfach magisch an?«

»Er war noch nicht traumatisiert, als du ihn kennengelernt hast, nicht wahr?«

»Nein, damals nicht. Das ist lange her. Aber er wurde an die Front geschickt, leistete zwei Einsätze direkt hintereinander ab und kehrte als anderer Mensch zurück.«

»Und zwar nicht zum Guten verändert.«

»Er trank viel zu viel. Ein- oder zweimal hat er mich geschlagen.«

»Auch das ist viel zu oft.«

»Für mich war es zu oft. Ich habe versucht, ihn zu erreichen, als wäre er im Innersten nur ein verletzter kleiner Junge, dem ich helfen könnte. Wenn ich ihn nur genug liebte. Ich habe ihn geliebt. Und er hat mich auch geliebt. Er wollte mich unbedingt beschützen. Er wurde paranoid, sah hinter jeder Ecke Feinde lauern. Aber er hatte auch um mich Angst, nicht nur um sich. Er wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass ich nur vor *ihm* Angst haben musste. Die Pistole da an der Wand hat er für mich aufgehängt, er bestand darauf, dass ich lerne, damit umzugehen. Meistens vergesse ich, dass das Ding da hängt. Aber früher wollte ich mich manchmal damit schützen.«

»Vor ihm.«

Sie schloss die Augen und nickte verlegen. Sie schwieg einen Augenblick. »Ich sollte furchtbare Angst vor dir haben. Aber ich habe keine Angst, warum, weiß ich nicht. Es macht mir beinahe Angst, dass ich mich nicht vor dir fürchte.«

»Du bist wie ich. Du folgst deinen Instinkten.«

Sie breitete die Arme aus. »Tja. Und schau, wo ich dadurch gelandet bin.«

»Du bist ein guter Mensch«, sagte Ambler einfach. Ohne nachzudenken, streckte er die Hand aus und legte sie auf ihre.

»Sagt dir das dein Instinkt?«

»Ja.«

Die Frau mit den grün gefleckten Haselnussaugen schüttelte nur den Kopf. »Erzähl mal. Gibt es in deiner Familie auch einen traumatisierten Veteranen?«

»Mein Lebensstil war nicht sehr geeignet für tiefer gehende Beziehungen. Nicht einmal für oberflächliche Beziehungen. Es ist schwierig, eine Romanze aufrechtzuerhalten, wenn man ohne Vorwarnung für sieben Monate nach Sri Lanka, Madagaskar, Tschetschenien oder Bosnien abberufen wird. Es ist schwierig, sich mit Zivilisten anzufreunden, wenn man weiß, dass man sie damit intensiver Überwachung aussetzt. Das ist reine Routine, aber wenn man in einem Special Access Program arbeitet, ist eine zivile Kontaktperson jemand, den du benutzt. Oder – und deshalb die Überwachung – jemand, der *dich* benutzt. Ein gutes Leben für Einzelgänger. Ein gutes Leben, wenn es dir nichts ausmacht, dass auf alle Beziehungen von Anfang an ein Verfallsdatum aufgedruckt ist wie auf einer Milchtüte. Es war ein Opfer. Ein großes Opfer. Aber es sollte mich weniger verwundbar machen.«

»Hat das geklappt?«

»Inzwischen glaube ich, es hat genau das Gegenteil bewirkt.« »Ach, ich weiß nicht«, sagte Laurel. Die gedämpften Deckenlampen ließen ihr welliges Haar leuchten. »Bei meinem Glück wäre es vielleicht besser gewesen, allein zu bleiben.«

Ambler zuckte mit den Schultern. »Ich weiß, wie man sich fühlt, wenn Menschen sich verändern. Mein Vater war ein Trinker. Zuerst konnte er unheimlich viel vertragen, und dann auf einmal nicht mehr.«

»Ein aggressiver Alkoholiker?«

»Irgendwann werden die meisten aggressiv.«

»Hat er dich geschlagen?«

»Nur selten«, sagte Ambler.

»Selten ist viel zu oft.«

Ambler wich ihrem Blick aus. »Ich wurde sehr geschickt darin, seine Laune einzuschätzen. Bei Trinkern ist das schwierig, weil ihre Stimmung oft blitzartig umschlägt. Gerade eben haben sie noch hysterisch gelacht, und plötzlich schlagen sie dich mit der flachen Hand oder mit der Faust, und ihr Gesicht hat sich zu einem Ausdruck verdunkelt, der >dein freches Maul wird dir gleich vergehen, Bürschchen< bedeutet.«

»Du lieber Gott.«

»Hinterher tat es ihm immer schrecklich leid. Furchtbar, furchtbar leid. Du weißt ja, wie das ist: Der Kerl heult und verspricht, dass er sich bessern wird, und du glaubst ihm, weil du ihm glauben willst.«

Sie nickte. »Du musst ihm einfach glauben. So wie man glaubt, dass nach Regen irgendwann Sonnenschein kommen muss. Da hilft dir dein Instinkt auch nicht weiter.«

»Ich würde es Selbstbetrug nennen. Man ignoriert seinen Instinkt. Stell dir vor, du wärest dieser kleine Junge. Du wirst richtig gut darin, im Gesicht deines alten Herrn zu lesen. Du lernst zu erkennen, wenn es nur so aussieht, als sei er schlechter Laune. Aber in Wirklichkeit suhlt er sich nur im Selbstmitleid.

Wenn du ihn dann fragst, ob du dein Taschengeld haben kannst oder ob er dir eine neue Actionfigur kauft, dann sieht er dich an, als würdest du ihm einen Gefallen tun. Dann gibt er dir einen Fünfer oder sogar einen Zehner und sagt: >Kauf dir was Schönes.< Nennt dich seinen lieben Sohn. Manchmal sieht es aus, als sei er richtig fröhlich. Aber wehe, du schaust ihn schräg an, dann geht das Gewitter los, und du weißt, dass er dir gleich ein paar mit dem Gürtel überzieht.«

»Du wusstest also nie, wie er reagieren würde. Er war vollkommen unberechenbar.«

»Nein, das ist es ja gerade«, sagte Ambler. »Ich lernte ihn zu lesen. Ich lernte, die Unterschiede, die Nuancen zu erkennen. Lernste, genau zu

deuten, wie das Wetter gerade war. Als ich sechs Jahre alt war, kannte ich seine Launen so in- und auswendig wie das Alphabet. Ich wusste, wann ich ihm schleunigst aus den Augen gehen musste. Wusste, wann er in Geberlaune war. Erkannte, wann er wütend und aggressiv und wann er passiv und voller Selbstmitleid war. Und ich wusste immer, wenn er mich oder meine Mutter belog.«

»Was für eine Aufgabe für ein Kind.«

»Er verließ uns, als ich sieben wurde.«

»Wart ihr erleichtert, deine Mutter und du?«

»Ganz so einfach war es nicht.« Er verstummte.

Laurel schwieg eine Weile, und sie tranken den lausigen Kaffee. »Hast du auch mal was anderes gemacht? Was anderes als Spionage, meine ich.«

»Ein paar Sommerjobs. Als Kellner in einem Grillrestaurant, in einem Vergnügungspark vor der Stadt. Alle hofften immer, die Leute würden erst *nach* der Achterbahnfahrt ihre Spareribs füttern. Ich habe früher auch ganz gut gezeichnet. Ich habe ein Auslandssemester in Paris verbracht und versucht, dort als Straßenkünstler Geld zu verdienen. Ich skizzierte Passanten und versuchte, ihnen die Porträts für ein paar Francs anzudrehen.«

»Dein Weg zu Reichtum und Ruhm?«

»Leider musste ich schon bei der ersten Ausfahrt abbiegen. Die Leute regten sich wahnsinnig auf, wenn sie meine Bilder sahen.«

»Hast du sie so schlecht getroffen?«

»Daran lag es nicht.« Er schwieg einen Moment. »Mein Gott, an diese Zeit habe ich schon seit Jahren nicht mehr gedacht. Ich verstand erst nach einer Weile, was das Problem war. Die Art, wie ich diese Leute sah, war nicht unbedingt die Art, wie sie gesehen werden wollten. Irgendwie wirkten die Leute auf meinem Skizzenblock immer verängstigt, von Zweifeln zerfressen oder hoffnungslos. Und vielleicht waren sie das ja auch. Aber dieser Wahrheit wollten sie nicht ins Auge sehen. Oft erschranken sie richtig oder wurden wütend. Wenn ich ihnen die Skizze gab, drehten sie beinahe durch. Sie zerknüllten das Papier, zerrissen es in kleine Fetzen und warfen es dann in den Müll. Als wären sie abergläubisch. Als wollten sie nicht, dass jemand dieses Bild sah und dadurch ihre Seele erkannte. Damals verstand ich natürlich noch nicht wirklich, was in ihnen vorging.«

»Verstehst du, was gerade mit dir passiert?«

Er starrte sie an. »Hast du manchmal das Gefühl, dass du nicht weißt, wer du wirklich bist?«

»Wie wär's mit andauernd?«, antwortete sie. Ihre Luchsaugen zogen ihn in ihren Bann.

»Was haben sie mit dir gemacht?«

Er reagierte mit einem schwachen, gequälten Grinsen. »Das willst du gar nicht wissen.«

»Was haben sie mit dir gemacht?«, wiederholte sie. Jetzt legte sie ihre Hand auf seine, und die Wärme ihrer Berührung breitete sich in seinem ganzen Arm aus.

Langsam und stockend erzählte er ihr, dass er aus allen Datenbanken und elektronischen Archiven getilgt worden war, und schilderte dann in groben Zügen alles, was Osiris ihm gesagt hatte. Sie hörte ihm aufmerksam zu. Ihre Gelassenheit war ansteckend.

Schließlich sagte sie: »Willst du wissen, wie ich darüber denke?«

Er nickte.

»Ich glaube, sie haben versucht, dich in der Klinik in den Wahnsinn zu treiben. Nein, ich bin mir sogar sicher. Mit Drogen und Elektroschocks und Gott weiß was sonst noch. Aber ich glaube nicht, dass man eine Persönlichkeit vollkommen verändern kann.«

Leise sagte er: »Als ich ... drinnen war ... habe ich eine Aufnahme gehört. Eine Aufnahme meiner Stimme.« Er beschrieb sie tonlos.

»Woher willst du wissen, ob das wirklich du warst?«

»Ich ... weiß es eben«, sagte er verunsichert.

Laurel ließ sich nicht beirren. »Das lässt sich alles erklären.«

»Erklären? *Und wie?*«

»Ich habe in der Schwesternschule einen Kurs in Pharmakologie belegt«, sagte Laurel. »Ich hole kurz mein Lehrbuch, dann zeige ich es dir.«

Ein paar Minuten später kehrte sie mit einem dicken Buch zurück, dessen kastanienbraunen Einband goldene Lettern zierten. »Die Art Psychose, die du beschrieben hast, könnte durch Drogen verursacht worden sein.« Sie blätterte zu einem Kapitel über anticholinerge Medikamente vor. »Sieh mal, in dem Abschnitt über Symptome von Überdosierung steht, dass Anticholinergika Psychosen auslösen können.«

»Aber ich kann mich nicht daran erinnern. Weder an die Psychose noch an irgendwelche Medikamente.«

»Vielleicht haben sie die Anticholinergika mit einem Medikament wie Versed kombiniert.« Sie durchblätterte die hauchdünnen Seiten. »Hier haben wir's.« Sie deutete auf eine fett gedruckte Passage. »Medikamente wie Versed können die Erinnerungsbildung beeinträchtigen. Man warnt davor, dass sie >anterograde Amnesie< auslösen – was bedeutet, dass man sich an nichts, was auf die Injektion folgt, erinnern kann. Ich will dir nur zeigen, dass man dir mit dem richtigen Drogencocktail eine psychotische Phase verpasst haben könnte, ohne dass du dich daran erinnerst. Du warst

vielleicht wirklich ein rasender Verrückter, aber nur für ein paar Stunden ...«

Ambler nickte langsam. Die Härchen in seinem Nacken stellten sich vor Erregung auf.

»Und dann nehmen sie dich in diesem Zustand auf Band auf«, fuhr sie fort, »und tun so, als wärest du verrückt. Versuchen dir einzureden, du seiest verrückt. Ich weiß zwar nicht, warum, aber sie hatten bestimmt ihre Gründe.«

Sie hatten bestimmt ihre Gründe.

Die wichtigsten Fragen – Wer? Warum? – gähnten wie ein unendlich tiefer Abgrund vor ihm. Wer zu lange in ihn hinabsah, würde zerstört werden. Es war anstrengend genug, erst einmal die Frage, was ihm passiert war, zu beantworten.

Sie hatten bestimmt ihre Gründe.

Dass hinter Wahnsinn oft Methode steckte, war nur auf den ersten Blick ein Paradox. Tatsächlich gehörte es zu den schmutzigen kleinen Tricks im Arsenal der Gegenspionage, geistige Umnachtung künstlich herbeizuführen. Der beste Weg, einem Zeugen die Glaubwürdigkeit zu nehmen. Ein Tonband, das man unauffällig verbreitete, um alle interessierten Parteien davon zu überzeugen, dass der Überläufer tatsächlich vollkommen übergeshnapp war. Das reichte, damit alle das Interesse verloren.

Eine entsetzliche Vorstellung. Aber warum fühlte sich Hal Ambler dann so seltsam wohl? Weil er nicht mehr allein war. Weil er mit einem anderen Menschen die Puzzlestücke zusammenfügte.

Mit einer Frau, die ihm glaubte. Die an ihn glaubte. Und deren Vertrauen ihm dabei half, wieder an sich selbst zu glauben. Er irrte zwar immer noch in einem Labyrinth umher, aber Theseus hatte endlich seine Ariadne gefunden.

»Und was ist mit den Datenbanken?«, beharrte Ambler. »Es ist, als hätte ich nie existiert.«

»Du weißt doch, was man alles anstellen kann, wenn man Macht hat. Sogar ich weiß das. Bei der Arbeit wird viel getratscht. Die Angestellten sind zwar zum Stillschweigen verpflichtet, können aber oft den Mund nicht halten. Man hört von Akten über Leute, die nie existiert haben. Es kann nicht viel schwieriger sein, alle Daten über eine existierende Person zu löschen.«

»Weißt du, wie verrückt das klingt?«

»Längst nicht so verrückt wie die Alternative«, sagte Laurel fest. Ihre Stimme war voller Überzeugung. Mit dieser Überzeugung fegte sie Osiris' These einfach vom Tisch. »Sie vergraben dich ganz tief in der

psychiatrischen Klinik. Damit niemand dich zufällig findet. Du bist durch ein Fenster verschwunden, und sie haben die Leiter umgestoßen.«

»Und was ist dann in den Sourlands passiert? Meine Hütte ist verschwunden, es ist, als habe sie niemals existiert.«

»Glaubst du wirklich, dass jemand, der mit einer mächtigen Regierungsorganisation im Bund ist, sich durch ein paar Bretter und Bäume aufhalten lässt?«

»Laurel, hör mir zu«, sagte er mit brechender Stimme. »*Wenn ich in den Spiegel sehe, erkenne ich mich selbst nicht.*«

Sie streckte die Hand aus und berührte seine Wange. »Dann haben sie dich verändert.«

»Wie ist das möglich?«

»Ich bin keine Chirurgin«, sagte sie. »Aber mir ist zu Ohren gekommen, dass die Schönheitschirurgen inzwischen solche Fortschritte gemacht haben, dass sie jemanden operieren können, ohne dass der etwas davon mitbekommt. Ich weiß, dass man Menschen wochenlang in ein künstliches Koma versetzen kann. Das wird bei schweren Verbrennungen gemacht, um den Opfern die schlimmsten Qualen zu ersparen. Und es gibt heutzutage alle möglichen >minimalinvasiven< Operationsmethoden. Sie könnten dich operiert und so lange bewusstlos gehalten haben, bis deine Wunden verheilt waren. Und wenn du bei Bewusstsein warst, gab man dir Versed, damit du dich später nicht daran erinnerst. Wie solltest du darüber Bescheid wissen?«

»Das ist verrückt«, wiederholte Ambler.

Sie ging zu ihm, stellte sich dicht vor ihn und legte die Hände auf sein Gesicht. Sie untersuchte die Haut an seinem Kiefer und hinter seinen Ohren und suchte dann in seinem Haaransatz nach eventuell dort versteckten Narben. Sie sah sich seine Augenlider, seine Wangen und seine Nase genau an. Er spürte die Wärme ihres Gesichts so nahe an seinem, und als sie mit den Fingerspitzen über seine Gesichtszüge fuhr, regte sich etwas in ihm. *Mein Gott, wie schön sie war.*

»Hast du etwas gefunden?«, fragte er.

Laurel schüttelte den Kopf. »Ich finde keine Eintrittsnarben. Aber das will nichts heißen«, fügte sie sofort hinzu. »Es gibt bestimmt Operationstechniken, von denen ich noch nie etwas gehört habe. Das Skalpell könnte durch die Schleimhaut der Nase, das Innere der Augenlider oder irgendwelche anderen Körperöffnungen eingetreten sein, die Chirurgen nutzen können. Das ist nicht mein Spezialgebiet.«

»Du hast keinerlei Beweise für deine These, oder? Du glaubst das nur.« Trotz der Skepsis in seinen Worten fühlte sich Ambler durch ihre felsenfeste Überzeugung seltsam getröstet.

»Das ist das Einzige, was einen Sinn ergibt«, sagte sie hitzig. »Das Einzige, was deine Erfahrungen erklären kann.«

»Natürlich nur unter der Voraussetzung, dass meine Erfahrungen – meine Erinnerungen – überhaupt einen Sinn ergeben.« Er verstummte. »Oh Gott, ich fühle mich wie ein verdammtes *Opfer*.«

»Vielleicht wollen sie genau das erreichen. Schau mal, die Leute, die dir das angetan haben, sind keine guten Menschen. Sie sind Manipulatoren. Ich glaube nicht, dass du aufgrund deiner Schwäche in Parrish Island gelandet bist. Wahrscheinlich haben sie dich nach Parrish Island verfrachtet, weil du zu stark warst. Weil du etwas durchschaut hast, was du nicht hättest durchschauen dürfen.«

»Du klingst schon beinahe so verrückt wie ich«, lächelte er.

»Darf ich dich was Persönliches fragen?«, fragte sie fast schüchtern.

»Bitte«, sagte er.

»Wie heißt du?«

Er musste lachen, zum ersten Mal an diesem Tag. Ein lautes, herzliches Lachen, das direkt aus seinem Bauch und seiner Seele kam. Er streckte mit gespielter Förmlichkeit die Hand aus. »Schön, dich kennenzulernen, Laurel Holland. Mein Name ist Harrison Ambler. Aber du darfst Hal zu mir sagen.«

»Das gefällt mir besser als Patient Nr. 5312«, sagte sie. Sie wühlte beide Hände in sein kurzes, braunes Haar und ließ sie dann noch einmal federleicht über sein Gesicht gleiten. Sie drehte seinen Kopf erst in die eine, dann in die andere Richtung, als spiele sie mit einer Schaufensterpuppe. Dann beugte sie sich zu ihm und streichelte zärtlich seine Wange.

Es dauerte einen Moment, bis er überhaupt darauf reagieren konnte. Und dann reagierte er wie ein Wüstenreisender, der kurz vor dem Verdursten die rettende Oase erreicht. Er drückte sie mit beiden Armen fest an sich. Sie war geschmeidig und weich, sie war alles, was er auf der Welt hatte. Und mehr brauchte er nicht.

Als sie sich voneinander lösten, hatten beide Tränen in den Augen.

»Ich glaube dir«, sagte sie mit zitternder, aber entschlossener Stimme. »Ich glaube, dass du *du* bist.«

»Vielleicht bist du die Einzige, die das glaubt«, erwiderte er leise.

»Und was ist mit deinen Freunden?«

»Wie gesagt, ich bin seit zwanzig Jahren ein ziemlicher *isolato*. Das bringt mein Beruf mit sich. Meine Freunde waren meine Kollegen, und es gibt keine Möglichkeit, sie aufzuspüren. Sie könnten überall sein, auf jedem erdenklichen Längen- oder Breitengrad. Je nachdem, welchen Auftrag sie gerade erledigen. Kein Agent wusste den wirklichen Namen der

anderen. Das war eine Grundregel.«

»Vergiss deine Kollegen. Ich rede von Jugendfreunden oder Kommilitonen.«

Er erzählte ihr von seinem Anruf bei Dylan Sutcliffe, und bei der Erinnerung lief ihm ein Schauer über den Rücken.

Das dämpfte ihren Enthusiasmus nur einen Moment lang. »Vielleicht leidet er an einer frühen Form von Alzheimer. Vielleicht hat er sich bei einem Autounfall eine Kopfverletzung zugezogen und das Gedächtnis verloren. Vielleicht konnte er dich noch nie leiden. Oder vielleicht hat er befürchtet, dass du dir Geld leihen wolltest. Wer weiß?« Sie stand auf, holte ein Blatt Papier und einen Bleistift und legte ihm beides vor. »Schreib die Namen der Leute auf, an die du dich erinnern kannst und die sich auch an dich erinnern werden. Ein Kind aus der Nachbarschaft, mit dem du gespielt hast. Ein Mitbewohner vom College. Egal. Nimm eher ungewöhnliche Namen, damit wir nicht zu viele Treffer bekommen.«

»Ich habe keine Ahnung, wo diese Leute heute wohnen ...«

»Schreib«, unterbrach sie ihn mit einer auffordernden Geste.

Ambler schrieb ein Dutzend Namen auf, die ihm einfielen: Nachbarn aus Camden, Mitschüler aus der Highschool, Freunde aus dem Sommerlager und aus Carlyle. Sie nahm das Blatt und führte ihn zu einer kleinen Nische neben der Küche, in der ihr leicht angestaubter Computer stand. Der Rechner sah aus, als habe sie ihn gebraucht gekauft.

»Es ist nur eine Modemverbindung«, entschuldigte sie sich. »Aber es ist erstaunlich, was man online alles findet.«

»Hör mal«, sagte er vorsichtig. »Bist du sicher, dass du das wirklich tun willst?« Er hatte sie schon tiefer in seinen Albtraum hineingezogen, als ihm lieb war. Er wollte sie auf keinen Fall noch tiefer in sein Schicksal verstricken.

»Das ist mein Haus. Hier mache ich, was ich will.«

Sie setzte sich vor den Bildschirm, und er sah ihr über die Schulter, während sie die Namen in eine »Freunde-Suchmaschine« eingab. Fünf Minuten später hatte sie zu sechs von den zwölf Namen auf dem Blatt eine Telefonnummer. Sie schrieb sie in ihrer sauberen Handschrift auf.

Dann drückte sie ihm den Hörer des Telefons in die Hand. »Nimm den Kontakt auf«, forderte sie ihn auf. Ihre Stimme duldet keinen Widerspruch.

»Nein«, wehrte er ab. »Nicht von deinem Telefon aus.«

»Hast du Angst, die Ferngespräche könnten zu teuer werden? Das ist ja süß. Du kannst einen Vierteldollar auf meine Kommode legen, wie Sidney Poitier in *Rat mal, wer zum Essen kommt*.«

»Darum geht es nicht.« Ambler stockte kurz. Er wollte nicht paranoid

klingen, aber er wusste, dass Vorsichtsmaßnahmen, die einem Agenten in Fleisch und Blut übergegangen waren, normale Menschen oft befremdeten. »Ich weiß bloß nicht, ob ...«

»Mein Telefon abgehört wird?« Die Vorstellung schien sie nicht zu beunruhigen. »Kannst du das herausfinden?«

»Leider nicht.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ihr Leute lebt in einer merkwürdigen Welt.« Er sah zu, wie sie versuchsweise seinen Namen in die Suchmaschine eintippte. Das Ergebnis erschien ihm schon beinahe unvermeidlich:

Ihre Suche – 0 Ergebnisse für Suchbegriff HARRISON
AMBLER.

»Ich rufe von meinem Handy aus an.« Ambler nahm das Nokia aus der Tasche. »Das ist sicherer.« Er holte tief Luft und wählte die erste Nummer.

»Kann ich bitte Elaine Lassiter sprechen?«, fragte er mit bewusst gleichmütiger Stimme.

»Meine Frau ist letztes Jahr leider verstorben«, antwortete ein heiseres Flüstern.

»Oh, das tut mir leid«, sagte Ambler hastig. Er wählte die nächste Nummer, Gregson Burns. Der Hörer wurde nach dem ersten Läuten abgenommen.

»Ich bin auf der Suche nach Gregson Burns«, begann Ambler.

»Am Apparat«, unterbrach ihn die Stimme.

»Greg! Hier spricht Hal Ambler. Es ist lange her. Wie ...«

»Wenn das ein Werbeanruf ist, streichen Sie mich bitte von Ihrer Liste«, befahl der Angerufene mit einer vor Empörung schnarrenden Tenorstimme.

»Sind Sie in der Hawthorn Street in Camden aufgewachsen?«, fragte Ambler beharrlich.

Ein misstrauisches »Ja.« Ambler hörte im Hintergrund eine Frauenstimme quengeln: »Wer ruft denn da an?«

»Erinnern Sie sich an Hal Ambler von gegenüber? Oder an *irgendjemanden* mit dem Namen Ambler?«

»Ich kenne nur den Schriftsteller Eric Ambler. Er ist tot. Wie wär's, wenn Sie ihm das nachmachen? Sie verschwenden meine Zeit.« Der Mann legte auf.

Der Boden unter Amblers Füßen schien zu schwanken. Schnell wählte er

die nächste Nummer auf der Liste. Julianne Daiches – oder vielmehr Julianne Daiches-Murchison, wie sie heute hieß – wohnte immer noch in Delaware. Aber als die Frau dieses Namens endlich ans Telefon kam, erkannte er sie überhaupt nicht. Im Gegensatz zu Gregson Burns war sie freundlich, vertrauensselig und nahm sich Zeit für ihn.

Die Verwirrung des Anrufers schien sie sehr zu erstaunen. »Moment, sagten Sie, Ihr Name sei *Sandler*?«, fragte sie, um ihm zu helfen. »Ich kenne nämlich auf jeden Fall einen Jungen namens Sandler.«

Nachdem Ambler die Hälfte der Nummern durchprobiert hatte, fiel es ihm schwer, seine Augen auf einen Punkt zu konzentrieren. Sein Gesicht war von kaltem Schweiß bedeckt. Er starrte lange auf das Blatt, dann zerknüllte er es und presste es in der Faust zusammen. Wie von Sinnen sank er auf die Knie und schloss die Augen.

Als er sie wieder öffnete, stand Laurel Holland mit bedrücktem Gesicht vor ihm.

»Verstehst du jetzt? Es hat keinen Sinn.« Die Worte klangen wie ein Stöhnen aus tiefster Seele. »Ich halte das nicht mehr aus.«

»Ach was, Kopf hoch«, sagte sie. »Die stecken alle mit drin. Oder ... ach, ich weiß nicht. Ist auch egal. Darum musst du dich jetzt nicht kümmern. Ich hätte dich nicht dazu drängen sollen. Tut mir leid.«

»Nein«, keuchte er. »Aber ich kann nicht mehr, es tut *mir* leid ...«

»Du musst auch nicht weitermachen. Heute nicht mehr. Entschuldige dich nicht. Gib ihnen nicht diese Befriedigung.«

»Ihnen.« Da war es wieder, dieses leere, bedeutungslose Wort.

»Ja, *ihnen*. Den Mistkerlen, die für diese verfluchte Scharade verantwortlich sind. Du wirst ihnen diese Genugtuung nicht geben. Vielleicht wollen sie dich in den Wahnsinn treiben. Sollen sie doch. Wir spielen ihr Spiel nicht mit. Einverstanden?«

Ambler stand unsicher auf. »Einverstanden«, sagte er. Seine Stimme klang belegt, er konnte seine Gefühle kaum mehr unter Kontrolle halten.

Sie nahm ihn in die Arme, und ihre Umarmung schien ihm Kraft zu geben.

»Vielleicht sind wir ja alle nur Gedanken im Geist Gottes. Ich hatte mal einen Freund, der gesagt hat, dass unsere beste Chance, unsterblich zu werden, darin liegt, zu begreifen, dass wir nicht existieren. Allerdings war er ziemlich bekifft.« Sie legte ihre Stirn an seine, und er spürte, wie sie lächelte. »Damit meine ich, wir entscheiden selbst, an was wir glauben. Und ... ach, verdammt, ich entscheide mich für dich. Ich vertraue auf meinen Instinkt.«

»Aber Laurel ...«

»Sei still, okay? Ich glaube *dir*, Harrison Ambler. Ich glaube dir.«

Und Ambler fühlte sich, als wäre in schwärzester Mitternacht plötzlich die warme, strahlende Sonne aufgegangen.

Kapitel elf

Ambler lenkte seinen gemieteten Pontiac durch Laurels Viertel und bog auf der dicht befahrenen zweispurigen Straße, die daran vorbeiführte, links ab. Er fühlte sich seltsam beschwingt, ein leckes Schiff, das auf den Wellen tanzt. Seine Erleichterung war echt; und außerdem noch sehr instabil. Trotzdem wollte er seinen Besuch nicht noch länger ausdehnen, obwohl er nichts sehnlicher wünschte. Laurel Holland hatte schon so viel für ihn getan. Er durfte nicht noch mehr von ihr verlangen.

Ein paar Meilen weiter wartete er an der Kreuzung geduldig vor einer roten Ampel. Er blendete ab, als sich von der gegenüberliegenden Seite der Kreuzung ein weißer Kleinlaster näherte. Als die Ampel auf grün schaltete und er über die Kreuzung fuhr, wurde ihm plötzlich eiskalt. Er wollte schon die Hand auf die Heizung legen, um zu überprüfen, ob sie auch funktionierte, als er in den Rückspiegel blickte und...

Oh Gott, oh Gott, oh »Jesus Christus – der Kleinlaster! Der Fahrer mit dem Schlägergesicht. Das war der »Abholdienst«.

Oder noch Schlimmeres.

Er hätte am liebsten auf der Stelle den Wagen herumgerissen, aber auf der Gegenfahrbahn staute sich ausgerechnet jetzt der Verkehr. Er verlor wertvolle Zeit. Er durfte keine Zeit verlieren!

Wie war das nur möglich? *Das ist mein Haus. Hier mache ich, was ich will.* Laurel Hollands Computer. Ihr vermaledeiter Computer: Ihre Internetsuche musste irgendetwas ausgelöst haben. Verschiedene Regierungsabteilungen benutzten Trap-and-Trace-Programme – das bekannteste war *Carnivore* vom FBI –, um den Datenverkehr im Internet zu überwachen. Diese Programme verwendeten sogenannte »Paketschnüffler«, mit denen sie bestimmte Internetknotenpunkte und Server überwachten. Genau wie der Computer, den er im Internetcafé in Dupont benutzt hatte, war auch Laurels Computer durch eine einzigartige digitale Adresse gekennzeichnet, über die man die Registrierungsinformationen – und die Adresse des Besitzers – bekam.

Der frühmorgendliche Verkehr nahm ab, und Ambler machte mit quietschenden Reifen eine Hundertachtzig-Grad-Wendung. Der Fahrer des Autos, vor das er sich gedrängt hatte, drückte wütend auf die Hupe und bremste hörbar, um eine Kollision zu vermeiden. Die Ampel an der Kreuzung stand auf Rot. Das hätte Ambler nicht aufgehalten, aber auf der Quersfahrbahn rasten unzählige Autos vorbei. Wären sie langsamer gefahren, hätte er versucht, sich an ihnen vorbeizudrängeln, aber da so viele Autos in beiden Richtungen an ihm vorbeisausten, war die

Unfallgefahr zu groß. Es war besser, ein oder zwei Minuten später bei Laurel zu sein, als überhaupt nicht bei ihr anzukommen. Aber *jede einzelne Sekunde* erschien ihm wie eine qualvolle Ewigkeit. Endlich ließ der Verkehr nach. Da! Ein Loch in der Autoschlange, er hatte vielleicht drei Sekunden Zeit. *Jetzt, jetzt, jetzt* – Ambler schoss über die rote Ampel und raste inmitten von quietschenden Reifen und wütendem Hupen über die Kreuzung.

Einen Augenblick später hing Ambler hinter einem schäbigen Kombi, der vielleicht mit dreißig Meilen pro Stunde fuhr, viel langsamer als die erlaubten fünfundvierzig Meilen pro Stunde. Ambler drückte auf die Hupe – *Verdammt, die Zeit lief ihm davon!* –, aber der Fahrer behielt beinahe trotzig die Geschwindigkeit bei. Abrupt scherte Ambler aus, überfuhr eine doppelt durchgezogene Linie und überholte den Wagen auf der Gegenfahrbahn mit einem lauten Aufheulen des gequälten Motors. Als er in die Orchard Lane einbog, merkte er, dass sein Hemd schweißgetränkt war. Er raste mit Autobahngeschwindigkeit durch das stille Wohnviertel und brachte die Limousine vor Laurels Ranchhaus mit einer Vollbremsung zum Stehen, wo ...

Oh Gott, lass das nicht wahr sein!

Der Kleinaster war bereits schräg vor dem Eingang geparkt. Die hinteren Türen standen offen, der Laderaum war direkt auf ihre Veranda gerichtet. Er hörte Schreie. Laurels Stimme. Mit einem lauten Knall flog die Vordertür auf. Zwei kräftige Männer, deren Muskeln beinahe ihre schwarzen Wollhemden sprengten, hatten sie auf eine Tragbahre gefesselt und *hievten* sie, ein bleiches, strampelndes Bündel, in den Laderaum. *Nein! Lieber Gott, nein!*

Sie waren nur zu zweit, aber – *oh Gott, nein* – jetzt zog der erste eine große Spritze aus der Tasche, deren Nadel im Licht der Straßenlampe blitzte. Er wollte sie betäuben. Was Ambler am meisten Angst einjagte, war die professionelle Gelassenheit und Entschlossenheit dieser Männer.

Er wusste, was sie vorhatten. Ambler hätte nie allein aus seinem blendend weißen Gefängnis entfliehen können, der sterilen psychiatrischen Klinik, in der man ihn lebendig begraben hatte. Und jetzt erwartete Laurel das gleiche Schicksal. Sie wusste nun zu viel. Man würde sie nie mehr freilassen, denn man wollte verhindern, dass sie redete. Wenn sie barmherzig waren, würden sie sie töten. Wenn nicht, dann würde sie den Rest ihres Lebens in der gleichen Hölle verbringen, die man für Ambler vorgesehen hatte. Sie würde nicht eingesperrt, sondern *begraben*. Lebendig begraben. Als Versuchskaninchen missbraucht. Dann ihrem Schicksal überlassen, während alle Spuren ihrer Existenz in der Welt der Lebenden ausgelöscht wurden.

Nein. Lieber Gott, nein! Das werde ich nicht zulassen!

Der Fahrer mit dem Schlägergesicht rannte auf Ambler zu.

Ambler drückte das Gaspedal durch, ohne einen Gang einzulegen. Dann, als der Motor jaulend aufheulte, drückte er die Kupplung und rammte den Gang rein. Durch die geballte Kraft, die plötzlich auf die Antriebswelle übertragen wurde, machte das Auto einen gewaltigen Satz nach vorne und schoss auf den nur ungefähr elf Meter entfernten Kleinlaster zu. Schlägergesicht rannte nun links neben Ambler her, als wolle er ihn aus dem Auto ziehen. Im letzten Moment öffnete Ambler mit einem Ruck die Fahrertür, die den Mann mit voller Wucht traf und bewusstlos schlug. Dann trat er das Bremspedal durch und kurbelte das Lenkrad nach links. Die Hinterachse des Autos brach sofort in die Gegenrichtung aus und prallte gegen den Kleinlaster. Der Kofferraum fing den größten Teil des Aufpralls ab. Ambler blieb unverletzt.

Als Ambler aus dem Auto sprang, hörte er Laurel schreien. Erleichterung durchströmte ihn: Wenn sie schreien konnte, dann atmete sie noch, war noch in Sicherheit vor der blitzenden Spritze. Er rannte zum Laderaum des Kleinlasters, wo Laurel sich mit aller Kraft gegen ihre Fesseln wehrte, um sich trat, sich hin und her warf und versuchte, ihrem muskelbepackten Entführer auszuweichen. Ambler hastete hinter die Fahrertür des Lasters, die durch den Zusammenprall aufgesprungen war.

»Nimm die Finger weg von ihr, oder du bist tot, verdammter Hurensohn«, brüllte Ambler. »Ich verpass dir eine Kugel in den Kopf, und eine in den Bauch.« Die Details machten seine Drohung glaubwürdig. Das wusste er. Hier im Schatten würde der Mann annehmen, dass er eine Waffe hatte, auch wenn er sie nicht sehen konnte. Diese Männer waren Profis, aber keine Selbstmörder. Sie erledigten einen Job, für den sie bezahlt wurden. »Jetzt!«, brüllte Ambler.

Der Mann gehorchte. Er hob die Hände als Zeichen seiner Unterwerfung und begann langsam, den Wagen zu umrunden. Als er an der Fahrerzelle ankam, reagierte er genauso, wie Ambler es erwartet hatte: Er warf sich auf den Fahrersitz und startete in geduckter Haltung den Motor. Es ging ihm nur noch darum, zu überleben. Ambler hechtete zum Laderaum und brachte Laurel eilig in Sicherheit. Der Mann ließ den kraftvollen Motor des kleinen Lasters aufheulen, schob den vor ihm stehenden Pontiac zur Seite und raste quer über den Vorgarten in die Sicherheit, die die Straße ihm bot.

Er war vom Tatort geflüchtet, aber bald würden andere kommen.

»Laurel«, rief Ambler immer wieder, während er mit geschickten, schnellen Bewegungen die Fesseln löste.

»Sind sie fort?«, fragte sie. Ihre Stimme zitterte vor Angst.

»Wir müssen sofort weg von hier«, war alles, was Ambler antwortete.

Plötzlich stürzte sie sich auf ihn und umschlang ihn mit zitternden Armen. »Ich wusste, dass du mich retten würdest«, wiederholte sie immer wieder. Ihr Atem wärmte seine Kehle. »Ich wusste, dass du mich retten würdest.«

»Wir müssen sofort hier weg«, unterbrach Ambler sie drängend. »Hast du irgendwo ein Versteck, in dem du in Sicherheit bist?«

»Mein Bruder lebt in Richmond.«

»Nein! Das wissen Sie, sie werden dich dort sofort schnappen. Jemand anders, über den sie keine Akte haben.«

Laurels Gesicht war sehr ernst. »Es gibt eine Frau, die für mich wie eine Tante ist. Sie war in meiner Kindheit die beste Freundin meiner Mutter. Inzwischen lebt sie in West Virginia. In einem Ort in der Nähe von Clarksburg.«

»Das wird gehen«, sagte Ambler.

»Bitte ...«, begann sie, und er sah die Angst und Verzweiflung ihrem Gesicht. Sie wollte nicht allein bleiben.

»Ich bringe dich hin«, sagte Ambler.

Die Fahrt nach Clarksburg dauerte ein paar Stunden und führte hauptsächlich über die Highways 68 und 79. Sie waren in Laurels altem Ford Mercury unterwegs, und Ambler achtete aufmerksam darauf, ob sie verfolgt oder überwacht wurden. Laurel weinte eine Zeit lang, dann verfiel sie in eisernes Schweigen. Sie musste eine völlig neue Erfahrung verarbeiten. Und schließlich reagierte sie auf dieses Trauma mit Wut und Entschlossenheit. Ambler machte sich derweil stumme, bittere Vorwürfe. In einem Augenblick der Schwäche hatte eine Krankenschwester ihm geholfen; und nun schwebte sie wegen ihm in Lebensgefahr, sie würde vielleicht sogar nie mehr in ihr altes Leben zurückkehren können. Die Frau, die neben ihm saß, sah ihn – das merkte er – als ihren Retter, als ihr sicheres Bollwerk an. Aber eigentlich war er das genaue Gegenteil. Aber davon würde er sie niemals überzeugen können. Diese logische Wahrheit verblasste vor ihren aufrichtigen Emotionen.

Als sie sich trennten – er hatte ein Taxi an eine Kreuzung bei Laurels Reiseziel bestellt –, verzog sie beinahe schmerzhaft das Gesicht, als habe man ihr ein Pflaster mit einem Ruck von einer Wunde gerissen. Er empfand etwas ganz Ähnliches.

»Ich habe dir das angetan«, murmelte Ambler, beinahe unhörbar. »Ich allein bin daran schuld.«

»Nein«, bestritt sie wütend. »Sag so etwas nie wieder. Sie sind schuld, verdammt noch mal. Sie. Solche Leute ...«, sie brach ab.

»Kommst du klar?«

Sie nickte langsam. »Schnapp dir die Mistkerle«, sagte sie durch zusammengegebissene Zähne, dann drehte sie sich um und lief zu »Tante Jills« viktorianischem Reihnhaus im Zuckerbäckerstil. Eine Außenlampe tauchte die Veranda in warmes, goldenes Licht. Es sah aus, als verschwinde Laurel in einer sicheren Welt. Eine Welt, die ihm verschlossen blieb.

Er wagte nicht, sie noch länger den Gefahren auszusetzen, die ihn erwarteten. Irgendwo im Labyrinth lauerten die Bestien. Theseus musste den Minotaurus töten, sonst würden sie beide nie wieder ohne Angst leben können.

Als er sich am selben Abend in einem billigen Motel bei Morgantown in West Virginia einmietete, fiel es ihm schwer, einzuschlafen. Längst vergessen geglaubte Erinnerungen drangen in die Räume seines Geistes ein wie Radongas aus dem Keller. Sein Vater erschien ihm in Erinnerungsfetzen und fragmentierten Bildern: ein attraktives, kantiges Gesicht, das bei näherer Betrachtung weniger attraktiv wirkte. Tiefe Krähenfüße und großporige Lederhaut waren der äußerliche Preis, den er für seine jahrelange Sauferei gezahlt hatte. Der Lakritzgeruch der Bonbons, die er immer lutschte, um den Alkoholgeruch seines Atems zu verbergen. Der typische Gesichtsausdruck seiner Mutter – eine passive Leidensmiene. Er hatte lange gebraucht, um den Arger zu erkennen, der wie die Bässe in einer Orgelmusik darunterlag. Ihr Gesicht war immer dick mit Make-up zugekleistert. Die pudrige Schicht war ihre Alltagsmaske. So würde niemandem auffallen, dass sie das Make-up manchmal brauchte, um einen Bluterguss abzudecken.

Es war kurz vor seinem siebten Geburtstag passiert. »Warum verlässt Daddy uns?«, hatte Hal gefragt. Er saß mit seiner Mutter in dem abgedunkelten Raum neben der Küche, dem sogenannten Familienzimmer. Der Name blieb, auch wenn sie dort fast nie als Familie zusammensaßen. Sie saß auf dem Sofa und strickte einen dicken Schal, den niemand jemals tragen würde. Das wusste sie, aber sie strickte ihn trotzdem. Die dicken Nadeln klapperten über einem Knäuel blutroter Wolle. Jetzt sah sie auf und erblasste unter ihrer dicken Make-up-Schicht. »Was *redest* du denn da?« Schmerz und Verwirrung lagen in ihrer Stimme.

»Wird Daddy uns verlassen?«

»Hat dein Daddy das zu dir gesagt? Hat er gesagt, dass er uns verlassen will?«

»Nein«, sagte der fast siebenjährige Junge. »Gesagt hat er nichts.«

»Dann ... Was ist bloß in dich gefahren?« Jetzt war sie wütend.

»Es tut mir leid, Mommy«, sagte der Junge schnell.

»Bist du vom Teufel besessen? Warum sagst du so etwas?«

Aber es ist doch klar, wollte er sagen. Siehst du es denn nicht?

»Es tut mir leid«, wiederholte der Junge.

Aber diese Entschuldigung genügte nicht mehr, als Daddy sich eine Woche später tatsächlich aus dem Staub machte. Er hatte seine Schränke ausgeräumt, seinen Krimskrams – Krawattennadeln, Blechfeuerzeug, Zigarren – eingepackt, seinen Chevy aus der Garage geholt und war verschwunden. Daddy hatte sich aus ihrem Leben verabschiedet.

Hals Mutter holte ihn an diesem Tag von einer Nachmittagsveranstaltung der Schule ab. Sie war im Camdener Einkaufszentrum gewesen und hatte Geburtstagsgeschenke für ihn besorgt. Als sie nach Hause kamen und begriffen, was geschehen war, brach Hals Mutter in haltloses Schluchzen aus.

Obwohl auch ihm die Tränen übers Gesicht liefen, versuchte er ungeschickt, sie zu trösten. Aber sie wich schauernd vor seiner kindlichen Berührung zurück. Sie erinnerte sich daran, was er ein paar Tage früher gesagt hatte, und ihr Gesicht war vor Entsetzen verzerrt.

Später versuchte sie, gute Laune zu verbreiten, schließlich hatte er Geburtstag. Aber sie fanden nie wieder in ihr altes Verhältnis zurück. Sein forschender Blick machte sie nervös, und sie begann ihm auszuweichen. Hal hatte noch viele, ganz ähnliche Erinnerungen, aus denen er eines gelernt hatte: Es war besser, allein zu sein, als verlassen zu werden.

Dann war der Siebenjährige plötzlich siebenunddreißig, und nun gehörte der forschende Blick einem anderen. Einem jungen Politiker aus Taiwan, der ihn über Zeit und Raum hinweg anblickte.

Du hast etwas durchschaut, was du nicht hättest durchschauen dürfen.

Er war wieder in Changhua und stand inmitten der dicht gedrängten Menge. Er sollte warten, bis sich der Kandidat in der optimalen Position befand, und dem Sprengstoffexperten dann das Signal geben, die Bombe zu zünden.

So sachliche Worte für einen Mord. Vielleicht konnten die Agenten nur so ihre schmutzige Arbeit verrichten.

Wai-Chan Leung war körperlich weniger eindrucksvoll, als er erwartet hatte, ein zierlicher, ziemlich kleiner Mann. Aber seinen Zuhörern kam es nicht auf die Körpergröße an, und als er zu sprechen begann, empfand auch Ambler ihn plötzlich nicht mehr als klein.

»Meine Freunde«, begann der Politiker. Er trug ein drahtloses Mikrofon an seinem Revers und bewegte sich, während er frei sprach. Er warf keinen Blick auf seine Notizen. »Darf ich euch meine Freunde nennen? Ich glaube schon. Und ich hoffe inbrünstig, dass auch ihr mich euren Freund nennt. Unsere politischen Führer in der Volksrepublik China sind leider seit vielen Jahren nicht mehr unsere wahren Freunde. Die

Freunde ausländischer Investoren vielleicht. Freunde reicher Herrscher. Die Freunde anderer Regierungschefs. Freunde des Internationalen Währungsfonds. Aber ich fürchte, dass sie keineswegs *eure* Freunde sind.«

Er wurde von Applaus unterbrochen und legte eine kurze Pause ein. »Ihr kennt doch die alte chinesische Geschichte von den drei Abstinenzlern, die an der Taverne vorbeigehen. Der Erste sagt: >Ich bin so empfindlich, dass ich nach einem Glas Wein schon rot im Gesicht werde und in Ohnmacht falle.< Der Zweite sagt: >Das ist noch gar nichts. Ich muss nur Wein riechen, dann werde ich knallrot, fange an zu torkeln und kollabiere. < Und der Dritte sagt: >Und mir reicht es, wenn ich jemanden sehe, der an Wein gerochen hat ... <<Die Menge reagierte mit freundlichem Gelächter auf die bekannte Anekdote. »In dieser Ära der Globalisierung sind einige Länder besonders verwundbar. Taiwan ist der dritte Mann. Wenn es Kapitalflucht gibt, wenn der Dollarkurs ins Schwanken gerät, wenn irgendwo auf der Welt so etwas passiert, dann werden unsere Wirtschaft und unsere Politik rot im Gesicht und beginnen zu torkeln.« Er verstummte und machte einen Schritt auf das Pult zu.

Tarquin – denn jetzt war er Tarquin – beobachtete ihn konzentriert und fasziniert. Nichts an dem Menschen, der zwanzig Meter vor ihm stand, passte zu dem Dossier, das man ihm und seinem Team ausgehändigt hatte. Er hatte keine Beweise dafür, nur seine Intuition. Aber diese Intuition war für ihn Beweis genug. Das Dossier beschrieb einen gerissenen Mann, der von Machtgier zerfressen war und beseelt von unbarmherziger, tödlicher Wut. Einen Mann, den Hass und Zynismus zerfressen hatten. Jemand, dessen öffentlich vorgetragenes Mitgefühl nur eine schauspielerische Meisterleistung war. Tarquin spürte keine dieser Eigenschaften: keine Spur von Schauspielerei oder Zynismus, kein Zeichen dafür, dass der Politiker sich eines Betrugs bewusst war. Der Mann auf dem Podium freute sich an seiner eigenen Wortgewandtheit, aber er glaubte wirklich, was er sagte, und hielt es für wichtig und zukunftsweisend.

Du hast etwas durchschaut, was du nicht hättest durchschauen dürfen.

»Man nennt Taiwan den kleinen Tiger«, sagte Wai-Chan Leung mit beinahe ehrfürchtiger Stimme. »Was mir Sorgen macht, ist nicht unser Mangel an Größe. Mir macht Sorgen, dass Tiger vom Aussterben bedroht sind.« Er legte eine erneute Pause ein. »Selbstgenügsamkeit ist ein hehres Ideal. Aber ist es auch ein realistisches Ziel? Wir brauchen beides: sowohl Ideale als auch Realismus. Manche Leute behaupten, dass man zwischen beiden wählen müsse. Die gleichen Leute erzählen euch auch, dass ihr gern eine Demokratie haben könnt, solange sie euch vorschreiben dürfen, was ihr zu tun habt. Wisst ihr, woran mich das erinnert? An den Mann, der vor langer Zeit in einem Dorf ein Geschäft eröffnete. Dort verkaufte er

einen Speer, von dem er behauptete, nichts könne ihn aufhalten. Gleichzeitig verkaufte er einen Schild, von dem er behauptete, nichts könne ihn durchdringen.«

Lachen und Applaus brandeten auf.

»Die Menschen von Taiwan – nein, alle Menschen Chinas – haben eine wunderbare Zukunft vor sich. Sie müssen sich nur dafür entscheiden. Wir müssen unser Schicksal selbst in die Hand nehmen. Also lasst uns eine wohlüberlegte Entscheidung treffen. Das Festland verändert sich. Sollen nur wir allein auf der Stelle treten?« Er war nur noch rund einen halben Meter von dem dunkel gebeizten Rednerpult entfernt. Nur ein halber Meter trennte ihn noch von seinem Tod. Tarquins Herz raste. Jeder Nerv seines Körpers schrie ihm zu, dass er im Begriff war, einen *Fehler* zu machen. Es war ein Fehler gewesen, diesen Plan auszuhecken. Ein Fehler, ihn auszuführen. Sie hatten das falsche Opfer gewählt. Wai-Chan Leung war nicht ihr Feind.

Der Kandidat streckte die Unterarme nach vorne, die Hände zu Fäusten geballt. Er führte die Fäuste zusammen und presste die Knöchel aufeinander. »Druck erzeugt Gegendruck, versteht ihr? Sture Opposition – so wie hier – führt nur zum Stillstand. Sie lähmt. Soll so unsere Beziehung zu unseren V Vätern auf der anderen Seite der Meerenge aussehen?« Nun verschränkte er die Finger beider Hände und verdeutlichte, wie man sich seine Vision von politischer Souveränität vorzustellen hatte, die mit regionaler Integration gekoppelt werden konnte. »Wenn wir kooperieren – ja, zusammenhalten –, dann finden wir unsere eigene Stärke. Nur in der Integration liegt unsere eigene Integrität.«

Tarquins Ohrhörer knisterte. »Ich sehe nicht so gut wie du, aber ich glaube, das Ziel ist in Position? Ich warte auf dein Signal.«

Tarquin schwieg. Es war Zeit, die Bombe zu zünden und die Laufbahn des jungen Mannes zu beenden – aber alle seine Instinkte wehrten sich dagegen. Alle seine Sinne waren hellwach, während er inmitten einer Menge aus mehreren tausend taiwanesischen Bürgern stand, die überwiegend Polohemden oder Freizeithemden mit einem weißen T-Shirt darunter trugen. Die neue Nationaltracht. Er suchte nach dem kleinsten Anzeichen dafür, dass das Dossier den Mann korrekt beschrieben hatte. Aber er fand ... nichts.

Erneut knisterte es in seinem Ohr: »Tarquin, bist du eingeschlafen? Die Pause ist vorbei. Ich drücke jetzt ...«

»Nein«, flüsterte Tarquin in das Mikrofon, das in seinen Hemdkragen eingenäht war. »*Tu es nicht.*«

Aber der Sprengstoffexperte war ungeduldig und ärgerlich und ließ sich nicht aufhalten. Als er antwortete, hörte Tarquin nur den bitteren

Zynismus eines Mannes, der ein paar Einsätze zu viel auf dem Buckel hatte:

»One for the money, two for the show, three to get ready, now go, cat, go ...«

Die Explosion war viel leiser, als Tarquin erwartet hatte. Sie klang wie eine Papiertüte, die ein Kind aufgeblasen hatte und jetzt begeistert platzen ließ. Das Innere des Rednerpults war mit Stahlplatten verstärkt worden, um Kollateralschäden zu minimieren. Die Auskleidung dämpfte den Knall und lenkte gleichzeitig die volle Wucht der Explosion auf die Gestalt hinter dem Pult.

Wie in Zeitlupe sah Tarquin zu, wie Wai-Chan Leung, die große Hoffnung so vieler Taiwanesen – reformbereiter Stadtbewohner und Bauern, Studenten und Unternehmer – abrupt erstarrte und dann nach vorne auf die Bühne sackte, umrahmt von den Blutspritzern aus seinen zerfetzten Eingeweiden. Die geschwärzten Überbleibsel des Pults bildeten einen Haufen zu seiner Linken, aus dem eine kleine Rauchsäule emporstieg.

Einen Moment lang lag der tödlich verletzte Mann bewegungslos da. Dann sah Tarquin, dass er den Kopf vom Boden hob und auf die Zuschauermenge vor ihm blickte. Was als Nächstes passierte, lähmte Tarquin und veränderte ihn für immer. Die Augen des sterbenden Mannes, der die letzten Sekunden seines qualvollen Todeskampfes durchlebte, blieben an Tarquin hängen.

Es war ein schwülheißer Tag im subtropischen Taiwan, aber Tarquin lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Irgendwie wusste er, dass jedes Detail dieses Augenblicks sich für alle Zeiten unauslöschlich in sein Gedächtnis und seine Träume eingraben würde.

Er war nach Changhua gekommen, um einen Mann zu töten, und dieser Mann lag vor ihm im Sterben. Und durch die Intensität seines Blickes, der eine seltsame Intimität erzeugte, *teilte* dieser Mann nun die letzten Sekunden seines Lebens mit Tarquin.

Sogar jetzt zeigte sich weder Hass noch Wut auf den Zügen des Sterbenden. Tarquin sah nur Verwirrung darin und Trauer. Es war das Gesicht eines Mannes, der von sanftem Idealismus durchdrungen war. Eines Mannes, der wusste, dass er starb, und sich fragte, warum.

Und genau das fragte sich Tarquin auch.

Die Menge tobte, weinte und schrie, und in all dem Lärm hörte Tarquin plötzlich den Gesang eines Vogels. Er riss seinen Blick mit Gewalt von der Szene der Verwüstung vor sich los und richtete ihn auf eine Palme, auf der ein Pirol saß und laut flötete. Laut und durchdringend.

Am anderen Ende der Welt bewegte sich Ambler im Hier und Jetzt in

seinem Bett. Sofort fiel ihm auf, wie abgestanden die Luft in dem Motelzimmer roch. Er öffnete die Augen. Das Vogelgezwitscher hörte er immer noch.

Das Nokia, das er dem Hochsitzjäger in den Sourlands abgenommen hatte, klingelte.

Er drückte die Rufannahmetaste und hielt sich das Handy ans Ohr. »Hallo?«

»Tarquin«, sagte eine Stimme herzlich.

»Wer spricht da?«, fragte Ambler misstrauisch. Kalte Angst überkam ihn.

»Ich bin Osiris' Controller«, erklärte der Anrufer munter.

»Das ist keine besonders gute Empfehlung«, erwiderte Ambler.

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Wir sind sehr besorgt wegen der Sicherheitslücke.«

»Von einer Sicherheitslücke spricht man, wenn jemand Ihre Privatpost liest. Wenn jemand Ihren Agenten erschießt, ist Sicherheitslücke doch wohl ein makabrer Euphemismus.«

»Da haben Sie verdammt recht. Und wir haben auch schon eine Vermutung, wer dahintersteckt. Die Sache ist die: Wir brauchen Sie, und zwar sofort.«

»Wer zum Teufel sind Sie?«, fragte Ambler. »Sie behaupten, Osiris habe für Sie gearbeitet. Sie könnten aber genauso gut derjenige sein, der seine Ermordung in Auftrag gegeben hat.«

»Hören Sie zu, Tarquin. Osiris war eine Bereicherung für unser Team. Sein Tod ist ein großer Verlust für uns, den wir alle bedauern.«

»Und Sie erwarten, dass ich Ihnen das einfach so glaube?«

»Ja, das erwarte ich«, sagte der Mann. »Ich weiß, was Sie können.«

Ambler schwieg. Genau wie Arkady und Osiris vertraute der Mann auf seine Fähigkeit, Lügen zu durchschauen. Aber Ehrlichkeit war noch lange keine Garantie für Wahrheit, erinnerte er sich selbst. Auch der Anrufer war vielleicht getäuscht worden. Aber Tarquin/Ambler hatte keine Wahl. Er musste mitspielen. Je tiefer er in die Organisation eindrang, desto größer war die Chance, dass er die Wahrheit darüber erfuhr, was mit ihm geschehen war. Dass er herausfand, wer er wirklich war.

Ein Gedanke nagte an ihm. Im Lauf seiner Karriere war Ambler gelegentlich in sogenannten Sequenzoperationen verwickelt gewesen: Jede falsche Information führte direkt zur nächsten, die als noch wichtiger erschien. Eine gute Methode, um Feinde anzulocken und zu überlisten. Eine Sequenzoperation funktionierte nur, wenn die Information absolut glaubwürdig wirkte, das wusste er. Je hochrangiger die Zielperson war, desto größer war auch ihr Misstrauen. Oft setzte das Opfer ahnungslos

Mittelsmänner ein, die Fragen stellten, welche die Informanten sofort beantworten mussten. Die Antworten mussten nicht fehlerfrei sein – das hätte die Zielperson nur noch misstrauischer gemacht –, aber sie mussten glaubwürdig wirken. Ein einziger Patzer ließ das ganze Spiel auffliegen.

Die schlauesten Zielpersonen drehten die Sequenzoperation aber einfach um. Sie waren der Schwanz, der mit dem Hund wedelt. Sie rüsteten Lockvögel mit fabrizierten Informationen aus, die speziell an die US-Geheimdienste gerichtet waren. Die Sequenzoperation funktionierte, allerdings rückwärts. Die Gier, mit der die US-Agenten sich auf die gelieferten Informationen stürzten, behinderte sie bei ihren ursprünglichen Aufträgen. So wurden die Jäger zu Gejagten.

Ambler hatte keine Ahnung, ob er gerade in eine solche Operation verwickelt wurde und ob er sie womöglich zu seinem Vorteil nutzen konnte. Ein sehr gefährliches Spiel. Aber welche Alternative blieb ihm?

»Na gut«, sagte Ambler, »ich höre.«

»Wir treffen uns morgen in Montreal«, sagte der Mann. »Benutzen Sie einen falschen Ausweis. Der, den Sie von Osiris bekommen haben, sollte diesen Zweck erfüllen. Aber die Wahl liegt bei Ihnen.« Es folgten ausführlichere Instruktionen: Ambler sollte noch heute Morgen nach Montreal-Dorval aufbrechen.

Als er gerade das Zimmer verlassen wollte, klingelte das Moteltelefon: Laurel war am Apparat. Sie klang wieder ruhig und gefasst, aber in ihrer Stimme lag Sorge – Sorge um ihn, nicht um sich selbst. Er erklärte eilig, dass ihn Osiris' Controller angerufen hatte und er eine Verabredung einhalten musste.

»Ich will nicht, dass du gehst«, sagte sie, und er hörte sowohl ihre Angst als auch ihre Entschlossenheit.

»Du hast Angst um mich. Ich habe auch Angst. Aber der Gedanke, nicht hinzugehen, jagt mir noch mehr Angst ein.« Er schwieg einen Augenblick. »Ich bin wie ein Fischer in einer Jolle, der einen dicken Brocken an der Angel hat. Es könnte ein Schwertfisch sein oder ein Weißer Hai. Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht wissen, aber ich wage nicht, loszulassen.«

Sie schwieg lange, dann sagte sie: »Selbst, wenn dein Boot dabei kentern könnte?«

»Ich kann nicht loslassen«, sagte Ambler. »Selbst wenn es kentert.«

Discovery Bay, New Territories

Die luxuriöse Hongkongvilla hatte zwölf geschmackvoll ausgestattete Zimmer, deren Einrichtung wie das Haus aus den zwanziger Jahren

stammte. Elegante, französische Möbel aus vergoldetem Holz und Damast, Wände, die mit changierendem Seidenstoff bezogen waren. Aber das Schönste war die mit Blumen bepflanzte Terrasse, von der man die Aussicht auf die ruhigen Wasser der Discovery Bay genoss. Besonders zu dieser Tageszeit, wenn das Meer im rosigen Schein der Abendsonne glänzte. An einem Ende der Terrasse saßen zwei Männer an einem Tisch und speisten. Das weiße, leinene Tischtuch war mit einem Dutzend erlesener Speisen bedeckt, rare Köstlichkeiten, von fachmännischer Hand zubereitet. Der silberhaarige Amerikaner mit der hohen Stirn atmete tief die Aromen der Gerichte ein, die aus den Schüsseln aufstiegen, und dachte bei sich, dass in vergangenen Jahrhunderten ein solches Bankett nur am chinesischen Kaiserhof serviert worden wäre.

Ashton Palmer probierte ein Gericht aus Küken der Bergnachtigall; die Knochen der winzigen Singvögel waren noch so weich wie die Gräten von Sardinen und verliehen dem Gericht eine angenehme Textur. Genau wie bei dem Ortolan-Gericht, das Escoffier zur Vollendung gebracht hatte – ebenfalls ein kleiner Singvogel, den französische Feinschmecker am Schnabel hielten und hinter einer Serviette verborgen am Stück verspeisten –, aß man das Küken mit einem Bissen, zerkaute die embryoweichen Knochen und genoss den leichten Kauwiderstand, der an die zarte Haut von Softshell-Crabs erinnerte. Auf Mandarin hieß diese Speise *chao niao ge* – gebratenes Vogelgezwitscher.

»Exorbitant, finden Sie nicht?«, sagte Palmer zu seinem einzigen Tischnachbarn, einem Chinesen mit breitem wettergegerbtem Gesicht und harten stechenden Augen.

Der Mann, der seit vielen Jahren als General in der Nationalen Volksbefreiungsarmee diente, lächelte. Seine Lederhaut legte sich dabei in tiefe Furchen, die von den Wangen bis zum Kinn reichten. »Exorbitant«, stimmte der Mann zu. »Aber von Ihnen erwartet man schließlich nichts Geringeres.«

»Sie schmeicheln mir«, erwiderte Palmer. Die Dienstboten standen mit verständnislosem Lächeln neben dem Tisch. Denn Palmer sprach weder Mandarin noch Kantonesisch mit General Lam, sondern den Hakka-Dialekt, der im Heimatdorf des Generals gesprochen wurde. »Aber ich weiß, dass Sie ebenso wie ich feine Nuancen zu schätzen wissen. Dieses Gericht, *chao niao ge*, wurde meines Wissens zum letzten Mal in den letzten Jahrzehnten der Qing-Dynastie serviert. Ich fürchte, Ihre Freunde in Wanshoulu« – er bezog sich auf einen schwer bewachten Vorort von Peking, in dem viele chinesische Spitzenbeamte lebten – »oder in Zhongnanhai würden es als *dekadent* bezeichnen.«

»Sie essen lieber bei Burger King«, grunzte General Lam. »Und trinken

Pepsi-Cola aus silbernen Kelchen.«

»Ekelhaft«, sagte der amerikanische Wissenschaftler. »Aber leider nur zu wahr.«

»Ich werde allerdings nur selten nach Zhongnanhai gebeten«, bemerkte der General.

»Wenn es nach Liu Ang ginge, dann würden alle Krieger in die Provinz verbannt werden. Er betrachtet die NVBA als ihm feindlich gesinnt, und deshalb steht sie ihm auch feindlich gegenüber. Aber die chinesische Geschichte hat gezeigt, dass sich im Exil die besten Gelegenheiten ergeben.«

»Das trifft jedenfalls auf Sie zu«, warf der General ein.

Palmer lächelte, widersprach jedoch nicht. Seine Karriere war in Bahnen verlaufen, die er sich als junger Student nicht ausgesucht hätte. Aber das wäre ein Fehler gewesen. Als er als frisch gebackener Dr. phil. im Planungsstab des Außenministeriums angefangen hatte, bezeichneten Insider ihn bald als den nächsten Henry Kissinger – und als den vielversprechendsten jungen Politikwissenschaftler seiner Generation.

Aber wie sich bald herausstellte, hatte er eine Eigenschaft, die einer Karriere in Foggy Bottom nicht gerade förderlich war: Er strebte nach der Wahrheit, wie er es selbst gern ausdrückte. Beinahe über Nacht wurde aus dem vielgepriesenen Wunderkind ein ausgestoßenes *Enfant terrible*. Die Mittelmäßigen sicherten sich ihre Herrschaft, indem sie den austießen, der ihre bequemen Vorurteile in Zweifel zog. In mancher Hinsicht war sein eigenes Exil tatsächlich das Beste gewesen, was ihm je widerfahren war, dachte Palmer. Im »Aufstieg und Fall des Ashton Palmer«-Artikel in *The New Republic* stand jedenfalls, dass er sich nach seinem Rausschmiss aus den Korridoren der Macht in den Elfenbeinturm der Wissenschaft »zurückgezogen« habe. Aber es war allenfalls ein strategischer Rückzug gewesen, eine Neuordnung seiner Kräfte. Denn seine Jünger – von seinen Feinden abfällig Palmeriten genannt – stiegen nach und nach in Machtpositionen im Verteidigungs- und Außenministerium auf oder machten Karriere im diplomatischen Dienst. Auch in den hervorragend vernetzten Washingtoner Thinktanks waren sie zahlreich vertreten. Er hatte ihnen absolute Diskretion eingebläut, und sie hatten ihre Lektionen gut gelernt. Seine Schützlinge besetzten inzwischen entscheidende Positionen. Die Jahre vergingen, und ihr Guru wartete wie ein pensionierter Cincinnatus auf seine Chance.

Jetzt würde er nur noch wenige Tage warten müssen.

»Ich freue mich«, sagte Palmer, »dass wir, was Zhongnanhai angeht, immer noch einer Meinung sind.«

Der General berührte seine rechte und dann die linke Wange und

antwortete mit einem Hakka-Ausdruck: »Rechtes Auge, linkes Auge.« Das Idiom bedeutete, dass sich zwei Personen in ihren Ansichten so nahe standen wie die zwei Augen eines Mannes.

»Rechtes Auge, linkes Auge«, wiederholte Palmer leise. »Natürlich sind *sehen* und *handeln* nicht dasselbe.«

»Das ist wahr.«

»Ich hoffe, Sie hegen keine Zweifel an unserer Mission«, sagte Palmer schnell, denn er meinte, bei dem General ein leichtes Zögern wahrzunehmen.

Lam antwortete wieder mit einem Hakka-Ausdruck: »Der Wind kann den Berg nicht bewegen.«

»Ich freue mich, das zu hören«, erwiderte Palmer. »Denn das, was vor uns liegt, wird unsere Entschlossenheit unbarmherzig prüfen. Es wird Wind aufkommen und er wird zum Orkan anschwellen.«

»Was wir tun werden«, sagte der General, »*muss* getan werden.«

»Manchmal ist ein großer Umsturz nötig, um langfristige Stabilität zu erreichen«, sagte Palmer.

»Sie sagen es.« Der General führte das würzige Nachtigallküken zum Mund. Seine Augen verengten sich, während er den knusprigen Leckerbissen genoss.

»Man muss einen Baum fällen, um den Reistopf zum Kochen zu bringen«, sagte Palmer. Ebenfalls ein Hakka-Ausdruck.

Der General war nicht länger erstaunt darüber, wie gut sich Palmer in der Sprache seiner Heimatregion ausdrückte. »Der Baum, von dem wir sprechen, ist beileibe kein gewöhnlicher Baum.«

»Es geht auch nicht um einen gewöhnlichen Reistopf«, parierte der Wissenschaftler. »Ihre Leute wissen, was sie zu tun haben. Sie müssen im richtigen Moment handeln und können sich keine Fehler leisten.«

»Natürlich«, sagte General Lam.

Der silberhaarige Wissenschaftler sah ihn mit gemessenem Blick an. »*Es bleiben uns nur noch sechs Tage*«, sagte er mit diskreter Betonung. »Alle müssen ihre Rollen perfekt spielen.«

»Fehlerlos«, sagte der General. Sein wettergegerbtes Gesicht spiegelte Entschlossenheit wider. »Schließlich geht es darum, den Lauf der Geschichte zu verändern.«

»Und wir sind uns einig darüber, dass der Lauf der Geschichte viel zu wichtig ist, als dass man ihn sich selbst überlassen könnte, nicht wahr?«

Der General nickte feierlich und hob erneut den Zeigefinger: »Rechtes Auge, linkes Auge«, sagte er leise.

Kapitel zwölf

Montreal

Der Mann, der Ambler auf dem Mobiltelefon angerufen hatte, befahl ihm, sich um elf Uhr vormittags an der nordwestlichen Ecke des Dorchester Square einzufinden. Ambler war etwas zu früh dran. Er fuhr mit dem Taxi einen Block weiter zur Ecke Rue Cypress und Rue Stanley und erkundete die Gegend. Das Sun-Life-Gebäude am Dorchester Square, ein Beaux-Arts-Ungetüm, war einst das höchste Gebäude im gesamten britischen Empire gewesen. Heute wirkte es neben den modernen Wolkenkratzern, die sich um den Dorchester Square häuften, beinahe zwergenhaft. Es standen wirklich viel zu viele Gebäude am Dorchester Square, und deshalb machte der Treffpunkt Ambler nervös.

Mit seinen Einkaufstüten vom Place Montreal Trust und der Kamera um den Hals wirkte er hoffentlich wie ein ganz gewöhnlicher Tourist. Nachdem er eine Zeit lang in den Seitenstraßen herumgelungert und sich davon überzeugt hatte, dass auf dem Dorchester Square selbst niemand Verdächtigtes stand, wagte er sich auf den Platz. Die Gehwege waren säuberlich vom Schnee gesäubert worden – mehrere kerzengerade Pfade, die auf einen zentralen Kreis zuliefen, auf der die Statue eines gewissen Sir John A. MacDonald stand, offenbar Kanadas erster Premierminister. Ein weiteres Monument würdigte Kanadas Rolle im Burenkrieg. Nicht weit davon entfernt lag ein katholischer Friedhof, auf dem die Opfer einer Choleraepidemie aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert begraben lagen. Die Grabsteine waren verwittert, ihr von Moosen und Flechten verdunkeltes Grau hob sich scharf von dem weißen Schnee ab. Über alldem erhob sich das riesige Gebäude der Imperial Bank, ein Gigant aus Stahl und Beton. Vor dem Dominion Square Building, einem mächtigen Neo-Renaissance-Bauwerk, hielt gerade ein roter Bus mit der Aufschrift LE TRAM DU MONTREAL.

Ambler hatte die Gegend zwar gründlich abgesucht, aber ihm war klar, dass die Situation von einer Sekunde auf die andere kritisch werden konnte. Hatte der Controller von Osiris den Treffpunkt deshalb ausgesucht? Ambler hob sich die Kamera vors Gesicht, zoomte und betrachtete die vielen Hundert sichtbaren Fenster in den umliegenden Bürotürmen. Die meisten ließen sich gar nicht öffnen; und die anderen blieben wegen des Wetters heute auch geschlossen. Obwohl er sich warme Kleidung angezogen hatte, fror er allmählich an den Ohren, denn die Temperatur lag knapp unter dem Gefrierpunkt. Er hörte energische

Schritte, die sich auf ihn zubewegten. Er fuhr herum.

»Entschuldigen Sie, Mister.«

Vor Ambler stand ein älteres Ehepaar. Beide trugen leuchtend bunte Daunenjacken, ihr weißes Haar war vom Wind zerzaust.

»Ja?«, sagte Ambler. Er versuchte, uninteressiert und gelangweilt zu klingen.

»Würden Sie vielleicht ein Foto von uns machen?« Der Mann reichte ihm eine gelbe Wegwerfkamera, die es in jeder Drogerie zu kaufen gab.

»Vor Sir John MacDonald, okay?«

»Aber gern«, sagte Ambler, dem sein Misstrauen sehr peinlich war.

»Sind Sie Amerikaner?«

»Aus Sacramento. Aber wir waren in unseren Flitterwochen schon einmal hier. Und jetzt raten Sie mal, wie lange das her ist.«

»Keine Ahnung.« Ambler heuchelte Interesse.

»Vierzig Jahre!«, quiekte die Ehefrau.

»Gratuliere«, sagte Ambler, und drückte auf den Auslöser oben an der Kamera. Als er einen Schritt nach vorn trat, um den Ausschnitt zu verändern, bemerkte er etwas. Jemand war hinter die Statue gehuscht, und zwar verdächtig schnell, als wolle er unbemerkt bleiben. Ambler war überrascht. Das war extrem amateurhaftes Verhalten. Er hatte es doch wohl kaum mit Amateuren zu tun, oder?

Er gab dem Ehepaar die Wegwerfkamera zurück und eilte dann sofort mit großen Schritten auf den Sockel der Statue zu.

Der junge Mann – nein, der ungefähr vierzehnjährige Junge –, der sich dahinter versteckt hatte, zuckte zurück.

»Hi«, sagte Ambler so neutral als möglich.

»Hi«, erwiderte der Junge.

»Also, was ist hier los?«

»Ich glaub', ich hab's verbockt«, sagte der Junge mit leichtem Quebec-Akzent. Er hatte eine vorspringende Nase, die vielleicht eines Tages zum Rest seines Gesichtes passen würde, und eine kurze, offensichtlich blondierte Igelfrisur.

»Du kannst bestimmt alles wieder in Ordnung bringen.« Ambler fixierte das Gesicht des Jungen, registrierte jeden flüchtigen Ausdruck, der darüberhuschte.

»Sie hätten mich nicht sehen dürfen. Jedenfalls nicht vor elf Uhr«, sagte der Junge.

»Das muss doch niemand erfahren.«

»Sie werden mich nicht verpetzen?«, fragte der Junge hoffnungsvoll.

»Warum sollte ich? Ich weiß doch sowieso schon Bescheid.«

»Na ja, Ihr Freund hat mir gesagt, es sei eine Geburtstagsüberraschung.

Vielleicht eine Schnitzeljagd?«

»Sag mir einfach, was du mir ausrichten solltest. Ich werde so tun, als sei ich überrascht. Versprochen.«

»Versprochen?«, fragte der Junge ängstlich.

»Wie viel bezahlt er dir? Ich gebe dir denselben Betrag noch mal.«

Jetzt grinste der Bursche. »Wie viel er mir bezahlt?«, wiederholte er, um Zeit zu gewinnen.

»Genau.«

»Vierzig.« Ein schlechter Lügner.

Ambler hob eine Augenbraue.

»Dreißig?«

Ambler sah ihn weiterhin skeptisch an.

»Also gut, zwanzig«, berichtigte sich der Junge schließlich.

Ambler zog einen Zwanziger aus dem Geldbeutel und gab ihn dem Jungen. »Also, was solltest du mir ausrichten?«

»Dass der Treffpunkt sich geändert hat. Sie sollen ihn jetzt in der Underground City treffen.«

»Wo?«

»Les promenades de la Cathédrale«, erklärte der Junge. »Aber wenn er dort eine Überraschung für Sie vorbereitet hat, müssen Sie unbedingt überrascht wirken.«

Jemand, der Metaphern zu schätzen wusste, fand es bestimmt sehr passend oder ironisch, dass sich unter der Christ-Church-Kathedrale ein riesiges Luxuseinkaufszentrum, die Promenades de la Cathedrale, befand. Es war kein Geheimnis, dass die bankrotte Anglikanische Diözese sich nur dadurch vor dem finanziellen Ruin gerettet hatte, dass sie das Land, auf dem die Kirche stand, verkaufte. *Auf diesen Fels sollst du deine Kirche bauen* hieß in der Sprache der modernen Konsumgesellschaft wohl, dass eine Kirche den Fels, auf dem sie erbaut war, verkaufte, um an Geld zu kommen.

Ambler war gerade mit der Rolltreppe zur Promenade hinuntergefahren und versuchte, sich in dem hallenartigen Einkaufszentrum zu orientieren, als ihm plötzlich jemand die Hände auf die Schultern legte und ihn herumdrehte.

Vor ihm stand ein stämmiger Mann mit rotblondem Haar, der ihn strahlend anlächelte. »Endlich stehen wir uns gegenüber«, sagte er.

Ambler traute seinen Augen nicht. Er kannte diesen Mann zwar nicht persönlich, hatte aber schon viel von ihm gehört. Und da war er nicht der Einzige. Sein Name war Paul Fenton, und sein klarer Blick verriet nicht, wie zweifelhaft sein Ruf war.

Paul Fenton. Ein prominenter amerikanischer Industrieller, der sich als Gründer einer Elektronikfirma mit Hauptsitz in Texas einen Namen gemacht hatte, die eng mit dem Verteidigungsministerium zusammenarbeitete. Aber seine Geschäftsinteressen hatten sich seit damals enorm ausgeweitet, und in den späten achtziger Jahre war er in gewissen Kreisen berüchtigt, weil er rechtsgerichtete Rebellenbewegungen und Revolutionäre auf allen Kontinenten finanzierte. Von seiner Großzügigkeit hatten zum Beispiel die Contras in El Salvador, Renamo in Mosambik und die Unita in Argentinien profitiert.

Manche hielten ihn für einen Patrioten, dessen einzige Loyalität angeblich seinem Vaterland und nicht dem schnöden Mammon galt. Andere bezeichneten ihn als gefährlichen Fanatiker, der sich ohne Unrechtsbewusstsein über die Gesetze hinwegsetzte, die Waffenexporte ins Ausland regulierten. Als einen Nachfahren jener Unternehmer, die Anfang der sechziger Jahre die katastrophale Invasion in der Schweinebucht finanziert hatten. Aber niemand bestritt, dass Fenton ein kluger und aggressiver Unternehmer war.

»Sie *sind* doch Tarquin, nicht wahr?«, fragte Fenton. Er nahm Amblers Schweigen als Zustimmung auf und streckte die Hand aus. Das war keine rhetorische Frage gewesen – der Mann hatte sich wirklich versichern wollen. *Fenton hatte nicht gewusst, wie er aussah.*

Ambler ergriff Fentons Hand, machte einen Schritt auf ihn zu und fuhr ihn leise und wütend an: »Es ist völlig idiotisch, sich in aller Öffentlichkeit mit mir zu treffen. Sie sind viel zu bekannt für so etwas.«

Fenton zwinkerte ihm zu. »Die meisten Menschen sehen nichts, was sie nicht erwarten. Und ich bin schließlich kein Hollywoodstar. Außerdem ist manchmal eine Menschenmenge das beste Versteck, finden Sie nicht auch?« Er trat einen Schritt zurück und deutete auf die Passage. »Willkommen in der größten unterirdischen Fußgängerzone der Welt.« Fenton sprach mit einem weichen Bariton. Seine Haut war rot und wettergegerbt, aber seltsam glatt. Vielleicht hatte er sich eine Dermabrasion gegönnt. Er hatte ausgeprägte Geheimratsecken, aber winzige Haarimplantate, die wie Puppenhaar aussahen, wuchsen beinahe geometrisch angeordnet aus den gelichteten Stellen. Also ein Mann, der viel Wert auf ein gepflegtes Äußeres legte.

Er wirkte athletisch und durchtrainiert. Und reich. Wie ein geschmeidiger Krieger, der nach einem Polo-Wochenende in Argentinien Abrams-Panzer durch den Tschad steuerte und sich am folgenden Wochenende bei einem Mineralpeeling im Parrot-Cay-Spa entspannte. Durchtrainiert, wettergegerbt, aber ... die Feuchtigkeitscreme immer im Handgepäck. Der Archetyp des Selfmade-Milliardärs.

»Die Stadt im Untergrund«, sagte Ambler. »Der perfekte Ort für die graue Eminenz.«

Fenton hatte nicht übertrieben. Die sogenannte Underground City bestand aus über zwanzig Meilen an Passagen und beherbergte sechzehnhundert Boutiquen, mehrere Hundert Bistros und Restaurants und einige Dutzend Kinos. Auch wenn über der Erde eine Eiseskälte herrschte, war es hier angenehm warm und hell. Ambler sah sich um. Die langen, geschwungenen Oberlichter, mehrere durch Rolltreppen verbundene Ebenen und Terrassen, die über die riesige Halle hinwegblickten, ließen das Einkaufszentrum weit und geräumig wirken. Die Underground City verband das Luxuskaufhaus Cours Mont-Royal mit dem Eaton Centre und erstreckte sich von den Arkaden des Complexe Desjardins bis zum Palais de Congrès, dem gewaltigen Kongresszentrum, das wie ein breitbeinig hockender Riese aus Stahl, Glas und Beton den Ville-Marie-Expressway überspannte.

Ambler begriff, warum Fenton diesen Ort gewählt hatte. Er wollte ihm ein Gefühl von Sicherheit vermitteln. Es war sehr unwahrscheinlich, dass ihm an einem so exponierten Ort Gefahr drohte.

»Ich habe eine Frage«, fuhr Ambler fort. »Sind Sie allein hier? Bisschen ungewöhnlich für einen Mann von Ihrem ... Status, oder?«

»Sie können das doch beurteilen ...«

Ambler sah sich um und ließ seinen Blick über ein Dutzend Gesichter gleiten. Da. Ein Mann mit kantigem Gesicht, der eine dunkle Wachsjacke trug. Kurze Haare, Mitte vierzig. Und dort, rund sieben Meter zu seiner Linken, ein weiterer, der sich sehr unwohl zu fühlen schien und viel eleganter gekleidet war: Er trug einen doppelreihigen Kamelhaarmantel, unter dem dunkelgraue Anzughosen hervorschauten. »Ich sehe nur zwei. Und einer von ihnen ist nicht gerade in seinem Element.«

Fenton nickte. »Gillespie ist eigentlich mein Sekretär. Kann prima mit Oberkellnern umgehen, das ist seine Kernkompetenz.« Fenton nickte dem Mann im Kamelhaarmantel zu. Der nickte zurück und errötete leicht.

»Aber Sie wollten mir etwas über Osiris erzählen, und für ein Gespräch unter vier Augen ist dieser Ort nicht gerade ideal.«

»Da weiß ich genau das richtige Plätzchen«, schnurrte Fenton und führte Ambler ein kurzes Stück weiter zu einer extrem exklusiv aussehenden Boutique. Im Schaufenster hing nur ein einziges Kleid, das hauptsächlich aus leuchtender, violett changierender Seide bestand. Der Stoff war nicht gesäumt, und lose, grüne Fäden hingen von allen sichtbaren Nähten. Es sah aus, als sei es erst halb fertig. Schneider stellten solche unfertigen Modelle manchmal in ihren Ateliers aus. Aber dieses Kleid hier, begriff Ambler, war bereits vollendet: Dies war

»Dekonstruktion«, ein Look, der in den Modezeitschriften der letzte Schrei war und die Fachpresse zweifellos zum Schwärmen brachte, wenn ein magersüchtiges Model ihn auf dem Laufsteg präsentierte. Auf einer kleinen Messingplakette war der Name der Boutique eingraviert: SYSTEME DE LA MODE.

Abermals war Ambler von Fentons Wahl beeindruckt: Dieser Ort war ausgezeichnet, denn er bot sowohl Sicherheit als auch Privatsphäre. Die sündteure, hochexklusive Boutique war zwar von der Passage aus einsehbar, aber nur jeder tausendste Passant würde den Mut aufbringen, sie tatsächlich zu betreten.

Hinter der Eingangstür wartete das übliche Anti-Diebstahl-System. Ein Portal aus zwei kunststoffverkleideten Säulen, die allerdings ein wenig tiefer im Innenraum standen als üblich. Als Ambler sich dem Portal näherte, ertönte ein leises Piepsen.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Fenton. »Liegt wahrscheinlich an Ihrer Kamera.«

Aha. Das war also keine Warensicherung. Ambler legte seine Kamera zur Seite und trat zwischen die Säulen.

»Seien Sie so nett und bleiben einen Moment stehen?«, bat Fenton entschuldigend.

Ambler gehorchte. Die Türen schlossen sich mit einem satten Geräusch hinter ihm.

»Alles in Ordnung«, sagte der stämmige Industrielle. »Willkommen in meinem bescheidenen kleinen Laden. Ist nicht gerade mein persönlicher Stil, aber jede Fashionista wäre verdammt beeindruckt. Hier ist jedes Preisschild mindestens vierstellig.«

»Viel Kundschaft?«

»Hierher verirrt sich kaum jemand.« Fenton lächelte breit. Die Feuchtigkeitscreme wirkte offenbar. »Wir haben fast immer geschlossen. Und wenn wir mal geöffnet haben, wartet hier die angsteinflößendste Verkäuferin der Welt – sie heißt übrigens Brigitte –, die jedem Menschen das Gefühl geben kann, er habe Hundescheiße am Schuh. Sie ist gerade beim Lunch, Sie werden sie leider nicht kennenlernen. Brigitte ist wirklich was Besonderes. Sie schafft es, den Leuten ohne Worte zu vermitteln, dass sie es einfach nicht wert sind, hier einzukaufen.«

»Hab's kapiert. Wenn das hier ein sicheres Haus sein soll, dann ist eine Verkäuferin diskreter als ein Schild, auf dem BETRETEN VERBOTEN! steht. Und lassen Sie mich raten - das Portal ist nicht dazu da, um Diebstahl zu verhindern. Es soll Wanzen abfangen.«

»Erwischt sie alle. Absolut gründlich. Wir testen es ständig, und ich habe es bisher nicht geschafft, ein Abhörgerät reinzuschmuggeln.

Wesentlich angenehmer für Besucher als eine Ganzkörperkontrolle mit Rektaluntersuchung. Und wirkungsvoller. Aber eine Wanze würde Ihnen hier drin sowieso nichts nutzen. Schauen Sie sich mal das Fensterglas an.«

Ambler ging zur Schaufensterscheibe. Aus der Nähe sah er, dass das Glas mit einem feinen Drahtgitter aus Metall verstärkt war. Es sah aus wie Dekoration, war aber höchst funktional. »Der ganze Laden ist ein faradayscher Käfig«, sagte er beeindruckt. Ein Raum, der vollständig von einem geerdeten, leitfähigen Metallgitter oder -netz umschlossen war. Diese Abschirmung blockierte die Übertragung von Funksignalen und elektromagnetischen Wellen.

»Richtig erkannt. Sehen Sie die glänzende Wand da hinten? Zwölf Schichten Lack – zwölf –, jede von Hand poliert, bevor die nächste aufgetragen wurde. Echtes Kunsthandwerk. Und wissen Sie, was drunterliegt? Gips und ein Metallnetz.«

»Sie sind ein vorsichtiger Mann.«

»Deshalb wollte ich Sie auch persönlich treffen. Wenn man jemanden an der Strippe hat, weiß man nie, ob er das Gespräch aufzeichnet und wie viele Leute die Übertragung digital abfangen. Ich glaube fest an strikte Partitionierung. Und ich tue mein Möglichstes, damit alle Informationen auch in ihren Sektoren bleiben und sich nicht vermischen. Wie ein Fertiggericht, dessen Beilagen separat auf einem Teller liegen.« Der Magnat schmunzelte zufrieden. Er wollte Ambler unbedingt mit seinen Vorsichtsmaßnahmen beeindrucken.

Treib ihn in die Defensive. »Wie erklären Sie sich dann, was Osiris zugestoßen ist?« Wut loderte in Amblers Stimme auf.

Fentons rotes Gesicht wurde merklich blasser. »Ich hatte gehofft, wir könnten dieses Thema ausklammern.« Ambler sah einen aus dem Konzept gebrachten Verkäufer vor sich. Aber was wollte er ihm verkaufen? »Osiris' Tod war eine verdamnte Tragödie, glauben Sie mir. Ich habe ein Spitzenteam damit beauftragt, der Sache nachzugehen. Wir haben zwar noch keine Ergebnisse, aber das wird sich bald ändern. Der Mann war ein Genie, gehörte zu den besten Agenten, die ich jemals kennenlernen durfte.«

»Sparen Sie sich die Lobreden für die Beerdigung auf«, höhnte Ambler.

»Er hat Sie sehr bewundert, das wollte ich Ihnen noch sagen. Sobald über den Squawk die Meldung rausging, dass Tarquin wieder auf freiem Fuß sei, bestand Osiris darauf, dass ich Kontakt zu Ihnen aufnehmen und Sie anheuern müsse. Er wusste, dass für mich >auf der Flucht< nur >auf dem Markt< bedeutet.«

Folge Ariadnes Faden – finde heraus, wohin er führt.

»Sie wissen offenbar eine ganze Menge über mich«, sagte Ambler. Der

Kommentar sollte den Mann ködern. Was genau wusste Paul Fenton wirklich?

»Alles und gleichzeitig nichts. Der einzige Name, unter dem Sie geführt werden, ist Tarquin. Sie sind ohne Schuhe genau einen Meter achtzig groß und wiegen rund fünfundachtzig Kilo. Verzig Jahre alt. Braune Haare, blaue Augen.« Er lächelte. »Aber das sind nur Fakten. Daten. Weder Sie noch ich lassen uns von simplen Daten beeindrucken.«

Bring ihn dazu, weiterzureden. Ambler dachte daran, wie gern er früher in seiner Freizeit nachmittags angeln gegangen war. Daran, dass man die Angelschnur abwechselnd einkurbeln und mit angezogener Bremse wieder auslaufen lassen musste, bis der Fisch, der gegen den Zug anschwimmen musste, erschöpft war. »Sie sind zu bescheiden«, bohrte Ambler weiter. »Ich glaube, Sie wissen viel mehr, als Sie zugeben.«

»Ich habe natürlich ein paar Geschichten über Ihre Einsätze gehört.«

»Von Osiris.«

»Nicht nur von ihm. Ich habe viele Kontakte, davon werden Sie sich bald selbst überzeugen können. Ich kenne so ziemlich jeden, zumindest jeden, der zählt.« Fenton schweig einen Augenblick. »Offenbar haben Sie sich ein paar mächtige Feinde geschaffen – und ein paar mächtige Freunde haben Sie auch. Zu denen ich gern gehören würde.« Fenton schüttelte grinsend den Kopf. »Sie beeindrucken mich mächtig, und das gelingt nur wenigen Menschen. Für mich sind Sie ein gottverdammter Zauberer. Ein Magier. *Puff* – der Elefant verschwindet von der Bühne. *Puff* – der Zauberer verschwindet mitsamt Umhang und Zauberstab. Wie zum Teufel haben Sie das gemacht?«

Ambler setzte sich auf einen Hocker aus poliertem Stahl und studierte das glatte rote Gesicht des Industriellen. *Bist du mein Feind? Oder wirst du mich zu meinen Feinden führen?* »Wie meinen Sie das?« Ambler ließ seine Stimme bewusst unberührt und gelangweilt klingen.

»Berufsgeheimnis, hm? Ich hatte ja gehört, dass Tarquin viele Talente besitzt, aber das hat mich trotzdem vom Hocker gehauen. *Incognito ergo sum*, was? Ihnen ist sicher klar, dass wir Ihre Fingerabdrücke überprüft haben.«

Vor Amblers geistigem Auge erschien das Wasserglas, das *Osiris* ihm im Bentley gereicht hatte.

»Ja, und?«

»*Nichts*. Nada. Niente. Null. Sie haben es geschafft, sich aus allen existierenden Datenbanken zu löschen. Wir haben Sie durch den biometrischen Scan und alle anderen Datenbanken mit digital erfassten Erkennungsmerkmalen gejagt – und nichts gefunden. Sie gibt es gar nicht.«

Der rotblonde Mann grinste: »Es wird Sie nicht überraschen, dass wir Zugang zu allen Personalakten des Außenministeriums haben. Erinnern Sie sich an Horus?«

Ambler nickte. Horus war ein Riese von einem Mann, der zu oft zum Bodybuilding ging – seine Arme spreizten sich von seinem Oberkörper ab, wenn er lief, und sein von Pickeln übersäter Rücken ließ darauf schließen, dass er es mit den Steroiden ein bisschen übertrieb. Trotzdem ein guter Mann fürs Grobe, den man bei weniger heiklen Stab-Jobs einsetzte. Ambler hatte drei- oder viermal mit ihm zusammengearbeitet. Sie hatten sich zwar nicht angefreundet, waren aber immer gut miteinander ausgekommen.

»Kennen Sie seinen Geburtsnamen?«

»Natürlich nicht. Das war eine Regel, an die wir uns immer hielten.«

»Ich schon. Er heißt Harold Neiderman. War der beste Ringer seiner Highschool in South Bend. Hat kurz bei einer SOLIC-Einheit gedient« – ein Akronym für *Special Operations Light-Intensity Combat* –, »geheiratet, zwei Jahre lang Wirtschaftswissenschaften an einer Universität in Florida studiert, seinen Abschluss gemacht, sich scheiden lassen, wieder zum Staatsdienst gemeldet ... aber diese Details sind unwichtig. Wichtig ist, dass ich stundenlang über Harold Neiderman sprechen könnte. Erinnern Sie sich an Triton?«

Kupferrotes Haar, Sommersprossen, außergewöhnlich schmale Handgelenke und Knöchel. Triton konnte sich vollkommen lautlos bewegen. Der beste Mann, um Wachposten zu erwürgen oder Kehlen durchzuschneiden. Fähigkeiten, die man brauchte, wenn sogar eine Waffe mit Schalldämpfer so laut gewesen wäre. Ambler nickte.

»Triton heißt in Wirklichkeit Ferrell W Simmons, das W steht für *Wyeth*. Sein Vater war bei der Army. Ferrell verbrachte den größten Teil seiner Jugend in Wiesbaden und besuchte die Lawton Public Highschool bei Fort Sill in Oklahoma. Das sind übrigens keine leicht zugänglichen Personalakten, die man problemlos findet. Ich genieße Insiderprivilegien, das dürfte Ihnen inzwischen klar sein. Also müsste es doch kein Problem sein, den Gelbe-Seiten-Eintrag für Tarquin zu finden, oder? Aber ich habe gar nichts gefunden. Weil Sie ein Zauberer sind.« Das beinahe ehrfürchtige Staunen in seiner Stimme war echt. »Und das macht Sie natürlich als Agent umso wertvoller. Falls Sie geschnappt werden sollten – was natürlich nicht passieren wird, aber nur mal hypothetisch –, sind Sie nur eine Leerstelle. Ein Rauchring. Ein Stäubchen im Auge. Einmal zwinkern und weg sind Sie. Ich präsentiere Ihnen den Mann, den es nicht gab. Es gäbe überhaupt keine Möglichkeit, Sie mit irgendjemandem in Verbindung zu bringen. Einfach genial!«

Ambler schwieg, er wollte Fenton seine Illusionen nicht nehmen. Fenton war beileibe kein kleiner Fisch. *Ich habe viele Kontakte*. Das war wahrscheinlich die Untertreibung des Jahres.

»Aber ein guter Zauberer kann Dinge auch wieder herbeizaubern«, sagte Ambler vorsichtig. Er drehte den Kopf und blickte nach draußen. Einkäufer liefen geräuschlos vorbei und nahmen keine Notiz von ihnen. Er konnte Fenton benutzen – aber benutzte ihn bereits jemand anders? Wenn der Abholdienst von dem Treffen Wind bekommen hatte ...? Aber bis jetzt gab es keine Anzeichen dafür.

»Und das haben Sie bereits getan – schließlich sind Sie hier! Wissen Sie überhaupt, was für einen Wert Sie für mich haben? Ihre ehemaligen Kollegen schwören, Sie seien quasi ein Gedankenleser. Und obendrein existieren Sie offiziell nicht!«

»Vielleicht fühle ich mich deshalb innerlich so leer«, sagte Ambler trocken.

»Ich will nur die Besten«, sagte Fenton. »Ich habe keine Ahnung, womit Sie sich so viel Arger eingehandelt haben. Ich weiß nicht, in welchem Schlamassel Sie gesteckt haben. Und es ist mir auch egal.«

»Schwer zu glauben.« Aber Ambler glaubte ihm.

»Sehen Sie, Tarquin, ich umgebe mich gern mit Menschen, die auf ihrem Gebiet absolute Spitze sind. Und Sie mein Freund, sprengen den Rahmen. Ich weiß nicht, wie Sie es geschafft haben, aber Sie sind ein Mann nach meinem Geschmack.«

»Weil ich mich Ihrer Meinung nach nicht an Regeln halte?«

»Ganz genau. Wahre Größe zeigt sich darin, die Regeln zu brechen, wenn es nötig ist. Und zu wissen, wie man es anstellen muss.«

»Klingt, als ob Sie das >Dreckige Dutzend< eingestellt hätten.«

»Wir sind viel größer als die. Sie haben sicher von der Strategic Services Group gehört?«

Ambler nickte. *Folge Ariadnes Faden – finde heraus, wohin er führt*. Die SSG arbeitete neben McKinsey, Bain, Accenture und einem Dutzend weiterer Firmen im Management-Consulting und bot Amblers Meinung nach Pseudolösungen für Pseudoprobleme an. Er erinnerte sich, an großen Flughäfen gelegentlich die Werbung gesehen zu haben. Die Initialen SSG in großen Lettern, darunter in kleinerer Schrift *Strategic Services Group*. Quer über das Bild einer Gruppe verwirrt dreinblickender Managertypen stand der Slogan RICHTIGE ANTWORTEN BEKOMMT NUR, WER DIE RICHTIGEN FRAGEN STELLT.

»Freut mich, das zu hören. Ich glaube nämlich, dass Sie in dieser Firma eine große Zukunft vor sich haben.«

»Ich habe nicht sonderlich viel Talent für Betriebswirtschaft.«

»Lassen Sie uns Klartext reden. Wir befinden uns hier in einem schallisolierten Raum. Der Faradaykäfig und das Radiowellen-Abfangsystem garantieren uns, dass dieses Gespräch privat bleibt. Nicht mal auf dem Mond wären wir ungestörter.«

»Aber hier ist die Luft besser.«

Fenton nickte ungeduldig. »SSG ist genau wie dieser Laden. Wir bieten ganz öffentlich unsere Dienste an, existieren aber aus einem anderen Grund. Vielleicht hat Osiris es Ihnen schon erklärt. Sehen Sie, meine Aufgabe ist es, die Show am Laufen zu halten. Deshalb nennt man mich auch den Showrunner.«

»Und welche Show?«

»Was ist denn eine internationale Management-Consulting-Firma überhaupt? Ein paar Leute in Anzug und Krawatte, die um die ganze Welt reisen und fleißig Bonusmeilen sammeln. Auf jedem großen Flughafen wimmelt es von solchen Typen. Jeder Zoll- oder Grenzbeamte erkennt einen Business-Consultant aus einer Kilometer Entfernung. Das sind Profis, die gelernt haben, in einem Flugzeug zu leben. Erinnern Sie sich an den >kleinen Unterschied<, den wir auf den Werbeplakaten für die SSG betonen?«

»Sie stellen die richtigen Fragen, anstatt nur die richtigen Antworten zu liefern.« Ambler variierte den Werbeslogan.

»Der eigentliche Unterschied besteht darin, dass unser Kernteam aus ehemaligen Geheimagenten besteht. Und zwar den besten. Ich habe mir nur die Topleute geholt. Auf meiner Gehaltsliste stehen rudelweise ehemalige Stab-Boys.«

»Rentner, denen Sie ein Gnadenbrot geben?«, provozierte ihn Ambler.

»Das sind keine Rentner, Tarquin«, antwortete der rotblonde Mann. »Sie machen genau das Gleiche wie früher – nur *besser*. Der Unterschied ist, dass sie sich jetzt mit vollem Einsatz um ihren *eigentlichen* Job kümmern können.«

»Für Sie zu arbeiten.«

»Für die Freiheit zu arbeiten. Für Wahrheit, Gerechtigkeit und den verdamnten American Way of Life.«

»Wollte nur sichergehen«, unterbrach Ambler schnell.

»Und jetzt *arbeiten* sie auch dafür. Ohne Papierkram in dreifacher Ausfertigung, ohne sich jedes Mal ein Disziplinarverfahren einzuhandeln, wenn sie einem verdamnten Ausländer auf die Zehen treten. Ohne den ganzen Mist, den die Bürokraten in Washington ihnen aufzwingen wollen. Wenn Gewalt nötig ist, dann setzen sie eben Gewalt ein. Und dafür müssen sie sich nicht entschuldigen. Missfällt Ihnen das?«

»Wie kommen Sie denn darauf?« *Lass Schnur auslaufen, lockere die*

Bremse.

»Ich habe noch nie einen Agenten getroffen, der mit mehr Entscheidungsfreiheit Probleme gehabt hätte«, nickte Fenton. »Ich bin ein aufrechter Patriot. Aber es macht mich wahnsinnig, dass wir uns von Regularien und staatlichen Aufsichtsbehörden Fußfesseln anlegen lassen, von UN-Resolutionen, internationalen Verträgen und dem ganzen Kram. Die Vorsicht, nein, die Feigheit, mit der unser Geheimdienst vorgeht, ist geradezu *widerlich*. Sie grenzt an Hochverrat. Wir bilden die besten Agenten der Welt aus – und legen sie dann an die Kette! *Ich nehme ihnen diese Kette ab*. Wir werden ja sehen, zu was sie dann fähig sind.«

Bremse fester, einkurbeln, drillen. »Dann sind Sie im Grunde genommen ein Feind der Regierung, die Sie zu schützen versuchen«, sagte Ambler mit betont gleichmütiger Stimme.

»Sie wollen wissen, ob ich mich gegen die Regierung stelle?« Fenton zog die Augenbrauen hoch. Seine gegerbte Stirn legte sich in vier erstaunlich gleichmäßige Falten, die so gerade waren wie die Bügelfalten eines schrankfrischen Hemdes. »Ja und nein. Vielen Schlappschwänzen in Washington bin ich zweifellos ein Dorn im Auge. Aber es gibt auch gute Männer und Frauen in der Regierung. Und das sind die Leute, die zählen.«

»Und die wiederum zählen auf Sie, nicht wahr?«

»Genau.« Fenton warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Offenbar hatte er sich Sorgen gemacht, dass das Gespräch zu lange dauerte, und wollte sich vergewissern, dass alles noch nach Zeitplan lief. Nach *welchem* Zeitplan? »Ich kann Ihnen ein Beispiel für so ein geteiltes Arbeitsmodell geben. Sie wissen sicher, dass mittlerweile private Firmen klassische militärische Aufgaben übernommen haben. Die PMFs sind in den vergangenen Jahrzehnten unverzichtbar geworden.«

»Klar, an Nebenschauplätzen und als Verstärkung, aber ...«, begann Ambler.

»Blödsinn!« Fenton knallte die Hand auf den zerbrechlich wirkenden Tisch neben seinem Stuhl. »Ich weiß nicht, wie lange Sie aus dem Spiel waren, aber Sie sind offenbar nicht mehr auf dem Laufenden, wie sich da draußen die schöne, neue Welt verändert hat. Global wurde das Ganze, als Defense Service Limited – Briten, viele ehemalige SAS-Soldaten –, mit der amerikanischen Armor Holding fusioniert. Sie bewachten Botschaften, Minen und Olförderungsanlagen im südlichen Afrika und bildeten in Indonesien, Jordanien und auf den Philippinen Spezialeinheiten aus. Dann kaufte die Armor Holding Intersec und Falconstar, übernahm auch DSL und stieg groß ins Risikomanagement ein; Aufklärung, Minenräumung und so weiter. Und schließlich kaufte Armor die russische Firma Alpha auf.«

Ambler wusste, dass für Alpha hauptsächlich ehemalige Mitglieder einer

sowjetischen Eliteeinheit arbeiteten, die das russische Gegenstück zur Delta Force gebildet hatte. »Die Speznaz de la Speznaz«, scherzte Ambler.

Fenton nickte. »Sie kauften Defense Systems Columbia, für die Ex-Militärs aus Südamerika arbeiten. Und seitdem ist die Armor Holding einer der schnellstwachsenden Konzerne auf diesem Sektor. Dann gibt es noch die Group 4 Flack, einen dänischen Konzern, dem Wackenhut gehört. Es gibt Levdan und Vinnell. Und im Kommunikationssektor noch Military Professional Resources Incorporated, die mich erst auf meine Geschäftsidee gebracht haben. Diese eine Firma, die von Virginia aus operiert, hat quasi im Alleingang den Frieden und die Stabilität in Bosnien gesichert. Glauben Sie, die Blauhelme hätten das geschafft? Von wegen. Es war MPRI. Der vom Verteidigungsministerium abgestellte Spezialberater für die Kroatisch-Bosnische Föderation geht eines Tages in Rente. Schon am nächsten Tag arbeitet er wieder auf dem Balkan, aber im Auftrag von MPRI. Wir schreiben das Jahr 1995, und urplötzlich treten die Kroaten den Serben kräftig in den Arsch. Wie ist das passiert? Woher weiß dieser zusammengewürfelte Haufen uniformierter Flaschen plötzlich, wie man gegen serbische Stellungen Angriffe wie aus dem Lehrbuch führt? Riechen Sie den Braten? MPRI. Und das zwang die Serben schließlich an den Verhandlungstisch, nicht allein die Luftangriffe der NATO. Es geht nicht darum, den Krieg zu privatisieren, sondern den Frieden, *comprende?* Das sind Männer aus dem privaten Sektor, die für das Allgemeinwohl arbeiten.«

»Ich glaube, früher nannte man solche Männer Söldner.«

»Genau! Das hat Tradition. Verdammt, als Ramses II. gegen die Hethiter kämpfte, holte er sich numidische Militärberater. Und Xenophons Zug der Zehntausend bestand hauptsächlich aus pensionierten griechischen Soldaten, die bei ihm anheuerteten, um die Perser in den Arsch zu treten. Sogar im Peloponnesischen Krieg verließ man sich ziemlich stark auf die Phönizier.«

»Reden Sie hier ernsthaft von *Outsourcing*?«

»Verzeihen Sie einem alten Experten der Kriegskunst seine gelehrte Geschwätzigkeit. Aber wenn man sowohl an den freien Markt als auch an Sicherheit glaubt, *muss* man doch versuchen, beides miteinander zu kombinieren, oder?«

Mit einem Achselzucken antwortete Ambler: »Ich habe kapiert, dass die Nachfrage groß ist. Aber was genau ist das Angebot?«

»Haben Sie sich mal gefragt, warum man nicht mehr von >Friedensdividende<, sondern von >Friedens-Defizit< spricht? Die amerikanischen Streitkräfte haben heute ein Drittel weniger Soldaten als während des Kalten Krieges. Eine gewaltige Demobilisierungswelle ging

über die Welt hinweg, besonders über Südafrika und Großbritannien. Ganze Regimenter wurden ohne Skrupel aus dem Dienst entlassen. Und was bleibt uns noch? Die UNO? Die UNO ist ein Witz. Sie erinnert mich an einen mittelalterlichen Papst: viele päpstliche Bullen und Dekrete, wenig Piken.«

»Also stellen Sie eine Veteranenarmee auf.«

»Die Sache ist komplizierter, mein Sohn. Ich arbeite nicht mehr im Militärssektor – dieser Markt ist mir inzwischen ein bisschen zu heiß umkämpft. Paul Fenton will das Gefühl haben, etwas Einzigartiges zu bieten.«

»Und hat das geklappt?«

»Na klar. SSG konkurriert nicht mit den PMFs. Sie ersetzen die Armee. Wir ersetzen den *Geheimdienst*. Genial, oder? Spionage statt Scharmützel. Und wir übernehmen definitiv den wichtigeren Part. Wir beschäftigen Agenten. Nennen Sie uns von mir aus Consular Operations Incorporated.«

»Sie vermieten Spione.«

»Ich verrichte Gottes Werk, Tarquin. Wir machen Amerika so stark, wie es seiner Bestimmung nach sein sollte.«

»Sie arbeiten also gleichzeitig für und gegen die US-Regierung.«

»Wir setzen da an, wo Amerika versagt hat.« Fentons Augen blitzten. Augen, die auf den ersten Blick seltsam farblos wirkten. Erst bei näherem Hinsehen begriff Ambler, dass ein Auge grau und das andere grün war. »Wie gesagt, die Bürokraten in Fort Meade, Langley und Foggy Bottom schimpfen gern über mich. Aber im tiefsten Inneren sind sie *froh* darüber, dass es mich und meine Arbeit gibt.«

»So tief müssen Sie wahrscheinlich nicht bei allen graben. Sie haben offenbar einen guten Draht zu ein paar ziemlich hochrangigen Beamten.« *Und diese hochrangigen Beamten dürften wissen, was mir angetan wurde. Und den Grund dafür kennen.*

»Absolut richtig. Beamte, die mir aktiv Aufträge erteilen. Geheimdiensttätigkeiten werden an Strategic Services übergeben. Outsourcing.«

»Volles Aroma bei null Kalorien«, sagte Ambler. Er musste den Ekel unterdrücken, der ihm die Kehle zuschnürte. Fanatiker wie Paul Fenton waren umso gefährlicher, weil sie sich selbst für Helden hielten. Mit ihrer hochtrabenden Rhetorik rechtfertigten sie jede Art von Unmenschlichkeit, und die meisten verloren bald das Gefühl für den Unterschied zwischen Eigeninteresse und dem Allgemeinwohl, dem sie sich so vehement verschrieben hatten. Sie finanzierten ihre Konzerne aus öffentlichen Mitteln und predigten gleichzeitig Privatisierung. Wahre Gläubige wie Fenton stellten sich über die staatliche Justiz, ja sogar über

die Gerechtigkeit selbst. Und das machte sie zu einer Gefahr für jene Sicherheit, die sie so lautstark zu schützen vorgaben.

»Jeder weiß, dass alle Feinde der Freiheit – und des freien Marktes – auch Paul Fentons Feinde sind.« Der Unternehmer wirkte plötzlich sehr ernst. »Bis jetzt durften wir nur die kleinen Fische jagen. Aber nun sind die kapitalen Burschen dran.« Fentons Stimme verriet seine Erregung. »Wir haben einen Riesenauftrag an Land gezogen.«

»Tatsächlich?« Ambler musste Fenton sorgfältig ködern: Er durfte nicht übereifrig wirken, aber auch nicht zu desinteressiert. Er musste also bemüht leidenschaftslos klingen. *Du musst den Fisch bedächtig drillen, mach ihn müde!*

»Und dafür brauchen wir Sie.«

»Was hat man Ihnen über mich erzählt?«, fragte Ambler und beobachtete Fentons Miene konzentriert.

»Eine ganze Menge. Sogar, dass einige Leute Sie für einen gefährlichen Irren halten«, sagte Fenton freimütig.

»Warum wollen Sie mich dann in Ihrem Team?«

»Vielleicht, weil die Regierung einen gefährlichen Irren etwas anders definiert als ich. Oder vielleicht, weil nur ein gefährlicher Irrer den Auftrag annehmen würde, den ich für Sie habe. Und es nur einem gefährlichen Irren mit Ihren Fähigkeiten gelingen wird, ihn auszuführen.« Fenton verstummte abrupt.

Dann fuhr er brüsk fort: »Also, wie sieht's aus? Sind wir im Geschäft? Wollen Sie mir dabei helfen, diese verrückte Welt halbwegs in Ordnung zu bringen? Und was halten Sie von meinem Unternehmen? Seien Sie ehrlich!«

Folge Ariadnes Faden – finde heraus, wohin er führt.

Ambler befühlte eins der Kleider, die im Laden hingen. »Durch Sie ist mir etwas klar geworden: Ich hatte ja keine Ahnung, was man mit plissiertem Voile alles anstellen kann.«

Fentons lachte hoch und nasal, es war beinahe ein Gackern. Dann sah er Ambler lange und nachdenklich an.

»Tarquin, ich möchte, dass Sie mich begleiten. Würden Sie mir den Gefallen tun? Ich will Ihnen etwas zeigen.«

»Mit Vergnügen«, sagte Ambler. Er sah sich in der mit grauer Auslegeware und poliertem Stahl eingerichteten, küheleganten Boutique um. »Hier gibt es nämlich nichts in meiner Größe.«

Die zwei Männer verließen die Boutique und traten wieder in die geschäftige Welt der hallenartigen Underground City ein. Während sie drei Rolltreppen hinunterfuhren, dachte Ambler über die eigenartige

Mischung aus Fanatismus, Raffinesse und Offenheit nach, die Fenton darstellte. Nur wenige immens reiche Männer wagten sich ohne Entourage in die Öffentlichkeit; aber Fenton war wohl auf seine Unabhängigkeit stolz. Ein Mann, dessen ganzes Verhalten raubeinigen Individualismus mit verwöhnter Eitelkeit kombinierte. Vielleicht war er dadurch überhaupt erst zum Magnaten geworden.

Ein riesiges Werbeposter für GAP hing unter dem Lichtschacht über ihren Köpfen. Überall sah man Kioske, Boutiquen, Lampen und Kauflustige. Fenton und Ambler bahnten sich einen Weg durch die Menschenmassen und gingen endlose Passagen entlang, bis sie schließlich am Ausgang zum Palais de Congrès am Ville-Marie-Expressway ankamen. Als sie einige Rolltreppen später die Oberfläche erreichten, war es, als seien sie auf einen kalten Eisplaneten zurückgekehrt. Auch das Kongresszentrum wirkte wie ein kühler Eisriese, ein Leviathan aus Glas, Stahl und Beton.

Fenton führte Ambler in Richtung Haupteingang. Das ganze Gebäude war weiträumig abgesichert, wie ihm auffiel.

»Was ist hier los?«

»G7-Treffen«, sagte Fenton. »Na ja, eigentlich wohl G7 plus Russland. Scharenweise Finanzminister. Aus Amerika, Kanada, Frankreich, Großbritannien, Italien, Deutschland und Japan. Und ihre geschätzten Gäste. Der Ort wird nicht vorher angekündigt, damit die Globalisierungsgegner keine Demos organisieren können. Aber ein großes Geheimnis ist es trotzdem nicht.«

»Ich habe leider keine Einladung bekommen.«

»Kein Problem. Sie sind mit mir hier«, sagte Fenton und zwinkerte ihm zu. »Kommen Sie. Diesen Anblick werden Sie nicht so schnell vergessen.«

Hoch oben in dem Büroturm, der an den glasverkleideten Complexe Guy-Favreau anschloss, positionierte Joe Li sein Fernglas neu. Er hatte eine Geheimdienstmeldung erhalten, die besagte, dass die Zielperson wahrscheinlich versuchen würde, das G7-Treffen zu infiltrieren. Vor ihm stand ein chinesisches Präzisionsgewehr vom Typ 95, Kaliber 7,62 mm. Erst heute Morgen hatte er es sorgfältig eingeschossen. Momentan war der Mann mit dem Decknamen Tarquin gut sichtbar und ohne Deckung. Lis Schussposition war erstklassig, doch die starken Windböen konnten ein seitliches Driften des Geschosses bewirken.

Aber wer war der Mann neben Tarquin? Joe Li starrte durch seinen Feldstecher und fokussierte ihn auf den rotgesichtigen, stämmig gebauten Mann neben Tarquin.

Handeln oder analysieren? Ein uraltes Dilemma. Wer zu lange

überlegte, brachte damit oft sich selbst oder andere in Gefahr. Aber in diesem Fall erschien es Joe Li sinnvoller, erst noch ein paar Informationen einzuholen, bevor er handelte. Diese Entscheidung widersprach seinem Wesen, sein ganzes Bewusstsein schrie dagegen an: Er war geschaffen – ausgewählt und trainiert – worden, um zu *handeln*. Genosse Chao hatte ihn einmal als menschliche Waffe bezeichnet. Aber spontanes Handeln war selten effektiv. Das richtige Timing war entscheidend, genau wie die Fähigkeit, sich anzupassen und auf sich verändernde Umstände zu reagieren.

Er löste den Finger aus dem Abzugsbügel des Gewehrs und griff nach einer Digitalkamera. Er fokussierte so lange, bis das Gesicht des rotgesichtigen Mannes deutlich und scharf im Bildmittelpunkt stand. Er würde das Bild zur Analyse schicken.

Joe Li empfand nur selten Angst, aber kurz überfiel ihn eine leichte Besorgnis. Es war durchaus denkbar, dass Liu Angs Feinde einen neuen, mächtigen Verbündeten gefunden hatten.

Er blickte erneut auf sein Gewehr, und seine Besorgnis wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Analysieren – oder handeln?

Kapitel dreizehn

Ambler folgte Fenton in das Kongresszentrum. Fentons ganzer Körper schien vor freudiger Erwartung zu vibrieren.

Die Eingangshalle des Palais war ein mehrstöckiges Atrium mit einer Lobby und drei Balkonebenen aus Granit und Glas. Ein Schild – eine charmant altmodische Stecktafel mit weißen Lettern auf schwarzem Plastikgrund – verkündete, wann und wo die einzelnen Veranstaltungen stattfinden würden.

»Es muss jeden Moment so weit sein«, murmelte Fenton. »Gleich werde ich Ihnen beweisen, wozu unsere Organisation fähig ist.«

Aus dem angrenzenden Tagungsraum hörte Ambler, wie Stühle gerückt und unterbrochene Gespräche wieder aufgenommen wurden – offenbar war ein Vortrag gerade zu Ende gegangen. Die Leute standen auf, manche Teilnehmer eilten zu ihren Kollegen, um sich vorzustellen oder in Erinnerung zu bringen. Andere nutzten die Pause, um sich einen Kaffee zu holen oder draußen eine Zigarette zu rauchen.

»Was sagt Ihre Uhr, Tarquin?«

»Elf Uhr neunundfünfzig.« Und eine Sekunde später: »Zwölf Uhr mittags.«

Plötzlich gellten laute Schreie durch das Atrium. Die Gespräche verstummten und wurden durch eine Geräuschkulisse des Entsetzens abgelöst: *Oh mein Gott! Oh mein Gott! Oh Gott!* Die Schreie wurden lauter, schwollen zu einem Geheul an. Fenton blieb seelenruhig neben der mit Teppich ausgelegten Treppe stehen und legte Ambler einen Arm um die Schultern.

Schwarz gekleidete Sicherheitsleute bahnten sich einen Weg in den Saal, kurz danach eilten Sanitäter hinterher. Ein Teilnehmer der Tagung war ermordet worden.

Ambler kämpfte seine Emotionen nieder und wendete sich Fenton zu. »Was ist da gerade passiert?«

Fenton sprach kurz in ein Mobiltelefon, dann nickte er. »Der Tote hieß Kurt Sollinger«, sagte er halblaut zu Ambler. »Ein EU-Handelsunterhändler aus Brüssel.«

»Und warum musste er sterben?«

»Unseren Informationen nach ist er – oder vielmehr war er – eine echte Bedrohung für die Welt. Der Kerl hat sich als Student mit ein paar RAF-Versprengten eingelassen und führte seitdem ein Doppelleben. Nach außen hin war er ein Spitzen-Ökonom und ein unheimlich netter Kerl. So kannten ihn jedenfalls seine Kollegen. Aber in Wirklichkeit nutzte er

seine EU-Position, um auf der ganzen Welt IBCs, internationale Firmen aufzuziehen, in denen er für Schurkenstaaten Geld wusch und bedeutende Summen an aktive Terrorzellen weiterleitete. Man nannte ihn den Zahlmeister. Er finanzierte Bombenattentate und besonders gern Auftragsmorde.«

»Aber warum hier?«

»Heute ist ein ganz besonderer Tag.« Fentons Blick war eiskalt. »Eine Art Jahrestag. Erinnern Sie sich noch an den Mord an dem stellvertretenden US-Schatzsekretär?«

Ambler nickte langsam. Vor einigen Jahren war in einem Luxushotel in São Paulo der stellvertretende Schatzsekretär der USA – der jüngste Professor, der in Harvard jemals Wirtschaft gelehrt hatte; der Architekt zweier lateinamerikanischer Währungssanierungen – vor einer Menschenmenge niedergeschossen worden. Er war ein Hoffnungsträger der amerikanischen Regierung gewesen. Die Attentäter hatte man nie gefasst. Auch eine groß angelegte internationale Untersuchung blieb ergebnislos. Man vermutete zwar radikale Globalisierungsgegner hinter dem Anschlag, fand aber keine Beweise dafür.

»Der Mord wurde heute vor fünf Jahren begangen. *Exakt* zwölf Uhr mittags. Im Ballsaal eines Hotels vor den Augen der Öffentlichkeit. Die Attentäter waren gedungene Killer, die auf ihr präzises Timing und ihre Dreistigkeit bauten, um die Sache durchzuziehen. Aber die Fäden zog der Zahlmeister Kurt Sollinger. Er bezahlte die Attentäter durch seine Kontakte zu ehemaligen Verbündeten der RAF. Wir haben das erst vor Kurzem erfahren. Vor Gericht wären unsere Beweise zwar wertlos, aber die Info stimmt hundertprozentig.«

»Jesus Christus«, hauchte Ambler.

»Vor genau fünf Jahren um zwölf Uhr mittags. Glauben Sie mir, die Mistkerle verstehen unsere Botschaft sehr genau. Wir haben es ihnen gerade durchgefunkt. Sie wissen genau, dass wir sie am Kanthaken haben, und werden in Panik geraten. Sie werden sich auflösen und später neu formieren müssen. Alle laufenden Operationen werden abgebrochen. Sie werden ihr gesamtes Kontaktnetzwerk verdächtigen. Und sich durch ihre eigene Paranoia mehr schaden, als wir das jemals tun könnten. Dieses Kreischen, diese Schreie – genau die gleiche Geräuschkulisse wie damals in São Paulo. Ich nenne das ausgleichende Gerechtigkeit.«

Ambler schluckte. Dass Fenton am Schauplatz eines Anschlags herumlungerte, den er selbst inszeniert hatte, erschien ihm geradezu aberwitzig.

Diesmal las Fenton seine Gedanken: »Sie fragen sich sicher, warum ich hier bin, stimmt's? *Weil ich hier sein kann.*«

Sein Blick war fest. »Wir bei SSG sind keine Angsthasen. Das muss ich Ihnen noch beibringen. Wir sind keine verdamnten Verbrecher. Wir sind das Gesetz.« Er zündete sich eine Zigarette an.

Zweifellos glaubte Fenton das nicht hundertprozentig. Der Magnat wusste einfach, dass ihn kein Mensch jemals mit dem Attentat in Verbindung bringen würde, das nur wenige Meter entfernt stattgefunden hatte.

»Aber für Sie haben wir einen viel größeren Fisch.« Fenton reichte ihm ein beschichtetes Blatt Papier, das sich wie eine Kreuzung aus Florpostpapier und altem Faxpapier anfühlte. Der Geruch, der von ihm aufstieg, verriet Ambler, dass es hoch brennbar war, und schon der kleinste Funke ausreichen würde, um es in Sekundenschnelle zu vernichten. »Oder besser gesagt, einen Hai.«

»Ist das der Kerl, den ich ausschalten soll?« Amblers Magen krampfte sich zusammen, aber er bemühte sich, gleichmütig zu klingen. *Folge Ariadnes Faden – finde heraus, wohin er führt.*

Fenton nickte feierlich.

Ambler las schnell, was auf dem Blatt stand. Der Name der Zielperson war Benoît Deschesnes. Ambler stockte der Atem. Der Generaldirektor der Internationalen Atomenergiebehörde. Ein wirklich großer Fisch. Auf dem Blatt standen detaillierte Angaben über seine beruflichen und privaten Aufenthaltsorte und seine täglichen Gewohnheiten.

»Und was hat der Typ verbrochen?«, fragte Ambler gespielt lässig.

»Deschesnes hat früher für die französische Regierung Nuklearforschung betrieben. Und jetzt missbraucht er seine Stellung als Leiter der IAEA, um die neuesten Ergebnisse dieser Nuklearforschung in Länder wie den Iran, Syrien, Libyen, Algerien und sogar den Sudan zu exportieren. Vielleicht will er für Chancengleichheit sorgen. Vielleicht will er damit ein Vermögen verdienen. Egal. Er hat Dreck am Stecken, er ist gefährlich, er muss weg.« Fenton zog an seiner Zigarette. »Haben Sie sich alle Daten gut eingepägt?«

Ambler nickte.

Fenton nahm das Blatt wieder an sich und berührte es mit der glimmenden Zigarette. Es loderte kurz in einer rosa-weißen Stichflamme auf, als habe Fenton eine Rose aus seiner Hand gezaubert. Dann war der Spuk vorbei, das Papier verschwunden. Ambler sah sich um. Niemand hatte etwas bemerkt.

»Vergessen Sie nicht, dass wir die Guten sind, Tarquin«, sagte Fenton. In der kalten Luft bildete sein Atem einen Hauch. »Sie glauben das doch auch, nicht wahr?«

»Ich glaube, dass Sie das glauben«, antwortete Ambler aalglatt.

»Vertrauen Sie mir. Das ist der Beginn einer wunderbaren Zusammenarbeit. Wenn Sie Benoit erledigt haben, sind Sie so etwas wie ein gemachter Mann. Dann setzen wir uns zusammen und reden, und danach stehen Sie an der Spitze meines Teams.«

Ambler schloss kurz die Augen. Er war wirklich in der Zwickmühle. Gut, er konnte die Regierung über den geplanten Anschlag auf Deschesnes informieren, aber was würde das nutzen? Schließlich hatten ja Regierungsbeamte Fenton den Auftrag gegeben. Außerdem würde ihm ohnehin niemand glauben. Seine ehemaligen Arbeitgeber hielten den Agenten Tarquin für wahnsinnig, und es gab keine Beweise dafür, dass Harrison Ambler je existiert hatte. Seine Feinde hatten sich nicht umsonst die Mühe gemacht, ihm eine Psychose zu verpassen und ihn dabei auf Band aufzuzeichnen. Sie würden diese Aufnahme benutzen. Wahrscheinlich hatte man Amblers paranoide Raserei bereits allen Schlüsselfiguren des amerikanischen Geheimdienstes zugespield. Und wenn er den Auftrag ablehnte, würde Fenton einen anderen finden.

Plötzlich eilte ein Polizist auf sie zu. »He! Sir!«, blaffte der stiernackige Mann in Uniform Fenton an.

»Meinen Sie mich?«

»Ja, Sie!« Mit empörter Miene baute sich der Polizist vor ihm auf. »Stehen Sie über dem Gesetz? Was bilden Sie sich eigentlich ein!«

Fenton war ein Bild gekränkter Unschuld. »Wie bitte?«

Der Polizist beugte sich vor, starrte Fenton aus nächster Nähe ins Gesicht und kräuselte die Lippen. »Im Kongresszentrum ist das Rauchen verboten. Genau wie in allen anderen öffentlichen Gebäuden dieser Stadt. Tun Sie gefälligst nicht so unschuldig. Die Verbotsschilder sind *nicht zu übersehen*.«

Ambler drehte sich kopfschüttelnd zu Fenton um. »Mann, jetzt stecken Sie wirklich in der Scheiße.«

Ein paar Minuten später gingen die beiden den geräumten Gehweg vor dem Palais entlang. Tiefer Schnee umgab sie und verwandelte die gestutzten Hecken zu beiden Seiten des Gehwegs in abstrakte Skulpturen.

»Sind wir im Geschäft?«, fragte Fenton.

Es war Wahnsinn – es widersprach jeder Logik. Wie sollte er sich einer Organisation anschließen, die er grundsätzlich für kriminell hielt? Aber wenn er sich weigerte, bedeutete das, seinen Ariadnefaden loszulassen – und das durfte er einfach nicht. Nicht, solange er noch in dem Labyrinth umherirrte. Den Faden zu verlieren, bedeutete, sich selbst zu verlieren.

»Sie werden mich mit Informationen bezahlen, Showrunner«, hörte Ambler sich sagen.

Fenton nickte. »Eine ganz gewöhnliche Story, hm? Jemand hat Ihnen

ins Handwerk gepfuscht, und Sie wollen wissen, wer und warum. So ist es doch, stimmt's?«

An dieser Geschichte ist überhaupt nichts gewöhnlich, hätte Ambler beinahe geantwortet. Aber er sagte nur leise: »So ist es.«

Der Himmel hatte sich verdunkelt und war nun so definitiv und endgültig grau, dass man ihn sich in keiner anderen Farbe mehr vorstellen konnte.

»Mit Ihren Fähigkeiten sollten Sie das problemlos schaffen«, sagte Fenton vertrauensvoll. »Und falls es doch Probleme geben sollte – falls man Sie schnappt –, dann sind Sie eben der Mann, den es nicht gibt. Offiziell existieren Sie gar nicht! Und niemand wird auch nur einen Pieps über die Hintermänner erfahren.«

»Eine runde Sache«, sagte Ambler bleiern. »Nur nicht für den Mann, den es nicht gibt.«

Langley, Virginia

Clay Caston starrte missbilligend auf den beigefarbenen Teppich, mit dem das Büro des ADDI ausgelegt war; direkt neben dem braunen Ledersofa war ein Kaffeefleck, den er schon bei seinem letzten Besuch bemerkt hatte. Und den er zweifellos auch bei seinem nächsten Besuch noch vorfinden würde. Caleb Norris sah ihn wahrscheinlich schon gar nicht mehr. Das war bei vielen Dingen so. Man sah sie nicht mehr, und zwar nicht, weil jemand sie getarnt hatte, sondern aus reiner Gewohnheit.

»Ich glaube, bis hierher kann ich dir einigermaßen folgen«, sagte Norris gerade. »Du findest das Datum, an dem der Patient aufgenommen wurde, und machst dann eine ...«

»Eine Varianzanalyse.«

»Genau. Eine Varianzanalyse. Du suchst nach feinen Veränderungen der laufenden Kosten, die rund um das Ereignis sichtbar werden. Gute Idee.« Er schwieg kurz und fragte dann erwartungsvoll: »Und was hast du gefunden?«

»Nichts.«

»Nichts«, wiederholte Norris niedergeschlagen. »Schade.«

»Und das fand ich ziemlich faszinierend.«

Norris sah ihn verständnislos an.

»Die Frage ist, warum hat der Hund nicht gebellt, Cal? Wenn ein kleiner Beamter eine solche Spezialoperation anleiert, dann muss er sich mit einer Menge Papierkram herumschlagen. Er muss alles autorisieren lassen und für jeden Dollar, den er ausgibt, spezielle Anträge stellen. Jeder

untere Angestellte, der irgendwie auf die Ressourcen der Behörde zugreifen will, muss ein Antragsformular ausfüllen. Damit hinterlässt er zwangsläufig eine Aktenspur. Je höher der Dienstrang, desto weniger Spuren hinterlässt man, weil man auf entsprechend mehr Ressourcen freien Zugriff hat. Ich will dir damit sagen, dass das Fehlen jeglicher Unregelmäßigkeiten darauf hindeutet, dass jemand von ganz oben die Sache autorisiert hat. Niemand fährt nach Parrish Island und liefert sich selbst ein. Freundliche Männer in weißen Laborkitteln bringen einen dort hin. Das bedeutet, man braucht Fahrzeuge, muss vielleicht Überstunden bezahlen, und so weiter. Und danach habe ich gesucht. Aber ich habe nichts gefunden.«

»Wie weit oben?«

»Mindestens Level E17«, sagte Caston. »Jemand auf deiner Stufe oder noch weiter oben.«

»Na, das sollte das Feld doch überschaubar machen.«

»Tatsächlich? Ist der Regierungsapparat geschrumpft, während ich auf dem Klo war?«

»Hmpf. Das erinnert mich daran, wie du damals den Typen vom Directorate of Operations erwischt hast, der heimlich nach Algerien geflogen war. Hatte falsche Papiere benutzt und seine Spuren eigentlich perfekt verwischt. Für uns sah alles so aus, als habe er eine Woche Urlaub beim Angeln in den Adirondacks gemacht. Ich finde es toll, wie du ihm auf die Schliche gekommen bist: dadurch, dass auf der Toilette neben seinem Büro auf einmal viel mehr Klopapier verbraucht wurde als sonst.«

»Komm schon, so schwer war das nicht. Er verbrauchte eine ganze Rolle pro Tag.«

»Reisedurchfall, hast du dir gedacht. Giardiasis, hast du gesagt: ein in Algerien häufig vorkommender Dünndarmparasit. Und zwei Tage später hatten wir ein Geständnis. Mann, der Typ war völlig von der ... Rolle.« Der haarige Verwaltungsbeamte kicherte leise. »Und was ist mit der Personalakte unseres Ausbrecherkönigs? Gibt es was Neues?«

»Nicht besonders viel.«

»Wir müssen ihn nämlich irgendwie ködern, um an ihn ranzukommen.«

»Das wird leider schwierig werden«, sagte Caston. »Wir haben es bei dem Kerl nicht mit dem Standardkaliber zu tun. Es gibt ein Detail, das ich ziemlich bedeutsam finde. Offenbar wollte bei Einsätzen niemand mit dem Kerl Karten spielen.«

»Falschspieler?« Caleb Norris löste seine Krawatte und ließ sie locker herunterhängen, als sei er der Chefredakteur einer Boulevardzeitung. Schwarzes Haar kräuselte sich über seinem offenen Hemdkragen.

Caston schüttelte den Kopf. »Nein. Er ist offenbar ein Menschenkenner. Er sieht es, wenn einer blufft.«

Norris kniff die Augen zusammen. »Ein Menschenkenner? Und was soll daran so interessant sein?«

»Kein gewöhnlicher Menschenkenner. Er durchschaut Menschen vollkommen und liest in ihnen wie in einem offenen Buch. Du solltest dem Kerl aus dem Weg gehen, wenn du etwas zu verbergen hast.«

»Also ein menschlicher Lügendetektor. Na, das hätte ich auch gern.«

»Nach Ansicht der Leute, mit denen ich geredet habe, weiß Tarquin selbst nicht genau, wie er das macht. Aber in letzter Zeit wurde auf dem Gebiet viel geforscht, was mich nicht überrascht.«

»Und? Wie macht er's?«

»Es sind viele Variablen im Spiel. Aber die Studien deuten darauf hin, dass Menschen wie Tarquin besonders sensibel auf >Mikroexpressionen< reagieren – auf Regungen im menschlichen Gesicht, die höchstens dreißig Millisekunden dauern. Mimische Nuancen, die die meisten Menschen nie bemerken würden. Spezialisten sprechen von *Leakage* oder *Emblems*, undichten Stellen. Offenbar dringen unterdrückte Emotionen auf die unterschiedlichste Weise an die Oberfläche, aber die meisten Informationen, die uns die menschliche Mimik liefert, blenden wir gewöhnlichen Menschen einfach aus. Wahrscheinlich würden wir sonst keinen einzigen Tag überstehen.«

»Ich verstehe nur Bahnhof, Clay.« Norris legte die Beine auf den ramponierten Couchtisch. Caston vermutete, dass der Tisch neu gewesen war, als ihn das Department of Office Supplies & Services geliefert hatte. Das gesamte Mobiliar in Norris' Büro wirkte ziemlich ramponiert und abgenutzt. Allein durch das Alter der Möbel ließ sich das nicht erklären.

»Ich habe das auch gerade erst recherchiert. Offenbar haben einige Psychologen aber genauer nachgeforscht. Wenn man jemanden beim Reden auf Video aufnimmt und sich das Ganze dann in Zeitlupe Bild für Bild ansieht, passt manchmal für einen kurzen Augenblick die Mimik nicht zu dem, was der Betreffende sagt. Die Versuchsperson sieht traurig aus, aber dann für einen Sekundenbruchteil plötzlich triumphierend. Der Ausdruck ist so flüchtig, dass wir ihn nicht bewusst wahrnehmen. Tarquin ist kein Zauberer. Er reagiert nur auf die flüchtige Mimik, die wir anderen einfach nicht registrieren.«

»Das heißt, er sieht mehr als andere. Aber was?«

»Interessante Frage. Mimikforscher haben herausgefunden, dass bestimmte Muskelkombinationen daran beteiligt sind, wenn wir unsere wahren Emotionen unterdrücken. Wenn jemand spontan lächelt, dann zieht er dabei automatisch die Mundwinkel ein bisschen nach unten. Aber wenn man das bewusst macht, bewegt man dabei auch einen Muskel am Kinn, der bei echten Emotionen – also in diesem Fall Freude – nicht

beteiligt ist. Bei einem aufgesetzten Lächeln bewegen sich auch manche Stirnmuskeln nicht so, wie sie sollten. Unkontrollierbare Muskelbewegungen im Augenlid oder der Augenbraue verraten Arger oder Überraschung. Wer simuliert, lässt also feine Unstimmigkeiten im Spiel seiner Gesichtsmuskeln erkennen. Außer man ist ein >Method-Schauspieler< und empfindet diese gespielten Emotionen wirklich. Die meisten dieser Unstimmigkeiten nehmen wir nicht wahr, weil sie viel zu flüchtig und unauffällig sind. Die Gesichtsmuskeln können auf mehrere Hundert Arten interagieren. Es ist, als stünden wir vor einer bunten Leinwand, auf der wir aber nur Graustufen unterscheiden können. Und ein Kerl wie Tarquin sieht alle Farbschattierungen.«

»Das macht ihn zu einer verdammt gefährlichen Waffe.« Norris zog seine buschigen Augenbrauen besorgt zusammen. Was er gerade gehört hatte, gefiel ihm gar nicht.

»Zweifellos«, sagte Caston. Den Verdacht, der in seinem Geist allmählich heranreifte, äußerte er nicht. Den Verdacht, dass Tarquins außergewöhnliche Begabung mit seiner Einlieferung- und der Tatsache, dass seine zivile Identität ausradiert worden war – in Zusammenhang stehen könnte. Caston hatte diesen Verdacht noch nicht logisch analysiert. Aber der Tag war schließlich noch jung.

»Er hat zwanzig Jahre für uns gearbeitet.«

»Stimmt.«

»Und nun arbeitet er aller Wahrscheinlichkeit nach gegen uns.« Norris schüttelte den Kopf so heftig, als wolle er eine Fliege verscheuchen. »Die Vorstellung, dass ein Mann dieses Kalibers für die Gegenseite arbeitet, ist kaum zu ertragen.«

»Das gilt für jede Seite«, fügte Caston grimmig hinzu.

Kapitel vierzehn

Der düstere, kanadische Nachmittag wirkte viel freundlicher, als Laurel ihn auf dem Handy anrief.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Ambler drängend.

»Es geht mir gut, Hal, wirklich gut«, sagte sie. Er hörte, dass sie sich bemühte, gelassen zu klingen. Um seinetwillen. »Alles in Ordnung. Tante Jill geht es gut, mir geht es gut. Und ihren sechzig Gläsern Pfirsichkonfitüre geht es auch gut. Obwohl du nicht nach ihnen gefragt hast und niemand sie jemals essen wird.« Sie bedeckte kurz den Hörer mit der Handfläche und sprach mit jemandem in ihrer Nähe. »Tante Jill lässt fragen, ob du Pfirsichkonfitüre magst.«

Ambler erstarrte. »Was hast du ihr ...«

»Von dir erzählt? Überhaupt nichts.« Sie senkte die Stimme. »Sie nimmt an, dass ich mit meinem Freund telefoniere. Meinem >Verehrer<, wie sie es ausdrückt. Stell dir das vor.«

»Und dir ist nichts Ungewöhnliches aufgefallen? Überhaupt nichts?«

»Nein, nichts«, sagte sie. »Nichts«, wiederholte sie zu hastig.

»Erzähl mir von diesem Nichts«, sagte Ambler.

»Ach, es war wirklich nichts. Ein Typ von der Ölfirma hat vor Kurzem angerufen. Er wollte Tante Jills Kundendaten aktualisieren und hat mich über die Heizung ausgefragt. Als er wissen wollte, wie viel Öl wir verbrauchen und was für ein Ölbrenner im Haus ist, musste ich das nachschauen. Und da fiel mir auf, dass Tante Jill gar nicht mit Öl heizt, sondern mit Erdgas. Als ich wieder zum Telefon kam, hatte der Typ aufgelegt. War vermutlich eine Verwechslung.«

»Von welcher Firma war er?«

Sie schwieg einen Moment. »Hm. Den Namen hat er nicht gesagt.«

Ambler gefror das Blut in den Adern. Er kannte diese Vorgehensweise genau: die unschuldige Verwechslung, den freundlichen, professionellen Anruf, bestimmt nicht der einzige, den sie getätigt hatten – während sie eine Voiceprint-Analyse durchführten.

Sie hatten Laurel gefunden.

Er blieb noch ein paar Sekunden stumm, denn er wollte erst sprechen, wenn er sich wieder unter Kontrolle hatte. »Wann war das, Laurel?«, fragte er schließlich.

»Vor ungefähr zwanzig Minuten.« Die Gelassenheit war aus ihrer Stimme verschwunden.

Zwölf Schichten Lack. Zwölf Schichten Entsetzen. »Hör mir jetzt ganz genau zu. Du musst *sofort* von dort verschwinden.«

»Aber ...«

»Du musst *augenblicklich* verschwinden.« Er gab ihr präzise Anweisungen. Sie sollte ihr Auto zur nächsten Reparaturwerkstatt fahren und dort eine Neujustierung des Lenkrads in Auftrag geben. Und dann mit einem Leihwagen weiterfahren, den man ihr dort geben würde. Ein einfacher, billiger Weg, an ein Auto zu kommen, das nicht so leicht zu ihr zurückverfolgt werden konnte.

Dann sollte sie einfach losfahren. Irgendwohin, wo sie niemanden kannte.

Sie hörte zu und wiederholte die Einzelheiten. Er merkte, dass sie sich jedes Detail einprägte. Sie vermied jede Panik, weil sie die Bedrohung in eine Serie von Anweisungen übersetzte, an die sie sich halten musste.

»Ich schaffe das«, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. »Aber ich muss dich treffen.«

»Das ist unmöglich«, sagte er so sanft wie möglich.

»Sonst schaffe ich es nicht«, sagte sie. Das war keine Bitte. Sie stellte einfach nur eine Tatsache fest. »Ich ...«, ihre Stimme schwankte. »Ich schaffe es sonst nicht.«

»Ich fliege morgen nach Europa«, erklärte er.

»Dann treffen wir uns heute Abend.«

»Laurel, ich halte das für zu gefährlich.«

»Ich muss dich heute Abend treffen«, wiederholte Laurel in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Spätabends stand Ambler am Fenster seines Zimmers, das im zwanzigsten Stock eines Motels beim Kennedy-Airport lag – er hatte darauf bestanden, dass er ein nach Norden gerichtetes Zimmer weit oben bekam – und beobachtete durch einen Regenvorhang den Verkehr auf der 140th Street in Jamaica, Queens. Es schüttete schon seit einer Stunde wie aus Kübeln, die Abflusskanäle quollen über, die Straßen waren mit Schlamm bedeckt. Es war zwar wärmer als in Montreal, aber es herrschten auch hier winterliche Temperaturen, und die Nässe verstärkte Amblers Kältegefühl noch. Laurel wollte mit dem Auto kommen, bei diesem Wetter ein riskantes Unternehmen. Sein Herz begann bei der Vorstellung, dass er sie gleich treffen würde, schneller zu schlagen. Wahre Kälte spürte man erst, wenn man nicht mehr daran glaubte, dass es jemals wieder warm werden würde. Und für ihn war Laurel gerade die Einzige, die das Eis in seinem Inneren zum Schmelzen bringen konnte.

Um dreiundzwanzig Uhr sah er durch sein Fernglas einen Chevrolet Cavalier heranziehen, auf den der Regen trommelte. Irgendwie ahnte er, dass Laurel darin saß, noch bevor er durch die Windschutzscheibe einen

Blick auf ihr zerzaustes, kastanienbraunes Haar erhaschte. Sie folgte seinen Anweisungen: Sie wartete eine Minute vor dem Hotel und bog dann wieder in den Verkehr ein, fuhr bis zur nächsten Ausfahrt und drehte dort um. Von seinem Zimmer aus hatte er einen guten Überblick über den Verkehrsfluss. Falls sie verfolgt wurde, würde es ihm nicht entgehen.

Zehn Minuten später stand sie wieder vor der Hoteleinfahrt. Nachdem er sie auf ihrem Handy angerufen und ihr versichert hatte, dass ihr niemand gefolgt war, stieg sie aus dem Wagen. Sie presste ein in Plastik gewickeltes Bündel an ihre Brust, als sei es ihr wertvollster Besitz. Ein paar Minuten später klopfte sie an seine Zimmertür. Sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, ließ sie ihren durchnässten blauen Nylonparka – der so nass war, wie nur angeblich wasserdichte Kleidung werden kann – zu Boden sinken und legte ihr Bündel auf den Teppich. Wortlos ging sie zu ihm und schmiegte sich an ihn. Sie hielten sich fest umschlungen und spürten den Herzschlag des anderen. Er umklammerte sie wie ein Ertrinkender einen Rettungsring. Einen endlosen Augenblick lang standen sie so da, eng umschlungen, beinahe regungslos. Dann küsste sie ihn.

Einen Moment später löste er sich aus ihrer Umarmung. »Laurel, es ist so viel passiert ... Du darfst nichts überstürzen. Bitte sei vorsichtig. Du ... du willst das alles nicht«, sprudelte es aus ihm heraus.

Sie sah ihn stumm und flehend an.

»Laurel, ich weiß nicht, ob wir ...«, sagte er mit belegter Stimme.

Er wusste, dass traumatische Erlebnisse manchmal zu Abhängigkeit führten, Emotionen und Perspektiven verzerren konnten. Sie sah immer noch ihren Retter in ihm und konnte nicht akzeptieren, dass er sie überhaupt erst in Gefahr gebracht hatte. Er wusste auch, dass sie sich verzweifelt nach Trost und körperlicher Wärme sehnte. Er konnte sie nicht zurückweisen, ohne sie zu verletzen. Und die Wahrheit war, dass er es auch gar nicht wollte.

Eine Mischung aus Schuldgefühl und beinahe schmerzhaftem Verlangen überwältigte ihn, und bald waren sie nur noch zwei nackte Körper, die auf das Bett taumelten, sich zitternd und erhitzt aneinanderdrängten und sich die Wärme gaben, nach der beide so sehr verlangten. Als sie sich schließlich trennten – erschöpft, atemlos, von Schweiß bedeckt –, fanden sich ihre Hände. Sie verschränkten die Finger ineinander, als könnten sie es nicht ertragen, ganz voneinander getrennt zu sein. Jetzt nicht. Noch nicht.

Nachdem sie eine Zeit lang schweigend nebeneinandergelegen hatten, sah Laurel ihn an. »Ich habe auf der Fahrt hierher einen Zwischenstopp eingelegt«, flüsterte sie. Sie rollte sich zum Bettrand, stand auf und holte

das Bündel, das sie mitgebracht hatte. Ambler betrachtete ihren nackten Körper, und sein Herzschlag beschleunigte sich. *Gott, war sie schön.*

Aus einer Plastiktüte holte sie ein großes, schweres Buch und gab es ihm.

»Was ist das?«

Sie unterdrückte ein Lächeln. »Sieh es dir an.«

Er knipste die Nachttischlampe an. Es war ein in Leinen gebundenes Jahrbuch, auf dessen braunem Einband das Wappen des Carlyle College aufgedruckt war. Das Buch war noch in vom Alter leicht brüchig gewordene Folie eingeschweißt. Seine Augen weiteten sich unwillkürlich.

»Das Original«, sagte sie. »Unberührt, unverändert, unverfälscht. Dies ist deine Vergangenheit. Dieses Buch konnten sie nicht ausradieren.«

Sie hatte einen Zwischenstopp im Carlyle College eingelegt. »Laurel«, flüsterte er. Dankbarkeit und andere machtvolle Emotionen stiegen in ihm auf. »Das hast du für mich getan?«

Sie sah ihn unverwandt an, und in ihren Augen lagen Schmerz und Liebe. »Ich habe es für uns getan.«

Er nahm das Buch in beide Hände. Es war schwer, ein gebundenes Werk, das Jahrzehnte überdauern sollte. Laurels Vertrauen zu ihm zeigte sich daran, dass sie es nicht einmal für nötig gehalten hatte, das Jahrbuch selbst aufzuschlagen.

Sein Mund war ausgetrocknet. Sie hatte einen Weg gefunden, die Mauer aus Lügen zu durchbrechen und die grausame Farce aufzudecken, mit der man ihn quälte. Laurel Holland. *Meine Ariadne.*

»Du meine Güte«, sagte er fassungslos.

»Du hast mir gesagt, wo du studiert hast und in welchem Jahrgang du warst. Also habe ich nachgedacht. Sie haben versucht, deine Vergangenheit auszulöschen, und sie haben wahrscheinlich genug getan, um die Suche für einen Fremden zu erschweren. Aber mehr als das konnten sie nicht tun.«

Schon wieder die gleiche, vage Formulierung: Sie. Ein Wort, das den Abgrund verbarg, der sich unter ihm auftat. Ambler nickte ermutigend.

»Es gibt einfach zu viel *Material* in einem Leben. Darüber habe ich nachgedacht. Stell dir vor, es hat sich Besuch angekündigt, und du rennst noch schnell mit dem Staubsauger durchs ganze Haus. Auf den ersten Blick sieht alles sauber und ordentlich aus. Aber irgendwas übersieht man immer: den Staub unter dem Teppich, den Pizzakarton unter dem Sofa. Man muss nur danach suchen. Vielleicht haben sie ja die Daten im Computer des Rektors verändert. Aber ich war im Büro der Ehemaligen-Organisation und habe dein Jahrbuch gekauft. Das reale, greifbare Buch. Es hat sechzig Dollar gekostet.«

»Du meine Güte«, wiederholte Ambler. Er hatte einen Kloß im Hals. Jetzt ritzte er die brüchige Folie mit dem Fingernagel an, setzte sich auf und lehnte sich gegen das Bettgestell.

Aus dem Jahrbuch stieg ein Geruch auf, der verriet, wie teuer der Druck gewesen war: ein Duft nach Druckerschwärze und schwerem Hochglanzpapier. Er begann zu blättern und lächelte, als er die Fotos alter Studentenstreiche sah: Der berühmte Kürbis-Streich, die ausgewachsene Guernsey-Kuh, die sie in die Bibliothek geschmuggelt hatten. Mit nervös wedelndem Schwanz hatte das Tier alle Kartenkataloge umgeworfen. Wie dünn damals doch die meisten Studenten gewesen waren. So musste er auch ausgesehen haben.

»Da werden Erinnerungen wach, stimmt's?« Laurel kuschelte sich an ihn.

Ambler's Herz begann schmerzhaft zu klopfen, während er langsam weiterblätterte. Das solide Gewicht des Buches hatte etwas ungemein Tröstliches. Er erinnerte sich an sein offenes, einundzwanzigjähriges Gesicht und an das Zitat unter seinem Foto, einen Ausspruch von Margaret Mead, der ihn damals schwer beeindruckt hatte: »Man darf nicht daran zweifeln, dass eine kleine Gruppe Bürger durch Klugheit und Einsatz die Welt verändern kann. Denn nur solchen Gruppen ist es im Lauf der Geschichte jemals gelungen.«

Ambler erreichte den Buchstaben A der Studentenfotos und fuhr mit dem Finger die Reihe rechteckiger Schwarz-Weiß-Fotos voller Zahnspangen und wilder Frisuren hinunter. ALLEN, ALGREN, AMATO, ANDERSON, ANDERSON, AZARIA. Sein Lächeln erstarb.

Die Fotos waren in fünf Viererreihen angeordnet. Es war vollkommen klar, wo HARRISON AMBLER hätte stehen müssen.

Nichts. Nicht einmal eine Lücke mit der Aufschrift KEIN FOTO VORHANDEN. Nur das Gesicht eines anderen Studenten, an den Ambler sich dunkel erinnerte.

Ihm wurde schwindelig, eine leichte Übelkeit überkam ihn.

»Was ist los?«, fragte Laurel. Sie sah, worauf er zeigte, und wirkte ebenfalls geschockt.

»Es ist das falsche Jahrbuch«, sagte sie. »Ich bin so dumm. Ich habe das Jahr verwechselt, oder?«

»Nein«, keuchte Ambler. »Das Jahr stimmt. Ich bin falsch.« Er atmete tief aus, kniff die Augen zusammen und riss sie dann weit auf. Er starrte auf die Seite, als könne er allein durch seine Willenskraft dort etwas sehen, was er bisher nicht gesehen hatte. Etwas, das einfach nicht da war.

Das war vollkommen unmöglich.

Eilig und verzweifelt blätterte er zum Index vor. ALLEN, ALGREN,

AMATO, ANDERSON.

Kein AMBLER.

Er blätterte weiter, bis er ein Gruppenfoto der Rudermannschaft von Carlyle gefunden hatte. Er erinnerte sich an die Trikots, an das verdamnte Boot – ein ziemlich schäbiger Donoratico Achter –, das im Bildhintergrund zu sehen war. Aber sich selbst fand er nicht. Junge Männer in gelben Carlyle-Trikots und Shorts. Die ganze Mannschaft war da, junge, selbstbewusste Männer, die für das Foto aufrecht, mit stolzgeschwellter Brust dastanden. Es waren – er zählte – dreiundzwanzig Studenten. Er kannte alle Gesichter. Hal Ambler war nicht dabei.

Mechanisch suchte er weiter, bis er weitere Gruppenfotos von Mannschaften, Ereignissen und Aktivitäten fand, auf denen eigentlich auch er auftauchen müsste. Er war nirgendwo zu sehen.

Osiris' Worte kehrten zu ihm zurück: *Denken Sie an Ockhams Rasiermesser: Was ist die einfachste Erklärung? Es ist einfacher, den Inhalt Ihres Kopfes zu verändern, als die ganze Welt umzukrempeln.*

Harrison Ambler war – eine Fiktion. Eine brillante Erfindung. Ein aus dem Nichts zusammengebautes Leben, das aus unzähligen, realen Fragmenten bestand, die einem anderen Mann eingetrichtert worden waren. *Angereicherte Datenströme.* Echte Erinnerungen wurden ausgelöscht und durch künstliche ersetzt. *Einen konstanten Strom lebendiger, nicht chronologisch angeordneter Episoden, die ständig die Reihenfolge änderten.* Er war eine Tafel, die abgewischt und dann neu beschrieben worden war.

Ambler griff sich mit beiden Händen an den Kopf. Er wurde von Entsetzen und Fassungslosigkeit erfasst. Dem Gefühl, dass jemand ihm etwas Unersetzliches gestohlen hatte: seine Identität.

Als er den Kopf wieder hob, starrte Laurel ihn mit tränenüberströmtem Gesicht an.

»Lass sie nicht gewinnen«, sagte sie leise.

»Laurel«, begann er.

»Tu dir das nicht an.« Ihre Stimme gewann an Stärke.

Er spürte, wie er in sich zusammensank wie ein Astralkörper, der von seiner eigenen Erdschwere erdrückt wird.

Laurel schlang die Arme um ihn und flüsterte: »Kennst du das Gedicht? >Ich bin Niemand. Wer bist du? Bist du auch Niemand?< Lass uns zusammen niemand sein.«

»Laurel«, setzte er wieder an, »das darf ich dir nicht antun.«

»Das darfst du dir selbst nicht antun«, erwiderte sie. »Sonst haben sie gewonnen.« Sie packte ihn fest an beiden Schultern und schüttelte ihn, als wolle sie ihn aus den endlosen Weiten seines Geistes ins Hier und Jetzt

zurückholen. »Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Es geht um Instinkte, nicht wahr? Manchmal *wissen wir* die Wahrheit, ohne sie beweisen zu können. Ich weiß, dass ich mich nicht mehr einsam fühle, wenn ich dich ansehe. Und ich hatte schon fast vergessen, wie das ist. Ich fühle mich *sicher*, wenn ich bei dir bin. Ich weiß, dass du ein guter Mann bist. Und zwar, weil ich das Gegenteil viel zu gut kenne. Glaub mir. Mein Exmann hat mir das Leben zur Hölle gemacht. Ich musste eine einstweilige Verfügung gegen ihn beantragen, und die hat auch nichts genutzt. Ich habe genau gesehen, wie diese Männer von gestern Morgen mich angelotzt haben. Wie ein Stück Fleisch. Denen war völlig egal, ob ich lebe oder draufgehe. Einer sagte, er wolle >gleich einen wegstecken<, sobald ich bewusstlos wäre. Und der andere wollte sich auch an mir >erfreuen<. Beide waren sich einig, dass es ja niemand erfahren würde. Und das war noch das *Harmloseste*, was sie mit mir vorhatten. Aber sie hatten nicht mit dir gerechnet.«

»Aber wenn ich nicht gewesen wäre ...«

»*Hör auf damit!* Du tust so, als sei das alles deine Schuld. Aber sie sind daran schuld, und dafür werden sie auch bezahlen. Hör auf deinen Instinkt, dann wirst du die Wahrheit schon herausfinden.«

»Die Wahrheit«, wiederholte er. Eine leere Worthülse.

»*Du bist real*«, sagte sie. »Darauf kannst du dich verlassen.« Sie zog ihn an sich. »Ich glaube an dich. Und du musst auch an dich glauben. Versuch es bitte. Für mich.«

Die Wärme ihres Körpers stärkte ihn wie eine Rüstung. Sie war so stark. Er musste ebenfalls seine Kräfte sammeln und stark sein.

Sie schwiegen lange.

»Ich muss morgen nach Paris, Laurel«, sagte er schließlich.

»Flucht oder Verfolgung?« Die Frage war gleichzeitig eine Herausforderung.

»Ich weiß es nicht. Ich grabe mich tiefer in den Fuchsbau hinein. Ich muss dem Labyrinth folgen, egal, wohin es mich führt.«

»Das verstehe ich.«

»Aber wir müssen uns innerlich wappnen, Laurel. Vielleicht finde ich heraus, dass ich nicht der bin, für den ich mich halte. Sondern jemand anders, der für uns beide ein Fremder ist.«

»Du machst mir Angst«, sagte Laurel leise.

»Vielleicht solltest du Angst haben«, sagte Ambler. Sanft umschloss er ihre Hände mit den seinen. »Vielleicht sollten wir beide Angst haben.«

Es dauerte lange, bis er einschlief, und als der Schlaf endlich kam, brachte er unbetene Bilder aus einer Vergangenheit mit, die er immer noch als

seine eigene betrachtete.

Das Gesicht seiner Mutter. Das dicke Make-up, das ihre blauen Flecken verdeckte. Der Schmerz und die Verwirrung in ihrer Stimme:

Hat dein Daddy das zu dir gesagt? Hat er gesagt, dass er uns verlassen will?

Nein, gesagt hat er nichts.

Dann ... Was ist bloß in dich gefahren? Bist du vom Teufel besessen? Warum sagst du so etwas?

Aber es ist doch klar, siehst du es denn nicht?

Das verwirrte, schmerzverzerrte Gesicht seiner Mutter löste sich auf und wurde durch Paul Fentons staunenden, berechnenden Ausdruck ersetzt.

Für mich sind Sie ein gottverdammter Zauberer. Ein Magier. Puff – der Elefant verschwindet von der Bühne. Puff – der Zauberer verschwindet mitsamt Umhang und Zauberstab. Wie zum Teufel haben Sie das gemacht?

Tja, wie nur?

Ein anderes Gesicht schob sich dazwischen, zuerst sah er nur die Augen. Augen voller Verständnis und Gelassenheit. Sie gehörten Wai-Chan Leung.

Wisst ihr, woran mich das erinnert? An den Mann, der vor langer Zeit in einem Dorf ein Geschäft eröffnete. Dort verkaufte er einen Speer, von dem er behauptete, nichts könne ihn aufhalten. Gleichzeitig verkaufte er einen Schild, von dem er behauptete, nichts könne ihn durchdringen.

Er war nach Changhua zurückgekehrt, in die entlegensten Winkel seines Geistes. Erinnerungen, die aus seinem Bewusstsein verschwunden gewesen waren, überfluteten ihn nun wie ein Fluss, der einer verborgenen Quelle entspringt.

Er wusste nicht, warum er sie vergessen hatte. Er wusste nicht, warum sie jetzt wieder zu ihm zurückkamen. Die Erinnerungen brannten sich schmerzhaft in ihn ein und rissen alte Wunden wieder auf ...

Er war Zeuge eines brutalen Anschlags gewesen. Während er dem Sterbenden in die Augen sah, verspürte er nichts von dessen spiritueller Gelassenheit. Stattdessen ergriff ein so heftiger Zorn von ihm Besitz, wie er es nie zuvor erlebt hatte. Er und seine Kollegen waren manipuliert worden. Das war ihm jetzt klar. Das Dossier war ein Lügenteppich aus einem Dutzend Unglaubwürdigkeiten, die erst zusammen ein überzeugendes Bild geliefert hatten.

Du hast etwas durchschaut, was du nicht hättest durchschauen dürfen.

Am Ende des Tages verkündete die taiwanesisische Regierung, dass einige Mitglieder einer linksradikalen Gruppe, die angeblich hinter dem Anschlag steckte, verhaftet worden waren. Die Gruppe wurde offiziell als Zelle einer

terroristischen Vereinigung deklariert. Tarquin kannte diese sogenannte Zelle gut: Sie bestand aus einem Dutzend Langzeitstudenten, die nur Fotokopien maoistischer Pamphlete aus den fünfziger Jahren verteilten und bei einer Tasse schwachem grünem Tee über die Feinheiten von Maos Doktrin debattierten.

In den folgenden vier Tagen wurde Tarquins Team aufgelöst, und die Mitglieder reisten zu ihren nächsten Einsatzorten weiter. Tarquin blieb. Er hatte eine Mission und erfüllte sie mit kontrollierter Wut. Er wollte die Wahrheit ans Licht bringen. Die einzelnen Puzzleteile waren nicht schwer zu finden. Er raste von einem Machtzentrum Taiwans zum nächsten, und das ganze Land verschwamm zu einem Meer aus Pagoden, fein geschnitzten bemalten Tempeldächern und dicht bebauten Stadtlandschaften, in denen es vor Märkten und Geschäften nur so wimmelte. Aber hauptsächlich wimmelte es von *Menschen*, die ihre gesamte Familie mit dem Motorrad transportierten, sich in winzigen Autos und Bussen drängten, Betel kauten und blutig aussehenden Speichel auf die Gehwege spuckten. Er traf sich mit Kontaktpersonen im taiwanesischen Militär, die sich kaum Mühe gaben, ihre Freude über Leungs Tod zu verbergen. Er besuchte die Handlanger und Komplizen der korrupten Politiker, Höflinge und Geschäftsleute, die in Taiwan die Zügel in der Hand hielten. Manchmal lockte er durch gespielter Mitgeföhl Informationen aus ihnen heraus, manchmal auch durch pure Einschüchterung und eine Brutalität, die ihn selbst überraschte und erschreckte. Er kannte diese Typen genau. Sogar, wenn sie ihre Worte sorgfältig wählten, verrieten ihre Gesichter ihre wahren Motive ganz deutlich. Ja, er kannte diese Typen.

Und jetzt sollten sie ihn kennenlernen.

Am dritten Tag fuhr er mit dem Hochgeschwindigkeitszug nach Peitou, eine Stadt zehn Meilen nördlich von Taipeh. Der ehemalige Thermalkurort war zum schäbigen Rotlichtbezirk verkommen, dann jedoch gesäubert und saniert worden. Inzwischen war er eine Kombination aus beidem. Neben einem Teehaus und einer Jugendherberge fand er das »Museum der heißen Quellen«, ein luxuriöses Badehaus. Im vierten Stock fand er den dicklichen jungen Mann, nach dem er suchte. Es war der Neffe eines mächtigen Generals, der mit Drogenhandel ein Vermögen gemacht hatte. Der General hatte die Verschiffung von burmesischem Heroin nach Thailand und Taiwan und von dort aus nach Tokio, Honolulu und Los Angeles organisiert. Im vergangenen Jahr hatte der dickliche junge Mann beschlossen, für einen Sitz im Parlament zu kandidieren. Der Playboy kannte sich mit Cognacsorten zwar besser aus als mit den politischen Problemen seiner künftigen Wähler, aber es sah so aus, als sei ihm der Sitz

sicher. Schließlich stand die regierende Partei, zu der auch sein Onkel gehörte, hinter ihm. Dann erfuhr er, dass Leung bereits Kontakt zu einem anderen Kandidaten für den Sitz aufgenommen hatte. Er schäumte vor Wut: Wenn Leung seinen Rivalen unterstützte, stand die politische Zukunft des Neffen auf dem Spiel. Und falls auch noch Leungs Antikorruptionskampagne landesweit Erfolg haben sollte – oder andere Regierungen zur Nachahmung anregen sollte –, würde das seinen Onkel in den Ruin treiben.

Der Mann lag bis zu den Brustwarzen in einem Bottich mit dampfendem Wasser und sah sich mit schläfrigem Blick eine Karaoke-Show an. Als Tarquin vollständig bekleidet auf ihn zustürmte und ein gezacktes Kampfmesser mit einer fünfzehn Zentimeter langen Titanklinge aus einer Kunststoffscheide zog, wirkte er schon viel wacher. Richtig gesprächig wurde der Neffe dann, als Tarquin ihm ein paarmal die Kopfhaut angeritzt hatte und ihm das Blut aus dieser gefäßreichen Region über das Gesicht lief. Tarquin wusste, dass ein Mann vor Angst fast wahnsinnig wurde, wenn er nichts mehr sah, weil sein eigenes Blut ihm in die Augen lief.

Es war genauso, wie Tarquin vermutet hatte. Die »nachrichtendienstlichen Informationen« in dem Dossier hatten Leungs politische Rivalen fabriziert. Sie hatten gerissen auch einige Wahrheiten über *andere* Missetäter eingestreut, damit das Ganze plausibler wirkte. Aber dies stellte Tarquin vor ein noch viel größeres Rätsel. Wie hatte diese krude Machwerk den Weg in die Nachrichtenabteilung von Consular Operations gefunden? Wie hatte man die Experten von der Political Stabilization Unit dazu gebracht, dieses kunterbunte Lügenmärchen überhaupt ernst zu nehmen?

Solche Fallen waren im Nachrichtendienst nichts Außergewöhnliches. Die Feinde eines Mannes waren nur zu gern bereit, Lügen über ihn zu verbreiten, um ihn zu ruinieren. Aber solche Behauptungen mussten erst durch neutrale Parteien bestätigt werden, um glaubwürdig zu werden. Es war beinahe zu erwarten, dass diejenigen, die sich durch einen politischen Reformen bedroht fühlten, ihn durch Verleumdungen diskreditieren wollten. Unerwartet, ja geradezu unerhört war etwas anderes. Und zwar, dass die Experten der PSU ihre Analyse verbockt hatte.

Er spürte einen Zorn, der so heiß und gefährlich war wie kochende Lava. Der andere in Gefahr bringen würde. Der, wie er undeutlich ahnte, ihn selbst in Gefahr bringen würde.

Als Ambler erwachte, fühlte er sich, falls das überhaupt möglich war, noch weniger ausgeruht als am Abend zuvor. Und das lag nicht an dem Lärm der

Flugzeuge, die auf dem nahen Flughafen starteten und landeten. Er spürte, dass er kurz davor gestanden hatte, etwas zu begreifen. Etwas sehr Wichtiges. Der Gedanke schwebte in seinem Geist wie Morgennebel und löste sich dann genauso schnell wieder auf. Seine Augen brannten, und sein Kopf pochte, als sei er verkatert, obwohl er nichts getrunken hatte.

Laurel war bereits angekleidet; sie trug Kakihsen und eine leicht plissierte, hellblaue Bluse. Er schielte auf den Wecker auf dem Nachttisch und sah beruhigt, dass er nicht verschlafen hatte.

»Du hast noch reichlich Zeit. Wir werden unseren Flug nicht verpassen«, sagte sie, als er schließlich ins Badezimmer tappte.

»Unseren Flug?«

»Ich komme mit.«

»Das wäre unverantwortlich«, wehrte er ab. »Ich weiß nicht, welche Gefahren dort auf mich lauern. Dem kann ich dich nicht aus...«

»Ich weiß, dass es gefährlich wird«, schnitt ihm Laurel das Wort ab. »Deshalb brauche ich dich. Und deshalb brauchst du mich. Ich kann dir helfen, dir den Rücken freihalten. Vier Augen sehen besser als zwei.«

»Das kommt nicht infrage, Laurel.«

»Ich bin ein Amateur, das weiß ich. Aber genau danach werden sie nicht suchen. Außerdem hast du keine Angst vor ihnen. Du hast Angst vor dir selbst, und dabei kann ich dir vielleicht helfen. Es dir leichter machen.«

»Wie soll ich weiterleben, wenn dir da drüben etwas zustößt?«

»Wie würdest du dich fühlen, wenn mir hier etwas zustößt und du nicht da bist?«

Ambler sah sie scharf an. »Ich habe dich da hineingezogen«, sagte er mit erneutem Entsetzen. Die Frage, die in ihm brannte, behielt er für sich: *Wann wird das alles enden?*

Laurel sagte leise, aber bestimmt: »Lass mich nicht allein, bitte!«

Ambler umschloss ihr Gesicht mit beiden Händen. Ihr Vorschlag war völlig verrückt. Aber wahrscheinlich würde sie ihn damit vor einer anderen Art Wahnsinn retten. Und sie hatte recht: Wenn er auf einem anderen Kontinent war, konnte er sie kaum vor den Gefahren beschützen, die ihr hier drohten.

»Wenn dir etwas zustoßen sollte ...«, begann er. Er musste den Satz nicht vollenden.

Sie sah ihn mit klarem, furchtlosem Blick an. »Ich kaufe mir am Flughafen eine Zahnbürste«, sagte sie.

Kapitel fünfzehn

Paris

Als der Zug in die Gare du Nord einfuhr, wurde die Wachsamkeit, die wie elektrischer Strom durch Ambler pulsierte, durch eine Welle der Nostalgie gedämpft. Der typische Geruch des Bahnhofs – er ordnete jeder Stadt ganz spezielle Gerüche zu – versetzte ihn ohne Vorwarnung in die neun Monate zurück, die er in seiner Jugend hier verbracht hatte. Neun Monate, in denen er reifer geworden war als in den fünf Jahren zuvor. Er gab seine Koffer bei der Gepäckaufbewahrung ab und betrat die Stadt der Lichter durch die mächtigen Eingangstüren des Bahnhofs.

Laurel und er waren vorsichtshalber getrennt gereist. Er war als Robert Mulvaney nach Brüssel geflogen, die Papiere hatte ihm Fenton ausgehändigt. Von dort hatte er den Thalys-Zug genommen, der stündlich nach Paris fuhr. Laurel benutzte einen Pass, den er in der Tremont Avenue in der Bronx besorgt und eilig verändert hatte, um ihn seiner jetzigen Besitzerin anzupassen. Der Name Lourdes Esquivel passte zwar nicht perfekt zu der Amerikanerin mit den Bernsteinaugen, aber der Pass würde am überfüllten Flughafen genügen. Jetzt blickte Ambler auf die Uhr und bahnte sich einen Weg durch die Reisenden. Laurel saß in einer Wartezone, genau wie ausgemacht. Als sie ihn sah, leuchtete ihr Gesicht auf.

Ihm schwoll das Herz in der Brust. Man sah ihr die Müdigkeit und den Transatlantikflug an, aber auf ihn wirkte sie schöner als je zuvor.

Zusammen traten sie aus dem Bahnhof auf die Place Napoleon III. Laurel betrachtete fasziniert die prächtige Bahnhofsfassade mit den korinthischen Säulen.

»Diese neun Statuen repräsentieren die wichtigsten Städte Nordfrankreichs«, sagte Ambler in seinem besten Reiseführer-Tonfall. »Dieser Bahnhof wurde als Tor zum Norden errichtet: Nordfrankreich, Belgien, Holland und Skandinavien.«

»Fantastisch«, hauchte Laurel. Aus ihrem Mund wirkte das Wort nicht abgedroschen, formelhaft oder nichtssagend. Es drückte genau das aus, was sie empfand. Durch ihre Augen wirkte auch für ihn die vertraute Umgebung wieder neu und aufregend.

Das symbolische Tor vor ihm war ein Sinnbild der menschlichen Geschichte. Es gab immer Leute, die das Tor öffnen wollten. Es gab immer Leute, die es fest verriegeln wollten. Ambler hatte für beide Seiten gearbeitet.

Eine Stunde später ließ er Laurel mit einem Reiseführer und einem großen Cappuccino in seinem Lieblingscafé Les Deux Magots zurück. Von ihrem Platz aus konnte sie die älteste Kirche von Paris sehen. Er erklärte ihr, er müsse etwas erledigen und wäre bald wieder bei ihr.

Mit schnellen Schritten lief Ambler nach Westen ins siebte Arrondissement. Er machte ein paar Umwege und hielt in Schaufensterscheiben nach eventuellen Verfolgern Ausschau. Außerdem scannte er die Gesichter aller Menschen, die ihm begegneten. Kein Zeichen dafür, dass er überwacht wurde. Erst wenn er mit Fentons Pariser Leuten in Kontakt trat, wusste jemand, dass er und Laurel in Paris waren. Zumindest hoffte er das. Schließlich klingelte er an der Tür eines eleganten Stadthauses aus dem neunzehnten Jahrhundert in der Rue St. Dominique.

Das Logo der Strategic Services Group war in eine rechteckige Messingplakette eingraviert, die an der Tür hing. Als Ambler den Fremden erblickte, der sich darin spiegelte, stieg sein Adrenalin Spiegel kurz an. Dann realisierte er, dass er sein eigenes Spiegelbild sah.

Er riss sich zusammen und sah sich die Tür genauer an. Am Türrahmen war eine quadratische Glasscheibe angebracht, die so blind und dunkel wirkte wie ein ausgeschalteter Fernsehschirm. Ambler erkannte, dass es sich um den Monitor einer brandneuen audiovisuellen Überwachungsanlage handelte. In die Silikatoberfläche waren mehrere Hundert Mikrolinsen eingebettet, die in einem Bereich von beinahe 180 Grad auch den kleinsten Lichteinfall registrierten. Wie die Ommatidien eines Insekts bildeten diese Linsen eine Art Facettenauge. Die Daten der mehreren Hundert Einzelrezeptoren wurden von einem Computer zu einem einzigen, beweglichen Bild zusammengesetzt, das aus den unterschiedlichsten Winkeln betrachtet werden konnte.

»*Est-ce que vous avez un rendezvous?*«, erklang eine Männerstimme aus einem Lautsprecher.

»Ich bin Robert Mulvaney«, sagte Ambler. Es tat ihm irgendwie gut, einen Namen zu benutzen, von dem er wusste, dass er falsch war. Besser als einen Namen zu haben, von dem er nicht wusste, ob er echt war.

Nach ein paar Sekunden, in denen ein Computer zweifellos sein Bild mit dem Digitalfoto verglich, das Fenton wahrscheinlich in die Zentrale geschickt hatte, ertönte ein Summer, und Ambler betrat ein nichtssagendes Firmenfoyer. Ein großes Plastikschild auf Augenhöhe zeigte das Firmenlogo, eine größere Ausgabe der Gravur auf dem Messingschild. Ein glatzköpfiges Faktotum schrieb pflichtbewusst alle Ausrüstungsgegenstände und Dokumente auf, die Ambler brauchen würde – darunter auch ein im vorigen Jahr auf den Namen Mary Mulvaney

ausgestellter Reisepass mit den entsprechenden Stempeln. Die Fotoseite sollte leer bleiben, die Sicherheitsfolie lose. Ambler würde das Foto selbst besorgen und an der richtigen Stelle einlaminiert. Eine halbe Stunde später bekam er einen hartschaligen Aktenkoffer. Ambler machte sich nicht die Mühe, den Inhalt zu inspizieren. Er zweifelte nicht daran, dass Fentons Organisation effektiv arbeitete. Während seine »Bestellung« bearbeitet wurde, hatte er das neueste Dossier über Benoit Deschesnes erhalten und studiert. Auf dem Rückweg zum Deux Magots ging er den Inhalt im Geist noch einmal durch.

Drei Fotos mit hoher Auflösung zeigten einen Mann Mitte fünfzig mit scharf geschnittenem Gesicht und langem, grau meliertem Haar. Auf einem Bild trug er einen Kneifer, mit dem er ein bisschen präventiv wirkte. Ein kurzer Lebenslauf vervollständigte das Dossier.

Deschesnes, der in einer Wohnung in der Rue Rambuteau wohnte, war ganz offensichtlich ein brillanter Mann. Er hatte Nuklearphysik an der Ecole Polytechnique studiert, der elitärsten naturwissenschaftlichen Universität dieses elitegläubigen Landes, und dann in einer Abteilung für Nuklearforschung von CERN, der Europäischen Organisation für Kernforschung, in Genf gearbeitet. Mit Ende dreißig, also vor rund fünfzehn Jahren, war er nach Frankreich zurückgekehrt, um an der Universität Paris VII zu lehren, wo er sich bald auf internationale Nuklearpolitik spezialisierte. Als der Posten eines Waffeninspektors bei der Internationalen Atomenergiebehörde der UNO frei wurde, bewarb er sich dafür und wurde sofort engagiert. Bald erwies er sich als geschickter Navigator durch die bürokratischen Untiefen der UNO und offenbarte ein bisher unentdecktes Talent für Verwaltungsaufgaben. Er machte schnell Karriere, und als man ihn für den Posten des Generaldirektors der IAEA vorschlug, setzte er alles daran, die volle Unterstützung der französischen UNO-Delegation zu gewinnen.

Einige hochrangige Beamte des französischen Verteidigungsministeriums waren zunächst skeptisch gewesen. In seiner Jugendzeit hatte Deschesnes der NGO *Actions des Français pour le Désarmement Nucléaire* angehört, die für eine weltweite Abschaffung aller Kernwaffen kämpfte. Als Deschesnes in die IAEA eintrat, hatte das französische Außenministerium Zweifel an seiner »objektiven Einstellung« verlauten lassen. Offenbar hatte Deschesnes jedoch all diese Widerstände überwunden. Denn ohne die volle Unterstützung seines Heimatlandes hätte man ihm nie ein so ehrenvolles und mächtiges Amt übertragen.

Er galt bald als hervorragende Wahl. Obwohl die IAEA ihren Hauptsitz in Wien, im Vienna International Centre an der Wagramer Straße hatte,

wo die Spitzenkräfte der Organisation arbeiteten, überraschte es niemanden, dass der Franzose sich mindestens sechs Monate im Jahr in den Pariser Büros der IAEA aufhielt. So waren die Franzosen eben, das wussten alle bei der UNO. Er reiste oft nach Wien und tauchte auch regelmäßig in den IAEA-Laboratorien in Seibersdorf und Triest auf. In seinen drei Jahren als Generaldirektor hatte Deschesnes es geschafft, unnötige Kontroversen geschickt zu umgehen und gleichzeitig die Glaubwürdigkeit und das Prestige der IAEA zu heben. In einem kurzen Artikel in der *Time*, der in dem Dossier abgedruckt war, wurde er respektvoll als »Dr. Wachhund« bezeichnet. Laut der Zeitschrift war er »nicht nur ein Briefutternder Bürokrat«, sondern »ein französischer Intellektueller mit Herz und Verstand«, der »mit neuem Schwung gegen die größte globale Bedrohung unserer Zeit ankämpft: den illegalen Handel mit Kernwaffen«.

Von seiner dunklen Seite ahnte die Öffentlichkeit nichts. Vor rund einem Jahr hatte die CIA den Generaldirektor der IAEA bei einem geheimen Treffen mit einem abtrünnigen libyschen Nuklearforscher beobachtet und das Gespräch mitgeschnitten. Die CIA hatte genug Audiodaten gesammelt, um zu dem Schluss zu kommen, dass Deschesnes' öffentliche Rolle als weltweit führender Gegner der Proliferation – der Weiterverbreitung von Massenvernichtungswaffen – nur ein Deckmantel für seine äußerst profitable Nebentätigkeit war: Er beschaffte Nicht-Nuklearstaaten die von ihnen gewünschte Nuklearwaffentechnologie. Deschesnes' Anti-Proliferations-Arbeit war nur Fassade. Die antiamerikanische Polemik seiner frühen AFDN-Reden war es nicht.

Ambler hatte von Fenton erfahren, dass die Informationen von einem hochrangigen Mitglied des amerikanischen Nachrichtendienstes stammten. Sie wiesen alle Merkmale einer typischen CIA-Analyse auf, bis hin zu den umständlichen Formulierungen, den sorgfältigen Abwägungen und der vorsichtigen Wortwahl. Beweise »bewiesen« nicht, dass eine Schlussfolgerung korrekt war. Sie »erregten Besorgnis darüber«, »legten die Vermutung nahe« oder »stützten die aufgestellte Hypothese zusätzlich«. Fenton ließ sich davon nicht verunsichern. Der CIA waren durch die Gesetzeshörigkeit der Washingtoner Abgeordneten die Hände gebunden. Sie wurden daran gehindert, das Land zu verteidigen; also würde Fenton diese Aufgabe übernehmen. Er konnte seinem Land auf eine Weise dienen, für die seine Verteidiger in Amt und Würden zu feige waren.

Eine Dreiviertelstunde, nachdem Ambler das Deux Magots verlassen hatte, stand er wieder vor dem Cafe. Innen duftete es nach Kaffee und Zigaretten, die Küche hatte noch nicht mit den Vorbereitungen für das Abendessen begonnen. Laurel wirkte sichtlich erleichtert, ihn zu sehen.

Sie winkte einen Kellner herbei und lächelte Ambler an. Er setzte sich neben sie, lehnte seinen Aktenkoffer an einen Stuhl und nahm ihre Hand. Wie warm sie war.

Er erzählte ihr, wie er ihren Pass fälschen würde. Es würde weniger als eine Minute dauern, ihr Foto an der richtigen Stelle einzulaminieren. »Und da Mr. und Mrs. Mulvaney jetzt ganz offiziell verheiratet sind, können wir uns endlich wie ein richtiges Ehepaar benehmen.«

»Ich dachte, in Frankreich bedeutet das, dass du dir eine Geliebte suchen wirst.«

Ambler lächelte. »Manchmal ist auch in Frankreich die Ehefrau gleichzeitig die Geliebte.«

Als Ambler mit Laurel zu einem Taxistand am Ende der Straße ging, wurde er das Gefühl nicht los, dass sie verfolgt wurden. Abrupt bog er um die Ecke in eine Querstraße ein, und Laurel folgte ihm ohne Zögern. Ein Spitzel war noch kein Grund zur Panik. Zweifellos wollten Fentons Leute sichergehen, dass er sich nicht wieder in Luft auflöste. Während der folgenden fünf Minuten bogen Ambler und Laurel immer wieder willkürlich irgendwo ab. Ein breitschultriger Mann folgte ihnen auf der anderen Straßenseite in gebührendem Abstand.

Etwas an dem Verfolger beunruhigte Ambler immer mehr, und jetzt begriff er, was ihn störte. Der Mann machte es ihnen viel zu leicht. Er hielt viel zu wenig Abstand zu seinem mutmaßlichen Ziel. Außerdem war er wie ein Amerikaner gekleidet: Er trug einen dunklen Brooks-Brothers-Anzug und eine bunt gestreifte Krawatte – wie ein Abgeordneter aus Connecticut. Der Mann *wollte* gesehen werden. Und das bedeutete, dass er nur ein Lockvogel war – dem man leicht entwischen und sich dadurch in falscher Sicherheit wiegen konnte – und dass Ambler den wahren Beschatter noch nicht entdeckt hatte. Ein paar Minuten später hatte er ihn: eine elegante Brünette in einem dunklen, halblangen Mantel. Aber abhängen wollte er sie sowieso nicht. Ambler wollte nämlich, dass Fentons Leute wussten, wohin er unterwegs war; er hatte sogar absichtlich vom SSG-Büro aus beim Hotel Debord angerufen. Vorgeblich, um seine Reservierung zu bestätigen.

Schließlich fuhren er und Laurel mit dem Taxi zum Bahnhof, holten ihr Gepäck aus der Gepäckaufbewahrung ab und checkten in einem Zimmer im dritten Stock des Hotel Debord ein.

Das Hotel war ein bisschen feucht, aus dem Teppich stieg leichter Modergeruch auf. Aber Laurel schien das nicht zu stören. Ambler musste sie davon abhalten, gleich auszupacken.

Er öffnete den Aktenkoffer, den das glatzköpfige Faktotum ihm gegeben hatte. Die Einzelteile des TL7 Sturmgewehrs, um das er gebeten

hatte – eine zusammenklappbare CIA-Präzisionswaffe –, lagen sicher verstaut in Fächern, die aus steifem, schwarzem Packschaum ausgestanzt waren. Die Glock 26 – eine Subcompact-Pistole im Kaliber 9 mm – lag ebenfalls sicher an ihrem Platz. Die geforderten Dokumente steckten in einem Seitenfach.

Aber Ambler suchte nach etwas, das offenbar gut versteckt war. Er würde eine Weile brauchen, um es zu finden. Zuerst untersuchte er das Äußere des Koffers sorgfältig und stellte sicher, dass alle Applikationen auch funktionierten. Dann nahm er den schwarzen Packschaum heraus und tastete mit den Fingerspitzen das gesamte Innenfutter vorsichtig ab. Er spürte nichts Ungewöhnliches. Er klopfte mit den Fingernägeln auf den Koffergriff und untersuchte die oberen Nähte auf Anzeichen, dass sich jemand an ihnen zu schaffen gemacht hatte. Schließlich wandte er sich dem schwarzen Packschaum zu, und drückte so lange darauf herum, bis er eine kleine Beule entdeckte. Mit einem Taschenmesser spreizte er die zwei Schichten auseinander, bis er entdeckt hatte, wonach er suchte. Das Objekt sah aus wie eine glänzende ovale Vitaminpille, die in Folie gewickelt war. In Wirklichkeit war es ein Miniatur-GPS-Transponder. Das winzige Gerät signalisierte seinen Standort dadurch, dass es Funksignale auf einer speziellen Frequenz sendete.

Laurel Holland starrte ihn völlig perplex an. Ambler sah sich im Hotelzimmer um. Unter dem Fenster stand ein kleines, mit grünem Blumenstoff bezogenes Sofa mit geschwungenen Tatzenbeinen und einem losen Sitzkissen. Er hob das Kissen an und versteckte den Transponder darunter. Unter dem Kissen war wahrscheinlich seit einem Jahr nicht mehr sauber gemacht worden, jedenfalls schloss er das aus dem Staub und den Münzen, die darunter verstreut lagen. Wahrscheinlich würde es auch dieses Jahr niemand mehr anheben.

Jetzt nahm er den Aktenkoffer und seinen Kleidersack und bedeutete Laurel durch ein Zeichen, auch ihr Gepäck zu holen. Wortlos verließen sie das Zimmer. Laurel folgte ihm an den Gästenaufzügen vorbei um die Ecke zu einem riesigen Lastenaufzug. Die Kabine war nicht mit Teppich ausgelegt, sie standen auf Stahl mit Anti-Rutsch-Noppen. Im Erdgeschoss hielt der Aufzug bei einem Lagerraum, der zur Rückseite des Hotels lag. Um diese Uhrzeit war niemand hier. Ambler stieß eine breite Tür auf, und Laurel folgte ihm die Laderampe hinunter auf eine Seitenstraße.

Ein paar Minuten später saßen sie wieder in einem Taxi und fuhren den kurzen Weg zum Hotel Beaubourg an der Rue Simon le Franc. Das Hotel war nur einen Katzensprung vom Centre Pompidou entfernt. Es war wie geschaffen für Amerikaner, die sich für moderne Kunst interessierten, und Deschesnes' Apartment lag gleich um die Ecke. Auch hier bekamen sie

problemlos ein Zimmer – schließlich war es Januar –, und wieder einmal bezahlte Ambler mit Bargeld, den Dollars, die er dem Agenten in den Sourlands abgenommen hatte. Die Kreditkarte von Robert Mulvaney hätte wie eine Signalrakete gewirkt. Es war ein bescheidenes Hotel ohne Restaurant, es gab nur einen kleinen Frühstücksbereich im Keller. Aber das Zimmer war freundlich, mit alten Eichenbalken an der Decke, und im Badezimmer stand eine große Wanne mit Löwenfüßen. Er fühlte einen Anflug von Sicherheit, die Sicherheit der Anonymität. Und er merkte, dass Laurel sich ebenfalls wohlfühlte.

Sie brach das Schweigen als Erste: »Ich wollte die ganze Zeit fragen, was das eben sollte, aber ich glaube, ich weiß es schon.«

»Lass uns hoffen, dass es eine übertriebene Vorsichtsmaßnahme war.«

»Ich habe das Gefühl, du verschweigst mir eine ganze Menge. Und dafür sollte ich dir wahrscheinlich dankbar sein.«

In kameradschaftlichem Schweigen richteten sie sich in dem Zimmer ein. Es war früher Abend, und der Tag war lang gewesen, aber Laurel wollte zum Abendessen ausgehen. Während sie duschte, heizte Ambler das kleine, vom Hotel gestellte Bügeleisen auf und laminierte sorgfältig ihr Passfoto in den Reisepass. Amerikanische Pässe waren nur deshalb so schwer zu fälschen, weil die Materialien, aus denen sie hergestellt wurden – das Papier, der Schutzfilm, der holografische Metallstreifen –, nur unter strengsten Kontrollen ausgegeben wurden. Wahrscheinlich wurde Fenton direkt von seinen Kollaborateuren in der Regierung beliefert.

Laurel kam aus dem Bad. Sie bedeckte ihre Blöße schüchtern mit einem Handtuch, und Ambler küsste sie zart auf den Hals.

»Lass uns nach dem Abendessen gleich zu Bett gehen. Morgen können wir in einem Café um die Ecke frühstücken. Der Mann, den ich suche, wohnt ganz in der Nähe.«

Sie drehte sich um und sah ihn an. Ambler merkte, dass sie ihn gern etwas gefragt hätte, was ihr auf der Seele lag. Er lächelte sie aufmunternd an. »Na los, frag schon. Hauptsache, du machst dir keine Sorgen mehr.«

»Du musstest Menschen töten, nicht wahr?«, fragte Laurel. »Als du für die Regierung gearbeitet hast, meine ich.«

Er nickte ernst. Sein Gesicht war zur Maske erstarrt.

»Ist das ... schwer?«

War es schwer, zu töten? Diese Frage hatte sich Ambler schon seit vielen Jahren nicht mehr gestellt. Aber ganz ähnliche Fragen verfolgten ihn immer noch. Welchen *Preis* zahlte man dafür, einen Menschen zu töten? Welchen Preis zahlte die menschliche Seele? Welchen Preis hatte er bezahlt? »Ich weiß nicht, was du von mir hören willst«, sagte er leise.

Laurel wirkte beschämt. »Es tut mir leid. Weißt du, ich musste mich

manchmal um Patienten kümmern, die auf sonderbare Weise *beschädigt* waren. Weil sie anderen Menschen Schaden zugefügt hatten. Sie *wirkten* nicht zerbrechlich oder verwundbar – schließlich wurden sie psychologisch ausführlich getestet, bevor sie ihren Beruf ergreifen durften. Aber sie waren wie Porzellan mit einem haarfeinen Riss. Das härteste Material, das man sich vorstellen kann. Bis es plötzlich in Stücke zerbricht.«

»Also war Parrish Island eine – eine Art Schachtel für zerbrochene Keramiksoldaten?«

Sie antwortete nicht sofort. »Manchmal kam es mir so vor.«

»Gehörte ich auch dazu?«

»Du? Nein, zerbrochen warst du nicht. Angeschlagen vielleicht. Als hätten sie versucht, dich zu brechen. Aber du warst einfach zu gesund. Es ist nur schwer in Worte zu fassen.« Sie sah ihm in die Augen. »Aber in deinem Beruf musstest du doch Dinge tun, die dir bestimmt nicht leichtgefallen sind.«

»Ich hatte bei Cons Ops einen Ausbilder, der immer sagte, es gebe zwei Welten«, begann er langsam und leise. »Zum einen die Welt der Geheimdienste und Spione. Eine chaotische, mörderische Welt voller Gauner und Schurken. Und langweilig – ödes, endloses Warten; detaillierte Pläne, die nie in die Tat umgesetzt werden; Fallen, die niemals zuschnappen. Aber auch wirklich brutal. Gerade, weil die Brutalität so leidenschaftslos ist.«

»Eine herzlose, kalte Welt.« Ihre Stimme schwankte.

»Und dann gibt es noch eine andere Welt, Laurel. Die normale Alltagswelt, in der die Menschen morgens aufstehen, fleißig arbeiten, auf eine Beförderung hoffen, Geburtstagsgeschenke für ihre Kinder kaufen und Billigvorwahlen vergleichen, damit sie sich das Ferngespräch mit ihrer Tochter im College leisten können. Die Welt, in der du im Supermarkt an den Früchten riechst, um herauszufinden, ob sie reif sind. Die Welt, in der du nach einem Fischrezept suchst, weil der Fisch im Sonderangebot war. Die Welt, in der du unbedingt pünktlich bei der Kommunion deines Enkels sein willst.« Er schwieg einen Moment. »Und manchmal überschneiden sich diese beiden Welten. Zum Beispiel, wenn ein Mann Technologien verkaufen will, mit denen man Hunderttausende oder Millionen von Menschen töten kann. Die Sicherheit der normalen Welt, der Welt der ganz normalen Menschen, wird nur bestehen, wenn man solche Männer daran hindert, ihre Pläne zu verwirklichen. Und manchmal muss man dafür zu außergewöhnlichen Mitteln greifen.«

»Außergewöhnliche Mittel«, sagte sie. »Wenn du es sagst, klingt es wie bittere Medizin.«

»Vielleicht ist es auch eine Art Medizin. Wir sind eher Chirurgen als

Polizisten. Die Abteilung, für die ich gearbeitet habe, folgte einem simplen Credo: Wenn wir uns an die Regeln der Polizeiarbeit halten, dann verlieren wir an Boden. Und das können wir uns nicht leisten. Boden zu verlieren, bedeutet, den Krieg zu verlieren. Und es war ein Krieg. Unter der Oberfläche aller Großstädte der Erde – Moskau, Istanbul, Teheran, Seoul, Paris, London, Peking – tobte ein Krieg, jeden Tag wurden Schlachten geschlagen. Wenn alles nach Plan läuft, verbringen Menschen wie ich ihr ganzes Leben damit, für Menschen wie dich zu arbeiten. Wir sorgen dafür, dass dieser Kampf nicht an die Oberfläche dringt.« Ambler verstummte.

Es gab noch viele unbeantwortete Fragen, auf die er vielleicht nie eine Antwort finden würde. War Benoit Deschesnes ein Teil dieses Krieges? Würde es ihm gelingen, diesen Mann zu töten? *Musste* er ihn töten? Wenn Fentons Informationen korrekt waren, hatte Benoit Deschesnes nicht nur sein eigenes Land und die UNO verraten, sondern auch all jene Menschen, deren Leben dadurch in Gefahr gebracht wurde, dass ein irrwitziger Diktator plötzlich über Nuklearwaffen verfügte.

Laurel brach das Schweigen. »Und wenn nicht? Wenn nicht alles nach Plan läuft? Was passiert dann?«

»Dann wird aus dem >Großen Spiel< eben ein Spiel mit Menschenleben.«

»Glaubst du immer noch daran?«, bohrte Laurel weiter.

»Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll«, antwortete Ambler. »Im Moment fühle ich mich wie eine Zeichentrickfigur, die über eine Klippe gerannt ist. Wenn sie nicht in der Luft wie wild weiterrennt, dann fällt sie ins Bodenlose.«

»Du bist wütend«, sagte sie. »Und du fühlst dich verloren.«

Er nickte.

»So geht es mir auch«, sagte sie, und es war beinahe, als denke sie laut nach. »Aber ich spüre noch etwas anderes. Ich habe zum ersten Mal in meinem Leben ein wirkliches *Ziel* vor Augen. Nichts ergibt mehr einen Sinn, und doch fühle ich mich so, als würde absolut alles einen Sinn ergeben. Weil Sachen kaputtgegangen sind, die repariert werden müssen. Und wenn *wir* sie nicht reparieren, dann tut es keiner.« Sie brach ab. »Ach, hör nicht auf mich. Ich weiß gar nicht, was ich da rede.«

»Und ich weiß nicht, wer ich bin. Wir sind schon ein tolles Paar.« Er suchte ihren Blick, und sie lächelten sich zaghaft an.

»Renn bloß weiter«, sagte Laurel. »Schau nicht nach unten. Schau nach vorne. Du bist schließlich aus einem ganz bestimmten Grund hier. Vergiss das nicht.«

Aus einem ganz bestimmten Grund. Er betete, dass es der richtige war.

Ein wenig später beschlossen sie, frische Luft zu schnappen, und liefen zu dem offenen Platz vor dem Centre Pompidou. Laurel gefiel das Gebäude auf Anhieb: ein großes Glasmonster, dessen Innereien nach außen gekehrt waren. Leute eilten in der Winterkälte an ihnen vorbei, als sie darauf zugen, und Laurel wirkte plötzlich heiter.

»Es sieht aus wie eine riesige Lichtschachtel, die über dem Platz schwebt. Ein gigantisches, mit bunten Röhren umwickeltes Kinderspielzeug.« Sie machte eine Pause. »So etwas habe ich noch nie gesehen. Komm, wir laufen einmal ganz herum.«

»Klar.« Ambler freute sich an ihrem Entzücken. Und er war auch dankbar für die Gelegenheit, in den riesigen Glasscheiben nach den Spiegelbildern des Mannes im Brooks-Brothers-Anzug und der Frau im halblangen Mantel Ausschau zu halten. Diesmal waren sie jedoch nirgends zu sehen. Amblers innere Alarmglocken schrillten nur einmal: als er einen flüchtigen Blick auf das Spiegelbild eines Mannes erhaschte. Eines Mannes mit kurzem Haar, attraktiven, aber beinahe grausamen Gesichtszügen und Augen, die zu gehetzt, zu forschend, zu verzweifelt die Umgebung absuchten.

Es war ihm kein Trost, als er merkte, dass ihn sein eigenes Spiegelbild erschreckt hatte.

Am nächsten Morgen stand das amerikanische Ehepaar um halb acht Uhr an der Rezeption und begrüßte die Empfangsdame mit einem fröhlichen »*Bonjour*«. Die Dame wollte sie in den Frühstücksraum im Keller führen, aber Ambler wehrte ab. Er erklärte, dass sie sich auf »*un vrai petit déjeuner américain*« freuten. Sie machten sich auf den Weg zum Café Saint Jean an der Rue Rambuteau, das er am Vorabend ausgesucht hatte. Sie wählten einen Tisch mit Blick auf die Straße. Ambler vergewisserte sich, dass er den Eingang des Apartmenthauses mit der Nummer 120 sehen konnte. Dann begann die Wartezeit.

Sie hatten gut geschlafen. Laurel wirkte lebhaft und erholt, bereit für alles, was der Tag ihnen bringen würde.

Sie bestellten ein großes Frühstück. Croissants, pochierte Eier, Orangensaft und Kaffee. An einem Kiosk in der Nähe holte Ambler ihnen die *International Herald Tribune*.

»Wir werden wahrscheinlich eine Weile hierbleiben müssen«, sagte Ambler leise. »Kein Grund zur Eile.«

Laurel nickte und warf einen Blick auf die Titelseite der *Tribune*, die auf dem schmiedeeisernen Tisch lag.

»Neueste Nachrichten aus der ganzen Welt«, sagte sie. »Aber ich frage mich, aus welcher von beiden?«

Er überflog die Schlagzeilen. Verschiedene Unternehmer und Politiker kommentierten den bevorstehenden Weltwirtschaftsgipfel in Davos. In der Zeitung wurden ihre Grundsätze und Hoffnungen sorgfältig analysiert. Ein Streik bei Fiat hatte die Produktion des Turiner Automobilherstellers völlig lahmgelegt. Bei einem religiösen Fest in Kaschmir war eine Bombe explodiert, man schrieb den Anschlag radikalen Hindus zu. Gespräche in Zypern waren gescheitert.

Ist doch immer dasselbe, dachte Ambler düster.

Es stellte sich heraus, dass sie doch nicht lange warten mussten. Um ungefähr acht Uhr erschien Deschesnes mit seiner Aktentasche vor der Tür, blickte kurz die Straße hinunter und stieg dann in eine schwarze Limousine, die vor dem Haus auf ihn wartete.

Ambler, der hinter der sonnenbeschienenen Glasscheibe unsichtbar blieb, starrte dem Mann voll ins Gesicht. Aber seine Miene verriet ihm nichts.

»Oje, Schatz«, sagte Ambler laut. »Ich habe den Reiseführer im Hotel vergessen. Iss du ruhig weiter, ich hole ihn mal eben.«

Laurel wusste nicht, wie Deschesnes aussah, und wirkte verblüfft. Aber nur einen Moment lang. Dann strahlte sie ihn an. »Danke Schatz. Das ist wirklich lieb von dir.« Ambler hatte das Gefühl, dass sie ihre Rolle beinahe genoss. Er gab ihr eine Einkaufsliste – er brauchte noch ein paar Kleidungsstücke – und verließ das Café.

Ein paar Minuten später stieg Ambler an der Haltestelle Rambuteau in die Metro. Deschesnes war bestimmt ins Büro gefahren – nichts in seiner Miene hatte darauf hingedeutet, dass dies ein außergewöhnlicher Tag sein könnte. An der Haltestelle École Militaire stieg Ambler aus. Er nahm den Ausgang, der dem Regionalbüro der IAEA am nächsten lag. Das massige Gebäude lag an der Place de Fontenoy, einer halbmondförmigen Straße, die von der Avenue de Lowendahl abging. Der Parc du Champ de Mars trennte sie vom Eiffelturm. Die Parklandschaft war schön. Das IAEA-Quartier selbst definitiv nicht. Das Gebäude, in dem auch die UNESCO untergebracht war, wurde von einem Stahlzaun abgeschildert und war ein typisches Beispiel für futuristische Fünfziger-Jahre-Architektur. Eine kühle Fassade aus Stahlträgern, Stein und Glas, die eher abschreckend als einladend wirkte. Beeindruckend, aber unfreundlich.

Ambler verwandelte sich in einen Vogelbeobachter auf dem Combronne-Platz, schaute durch sein Kompaktfernglas und fütterte gelegentlich die Tauben mit Krümeln. Das Gebäck hatte er bei einem Straßenverkäufer gekauft. Er wirkte träge und ziellos, registrierte aber ganz genau, wer die Place Fontenoy 7 betrat oder verließ.

Um dreizehn Uhr verließ Deschesnes mit schnellen Schritten das

Gebäude, sein Gesichtsausdruck verriet, dass er einen Termin einhalten wollte. Wollte er in einem Restaurant in der Nähe zu Mittag essen? Nein, er ging die Treppe zur Metrostation École Militaire hinab. Das war ungewöhnlich. Als Generaldirektor einer mächtigen internationalen Behörde war Deschesnes gewöhnlich bestimmt von einer Entourage umgeben – ausländische Würdenträger, Angestellte, Kollegen, die einen Augenblick seiner Zeit beanspruchten – und ließ sich herumchauffieren. Seine Position in der UNO machte ihn schließlich zu einer wichtigen Persönlichkeit. Wenn ein so bedeutender Mann allein in der U-Bahn verschwand, dann hatte er zweifellos einen triftigen Grund für seine List.

Ambler vergegenwärtigte sich noch einmal das Gesicht des Mannes, den er heute Morgen gesehen hatte. Es hatte keine Anzeichen für besonderen Stress gegeben. Nichts hatte darauf hingedeutet, dass er einem geheimen Treffen entgegenfieberte.

Ambler verfolgte den UNO-Beauftragten in Richtung Süden nach Boucicaut, wo er die Metro verließ und nach einem halben Häuserblock links in eine ruhige Wohnstraße einbog, die von klassischen Apartmenthäusern *à la Parisien* gesäumt wurde. Vor einem Haus in der Mitte der Straße blieb er stehen, zog einen Schlüsselbund aus der Tasche, öffnete die Tür und verschwand im Inneren.

Aha. Eine vorgezogene Variante einer typisch französischen Liebesaffäre also, der *cinq à sept* oder Liebe am Nachmittag. Deschesnes hatte also zu einer List gegriffen, die für ihn bereits Routine war. Zweifellos eine Liebesaffäre, die schon lange Bestand hatte. Ambler stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite, zog sein Fernglas aus der Tasche und suchte die Fenster des grauen Gebäudes aus verwittertem Kalkstein ab. In einem Fenster im dritten Stock ging das Licht an. Dies verriet ihm, welches Apartment Deschesnes betreten hatte. Er warf einen Blick auf die Uhr. Zwanzig nach eins. Hinter den dünnen Vorhängen sah er Deschesnes' Silhouette. Er war allein, seine Geliebte arbeitete vermutlich ebenfalls und war noch nicht angekommen. Vielleicht waren sie um halb zwei verabredet, und Deschesnes nutzte die Zeit bis dahin, um sich für sie schön zu machen. Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Amblers Instinkt sagte ihm, dass er Deschesnes jetzt abfangen musste. Er tastete nach der kleinen Glock 26, die bequem und unsichtbar in ein Gürtelholster passte. An der Ecke war ihm ein Blumenhändler aufgefallen. Als er ein paar Minuten später auf die Klingel des Apartments im dritten Stock drückte, hielt er einen elegant verpackten Blumenstrauß in der Hand.

»Oui?« sagte eine Stimme einen Augenblick später. Sogar durch das Knistern des Lautsprechers hörte Ambler den Argwohn in Deschesnes' Stimme.

»Livraison.«

»De quoi?«, fragte Deschesnes brüsk.

»De fleurs.«

»De qui?«

Ambler sprach bewusst gelangweilt und gleichgültig: »*Monsieur. J'ai des fleurs pour Monsieur Benoît Deschesnes. Si vous n'en voulez pas ...*«

»Non, non.« Der Summer ertönte. »*Troisième étage. A droit.*« Ambler war drinnen.

Das Haus war heruntergekommen, die Stufen in Jahrzehnten von harten Schuhsohlen abgenutzt. Das Treppengeländer war an einigen Stellen gebrochen. Ambler vermutete, dass weder Deschesnes noch seine Geliebte gern in so einem Haus gewohnt hätten, aber als Zweitwohnung war es ideal: Die Miete würde wahrscheinlich kein auffälliges Loch in ihr monatliches Haushaltsbudget reißen.

Als Deschesnes die Tür öffnete, sah er einen Mann in einem anständigen Wintermantel vor sich, der ihm mit der linken Hand einen Blumenstrauß entgegenhielt. Ambler sah nicht aus wie ein Lieferant, aber sein offenes, freundliches Lächeln beruhigte den Franzosen, und er öffnete die Tür weiter, um nach dem Strauß zu greifen.

Ambler ließ die Blumen fallen und stellte seinen rechten Fuß in den Türspalt. Die Glock 26 in seiner rechten Hand zielte genau auf den Brustkorb des Franzosen.

Deschesnes schrie auf, wich zurück und versuchte, die schwere Holztür zuzuschlagen. Gleichzeitig hechtete Ambler nach vorne und rammte seine Schulter gegen die Tür, die durch die Wucht vollständig aufflog.

Der Franzose wurde in den Raum zurückgeschleudert. Er war leichenblass, und Ambler sah, wie sein Blick den Raum verzweifelt nach einer Waffe oder einem Versteck absuchte. Schnell schloss Ambler die Tür hinter sich, drehte mit der freien Hand den Schlüssel um und schob die Sicherheitskette vor. Sie würden nicht gestört werden.

Jetzt trat er auf Deschesnes zu und drängte ihn dadurch in Richtung Wohnzimmer. »Seien Sie ruhig, oder ich erschieße Sie«, sagte Ambler auf Englisch. Er musste unbedingt bedrohlich wirken, überwältigende Kraft ausstrahlen.

Wie erwartet war Deschesnes allein. Die Wintersonne schien durch das große Fenster in der gegenüberliegenden Wand und tauchte das sparsam möblierte Wohnzimmer in silbrigen Glanz. Ein knapp bestücktes Bücherregal, ein Couchtisch mit Zeitschriften, Memos und Zeitschriften. Dass das gesamte Zimmer von der Straße aus einsehbar war, hatte Ambler vorher einen Vorteil verschafft. Nun war es ein Nachteil.

»Schlafzimmer?«, fragte Ambler.

Deschesnes deutete mit einer Kopfbewegung zu einer Tür links in der Wand, und Ambler drängte ihn darauf zu.

»Sind Sie allein?«, fragte Ambler, während er das Schlafzimmer mit raschen Blicken durchsuchte.

Deschesnes nickte. Er sagte die Wahrheit.

Der Mann vor Ambler war stämmig gebaut, aber nicht gut in Form. Sein üppiger Bauch sprach von zu viel teuren Banketten und zu wenig Bewegung. Fentons Dossier hatte einen Mann beschrieben, der die Welt ins Unglück stürzen wollte. *Wenn Sie Benoît erledigt haben, sind Sie so etwas wie ein gemachter Mann. Dann reden wir.*

Wenn Fenton recht hatte, dann *verdiente* der UNO-Würdenträger den Tod. Wenn Ambler dieses Urteil vollstreckte, konnte er in den inneren Kreis von Fentons Organisation vordringen. Er würde erfahren, was er wissen wollte. Wer er wirklich war – oder nicht war.

Im Schlafzimmer hingen blickdichte Raffrollos. Ambler ließ sie herunter und ließ dabei den Physiker nicht aus den Augen. Er setzte sich auf die Armlehne eines Sofas unter dem Fenster, auf dem sich Kleidungsstücke unordentlich häuften. »Hinsetzen«, sagte er und deutete mit der Pistole auf das Bett. Dann starrte er Deschesnes schweigend und konzentriert an.

Mit langsamen Bewegungen zog der Franzose seinen Geldbeutel aus der Tasche.

»Lassen Sie Ihr Geld stecken«, sagte Ambler.

Deschesnes erstarrte. Seine Angst wurde stärker. Er verstand überhaupt nichts mehr.

»Ich habe gehört, dass Sie ganz gut Englisch sprechen«, fuhr Ambler fort. »Falls Sie mich trotzdem nicht verstehen, fragen Sie ruhig.«

»Was wollen Sie?« Dies waren die ersten Worte, die Deschesnes von sich gab.

»War Ihnen nicht klar, dass dieser Tag kommen würde?«, fragte Ambler leise.

»Ah«, sagte Deschesnes. Er wirkte plötzlich sehr traurig. Er setzte sich schwerfällig aufs Bett, als sei er erschöpft. »Dann sind Sie also Gilbert. Seltsam, aber ich habe immer gedacht, Sie seien Franzose. Sie hat mir nie gesagt, dass Sie Amerikaner sind. Aber wir haben auch nicht oft über Sie gesprochen. Ich weiß, dass Joelle Sie liebt, Sie immer geliebt hat. Sie war mir gegenüber da immer sehr ehrlich. Was wir haben – das zwischen uns ist etwas anderes. Es ist nicht *sérieuse*. Ich erwarte nicht, dass Sie mir vergeben, aber ich muss Ihnen sagen ...«

»Monsieur Deschesnes«, unterbrach Ambler. »Ich kenne Joelle überhaupt nicht. Das hier hat nichts mit Ihrem Privatleben zu tun.«

»Aber dann ...«

»Es hängt einzig und allein mit Ihrem Berufsleben zusammen. Ihrem geheimen Berufsleben. Ihren wahren *liaisons dangereuses*. Ich spreche von Ihren Verbindungen zu den Leuten, die unbedingt Nuklearwaffen wollen. Den Leuten, denen Sie allzu bereitwillig behilflich sind.«

Ein Ausdruck völliger Verwirrung breitete sich auf Deschesnes' Gesicht auf. Solche Verwirrung ließ sich nur sehr schwer vortäuschen. Lag es daran, dass er nicht gut genug Englisch konnte? Er hatte flüssig gesprochen, aber vielleicht verstand er es nicht genauso gut.

»*Je voudrais connaître votre rôle dans la prolifération nucléaire*«, sagte Ambler laut und besonders deutlich.

Deschesnes antwortete ihm auf Englisch: »Die Haltung, die ich gegenüber der Proliferation einnehme, können Sie aus jeder Zeitung erfahren. Ich habe meine gesamte Laufbahn dem Kampf gegen sie gewidmet.« Er verstummte. Sein Argwohn war erwacht. »Ein Gangster bricht in meine Wohnung ein, hält mir eine Waffe vor den Leib und will dann mit mir über meinen Beruf plaudern? Was um Gottes willen geht hier vor? Wer hat Sie geschickt?«

»Betrachten Sie es als Leistungsprüfung. Fassen Sie sich kurz, sonst reden Sie bald gar nicht mehr. Keine Spielchen. Keine dummen Fragen.«

Deschesnes' Augen verengten sich. »Hat Actions des Français Sie geschickt?« Er bezog sich auf die Organisation, der er früher einmal angehört hatte. »Begreifen diese Idioten denn nicht, wie kontraproduktiv es ist, mich als Feind zu behandeln?«

»Kommen Sie zur Sache«, bellte Ambler. »Erzählen Sie mir von Ihrem Treffen mit Dr. Abdullah Alamoudi, das im letzten Frühjahr in Genf stattgefunden hat.«

Verständnislos sah der Generaldirektor ihn an: »Wovon reden Sie?«

»Ich stelle hier die Fragen, verdammt noch mal! Wollen Sie mir weismachen, dass Sie nicht wissen, wer Dr. Alamoudi ist?«

»Natürlich weiß ich, wer er ist«, erwiderte der Franzose mit verletztem Stolz. »Sie sprechen von dem libyschen Physiker, den wir seit Längerem beobachten. Wir glauben, dass er an den geheimen Waffenprogrammen einiger Staaten der arabischen Liga mitarbeitet.«

»Und warum trifft sich der IAEA-Generaldirektor dann heimlich mit einem solchen Mann?«

»Sie sind ja verrückt«, brauste Deschesnes auf. »Alamoudi würde wahrscheinlich lieber sterben, als mit mir im selben Zimmer zu sitzen.«

Ambler spürte keinerlei Anzeichen dafür, dass der Mann log.

»Und wie erklären Sie dann, dass Sie letztes Jahr nach Harare gereist sind?«

»Das kann ich nicht erklären«, sagte der UNO-Würdenträger.

»Aha! Das klingt doch schon besser!«

»Ich war nämlich noch nie in Harare.«

Ambler starrte ihn an. »Noch nie?«

»Noch nie«, sagte der Mann fest. »Woher haben Sie eigentlich Ihre Informationen? Wer hat Ihnen diese Ammenmärchen aufgetischt? Das würde mich interessieren.« Er verstummte. »Es war Actions des Français«, sagte er dann. Plötzlich wirkte er listig, als habe er alles durchschaut. »Sie waren mir einmal recht nützlich. Und jetzt halten sie mich für einen Verräter. Sie wittern eine Verschwörung hinter allem, was sie von mir sehen und über mich hören. Wenn sie wirklich wissen wollten, was ich tue und auf welcher Seite ich stehe, dann müssten sie nur die Zeitung aufschlagen oder das Radio einschalten.«

»Worte und Taten stimmen nicht immer überein.«

»*Exactement*«, sagte Deschesnes. »Richten Sie Ihren Freunden von ADFDN aus, dass es viel mehr nutzen würde, unserer gewählten Regierung mal ordentlich Druck zu machen.«

»Ich arbeite nicht für Actions des Français«, wiederholte Ambler geduldig.

Deschesnes' Blick wanderte zu Amblers Waffe. »Nein«, sagte er einen Augenblick später. »Natürlich nicht. Diese Fremdenhasser würden einem Amerikaner nie einen solchen Auftrag erteilen. Dann arbeiten Sie für die CIA? Der amerikanische Geheimdienst ist definitiv unfähig genug, um diesen Schwachsinn zu erklären.« Ambler sah, dass in Deschesnes Empörung mit dem Wunsch kämpfte, den Eindringling zu beruhigen, der ihn in seinem Liebesnest mit einer Pistole bedrohte. Sein Temperament und die Empörung gewannen die Oberhand. »Richten Sie Ihren Arbeitgebern von mir persönlich etwas aus. Sie sollten ihre Dossiers zur Abwechslung mal mit der Wahrheit füllen. Denn die *Wahrheit* ist, dass die großen Nationen des Westens die größte Bedrohung für die gesamte Menschheit viel zu lange sträflich vernachlässigt haben. Und Amerika ist keine Ausnahme. Amerika ist der Hauptschuldige.«

»So deutlich haben Sie das in Ihrer Rede vor dem UN-Sicherheitsrat aber nicht gesagt«, spottete Ambler.

»Meine UNO-Berichte erklären die Fakten. Polemik überlasse ich anderen. Aber die Tatsachen sind beschämend genug. Nordkorea besitzt genug Plutonium für mehrere Nuklearsprengköpfe. Der Iran ebenfalls. Mehr als zwanzig weitere Staaten finanzieren sogenannte Forschungsreaktoren, in denen sie genug Uran anreichern können, um bald ihre eigenen Atombomben zu bauen. Und Hunderte der Bomben, die es bereits gibt, werden unter *lächerlichen* Sicherheitsvorkehrungen

gelagert. Eine Seidenbluse im Samaritaine-Kaufhaus ist besser gesichert als viele russische Nuklearsprengköpfe. Es ist *aberwitzig*. Die Welt sollte vor Angst zittern, aber eurer Regierung ist das egal.« Der IAEA-Generaldirektor atmete heftig, während er sich den Zorn von der Seele redete, der ihn bei seiner gesamten Karriere angetrieben hatte. Seine anfängliche Angst und Verwirrung hatte er beinahe wieder vergessen.

Ambler war bestürzt. Er konnte nicht länger an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zweifeln. Das hätte bedeutet, dass er seiner eigenen Wahrnehmung nicht mehr traute.

Deschesnes war das Opfer einer Verschwörung.

Aber wer wollte ihn aus dem Weg räumen? Fenton hatte nicht den leisesten Zweifel an der Verlässlichkeit der »Quelle« gezeigt, die ihm den Auftrag erteilt hatte. Wie weit nach oben – oder nach unten – reichte diese Verschwörung? Wem nutzte Deschesnes' Tod?

Ambler musste die Antworten auf diese Fragen unbedingt finden. Aber der Franzose würde ihm dabei wohl keine große Hilfe sein.

Ambler schob ein Rollo zur Seite und sah durch das Fenster, dass eine kleine, schwarzhaarige Frau die Straße entlang in Richtung Eingang eilte. Das war bestimmt Joelle.

»Ist in dem Apartment über uns jemand zu Hause?«, fragte Ambler.

»Alle Nachbarn arbeiten«, antwortete Deschesnes. »Vor sechs Uhr ist nie jemand zu Hause. Warum interessiert Sie das? Ich habe den Schlüssel nicht. Und Joelle ...«

»Leider ist unser Gespräch noch nicht beendet«, unterbrach Ambler ihn. »Ich würde Joelle gern aus der Angelegenheit heraushalten. Und Sie doch auch?«

Deschesnes nickte mit aschfahlem Gesicht.

Mit gezückter Pistole folgte Ambler dem Franzosen die Treppe hinauf in den vierten Stock. Die Tür war zwar verschlossen, aber das war kein wirkliches Hindernis. Ambler hatte gesehen, wie schwach die Messingtürschlösser im Haus waren, nur lose im morschen Holz verankert. Mit einer plötzlichen Bewegung rammte er seine Hüfte gegen die Tür. Sie gab nach, das Holz zersplitterte, der Weg war frei. Sie betraten die Wohnung. Joëlle war wahrscheinlich gerade am untersten Treppenabsatz angekommen. Sie würde sich zwar darüber wundern, dass Deschesnes sie versetzt hatte, aber dafür gab es viele mögliche Erklärungen. Ambler würde es Deschesnes überlassen, sich eine auszusuchen.

Die Räume im vierten Stock wirkten geradezu unbewohnt. Auf dem Boden lag ein ovaler Juteteppich, und die wenigen, schäbigen Möbelstücke waren nicht mal für den Flohmarkt gut genug. Aber die Wohnung würde

genügen. Ambler bestand darauf, dass sie sich flüsternd unterhielten.

»Nehmen wir an«, sagte er, »dass ich tatsächlich mit falschen Informationen versorgt worden bin. Dass Sie Feinde haben, die Ihnen nach dem Leben trachten. Dann stellt sich die Frage: *Warum?*«

»Mir stellt sich nur die Frage, warum Sie nicht aus meinem Leben verschwinden«, erwiderte Deschesnes mit kalter Wut. Er hatte begriffen, dass sein Leben nicht mehr unmittelbar in Gefahr schwebte. »Ich frage mich, warum Sie immer noch mit einer Pistole vor mir herumfuchteln. Sie wollen wissen, wer meine Feinde sind? Schauen Sie in den Spiegel, Sie amerikanischer Cowboy! Sie sind mein Feind!«

»Ich werde die Pistole wegstecken«, sagte Ambler. Während er das tat, setzte er hinzu: »Aber für Sie ist die Gefahr damit nicht vorüber.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Da, wo ich herkomme, warten noch viele andere.«

Deschesnes erbleichte. »Und woher kommen Sie?«

»Das spielt keine Rolle. Wichtig ist, dass mächtige Regierungsbeamte Sie für eine Gefahr für die internationale Sicherheit halten. Und ich frage Sie, warum das der Fall sein könnte.«

Deschesnes schüttelte den Kopf. »Ich kann mir keinen Grund denken«, sagte er schließlich. »Als Generaldirektor der IAEA symbolisiere ich eine internationale Resolution zu diesem Problem – lassen wir mal die Tatsache beiseite, dass diese Resolution zu oft leider rein *symbolisch* bleibt. Meine Haltung zur nuklearen Bedrohung entspringt dem gesunden Menschenverstand und wird von Millionen von Menschen und mehreren tausend Physikern geteilt.«

»Aber sicherlich ist nicht Ihre ganze Arbeit für die Öffentlichkeit bestimmt. Einiges muss doch vertraulich gehalten werden.«

»Im Regelfall veröffentlichen wir keine vorläufigen Ergebnisse. Aber die meisten Berichte sind dafür bestimmt, an die Öffentlichkeit zu gelangen, wenn sie abgeschlossen sind.« Er überlegte. »Der wichtigste unveröffentlichte Bericht, an dem ich gerade arbeite, beschäftigt sich mit Chinas Rolle in der Proliferation.«

»Und was haben Sie herausgefunden?«

»Nichts.«

»Was soll das heißen?« Ambler ging zum Fenster und beobachtete, wie die zierliche Brünette mit zögernden Schritten das Haus verließ und auf den Gehweg trat. Sie würde Fragen haben. Aber die Antworten mussten warten.

»Entgegen aller Behauptungen der amerikanischen Regierung, der französischen Regierung und der NATO gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass China Kernwaffen erwerben oder Uran anreichern will. Liu Ang lehnt

all unseren Informationen zufolge die Verbreitung von atomarer Technologie strikt ab. Die Frage ist nur, ob er das chinesische Militär auch weiterhin kontrollieren kann.«

»Wie viele Leute arbeiten an diesem Bericht?«

»Nur eine Handvoll Mitarbeiter in Wien und Paris, aber natürlich verarbeiten wir Daten, die uns ein großes Team von Inspektoren und Analysten geliefert hat. Ich bin der Hauptautor. Nur ich kann dem Bericht die absolute Glaubwürdigkeit meines Amtes geben.«

Ambler wurde immer frustrierter. Deschesnes war offensichtlich unschuldig, und genau deshalb war er auch irrelevant. Er war nur ein ganz normaler, alternder Franzose. Seine private Moral mochte zweifelhaft sein, aber seine Integrität als Direktor der IAEA stand außer Zweifel.

Ambler schloss für einen Moment die Augen. Und dann wusste er, was er zu tun hatte.

»*Vous êtes fou! Absolument fou*«, war der erste Ausruf, mit dem Deschesnes reagierte, als Ambler ihm die Situation erklärt hatte.

»Vielleicht«, erwiderte Ambler freundlich. Er musste das Vertrauen des Franzosen gewinnen. »Aber denken Sie mal nach. Die Leute, die mich geschickt haben, meinen es ernst. Und sie verfügen über die nötigen Ressourcen. Wenn ich Sie nicht töte, dann werden sie einen anderen Agenten schicken. Aber wenn wir sie davon überzeugen können, dass Sie bereits tot sind? Wenn Sie eine Zeit lang untertauchen, dann habe ich die Chance, herauszufinden, wer Sie töten lassen wollte. Nur so können Sie Ihr Leben retten.«

Deschesnes starrte ihn an. »Wahnsinn!« Er schwieg und fragte dann: »Und wie soll das Ganze ablaufen?«

»Wenn ich die Details ausgearbeitet habe, kontaktiere ich Sie. Wahrscheinlich in ein paar Stunden«, antwortete Ambler. »Gibt es einen Ort, an dem Sie eine Woche lang untertauchen können?«

»Meine Frau und ich haben ein Haus auf dem Land.«

»Bei Cahors«, unterbrach Ambler ungeduldig. »Das wissen die. Da können Sie nicht hin.«

»Joëlles Familie besitzt ein Landhaus bei Dreux. Im Winter steht es leer ...« Er unterbrach sich. »Nein. Nein, ich darf sie da nicht hineinziehen. Ich *will* sie da nicht hineinziehen.«

»Hören Sie zu«, sagte Ambler nach einer langen Pause. »Ich brauche bestimmt nicht länger als eine oder zwei Wochen, um die Sache aufzuklären. Sie sollten sich ein Auto mieten. Nehmen Sie nicht Ihr eigenes. Fahren Sie nach Süden und bleiben Sie ein paar Wochen irgendwo in der Provence. Wenn mein Plan funktioniert, dann werden Ihre Feinde

nicht nach Ihnen suchen. Schicken Sie mir Ihre Telefonnummer an diese E-Mail-Adresse.« Ambler schrieb sie auf einen Zettel. »Ich rufe Sie an, sobald die Gefahr vorüber ist.«

»Und falls Sie nicht anrufen?«

Dann bin ich tot, dachte Ambler. »Ich werde anrufen«, sagte er mit einem kühlen Lächeln. »Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.«

Kapitel sechzehn

Langley, Virginia

Clayton Castons Blick wanderte gegen seinen Willen immer wieder zu dem Kaffeefleck auf Caleb Norris' beigefarbenem Teppichboden. Wahrscheinlich würde er bis in alle Ewigkeit dort bleiben. Vielleicht war der einzige Ausweg, so lange zu warten, bis der restliche Teppich auch voller Kaffeeflecken war. Dann wäre die Farbe wenigstens wieder einheitlich. Kein schlechter Gedanke: etwas verbergen, indem man seine Umgebung daran anpasst. An dieser Idee war etwas dran.

Norris' Stimme unterbrach seine Grübeleien: »Also, was ist passiert?«

Caston blinzelte. Stäubchen tanzten in dem Morgenlicht, das durch Norris' Fenster drang. »Nun, wie du weißt, haben eine Menge Leute irgendwann mal mit ihm zusammengearbeitet. Also habe ich versucht herauszuindeln, wo er zum letzten Mal im Einsatz war: in Taiwan. Und das brachte mich auf den OIC, den verantwortlichen Vorgesetzten. Weil auf dem Abschlussbericht die Unterschrift des OIC auftauchen müsste, der den Einsatz autorisiert hat. Und ich denke, der OIC müsste Tarquin kennen. Ihn vielleicht sogar unter seinem richtigen Namen kennen. Vielleicht hat er Tarquin selbst rekrutiert.«

»Und welcher Name stand neben dem Kreuzchen?«

»Keine Unterschrift. Die Autorisierung war codiert. Der Deckname des OIC war Transience.«

»Und wer ist Transience?«

»Konnte ich leider nicht herausfinden.«

»Unser Job wäre wirklich leichter, wenn die CIA die wahren Identitäten der Cons-Ops-Agenten kennen würde«, sagte Norris grimmig. »Dieses verdamnte Informations-Partitionierung führt viel zu oft dazu, dass man im Dunkeln tappt und nur den eigenen Hintern findet.«

Der Revisor sah ihn herausfordernd an. »Wie gesagt, ich konnte nichts finden. Also wirst du für mich suchen. Ich will, dass du mit der Person sprichst, die die Political Stabilization Unit leitet. Ruf Undersecretary Ellen Whitfield an und frag sie direkt danach. Du bist ein ADDI, dir muss sie wohl Auskunft geben.«

»Transience«, wiederholte Caleb Norris. »Ich kriege allmählich ein ganz mieses Gefühl bei der ...« Er unterbrach sich, als er Castons Stirnrunzeln sah. »Ich meine, dass es zu viele Unbekannte in der Gleichung gibt. Du sagst doch immer, dass Risiko und Unsicherheit zwei verschiedene Dinge sind, oder?«

»Sicher. Risiko ist quantitativ bestimmbar. Unsicherheit nicht. Es ist eine Sache, wenn man weiß, dass man wenigstens eine Fünfzig-Prozent-Chance hat, dass etwas funktioniert. Und eine ganz andere, wenn man nicht mal weiß, wie die Chancen liegen.«

»Also geht es darum, ob man weiß, was man nicht weiß. Oder nicht weiß, was man nicht weiß.« Norris holte tief Luft und drehte sich zu Caston um. »Ich befürchte, dass wir uns in einer Situation befinden, in der wir nicht mal wissen, *wie viel wir nicht wissen*.«

Als Caston in sein Büro zurückkam, verspürte er ein wachsendes Gefühl der – nun, wahrscheinlich war es Unsicherheit. Adrian wirkte wie immer unpassend gut gelaunt, aber wenigstens Castons Schreibtisch war beruhigend ordentlich: Füller und Bleistift lagen nebeneinander, berührten sich aber nicht. Die dünne Mappe lag genau fünf Zentimeter links davon, und sein Computerbildschirm stand exakt parallel zur Schreibtischkante.

Caston ließ sich schwer in seinen Stuhl fallen. Seine Hände schwebten über der Tastatur. Risiko, Unsicherheit, Unwissenheit. Die Begriffe wucherten in seinem Verstand wie Algen am Meeresgrund.

»Adrian«, sagte er abrupt. »Ich habe eine Keramikurne, die mit schwarzen und weißen Bällen gefüllt ist.«

»Wirklich?« Der junge Mann sah sich vorsichtig in Castons Büro um.

»Stellen Sie sich vor, ich hätte eine«, grummelte der Revisor.

»Super.«

»Sie wissen, dass genau die Hälfte der Bälle schwarz, und die andere Hälfte weiß ist. Es sind tausend Bälle. Fünfhundert schwarze, fünfhundert weiße. Jetzt sollen Sie blind einen Ball ziehen. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Ball schwarz ist?«

»Ah, fünfzig Prozent?«

»Jetzt stellen Sie sich vor, ich hätte noch eine weitere Urne, die in derselben Ballfabrik gefüllt wurde. Sie wissen, dass sie schwarze Bälle oder weiße Bälle oder beides enthält. Aber mehr wissen Sie nicht. Keine Ahnung, ob mehr weiße oder mehr schwarze Bälle in der Urne sind. Vielleicht sind alle Bälle schwarz. Oder alle weiß. Vielleicht sind es je gleich viele. Vielleicht ist nur ein Ball in der Urne, vielleicht sind es aber auch tausend. Sie wissen es einfach nicht.«

»Also weiß ich eigentlich gar nichts«, sagte Adrian. »Nur, dass schwarze und/oder weiße Bälle in der Urne sind. Richtig?«

»Richtig. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass Sie einen schwarzen Ball herausziehen?«

Adrian legte seine glatte Stirn in Falten. »Woher soll ich wissen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist? Es könnten hundert Prozent sein oder

null. Und alles, was dazwischenliegt.« Er fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes schwarzes Haar.

»Richtig. Aber wenn Sie eine Wahrscheinlichkeit bestimmen *müssten*? Stünden die Chancen zehn zu eins, dass der Ball schwarz ist? Hundert zu eins? Null zu eins? Was schätzen Sie?«

Der junge Mann zuckte mit den Schultern. »Ich müsste wieder eins zu eins sagen. Fünfzig Prozent.«

Caston nickte. »Das würde jeder Experte genauso machen. Man sollte sich in einer Situation, über die man fast nichts weiß, genauso verhalten wie in einer Situation, über die man fast alles weiß. In den zwanziger Jahren gab es einen Ökonomen namens Frank Knight, der zwischen Risiko und Unsicherheit streng unterschied. Er sagte, dass beim Risiko Zufälligkeiten durch Wahrscheinlichkeiten gezähmt werden. Bei Unsicherheit weiß man nicht mal, was die Wahrscheinlichkeiten sind. Aber ganz so einfach ist es nicht. Von Neumann und Morgenstern erkannten, dass sogar Unwissenheit quantitativ bestimmt wird. Sonst würden alle unsere Systeme zusammenbrechen.«

»Hat Ihr Vortrag etwas mit einer Urne zu tun, auf der >Tarquin< steht, Meister?« Adrians Lippen-Piercing glitzerte im Neonlicht.

Caston gab ein Geräusch von sich, das irgendwo zwischen einem Grunzen und einem Lachen lag. Er griff nach der Fotokopie eines taiwanesischen Zeitungsartikels aus der Mappe, die man ihm heute Morgen geschickt hatte. Caston konnte den Artikel nicht lesen, und eine Übersetzung war nicht dabei. »Sprechen Sie zufällig Chinesisch?, fragte er hoffnungsvoll.

»Mal sehen. Zählt *dim sum*?«

»Entschuldigung. Koreanisch, nicht wahr?«, fragte Caston unsicher.

»Kein Wort«, sagte Adrian heiter.

»Ihre Eltern sind aber aus Korea eingewandert. Oder stimmt das auch nicht?«

»Das ist ja der Grund.« Er grinste verschmitzt. »Sie mussten lernen, wie man >Räum dein Zimmer auf< auf Englisch sagt. Ein ungeheurer Zeitgewinn für mich.«

»Ach so.«

»Tut mir leid, dass ich Sie enttäuschen muss. Ich mag nicht einmal Kimchi. Kaum zu glauben, ich weiß.«

»Dann haben wir ja wenigstens eines gemeinsam«, sagte Caston trocken.

Ambler musste eine Menge Dinge erledigen, und die Zeit war knapp. Er konnte Fentons Leute nicht länger um Hilfe bitten, weil er sie an der Nase herumführen wollte. Also mussten Einfallsreichtum und Optimismus das gut bestückte Warenlager ersetzen.

Am späten Nachmittag hatte Ambler endlich alles besorgt, was er brauchte. Er entschloss sich, Generaldirektor Deschesnes' Zweitwohnung bei der Metrostation Boucicaut zu besetzen und dort eine provisorische Werkstatt einzurichten. Die Wohnung würde seinen Ansprüchen genügen. Er öffnete drei Dosen Bouillon mit einem Dosenöffner und hatte danach drei runde Stahlscheiben. Mit Gummilösung klebte er eine dünne Lage Schaumstoff, der bei der Verpackung eines billigen Radioweckers dabei gewesen war, auf die Rückseite. Die drei Blutbeutel bastelte er aus extradiinnen Latexpräservativen und einer Flasche dickflüssigem Theaterblut aus einem Kostümladen – Les Ateliers du Costume – im neunten Arrondissement.

Schließlich entfernte er mühselig die Zündhütchen aus einigen .284-Zentralfeuer-Gewehrpatronen, die Fentons Waffenmeister ihm mitgegeben hatte. Es war schwieriger, als er gedacht hatte. Die Lazzaroni-Hülsen erschwerten die Entfernung des Zündhütchens, das in den Boden der Hülse eingepresst war, besonders. Er musste ohne Spezialwerkzeug arbeiten und sich mit den Schraubendrehern und Pinzetten behelfen, die er in einem nahe gelegenen Eisenwarenladen gefunden hatte. Wenn er zu viel Druck auf den Rand des Hütchens ausübte, riskierte er, die Treibladung zu zünden, die Patronenhülse würde explodieren und ihn schwer verletzen. Die Arbeit ging nur sehr langsam voran. Das Zündhütchen einer Zentralfeuerpatrone enthielt nur winzige Spuren des Initialzünders. Er musste vier Patronen zerlegen, damit er aus den Zündsätzen einen funktionierenden Knallfrosch basteln konnte.

Nach weiteren anderthalb Stunden war das Ensemble komplett: Die Zündsätze hatte er zwischen die Latex-Blutbeutel und die Metallscheiben geklebt und durch einen dünnen Draht mit einer Neun-Volt-Batterie verbunden.

Als Ambler Laurel in der obersten Galerie des Centre Pompidou traf, war er stundenlang unterwegs gewesen und hatte die Requisiten für das mörderisch wirkende Drama zusammengestellt, das einen wirklichen Mord verhindern sollte.

Zuerst reagierte Laurel auf seine ausführlichen Erklärungen mit fassungslosem Staunen. Aber schon bald kam ihre bemerkenswerte Selbstdisziplin wieder zum Vorschein. Allerdings gab es ein Problem, das immer deutlicher wurde, je länger er den Plan mit ihr durchsprach. Sie

erkannte es auch.

»Wenn jemand sieht, wie ein Mann angeschossen wird«, sagte sie, »dann ruft er einen Notarztwagen.«

Ambler runzelte die Stirn und grübelte über diesen berechtigten Einwand nach. »Ein Sanitäter würde nach zwei Sekunden merken, dass an der Sache etwas faul ist. Die ganze Täuschung würde auffliegen, und das darf nicht passieren.« Er musste sich schnellstens eine Lösung überlegen oder den Plan aufgeben. »*Verdammt*«, sagte er halblaut. »Wir müssen selbst einen Krankenwagen auftreiben und wir brauchen einen Fahrer.«

»Du kannst ja mal beim Roten Kreuz anrufen«, spottete Laurel. »Die sind doch immer sehr hilfsbereit ...«

»Dein Sarkasmus ist mir keine Hilfe, Laurek«, sagte er gleichzeitig bittend und vorwurfsvoll.

»Sarkasmus hilft dir freilich nicht«, sagte sie. »Aber vielleicht kann ich dir helfen. Und zwar, indem ich den Krankenwagen fahre.«

Sein besorgter Blick schmolz zu einem bewundernden Staunen, und er konnte ihr nicht widersprechen. Sie hatte recht. Nur so würde es gehen. Während sie Arm in Arm nach Süden in Richtung Seine spazierten, erörterten sie die Details des neuen Plans. Der Mann im Brooks-Brothers-Anzug war wieder da, sie versuchten also, entspannt zu wirken. Fenton durfte auf keinen Fall Verdacht schöpfen. Laurel gab zwar zu, dass ihr die ganze Situation wie ein Ausflug ins Gruselkabinett vorkam, aber sie hatte begriffen, dass es im Moment keine andere Realität für sie gab. Also würde sie versuchen, damit zu leben, genau wie er es getan hatte.

Er drehte sich zu ihr um und verschlang sie mit den Blicken, ihre schlanke Figur, ihr welliges kastanienbraunes Haar. Ihre Haselnussaugen mit den grünen Flecken, die wie Einschlüsse in geschliffenem Topas leuchteten. Mit jedem Blick, den sie ihm zuwarf, mit jeder Frage, die sie stellte, jedem sanften Druck auf seinen Arm sagte sie ihm, dass sie ihm vertraute und bereit war, alles zu tun, was er von ihr verlangte.

»Okay«, sagte sie. »Jetzt müssen wir nur noch einen Krankenwagen organisieren.«

Ambler sah sie mit liebevoller Bewunderung an. »Weißt du was? Du lernst unheimlich schnell.«

Die Clinique du Louvre war in einem eleganten Gebäude untergebracht, das beinahe einen ganzen Häuserblock füllte. Das Erdgeschoss bestand aus großen beigefarbenen Steinquadern mit riesigen Bogenfenstern, weiter oben aus unzähligen kleineren Doppelfenstern und beigefarbenem Ziegelwerk. Die Klinik befand sich genau zwischen dem größten Museum – dem Louvre – und dem größten Kaufhaus – Les Grand-Magasins de la

Samaritaine – von Paris. Genau gegenüber lag auf der Nordseite die Kirche Saint-Germain l'Auxerrois. Einen Häuserblock südlich befand sich der Quai du Louvre, und wieder hundert Meter weiter spannte sich die Pont Neuf über den Fluss. Das Krankenhaus lag zentral und war aus vielen Richtungen leicht erreichbar. Außerdem war es der ideale Ort, um einen Krankenwagen zu organisieren: Die Stadtverwaltung unterhielt hier eine riesige Flotte von Notfallfahrzeugen mit den dazugehörigen Rettungshelfern. Viel mehr, als eigentlich gebraucht wurden.

Ambler stand allein vor dem Krankenhaus und versetzte sich durch schiere Willenskraft in einen Zustand eiskalter Ruhe. Er atmete die Mischung aus Veilchenduft und Teergeruch ein, die von dem feuchten Straßenbelag aufstieg, den öligen Geruch der Abgase und den leichten, organischen Gestank von Hundekot. Paris war eine Stadt der Hundeliebhaber. Und widerstand allen Gesetzen, die regelten, wie mit den Kötteln der Verbeiner zu verfahren war. Jetzt war es so weit. Das Spektakel konnte beginnen.

Auf Amblers Signal hin ging Laurel zu dem Wachmann, der in einem Glaskiosk am Eingang des runden Parkhauses saß. Sie wirkte wie eine Touristin, die sich verlaufen hatte. Der Wachmann – ein harmlos wirkender Mann mit einer Papageiennase und einem Feuermal auf dem beinahe kahlen Schädel – war allein mit seinem Telefon, seinem altmodischen Computer und seinem Spiralblock, auf dem er notierte, welche Fahrzeuge das Parkhaus verließen. Er sah sie aufmerksam, aber nicht feindselig an. Ein Mann, der in einem Wachhäuschen ausharren musste, freute sich immer über den Anblick einer schönen Frau. Ihr Französisch war genauso schlecht wie sein Englisch, und schon bald faltete sie einen riesigen Stadtplan auseinander und hielt ihn dem Mann vor die Papageiennase.

Während die Sicht des Wachmanns durch einen Quadratmeter Michelin-Karte verdeckt wurde, glitt Ambler leise über das niedrige, automatische Sicherheitstor und rannte die Betonrampe zum ersten Parkdeck hinauf, wo eine kleine Flotte leuchtend weißer Renault-Rettungswagen mit orangefarbenen Leuchtstreifen und blauer Beschriftung parkte. Die meisten waren kantig, mit gedrunghenen Motorhauben und tiefer gelegtem Chassis. Es waren Ersatzfahrzeuge, die nur selten benutzt wurden, aber offenbar wurden sie regelmäßig gewaschen und gepflegt. Sie glänzten weiß im trüben Parkhauslicht. Er wählte einen Mini-Rettungswagen, wahrscheinlich das älteste Auto im gesamten Parkhaus. Den Schließzylinder zu knacken, dauerte nur Sekunden. Etwas länger dauerte es, einen Blanko-Schlüssel so zurechtzufilen, dass er in das Zündschloss passte. Aber zehn Minuten später hatte er es geschafft. Er

testete den Schlüssel mehrmals, denn er war sicher, dass das Motorengeräusch in dem geschäftigen Parkhaus neben der viel befahrenen Straße niemandem auffallen würde.

Aber sein Gefühl der Befriedigung verschwand sofort, als ihm wieder bewusst wurde, welche Schwierigkeiten er überwinden musste. Es konnte viel zu viel schiefgehen.

Zwei Stunden später zerlegte Ambler im Hotel Beaubourg das TL7-Sturmgewehr sorgfältig in seine Einzelteile und vergewisserte sich, dass der Verschluss gut geölt und sauber war. Dann baute er es wieder zusammen, nur den Schalldämpfer setzte er noch nicht auf die Mündung. Wenn der an Scharnieren befestigte Schaft umgeklappt war, ließ sich das Gewehr unauffällig in einer Sporttasche verstauen. Er zog sich einen Jogginganzug und Turnschuhe an, als wäre er auf dem Weg in ein Fitnessstudio. In der Lobby winkte er dem Concierge fröhlich zu. »Le Jogging«, sagte er lächelnd.

Der Concierge zuckte lächelnd mit den Achseln. Seine Gedanken waren ihm deutlich vom Gesicht abzulesen: *Diese Amis und ihr Fitnessfimmel.* »Bis später, Monsieur Mulvaney.«

Wenige Minuten später traf Ambler sich mit Laurel vor dem Centre Pompidou. Leise und schnell gingen sie noch einmal alle Schritte des Plans durch, den sie gleich ausführen würden. Ambler sah sich immer wieder um, seine Sinne waren hellwach. Es schien alles in Ordnung zu sein, jedenfalls entdeckte er nichts Ungewöhnliches. Der Ablauf der Aktion war genau ausgeklügelt, jetzt durfte nichts mehr dazwischenkommen.

Um viertel vor fünf erschien Benoit Deschesnes wie beinahe jeden Nachmittag zu seinem Abendspaziergang im Jardin du Luxembourg, einer sechszwanzig Hektar großen Oase der Ruhe, dem Naherholungsgebiet mitten im sechsten Arrondissement. Ambler beobachtete ihn durch sein Kompaktfernglas. Erleichtert registrierte er, dass der Generaldirektor sich ganz natürlich und flüssig bewegte. Er wirkte gedankenverloren, und vielleicht war er das ja auch.

Ambler hatte irgendwann gehört, dass die Schriftsteller der »Verlorenen Generation« vor Jahrzehnten im Jardin du Luxembourg Tauben gefangen hatten, um nicht zu verhungern. Heutzutage waren mehr Kinder als Künstler im Park. Die Anlagen waren nach bester französischer Tradition formal gestaltet, die Bäume in geometrische Formen gestutzt. Sogar im Winter konnten Kinder auf dem alten Karussell fahren oder sich eine Aufführung des Grand-Guignol-Puppentheaters ansehen.

Diese Gedanken streiften Amblers Bewusstsein nur flüchtig. Er konzentrierte sich voll und ganz auf sein eigenes Grand-Guignol-

Theaterstück. Wie er gehofft hatte, war ihm sein Beschatter bereits aufgefallen. Der Brooks-Brothers-Amerikaner stand vor einer Statue und tat so, als lese er konzentriert die Inschrift auf dem Sockel. Einige Hundert Meter weiter spielten ein paar Franzosen in Bluejeans *Pétanque*, andere beugten sich über Schachtische. Aber insgesamt war der Park relativ leer.

Ein erneuter Blick durch das Fernglas bestätigte Ambler, dass Deschesnes wie besprochen ziellos herumschlenderte. Seine geöffnete Jacke flatterte im Wind, sein weißes Hemd war sichtbar. Er setzte sich einen Moment lang auf eine Parkbank, wohl um auszuruhen und den Springbrunnen zu bewundern, der trotz der Jahreszeit in Betrieb war. Der Himmel war wolkenlos, und die Abendsonne warf lange Schatten über die kahlen Blumenbeete. Der Physiker erschauerte.

Ambler hoffte, dass Deschesnes sich seine Instruktionen gut eingeprägt hatte. Direkt über den Blutbeuteln war sein weißes Hemd mit einer Rasierklinge unsichtbar angeritzt. Deshalb würde der Stoff aufplatzen, wenn die winzigen Sprengladungen explodierten.

»Vergessen Sie eines nicht«, hatte Ambler dem Physiker eindringlich gesagt. »Übertreiben Sie es nicht mit der Dramatik, wenn die Knallfrösche explodieren. Vergessen Sie alles, was Sie im Fernsehen oder im Theater gesehen haben. Werfen Sie sich nicht nach hinten. Lassen Sie sich nicht nach vorne fallen. Greifen Sie sich nicht mit den Händen an die Brust. Sinken Sie einfach sanft zu Boden, als seien Sie plötzlich unendlich müde geworden.« Ambler wusste, die Blechscheiben würden verhindern, dass Deschesnes sich verletzte. Aber der explodierende Zündsatz würde ihn trotz der Vorwarnung mit einem ohrenbetäubenden Knall gehörig erschrecken. Das ließ sich nicht vermeiden, und das war gut so. So würde seine Reaktion auf die »Schüsse« noch viel glaubwürdiger wirken.

Es dauerte einige Minuten, bis Ambler den Mann entdeckt hatte, der mit einem Feldstecher die Szenerie aus dem Fenster eines eleganten Apartmenthauses am Rand des Parks beobachtete. Der Mann konnte zwar aus seiner jetzigen Position nur Deschesnes' Rücken sehen, aber das würde genügen. Nur ein Profi hätte in Ambler etwas anderes vermutet als einen Fitnessfanatiker im Jogginganzug, der von seinem Training zurückkehrte und seine Sporttasche über der Schulter trug. Ambler scannte den Park so lange, bis er auch die Brünette im halblangen Mantel entdeckt hatte. Die Beschatter harrten geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Sie waren sein Publikum, aber ob sie die einzigen Beobachter waren, wusste er nicht. Nachdem Ambler sich davon überzeugt hatte, dass kein weiterer Zivilist ihn beachtete, schlug er sich lautlos in die immergrünen Büsche. Sechzig Meter vom Brunnen entfernt setzte er den Schalldämpfer

auf die Mündung seines Gewehrs. Er hatte freie Sicht auf Deschesnes. Ambler aktivierte das kleine Walkie-Talkie, das er in der Sporttasche mitgebracht hatte. Er hielt sich das Mikrofon dicht an den Mund und sprach leise hinein.

»Deschesnes. Wenn Sie mich hören können, kratzen Sie sich am Ohr.«
Einen Moment später gehorchte der Physiker.

»Ich zähle jetzt von fünf auf null. Wenn ich eins sage, drücken Sie auf den Schalter in Ihrer Tasche und schließen den Stromkreis. Keine Angst. Gleich haben Sie es geschafft.«

Er sah sich um. Eine junge Frau näherte sich der Bank, blieb aber nicht stehen. Ein Grüppchen Menschen unterhielt sich in einer Entfernung von ungefähr dreißig Metern. Sie würden ideale Augenzeugen abgeben. Er hob das Gewehr und ließ die Mündung mit dem Schalldämpfer ein paar Zentimeter aus dem Gebüsch ragen. Fentons Brünette sollte ihn sehen. »Fünf, vier, drei, zwei, eins.« Er feuerte zweimal, dann noch ein drittes Mal. Ein deutliches Spuckgeräusch begleitete jeden Druck auf den Abzug, das Geräusch eines Gewehrs mit Schalldämpfer. Eine kleine Dampfwolke war vor der Mündung sichtbar. Das menschliche Auge konnte unmöglich erkennen, ob tatsächlich Geschosse ausgetreten waren oder nicht.

Mit perfektem Timing spritzte dreimal hintereinander rotes Blut durch Deschesnes' Hemdbrust. Der Generaldirektor gab ein lautes Gurren von sich – Ambler sah durch das Visier, dass seine Augen schreckgeweitet waren – und sackte von der Bank auf den kalten Boden. Auf dem weißen Stoff breiteten sich Blutflecken aus, die rote Flüssigkeit begann, in den Boden zu sickern.

Die *Petanque* spielenden Männer hatten gesehen, was passiert war. Sie rannten los, zuerst auf die Leiche zu. Aber als sie sich der Gefahr bewusst wurden, kehrten sie um und rannten davon. Schnell nahm Ambler den Schalldämpfer ab, klappte den Schaft an und verstaute das Gewehr in seiner Tasche. Dann wartete er. Eine endlose Minute lang geschah nichts. Dann hörte er das Martinshorn eines Krankenwagens. Er nahm einen weißen Ärztekittel aus der Tasche und warf ihn über. Wie besprochen parkte Laurel den Rettungswagen und rannte auf die »Leiche« zu.

Jetzt rannte auch Ambler mit flatterndem Kittel zum Wagen und holte eine Trage. Er brauchte ungefähr dreißig Sekunden. Als er bei Laurel ankam, die wie er einen weißen Kittel trug, stand sie stumm und bleich vor Deschesnes und starrte auf ihn hinunter. »Er ist tot«, sagte sie mit zitternder Stimme.

»Alles klar«, sagte Ambler und hievte den Körper auf die Trage.

Da stimmte etwas nicht!

»Nein, Hal. Er ist wirklich tot.« Laurel sah ihn mit Entsetzen in den

Augen an.

Ambler spürte, wie seine Eingeweide zu Eis wurden. Das war unmöglich.

Aber der Körper war schlaff und schwer. Wie eine echte Leiche.

»Wir müssen ihn hier wegbringen«, murmelte Ambler. Er konzentrierte sich nur auf den Mann auf der Trage. Und dann sah er es.

Ein winziger Blutsfaden sickerte aus dem Haaransatz des Mannes. Darüber befand sich ein kleiner Kreis verklebter, dunkler Haare. Ambler tastete Deschesnes' Kopfhaut mit den Fingerspitzen ab. Ihm wurde schwindlig, alles begann sich zu drehen. Ein paar Zentimeter über der Stirn fand er ein Loch, das von einem kleinkalibrigen Projektil stammte. Ein Kopfschuss, der augenblicklich getötet hatte. Blut war kaum ausgetreten. Ein Schuss, der von oben abgefeuert worden sein musste – aus einem der unzähligen Verstecke, die ein Heckenschütze sich ausgesucht haben konnte. Aber wer hatte den wichtigsten Waffeninspektoren der UNO erschossen? Jemand, der entweder im Park oder in den angrenzenden Gebäuden gelauert hatte.

Hastig verfrachteten sie die Leiche in den Krankenwagen. Sie konnten sie nicht zurücklassen, denn sonst würden die Knallfrösche Amblers vereitelten Plan ans Licht bringen. Aber es war schon zu viel Zeit vergangen. Der Rettungswagen hatte inzwischen neugierige Spaziergänger angelockt. Ambler schloss die Hintertür und begann, Deschesnes zu entkleiden. Er nahm die Blutbeutel und die Knallfrösche ab und wischte die Flüssigkeit von Deschesnes Brust.

Jetzt hämmerte jemand an die Tür des Krankenwagens. Er schreckte auf.

»Ouvrez la porte! C'est la police!«

Was sollte das denn? Wollte der Polizist etwa mit ihnen ins Krankenhaus fahren? War das hier üblich? Das konnte Ambler auf keinen Fall zulassen. Wie würde der Beamte wohl auf zwei Amerikaner und eine Leiche in einem gestohlenen Krankenwagen reagieren?

Ambler kletterte hastig nach vorne und setzte sich auf den Fahrersitz. Der Motor lief immer noch. Ursprünglich hatten sie geplant, zum Bois de Boulogne zu fahren, wo Deschesnes seinen Mietwagen geparkt hatte. Aber das hatte jetzt keinen Sinn mehr. Sie mussten ein Versteck finden. Er legte den Gang ein. Er hatte jetzt wirklich keine Zeit für einen Plausch mit der Gendarmerie.

Ambler warf im Rückspiegel einen Blick auf die Szene hinter ihm. Ein Polizist brüllte ärgerlich in sein Funkgerät. Am Rand des Parks stand abseits der Schaulustigen die Brünette im halblangen Mantel, die ihr Handy am Ohr hatte. Ambler hoffte, dass sie nur über eine erfolgreich beendete Mission berichtete. Und dann bemerkte er aus dem Augenwinkel etwas,

das ihm einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

Zehn Meter hinter Fentons Agentin stand inmitten einer neugierigen Menschenmenge ein Mann, den er lieber nicht erkannt hätte. Ein Chinese. Ein zierlicher, gut aussehender Chinese. Der Scharfschütze aus dem Plaza-Hotel.

Kapitel siebzehn

Washington D.C.

Das US-Außenministerium in der C Street 2201 bestand eigentlich aus zwei miteinander verbundenen Einzelgebäuden. Eines stammte aus dem Jahr 1939, das andere war 1961 gebaut worden. Das ältere also vor dem Beginn eines Weltkriegs, das neuere aus der schlimmsten Phase des Kalten Kriegs. Jede Organisation hat ihre geschichtsträchtigen Orte, an denen institutionelle Erinnerungen gepflegt werden, die außerhalb dieser Mauern längst in Vergessenheit geraten sind. Viele Hörsäle und Konferenzräume des Außenministeriums trugen die Namen längst verstorbener Amtsträger. Zum Beispiel der Loy-Anderson-Room, der nach einem hochgeschätzten Fachmann für Nahost- und Afrika-Angelegenheiten aus den vierziger Jahren benannt war, oder die John-Foster-Dulles-Hall, deren Namenspatron im Kalten Krieg US-Außenminister gewesen war. Tief in den Eingeweiden des neueren Gebäudes befanden sich abgesicherte Tagungsräume, die keine Namen bekommen hatten, sondern nur anhand von Kennziffern und Kennbuchstaben identifiziert wurden. Der sicherste Tagungsraum wurde als Raum 0002A bezeichnet. Ein Besucher, der sich zufällig in den Keller verirrte, hätte ihn wahrscheinlich für eine Werkstatt der Hausmeister gehalten, genau wie die Räume, die an ihn grenzten. Das Konferenzzimmer lag in einem unterirdischen Flur mit Wänden aus grau gestrichenen Schlackensteinen. An der Decke verliefen Kupferrohre und Kabelleitungen aus Aluminium, nackte Leuchtstoffröhren erhellten den Gang mit ihrem kalten Licht.

Besprechungen, die dort stattfanden, wurden nicht beim Catering-Service angemeldet; in den 000-Räumen durfte man weder auf Gebäck noch auf Kekse oder Sandwichs hoffen. Diese Konferenzen waren schwer zu ertragen, also vermied man alles, was sie unnötig in die Länge hätte ziehen können.

Das Thema der Besprechung an diesem Morgen war allen Beteiligten überaus unangenehm.

Ethan Zackheim, der Vorsitzende des frisch zusammengestellten Teams, beobachtete die acht Leute am Tisch aufmerksam. Er suchte nach Anzeichen für unausgesprochene Vorbehalte. Er wusste, dass »Groupthink« – die Tendenz von Gruppenmitgliedern, sich einander anzuschließen und einer einheitlichen Interpretation zuzustimmen, mochten die Beweise auch noch so zweifelhaft, ungreifbar und zweideutig sein – sehr kontraproduktiv sein konnte.

»Sind sich alle über die Einschätzungen einig, die wir bisher gehört haben?«, fragte er.

Nur zustimmende Äußerungen wurden laut.

»Abigail«, wandte sich Zackheim an eine starkknochige Frau, die eine hochgeschlossene Bluse trug. »Bist du sicher, dass du die Daten der Signals Intelligence richtig gedeutet hast?«

Sie nickte. Ihr brauner Pony war steinhart gesprüht und unbeweglich. »Sie bestätigen unsere bisherigen Vermutungen, liefern aber keine eindeutigen Beweise«, sagte sie vorsichtig. »Aber in Kombination mit den anderen Daten unterstützen sie unsere bisherige Einschätzung.«

»Was hat dein Team bei der Bildanalyse herausgefunden, Randall?«, fragte Zackheim einen blassen jungen Mann, der mit gebeugten Schultern am Tisch saß.

»Sie haben die Bilder auf zwanzig verschiedene Arten verifiziert«, antwortete Randall Denning, der Experte für Bildanalyse. »Sie sind authentisch. Sie zeigen ein Subjekt, das Chandlers Leute als Tarquin identifiziert haben, bei der Ankunft am Flughafen Montreal-Dorval, nur wenige Stunden vor dem Attentat auf Kurt Sollinger. Wir haben die Authentizität des Überwachungsvideos geprüft und sehen keine signifikante Unsicherheit.« Er schob die Montreal-Fotos zu Zackheim, der sie sich genau ansah, obwohl er wusste, dass er mit bloßem Auge nichts entdecken würde, was der Abteilung für Bildanalyse und ihren computergestützten Analysemethoden entgangen sein könnte.

»Das Gleiche gilt für die Bilder aus dem Jardin du Luxembourg, die vor etwa vier Stunden aufgenommen wurden«, fuhr Denning fort.

»Sind Fotos nicht manchmal irreführend?« Zackheim sah ihn fragend an.

»Es geht nicht nur um das Foto als Objekt, sondern um unsere Fähigkeit, es zu interpretieren. Und die ist in den letzten Jahren unvergleichlich viel besser geworden als früher. Unsere Computer achten auf Schwellenwerte, Bildanalyse, alle möglichen Sättigungsgrade. Sie registrieren Varianzen, die sogar die meisten Experten übersehen würden.«

»Drücke dich gefälligst so aus, dass man dich versteht«, unterbrach ihn Zackheim.

Achselzuckend erwiderte Denning: »Du musst dir dieses eine Bild als eine enorm große Ansammlung einzelner Informationen vorstellen. Das Muster der Baumzweige, das Harz und die Flechten am Stamm – all das verändert sich täglich. Ein einfacher Baum sieht nie zwei Tage hintereinander gleich aus. Und hier haben wir eine komplexe Verteilung unterschiedlichster Objekte. Das Terrain hat eine sehr spezielle Kontur, die Schattenmuster sagen uns nicht nur, zu welcher Tageszeit das Bild

aufgenommen wurde, sondern enthalten auch noch unzählige Informationen über ansonsten unauffällige Objekte.« Er deutete mit einem schwarzen Stift auf den unteren Bildrand. »In der Vergrößerung sieht man hier einen Kronkorken, etwa drei Zentimeter vom Kiesweg entfernt. Einen Orangina-Kronkorken. Und der lag gestern noch nicht dort.«

Zackheim trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf den Tisch. »Das ist ja kein besonders aufregendes Indiz ...«

»In meiner Abteilung nennen wir solche Details den ›täglichen Detritus‹, alles, was sich von Tag zu Tag so ansammelt. Und nur diese Details machen Echtzeit-Archäologie überhaupt möglich.«

Zackheim sah ihn grimmig an. »Wir sind dabei, etwas anzuordnen, das so schrecklich und irreversibel ist wie ein Herzinfarkt. Ich muss sicherstellen, dass wir alle Eventualitäten berücksichtigt haben. Bevor wir Tarquin als ›unrettbar‹ einstufen, müssen wir jede Einzelheit gewissenhaft untersuchen.«

»Sicherheit gibt es nur in Arithmetik-Lehrbüchern.« Der Sprecher war ein beliebter Mann mit kugelförmigem Kopf, der eine schwere schwarze Hornbrille trug. Sein Name war Matthew Wexler, und er gehörte seit zwanzig Jahren dem INR, der nachrichtendienstlichen Abteilung des Außenministeriums, an. Ein unscheinbarer, oft ungepflegt wirkender Mann, der aber einen ungeheuer scharfen Intellekt besaß, den ein ehemaliger Außenminister einmal mit einem Mähdrescher verglichen hatte. Wexler hatte die beinahe unheimliche Fähigkeit, riesige Datenmengen aufzunehmen, und aus ihnen klare, treffende Aussagen zu destillieren. Er übersetzte Daten in Anleitungen zum Handeln und er war sehr entscheidungsfreudig. In Washington waren solche Männer sehr selten, sehr gefragt und dementsprechend hoch geschätzt. »In der realen Welt der Entscheidungsfindung existiert so etwas wie Sicherheit nicht. Erst zu handeln, wenn man ganz sicher ist, bedeutet, viel zu spät zu handeln und wirkungslos zu werden. ›Keine Entscheidung ist auch eine Entscheidung‹, den Spruch gibt es nicht ohne Grund. Ohne Informationen kann man nichts entscheiden. Aber man kann eine Entscheidung nicht erst treffen, wenn man alle Informationen hat. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es einen Gradienten. Verantwortungsbewusstes Handeln ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit, den richtigen Grad von Teilwissen zu bestimmen.«

Zackheim versuchte, seinen Arger unter Kontrolle zu halten. Seit jemand dieses Credo das Wexler-Prinzip getauft hatte, zitierte der Analyst es bei jeder sich bietenden Gelegenheit. »Und haben wir deiner Ansicht nach diesen Grad erreicht?«

»Meiner Ansicht nach haben wir ihn längst überschritten«, sagte Wexler. Er streckte die Arme hoch und unterdrückte ein Gähnen. »Vielleicht darf ich eure Aufmerksamkeit noch einmal auf die Unklarheiten lenken, die seine früheren Einsätzen betreffen. Dieser Mann muss gestoppt werden. Und zwar diskret. Bevor er seine Arbeitgeber in Verruf bringt.«

»Sie meinen doch hoffentlich seine *ehemaligen* Arbeitgeber.« Zackheim wendete sich wieder dem blassen jungen Mann zu: »Und wir können ihn zweifelsfrei identifizieren?«

»Sehr gut sogar«, sagte Randall Denning. »Wie gesagt, hat Tarquin sein Äußeres zwar chirurgisch verändert ...«

»Ganz typisch für einen Agenten, der auf Abwege geraten ist«, unterbrach Wexler.

»Aber die grundlegenden Indizes sind unverändert«, fuhr Denning unbeirrt fort. »Den Augenabstand und die Neigung des Foramen supraorbitale kann man nicht verändern. Die Krümmung der Mandibula und der Maxilla müssen gleich bleiben, weil sonst die Dentition zerstört wird.«

»Was *zum Teufel* soll das nun wieder heißen?«, bellte Zackheim.

Der Experte für Bildanalyse sah sich unsicher um. »Das soll heißen, dass plastische Chirurgie an den Knochenstrukturen des Schädels nichts verändert. Nase, Kinn und Wangen sind oberflächliche Protuberanzen, also Ausstülpungen. Wenn man ein Gesicht identifizieren will, kann man dem Computersystem befehlen, diese Ausstülpungen zu ignorieren und nur die unveränderlichen Indizes zu beachten.« Er reichte Zackheim ein weiteres Foto. »Wenn das hier Tarquin ist« – das Bild zeigte einen Mann in den Dreißigern, das einzige westliche Gesicht in einer asiatischen Menschenmenge – »dann ist das hier ebenfalls Tarquin.« Er deutete mit dem Stift aus schwarzem Hartgummi auf das Bild aus der Überwachungskamera des Montrealer Flughafens.

Franklin Runciman, der stellvertretende Direktor von Consular Operations, hatte bisher nichts zum Gespräch beigetragen. Er war ein stämmiger Mann mit stechend blauen Augen, schweren Brauen und markanten Gesichtszügen. Sein Anzug wirkte teuer, der blaugraue Kammgarnstoff war in einem diskreten Karomuster gewebt. Mit finsterem Blick sagte er. »Ich sehe keinen Anlass dazu, die Entscheidung zu vertagen.«

Zackheim hatte sich darüber gewundert, ja sogar geärgert, dass Runciman an dem Treffen teilnehmen wollte. Schließlich hatte man ihn mit der Leitung beauftragt, und die Gegenwart eines höhergestellten Beamten würde seine Autorität untergraben. Aber jetzt sah er den

Vizedirektor erwartungsvoll an.

»Alle unsere Büros und Wachposten sollen sich in Bereitschaft halten«, sagte der Cons-Ops-Mann mit grollender Stimme. »Und ihre ›Abholdienste‹«, er sprach den Euphemismus mit hörbarem Widerwillen aus, »ihre ›Abholdienste‹ informieren und einsatzklar machen. Ihr Befehl lautet: festsetzen oder terminieren.«

»Wir sollten auch die anderen Behörden einschalten«, sagte Zackheim mit zusammengebrochenen Zähnen. »Das FBI und die CIA.«

Langsam schüttelte Runciman den Kopf. »Outsourcing ja, falls es nötig ist. Aber unsere amerikanischen Kollegen ziehen wir da nicht mit rein. Ich bin altmodisch. Ich habe schon immer daran geglaubt, dass man seine Fehler am besten selbst korrigiert.« Er legte eine Pause ein und richtete seinen stechenden Blick auf Ethan Zackheim. »Wir bei Cons Ops räumen unseren Dreck selbst weg.«

Kapitel achtzehn

Paris

Wann war es geschehen – und was genau war geschehen? Überall warteten Überraschungen, und Laurel war eine davon. Wieder einmal hatte sie ein traumatisches Erlebnis gehabt – und war doch nicht traumatisiert. Ihre Widerstandsfähigkeit war außergewöhnlich und gab auch ihm Kraft. Und durch die Nähe des Todes waren alle Emotionen, die bereits in ihnen erwacht waren, voll aufgeblüht. Nicht nur Angst, sondern auch andere, viel wichtigere Gefühle. Ihm fiel auf, dass er allmählich immer häufiger in der ersten Person Plural dachte: Wo früher nur ein *ich* gewesen war, gab es jetzt ein *wir*. Was zwischen ihnen war, bestand aus Worten, Blicken und geteilten Gefühlen. Aus ekstatischem Glück und abgrundtiefer Verzweiflung. Aus Schmerz und Heilung. Aus leisem Lachen. Es war so ungeheuer zerbrechlich, und doch kannte er nichts Stärkeres.

Ihm kam es vor wie ein kleines Wunder. Sie erschufen sich aus dem Nichts eine Art Normalität; sie redeten miteinander, als würden sie sich seit Jahren kennen. Wenn sie schliefen – gestern erst war ihm das bewusst geworden –, schmiegt sich ihre Körper ganz selbstverständlich aneinander. Ihre Gliedmaßen umschlangen sich, als seien sie dafür geschaffen. Wenn sie sich liebten, wenn sich ihre Körper miteinander vereinigten, spürte er Ekstase und Entzücken und manchmal sogar etwas noch Selteneres, Flüchtigeres: Klarheit, Ruhe, Seligkeit.

»Bei dir fühle ich mich sicher«, sagte Laurel, als sie sich unter der Decke aneinanderkuschelten. »Oder kränke ich dich, wenn ich so etwas sage?«

»Nein. Aber du forderst das Schicksal vielleicht heraus«, erwiderte Ambler mit einem kleinen Lächeln. Tatsächlich hatte er sich überlegt, ob sie das Hotel wechseln sollten. Aber wahrscheinlich war es riskanter, sich noch einmal woanders zu registrieren, als einfach hierzubleiben.

»Du wusstest ohnehin, wie ich mich fühle, oder?«

Ambler antwortete nicht.

»Seltsam«, sagte sie. »Es kommt mir so vor, als wüsstest du einfach alles über mich, obwohl das nicht sein kann.«

Meine Ariadne, dachte er. *Meine schöne Ariadne*. »In jedem Leben gibt es Fakten und Wahrheiten. Die Fakten kenne ich nicht, aber vielleicht erkenne ich ein paar Wahrheiten.«

»Du erkennst sie, weil du sie sehen kannst«, flüsterte Laurel. »Bestimmt ist es vielen Menschen unangenehm, so durchschaut zu

werden.« Sie schwieg einen Augenblick. »Wahrscheinlich sollte es mir genauso gehen. Als würde mein Unterrock raushängen, nur tausendmal schlimmer. Aber es ist mir nicht unangenehm. Das war es noch nie. Seltsam. Vielleicht ist es mir egal, ob du meinen Unterrock siehst. Vielleicht will ich, dass du mich so siehst, wie ich bin. Vielleicht bin ich es leid, dass Männer nur das in mir sehen, was sie sehen wollen. Es ist beinahe ein Geschenk, durchschaut zu werden.«

»Es gibt aber auch einiges *anzuschauen*«, sagte Ambler lächelnd und zog sie an sich.

Sie verschränkte die Finger wieder mit den seinen. »Es erinnert mich an das alte Kinderspiel: >Ich weiß, dass du weißt, dass ich weiß, dass du weißt ...«« Langsam breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus, als sei sein Lächeln in sie übergegangen. »Erzähl mir etwas über mich.«

»Ich glaube, du bist der sensibelste Mensch, der mir je begegnet ist«, sagte Ambler ernst.

»Du solltest wirklich öfter ausgehen«, grinste sie.

»Als kleines Mädchen warst du anders als die anderen, nicht wahr? Vielleicht, weil du immer ein bisschen weiter außen warst. Keine richtige Außenseiterin, aber jemand, der Dinge sah, die den anderen verborgen blieben. Auch in dir selbst. Als könntest du einen Schritt zurücktreten und alles aus größerer Distanz betrachten.«

Laurel lächelte nicht mehr. Sie starrte ihn gebannt an.

»Du bist ein fürsorglicher, ehrlicher Mensch, aber es fällt dir schwer, andere Menschen an dich heranzulassen. Die wahre Laurel Holland zeigt du nicht jedem. Aber wenn du jemanden ins Herz schließt, dann gilt das auch für immer, jedenfalls was dich angeht. Du bist sehr loyal. Du schließt nicht schnell Freundschaften, aber wenn du es tust, dann haben sie Bestand. Weil sie echt sind, nicht nur oberflächlich. Manchmal wünschst du dir vielleicht, dass es dir leichterfallen würde, Beziehungen zu knüpfen und zu beenden, so wie es andere Menschen tun.« Ambler schwieg einen Moment und fragte dann: »Liege ich richtig?«

Sie nickte stumm.

»Ich halte dich für einen sehr vertrauenswürdigen Menschen. Du bist keine Heilige – du kannst egoistisch und aufbrausend sein und damit die Menschen, die dir nahestehen, verletzen. Aber wenn es wirklich darauf ankommt, bist du für sie da. Du weißt, wie wichtig es ist, ein guter Freund zu sein. Es ist wichtig für dich, dass du Selbstdisziplin ausstrahlst, aber oft fühlst du dich hilflos. Es ist beinahe ein Akt des Willens und der Disziplin für dich, ruhig zu bleiben und die Situation unter Kontrolle zu halten. Also auch dich selbst zu kontrollieren.«

Sie blinzelte langsam, schwieg aber weiterhin.

»Es gab Zeiten, in denen du deine Gefühle allzu ehrlich gezeigt hast«, fuhr Ambler fort. »Und danach Angst hattest, du könntest zu viel von dir preisgegeben haben. Das hat dich ein bisschen vorsichtig, vielleicht sogar ein bisschen reserviert gemacht.«

Laurel holte tief Luft und atmete zitternd aus. »Du hast nur eines ausgelassen. Aber vielleicht warst du auch nur zu höflich, es mir zu sagen«, sagte sie leise. Ihre Stimme schwankte. Ihre Augen waren nur Zentimeter von den seinen entfernt, und er sah, wie sich ihre Pupillen weiteten.

Ambler presste seinen Mund auf ihren und umschlang sie in einer langsamen, endlosen Umarmung, die beinahe schon ein Liebesakt war. »Manches spricht man besser nicht aus«, flüsterte er nach einer Weile und er spürte – nein, er wusste –, dass die Wärme, die ihn durchströmte, auch sie einhüllte, wie ein Sonnenaufgang war, der sie erleuchtete und erglücken ließ.

Als sie später schweißbedeckt zwischen zerwühlten Decken nebeneinanderlagen, blickte sie zur Decke hinauf und begann zu sprechen: »Mein Dad war Vietnam-Veteran.« Ihre Stimme klang, als sei sie sehr weit fort. »Ich glaube, er war ein guter Mann, aber irgendwie beschädigt, fast wie mein Ehemann später. Vielleicht denkst du, dass mich solche Typen anziehen, aber das stimmt nicht. Es war einfach mein Schicksal.«

»Hat er deine Mom geschlagen?«

»Niemals«, sagte sie scharf. »*Kein einziges Mal*. Er hätte sie für immer verloren, wenn er die Hand gegen sie erhoben hätte. Und das wusste er auch. Man redet immer von unkontrollierbarer Wut, aber Wut ist fast immer kontrollierbar. Die Flut schießt den Strand hinauf, aber die Sandsäcke halten sie auf. Die meisten Menschen haben solche Sandsäcke in ihrem Leben. Dinge, die sie niemals sagen oder tun werden. Mein Vater wuchs auf einer Milchfarm auf, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er mir einen Melkschemel in die Hand gedrückt, sobald ich laufen konnte. Aber er musste seine Familie ernähren und sich deshalb der wirtschaftlichen Realität stellen. Also wuchs ich in einem Vorort von Norfolk in Virginia auf. Er arbeitete in einer Fabrik. Meine Mutter war Sprechstundenhilfe in einer Arztpraxis.«

»Vielleicht hast du deshalb zur Medizin gefunden.«

»Zumindest in einen Außenbezirk der Medizin.« Laurel schloss die Augen. »Der Ort, an dem ich aufwuchs, war nichts Besonderes, aber die Schule war gut, förderte künstlerische Begabung, und das war meinen Eltern wichtig. Sie dachten, ich hätte Talent. Mom wollte mich unbedingt fördern, vielleicht war es ihr sogar zu wichtig. Ich merkte ihr an, dass sie gehofft hatte, Dad würde mehr aus seinem Leben machen. Sie drängte ihn immer dazu, um eine Beförderung oder eine Gehaltserhöhung zu bitten.

Eines Tages sprach sie mit seinen Kollegen aus der Fabrik – vielleicht bei einem Kuchenverkauf in der Schule oder so –, und die machten ihr dann wohl klar, dass Dad nur aus Menschenfreundlichkeit in der Fabrik beschäftigt wurde. Wegen Vietnam wahrscheinlich. Also war mit einer Beförderung nicht zu rechnen. Ich wusste damals nicht, was passiert war, aber Mom veränderte sich danach. Zuerst war sie traurig und später ging sie die Sache ganz pragmatisch an. Sie hatte ihn zwar aufgegeben, aber da sie sich das Ganze selbst eingebrockt hatte, musste sie es auch auslöffeln.«

»Aber dich gab sie nicht auf.«

»Ich war ihre letzte Hoffnung, genau.« Ein Hauch von Bitterkeit schwang in ihren Worten mit. »Und als ich meinen ersten Oscar gewann und ihr vor einer Milliarde Fernsehzuschauern dankte, tja, da erfüllten sich alle ihre Wünsche und Träume.«

»Sie ist tot, stimmt's?«, fragte Ambler sanft. »Beide sind tot.«

»Sie war wahnsinnig stolz auf mich, als ich die Maria in einer Highschool-Aufführung von *West Side Story* spielte«, sagte Laurel mit belegter Stimme. Ambler sah, dass ihre Augen feucht geworden waren. Sie drehte sich zu ihm um, aber ihre Augen blickten nach innen, auf ein längst vergangenes Ereignis, das nun wieder präsent war. »Ich höre immer noch, wie mein Dad jubelte und pfiiff, als der Vorhang fiel. Es passierte auf der Heimfahrt.«

»Du musst es nicht erzählen, Laurel.«

Tränen liefen ihr die Wangen hinunter und benetzten das Kissen unter ihrem Kopf. »An einer Kreuzung war Glatteis. Ein städtischer Mülllaster hatte sich quer gestellt, und Dad war einfach nicht aufmerksam genug. Er hatte ein paar Bier getrunken, und sie waren beide glücklich. Er fuhr einen Firmenlaster voller Werkzeugmaschinen, und als er den Laster rammte, blieb der Wagen stehen, aber die Werkzeugmaschinen nicht. Das ganze schwere Zeug schoss nach vorne, meine Eltern wurden zerquetscht. Sie lagen noch zwei Tage im Koma, dann gaben sie auf und starben beinahe gleichzeitig.«

Sie kniff die Augen fest zusammen und drängte die Tränen zurück. »Vielleicht hat mich das verändert. Vielleicht auch nicht. Aber es wurde ein Teil von mir, verstehst du? Ein Tropfen Dioxin im Wasserreservoir.«

Die Zeit hatte dafür gesorgt, dass die Wunde verheilt und schließlich vernarbt war. Aber Ambler wusste, dass solche Narben immer wieder schmerzten. Er wusste auch, warum es ihr wichtig gewesen war, ihm davon zu erzählen. Warum sie wollte, dass er sie kennenlernte. Erfuhr, warum sie zu dem Menschen geworden war, der neben ihm lag. Sie wollte ihre Identität mit ihm teilen. Eine Identität, die aus Hunderttausenden Mosaiksteinchen, aus hunderttausend Zufällen und Erinnerungen

zusammengestückelt war, die zusammen doch eine einzigartige, nicht hinterfragbare Einheit bildeten. Eine Identität, die ihr gehörte, die *sie selbst war*.

Ambler spürte ein brennendes Gefühl, das ihm die Kehle zuschnürte. Erst nach einer Weile begriff er, dass *Neid in* ihm aufstieg.

Peking

War es möglich, in Sicherheit zu leben, ohne dabei in Isolation zu geraten? Beinahe ein Koan, dachte Präsident Liu Ang. Sicher, auch Zhongnanhai, die Stadt inmitten der Stadt, erschien ihm oft isoliert. Manchmal fragte sich der Präsident, ob er nicht wie der Kaiser Guangxu in einem luxuriösen Gefängnis lebte, einem goldenen oder wenigstens lackierten Käfig. Aber auf Sicherheitsvorkehrungen ganz zu verzichten, wäre egoistisch gewesen. Es ging um viel mehr als um sein persönliches Wohlbefinden. Aber aus dem gleichen Grund würde er auch niemals die Beschränkungen akzeptieren, die ihm seine besorgten Vertrauten auferlegen wollten. Er würde seine Staatsbesuche im Ausland niemals absagen, besonders nicht seine Rede beim bevorstehenden Weltwirtschaftsgipfel in Davos. Wenn er auf den Rat der Feigheit hörte, dann würde er den Elan verlieren, den seine Reformen brauchten, um zu gelingen.

Liu Angs Blick wanderte zum Fenster. Im Winter wirkten Nord-See und Süd-See so trübe und glanzlos wie die Augen eines erschlagenen Riesen. Der Gedanke ließ ihn erschauern. Auch Gewohnheit konnte den Schatten der düsteren Geschichte, der auf dem Gelände lag, nicht vertreiben.

Aber seine politische Agenda – sein Vermächtnis – musste das Wichtigste bleiben. Nicht sein Leben. Es wäre reiner Wahnsinn, diese Agenda auf dem Altar persönlicher Sicherheit zu opfern. Wenn sein Tod dazu beitragen konnte, die neue Ära der Freiheit und Demokratie einzuläuten, die er sich so sehnlich wünschte, dann hoffte er, dass er den Mut dazu bringen würde, diesen Tod anzunehmen. Aber im Moment sah es eher so aus, als würde diese Ära durch sein Weiterleben eingeläutet werden. Er hoffte, dass diese Annahme nicht nur seiner Eitelkeit entsprang. Aber es gab ja noch den *jiaohua de nongmin*. Beim geringsten Anzeichen von Eitelkeit würde der ihm gehörig den Kopf waschen. Alle fürchteten die scharfe Zunge des gerissenen Bauern, und manche munkelten, sie sei deshalb so scharf, weil er sich jahrzehntelang auf die Zunge gebissen habe. Der *jiaohua de nongmin* hingegen fürchtete niemanden mehr.

Der jugendliche Präsident blickte in die vertrauten Gesichter seiner Gefolgsleute und Berater, die sich um den schwarzen Lacktisch versammelt hatten. Vertraute Gesichter mit vertrauten Sorgenfalten.

Chao Tang von der zweiten Abteilung des Ministeriums für Staatssicherheit wirkte heute Morgen besonders betrübt.

»Wir haben neue Informationen erhalten«, sagte er gerade.

»Wahre oder einfach nur neue?«, fragte Liu Ang leichthin.

»Leider beides.« Genosse Chao war nicht nach Scherzen zumute, aber das war nichts Außergewöhnliches. Aus einer dünnen Ledermappe zog er einige Fotografien, die er zuerst Liu Ang zeigte und dann den anderen vorlegte.

»Hier sehen Sie den Mann, der Tarquin genannt wird«, sagte Genosse Chao. »Das Bild wurde vor wenigen Tagen in Kanada beim G7-Gipfel aufgenommen. Beachten Sie die Uhrzeit auf dem Foto. Nur wenige Minuten zuvor wurde Kurt Sollinger, ein Mitglied der EU-Delegation, durch einen Anschlag getötet. Wirtschaftlich gesehen, war er ein guter Freund Chinas. Er arbeitete intensiv an einem Wirtschaftsabkommen, das den Handel zwischen China und der EU sehr erleichtern sollte.«

Der Mann mit der leisen Stimme links neben Liu Ang, sein Sicherheitsberater, schüttelte düster den Kopf. »Wenn der Waldkauz die Hühner tötet, muss der gute Bauer den Waldkauz erlegen.«

»Ich dachte, Waldkäuze seien ausgestorben«, sagte der Präsident trocken.

»Noch nicht, aber bald, wenn nicht Maßnahmen zu ihrem Schutz ergriffen werden. Das haben Sie mit Waldkäuzen gemeinsam«, schnaubte Wan Tsai, der alte, aber noch immer bissige Mentor des Präsidenten, dessen große Augen hinter seinen mit Draht umrandeten Brillengläsern blinzelten.

»Hier ist noch ein Foto von Tarquin«, fuhr Genosse Chao fort, »und zwar aus dem Jardin du Luxembourg in Paris. Wenige Minuten später wurde dort Benoit Deschesnes erschossen, der Generaldirektor der IAEA. Dr. Deschesnes war übrigens gerade dabei, seinen Bericht über die letzte Waffeninspektion in China abzuschließen. Der Bericht hätte diese Regierung endgültig von dem frei erfundenen Verdacht befreit, dass wir uns Nuklearwaffen beschaffen wollten.«

Der Sicherheitsberater mit der leisen Stimme schaute noch besorgter drein und sagte: »Ein Attentäter, der es auf die Sicherheit und die Zukunft Chinas selbst abgesehen hat.«

»Die wichtigste Frage«, sagte Liu Ang, »bleibt *warum*.«

»Sehr optimistisch. Die wichtigste Frage ist wohl eher *wann*.« Genosse Chao legte zwei Fotografien von Tarquin nebeneinander. »Diese

Vergrößerung zeigt Tarquin bei dem Attentat von Changhua. Diese zeigt ihn in Kanada.«

»Aber das sind doch zwei verschiedene Männer«, warf der Präsident ein.

»Nein«, widersprach Genosse Chao. »Unsere Spezialisten haben diese Bilder auf die Aspekte hin verglichen, die nicht verändert werden können – den Augenabstand, der Abstand zwischen Augen und Mund und so weiter –, und sind zu dem Schluss gekommen, dass es derselbe Mann ist. Er hat sein Äußeres verändert. Bestimmt, um seinen Verfolgern zu entkommen. In einigen Berichten steht, dass er sich operieren ließ, damit er künftig auf eigene Faust operieren kann. Andere Berichte behaupten, dass er auch weiterhin für seine Regierung arbeitet.«

»Man kann auf unterschiedliche Arten für seine Regierung arbeiten«, sagte der *jiaohua de nongmin* grimmig.

Präsident Liu Ang warf einen Blick auf die Uhr. »Ich danke Ihnen für die Neuigkeiten, meine Herren«, sagte er. »Aber ich darf zu meinem Termin mit dem Industrie-Komitee der VBA nicht zu spät kommen. Das würden sie mir sehr übel nehmen.« Er stand auf und entschuldigte sich mit einer knappen Verbeugung.

Die Konferenz war jedoch noch nicht beendet.

»Ich möchte die Frage des Präsidenten wiederholen«, sagte Wan Tsai. »Sie ist nämlich äußerst wichtig. Warum sind wir mit dieser Gefahr konfrontiert?«

»Warum ist tatsächlich eine sehr wichtige Frage«, wandte sich der weißhaarige Mann, der als gerissener Bauer bekannt war, Genosse Chao zu. »Warum ist der Attentäter immer noch am Leben? Bei unserem letzten Treffen haben Sie uns doch versichert, dass Sie bereits entsprechende Maßnahmen ergriffen hätten.«

»Er ist womöglich noch gerissener als Sie«, sagte Genosse Chao leise.

Paris

Das vierzehnte Arrondissement, das sich rund um den Boulevard du Montparnasse erstreckt, war früher bei den in Paris lebenden Amerikanern besonders beliebt. Ambler bezweifelte allerdings, dass Fenton sich aus diesem Grund in dieser Gegend sein sicheres Haus eingerichtet hatte. Oder zumindest ein sicheres Haus – Ambler vermutete, dass er mehrere besaß. Die labyrinthartigen Einbahnstraßen hier beförderten einen steten Verkehrsstrom nach Orly und in die Industriegebiete weiter im Süden. Demonstranten – ein Menschenschlag, der für Paris so typisch war wie Obdachlose für New York – besetzten seit langer Zeit am liebsten

Denfert-Rochereau, wo sich die Hauptstraßen kreuzten. Aber selbst die weniger befahrenen Straßen des Viertels boten eine reiche Auswahl an bretonischen Bäckereien, Nachtclubs und Cafés. Man musste tiefer in das Viertel vordringen, um die stillen Wohngebiete zu erreichen. Rue Poulenc 45 lag in einem solchen Wohngebiet. Fenton hatte Ambler die Adresse bei ihrem Gespräch in Montreal gegeben. Dort sollte Ambler sich melden, wenn er den Deschesnes-Auftrag erledigt hatte. Die offizielle Zweigstelle der Strategic Services sollte er nach seinem ersten Besuch strikt meiden.

Rue Poulenc 45 war so unauffällig, dass es schon wieder auffällig war. Man hätte das Haus für die Praxis eines ortsansässigen Zahnarztes halten können. In den ebenerdigen Fenstern hingen staubige Rollläden, einige Wasserlilien in Blumenampeln wirkten wie der lustlose Versuch, eine freundliche Atmosphäre zu schaffen.

Ambler klingelte und wartete dann beinahe eine volle Minute, während der sein Gesicht wahrscheinlich durch eine versteckte Kamera oder einen Türspion gründlich überprüft wurde. Dann erklang ein tiefer Summton, und das Schloss knackte. Er drückte die Klinke und ging in das mit Teppichboden ausgelegte Foyer.

Der Flur war leer. Eine schmale Treppe zu seiner Rechten war mit einem teuer aussehenden Läufer bedeckt, der mit Messingbeschlägen an den Stufen befestigt war. Aus einem Lautsprecher am Fuß der Treppe erklang Fentons Bariton, der über die Sprechanlage blechern wirkte: »Ich bin unten. Am Ende des Flurs.«

Ambler ging durch eine schmale Tür und stieg eine weitere enge Treppe hinunter. Sie endete vor geschlossenen Doppeltüren. Ambler klopfte.

Paul Fenton öffnete die Tür und führte ihn in eine Art Studierzimmer. Auf jeder verfügbaren Fläche standen Bücher aufgereiht. Keine Dekorationsobjekte, sondern viel und oft gelesene Werke: Manche waren zerfleddert, viele vergilbt und alt.

»Setzen Sie sich«, sagte Paul Fenton geschäftsmäßig. Er deutete auf einen Bürostuhl auf Rollen und nahm selbst in einem metallenen Klapstuhl Platz.

»Hübsch haben Sie's hier«, sagte Ambler. Er war seltsam ruhig. Den Krankenwagen hatten sie in einem vollautomatischen Parkhaus abgestellt. Im Hotel Beaubourg hatte sie bei ihrer Rückkehr niemand eines zweiten Blickes gewürdigt, und so waren sie wieder in die Normalität zurückgekehrt. Jetzt, in dem ein wenig bizarren Reich des Milliardärs, fühlte sich Ambler nur betäubt.

»Sie finden das bloß hübsch«, erwiderte Fenton, »aber dies ist eine beinahe exakte Replik des Büros von Pierre du Pré im College de France. Und die Räume oben sind eine beinahe exakte Replik der Praxis eines

Zahnarztes hier im Montparnasse. Beinahe ein Filmset. Ich habe zwei Technikern den Auftrag erteilt, weil ich einfach wissen wollte, ob sie es schaffen. War nicht einfach, das kann ich Ihnen sagen.«

»Tja, man sagt ja, dass vier Augen besser sehen als zwei«, sagte Ambler und drehte sich langsam auf seinem mit Vinyl bezogenen Hocker. »Sie dachten wahrscheinlich auch, dass zwei Augen besser zielen als eins.«

»Wie bitte?«

Bemüht lässig sah Ambler den Magnaten direkt an. »Es hat mich ein bisschen überrascht, dass Sie noch einen zweiten Schützen im Jardin du Luxembourg postiert haben – und zwar, ohne es mir zu sagen. Sie wollten sich damit vielleicht absichern, aber meiner Meinung nach ist das kein durchdachtes Vorgehen. Vielleicht hätte ich ihn für einen Feind gehalten und aus Versehen erschossen.«

»Hab keine Ahnung, wovon Sie sprechen«, sagte Fenton mit leicht verwirrter Miene.

Ambler durchbohrte ihn mit seinen Blicken: »Ich will damit sagen, dass ich nicht mit Back-ups arbeiten, von denen ich nichts weiß.«

»Was für Back-ups?«

Ambler suchte in Fentons Miene nach einem Anzeichen dafür, dass er log, nach dem kleinsten Aufblitzen von Unsicherheit. Er fand jedoch nichts. »Und was den chinesischen Herrn angeht ...«

»Welchen chinesischen Herrn?«, unterbrach ihn Fenton verständnislos.

Ambler blieb einen Augenblick stumm. »Sie haben keine Ahnung, wovon ich spreche, stimmt's?«, fragte er schließlich.

»Ich fürchte, da haben Sie recht«, sagte Fenton. »War noch jemand an Ihrem Einsatzort, Tarquin? Muss ich mir Sorgen machen? Wenn es ein Sicherheitsleck gab, müssen Sie mir das sagen.«

»Glauben Sie mir, wenn das der Fall wäre, würde ich Sie natürlich sofort informieren«, antwortete der amerikanische Agent geschmeidig. »Nein, machen Sie sich keine Sorgen. Ich verstehe natürlich, dass Sie Beobachter vor Ort eingesetzt haben.«

»Das ist doch reine Routine«, protestierte Fenton.

»Kein Problem. Bei den Stab-Jobs kannte ich alle Beteiligten, aber das ist schließlich schon lange her. Vergeben Sie einem alten Wolf seine übergroße Vorsicht. Kein Grund zur Beunruhigung, wirklich.«

»Gut«, sagte Fenton. Sein Erfolg rührte hauptsächlich von seiner Fähigkeit her, sich voll und ganz auf eine Sache zu konzentrieren – und dabei alle störenden Details auszublenden, die ihm irrelevant erschienen. »Einen Moment lang habe ich mir Sorgen um Sie gemacht, aber Sie haben Ihren Ruf sogar noch übertroffen. Sehr gute Arbeit. Sie haben den Auftrag schnell und sauber erledigt und dabei Einfallsreichtum, Schnelligkeit und

Entschlusskraft gezeigt. Spitzenkaliber. Ich glaube, Sie haben eine große Zukunft in meinem innersten Kreis vor sich. An der Spitze der Nahrungskette. Reine Bürohengste gibt es bei SSG allerdings auch gar nicht. Wer unsere Organisation aus der Vogelperspektive überschauen will, muss auch ein Raubvogel sein. Das ist jedenfalls meine Philosophie.« Er verstummte und hob die Hand. »Aber ich habe unser Gespräch vor dem Palais de Congres nicht vergessen. Sie wollten ein paar Dinge herausfinden. Ich hatte Ihnen auf den Kopf zugesagt, dass Sie sich mächtige Feinde und mächtige Freunde geschaffen haben, und offenbar hatte ich recht damit. Ich habe mit meinem Hauptkontakt im Außenministerium gesprochen.«

»Und weiter?«

»Es gibt wohl eine ganze Menge über Sie zu erzählen, aber mir hat man es leider nicht erzählt. Eine Sache der Informationsteilung – was ich voll und ganz respektiere. Die gute Nachricht ist, dass mein Partner einem persönlichen Treffen mit Ihnen zugestimmt hat und verspricht, Sie über alles aufzuklären. Wir werden möglichst bald einen Termin vereinbaren. Vielleicht sogar hier in Paris.«

»Wer ist Ihr Partner?«

»Ich habe versprochen, den Namen vorerst noch für mich zu behalten. Und wie Sie bald herausfinden werden, halte ich mein Wort, Tarquin.«

»Und daran erinnere ich Sie gerade«, schnappte Ambler. »Verdammt, Fenton! Ich habe gesagt, dass Sie mich mit Informationen bezahlen sollen. Glauben Sie wirklich, Sie kommen mit so einer lahmen Vertröstung auf später davon?«

Fentons Gesicht wurde noch rötter: »Sie verstehen das falsch, Tarquin«, sagte er beruhigend. »Mein Partner will Sie wirklich unbedingt treffen. Und dieses Treffen wird innerhalb der nächsten paar Tage auch stattfinden. Sie müssen in der Zwischenzeit auch nicht herumsitzen und Däumchen drehen. Ich weiß, dass ein Spitzenagent wie Sie bestimmt sofort eine neue Aufgabe braucht. Und inzwischen würde ich Ihnen absolut jeden Auftrag anvertrauen. Werbung ist nur selten wahrheitsgetreu. Aber Sie, Tarquin, sind so gut wie ihr Ruf. Sie sind es.«

»Was soll ich sagen?«, erwiderte Ambler in neutralem Ton. *Folge Ariadnes Faden – finde heraus, wohin er führt.*

»Es dauert nicht mehr lange, bis ich ein wirklich aufregendes Projekt für Sie habe. Aber packen Sie Ihre Skier noch nicht ein. Wir haben vorher hier noch einen Auftrag für Sie.«

»Noch einen?«

»Ein Mann, dessen Tod schon längst überfällig ist«, sagte Fenton. »Entschuldigen Sie meine deutlichen Worte. Aber dieser Auftrag wird

ziemlich heikel.«

»Heikel«, wiederholte der Agent.

»Und noch was. Cons Ops hat den Kerl bereits als >unrettbar< deklariert und die Meldung an alle Stationen rausgegeben. Ihre besten Männer arbeiten bereits an der Sache. Aber wenn es hart auf hart kommt, rennen sie eben doch wieder zu mir. Weil sie nichts dem Zufall überlassen dürfen. Und wer Fenton engagiert, erhält garantiert Ergebnisse. Also setze ich jetzt auch meinen besten Mann auf ihn an – und der sind Sie.«

»Erzählen Sie mir mehr von dieser Zielperson.«

»Wir reden von einem Mann mit Spitzenfähigkeiten und hervorragendem Training. Ein Superagent, der vom rechten Weg abgekommen ist.«

»Riecht nach Ärger.«

»Darauf können Sie wetten. Das Schlimmste, was passieren kann.«

»Wer?«, fragte Ambler knapp.

»Ein Soziopath, der zufällig haufenweise geheime Regierungsinformationen gespeichert hat, weil er über jahrelange Erfahrung im Außen- und Innendienst verfügt.« Fentons Miene hatte sich vor Sorge verdüstert. »Kennt alle möglichen Top-Secret-Infos, Passwörter, Vorgehensweisen und so weiter. Und er ist vollkommen durchgedreht. Jeder Tag, den dieser Kerl noch lebt, bringt sein Land in größere Gefahr.«

»Danke für die Details. Aber eigentlich würde ich gern mit dem Namen anfangen.«

»Natürlich«, sagte Fenton. »Die Zielperson heißt Harrison Ambler.«
Der Agent wurde leichenblass.

Fenton hob die Augenbraue. »Sie kennen ihn?«

Ambler versuchte, ganz normal zu atmen, und erwiderte: »Ach, wissen Sie, das ist eine lange Geschichte.«

Teil drei

Kapitel neunzehn

Langley, Virginia

Clayton Caston wandte sich wieder der Patientenakte zu – die erst am Morgen gekommen war – und sah sich kurz die Farbkopie des kleinen Fotos an. Ein attraktives, aber unauffälliges Gesicht, die Regelmäßigkeit der Züge hatte allerdings etwas beinahe Grausames. Aber Caston widmete dem Foto nur einen kurzen Moment seiner Aufmerksamkeit. Manche Ermittler ordneten ihrer Beute gern ein Gesicht zu, aber er gehörte nicht zu ihnen. Digitale Signaturen und Abrechnungsdaten enthüllten seiner Meinung nach viel mehr als die Bestätigung dessen, was man ohnehin schon wusste: Dass die fragliche Person zwei Augen, eine Nase und einen Mund hatte.

»Adrian?«, rief er.

»Ja, *Shifu*«, antwortete Adrian und presste seine Handflächen wie zum Gebet vor der Brust zusammen. Eine Geste, die gespielte Ehrerbietung ausdrückte. Wie Caston erfahren hatte, war *Shifu* oder »Meister« ein Ehrentitel, der in asiatischen Kampfsportfilmen verwendet wurde. Der junge Mann hatte einen ziemlich schrägen Humor, dachte Caston.

»Irgendwelche Fortschritte bei der Personalliste für Station 4W?«

»Nein«, sagte Adrian bedauernd. »Aber die R1133A haben Sie doch bekommen?«

»Die habe ich tatsächlich bekommen. Und zwar außergewöhnlich schnell.«

»Außerdem noch eine echte Kopie der Patientenakte und ein aktuelles Foto.«

»Habe ich gesehen, danke«, sagte Caston.

»Was die Personallisten betrifft ... Na ja, die Ausrede lautet, dass sie gerade aktualisiert werden.«

»Wir nehmen auch die alten.«

»Das habe ich auch gesagt. Abgelehnt.« Adrian kaute nachdenklich auf seiner Unterlippe herum, und sein goldenes Piercing glänzte im Neonlicht der Deckenlampen. »Es ist wirklich schwer, dort überhaupt jemanden zu erreichen. Ich schwöre Ihnen, die verrammeln buchstäblich alle Türen.«

Caston zog die Augenbraue hoch und sagte mit gespielter Strenge: »*Buchstäblich* buchstäblich oder metaphorisch buchstäblich?«

»Keine Sorge, ich lasse mich nicht abwimmeln.«

Caston schüttelte mit einem leichten Lächeln den Kopf, das allerdings verblasste, als er sich in seinem Stuhl zurücklehnte. Seine Beunruhigung

wuchs. Die Daten, die er erhalten hatte, wirkten irgendwie vorgekauft. Bearbeitet. Als wären sie ausschließlich für die Augen von Außenstehenden bestimmt. Man hatte ihm nach und nach immer mehr Informationen über Tarquin geschickt. Aber nur über seine Einsätze als Mitglied der Political Stabilization Unit von Consular Operations. Kein Fitzelchen mehr über Tarquins zivile Identität. Und überhaupt nichts über den Tag seiner Einweisung in Parrish Island. Normalerweise wurden bei der Einlieferung eines Patienten eine Menge Formulare ausgefüllt, aber aus unerfindlichen Gründen waren alle Formulare, die Tarquins Aufenthalt dort betrafen, nicht erhältlich. Parrish Island war eine abgesicherte Regierungseinrichtung; über alle Angestellten hatte es ausführliche Aufzeichnungen gegeben. Aber jedes Mal, wenn Caston die Personalakten von Tarquins Station angefordert hatte, war er gegen eine Wand gelaufen. Er bezweifelte, dass die Angestellten für diese Verzögerung verantwortlich waren; er bezweifelte auch, dass die Buchhalter im Außenministerium wagen würden, seine Untersuchung zu behindern. Aber das bedeutete nur, dass die Blockade auf einem anderen Level stattfand: entweder niedriger, also unter dem Radar, oder höher, allen Nachforschungen enthoben.

Es war wirklich zum *Verrücktwerden*.

Castons Telefon klingelte. Der Zweiklang zeigte an, dass der Anruf intern war. Caleb Norris war am Apparat. Er klang nicht glücklich. Caston sollte sofort in sein Büro kommen.

Als Caston bei Norris ankam, wirkte der ADDI genauso verärgert, wie er geklungen hatte.

Er verschränkte die sehnigen Arme vor der Brust. Unter seinen Manschetten kräuselten sich schwarze Haarbüschel, sein Gesichtsausdruck war abwesend.

»Befehl von ganz oben. Wir müssen diese Untersuchung einstellen.« Norris sah Caston nicht an, während er sprach. »Das war schon alles.«

»Was redest du denn da?« Caston verbarg seine Überraschung.

»Ich erklär's dir. Es gab ein paar Gespräche auf höchster Ebene zwischen dem Außenministerium und dem DCI«, sagte Norris. Seine mit Schweiß bedeckte Stirn glänzte im Licht der tief stehenden Nachmittagssonne. »Und die Botschaft an uns lautet, dass unsere Ermittlungen eine gerade ablaufende, zugangsbeschränkte Operation behindern.«

»Und was ist das für eine Operation?«

Norris zuckte nicht nur mit den Achseln, sondern mit seinem gesamten Oberkörper. Eine Mischung aus Arger und Widerwillen verdunkelte seine Miene, und beides galt nicht Caston.

»Zugangsbeschränkt, wie gesagt. Uns hat man diese Information nicht

anvertraut«, sagte er in beleidigtem Ton. »Offenbar ist Tarquin in Paris. Dort wollen sie ihn abholen.«

»Abholen oder abknallen?«

»Weiß ich doch nicht. Man hat uns jedenfalls alle Türen vor der Nase zugeknallt. Ich weiß nur das, was ich dir gerade gesagt habe. Sonst nix.«

»Die einzig angemessene Reaktion auf eine derartige Unverschämtheit«, sagte Caston, »ist flammende Empörung.«

»Verdammt noch mal, Clay! Wir haben keine Wahl. Das ist kein Spiel. Der DCI persönlich hat gesagt, wir sollen uns da raushalten, oder es würden Köpfe rollen. Hast du gehört? Der DCI persönlich.«

»Dieser unfähige Trottel kennt nicht einmal den Unterschied zwischen einem Polynom und einem Polypen!«, zischte Caston. »Das ist eine *Fehlentscheidung*.«

»Ich weiß!«, fuhr Norris auf. »Ein verfluchtes politisches Machtspielchen. Der gesamte Nachrichtendienst weigert sich immer noch, die zentrale Stellung der CIA anzuerkennen. Und solange der Präsident und der Senat sich nicht hinter uns stellen, wird sich daran auch nichts ändern.«

»Ich mag es gar nicht, wenn man mich mitten in einer Ermittlung stoppt«, beharrte Caston. »Was ich einmal angefangen habe ...«

Norris warf ihm einen entnervten Blick zu. »Was du davon hältst und was ich davon halte, ist völlig unwichtig. Das Problem ist die gesamte Arbeitsweise des Nachrichtendienstes. Aber der Vizedirektor hat nachgegeben, der DCI hat seine Entscheidung getroffen, und wir müssen nur noch brav gehorchen.«

Caston schwieg einen langen Augenblick lang. »Findest du das nicht auch sehr merkwürdig?«

»Na ja, schon.« Norris begann, unglücklich im Zimmer hin und her zu laufen.

»Es ist sogar verdammt merkwürdig«, sagte Caston. »Schmeckt mir überhaupt nicht.«

»Mir auch nicht. Aber das ist nun mal völlig egal. Du klappst die Bücher zu und ich auch. Dann verbrennen wir die Bücher und vergessen, dass wir sie je gesehen haben. So lautet der Marschbefehl.«

»Verdammt merkwürdig«, wiederholte Caston.

»Clay, gegen manche Gegner kann man einfach nicht gewinnen«, sagte Norris müde.

»Aber man sollte es wenigstens versuchen«, widersprach der Revisor. Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ mit schnellen Schritten das Büro des ADDI. Wer zum Teufel stellte denn hier die Regeln auf?

Caston grübelte immer noch, als er sich an seinen Schreibtisch setzte.

Vielleicht war ja die einzig angemessene Reaktion auf diese Anomalie eine weitere Anomalie. Sein Blick wanderte von den Akten auf seinem Tisch zu denen auf Adrians unordentlichem Schreibtisch. Die Rädchen in seinem Verstand drehten sich weiter.

Offenbar ist Tarquin in Paris. Dort wollen sie ihn abholen.

Schließlich nahm er einen gelben Notizblock aus der Schublade und begann, eine Liste zu schreiben: Alka-Seltzer. Ibuprofen. Maaloxan. Imodium. Ohne Apotheke zu reisen, war unverantwortlich. Er hatte schon Schlimmes über Reisedurchfall gehört. Bei der Vorstellung, ein Flugzeug zu besteigen, wurde ihm ganz anders. Nicht wegen der Höhe oder der Angst vor einem Absturz. Auch nicht, weil er in einem engen Raum eingeschlossen sein würde. Nein, wegen der Aussicht darauf, den immer wieder recycelten Atem seiner Mitpassagiere einatmen zu müssen – von denen vielleicht einige an Tuberkulose oder einer anderen durch die Luft übertragbaren bakteriellen Infektion litten. Flugreisen waren extrem *unhygienisch*. Er musste bestimmt auf einem Sitz Platz nehmen, von dem eine Flugbegleiterin im Lauf des Tages schon Erbrochenes gewischt hatte. Darmparasiten lauerten in jedem kleinen Spalt. An den Decken, die abends ausgeteilt wurden, hafteten wahrscheinlich lange, mit Spirochäten verseuchte *Haare*.

In der untersten Schublade hatte er eine *Rote Liste*, und er konnte sich nur unter Aufbietung aller Selbstkontrolle davon abhalten, sie zu konsultieren.

Er atmete geräuschvoll aus und legte den Stift weg. Sein Unbehagen wurde immer größer.

Falls er lebend in Frankreich ankam, musste er sich mit dem widerwärtigen ausländischen Essen herumschlagen. In Frankreich warteten bestimmt ganz besonders widerliche Speisen auf ihn: Schnecken. Froschschenkel. Mit Schimmel durchsetzter Käse. Die Fettlebern gestopfter Gänse. Er sprach kein Französisch und würde sich nicht verständigen können. Das war sehr gefährlich. Wenn er im Restaurant Hühnchen bestellte, bekam er vielleicht das Fleisch einer ekelhaften Kreatur, die nur wie Hühnchen schmeckte. In seinem durch Tuberkulose geschwächten Zustand konnten solche Pannen verheerende Auswirkungen haben.

Caston schüttelte sich. Er nahm eine sehr schwere Last auf sich. Und zwar nur, weil er davon überzeugt war, dass ungeheuer viel auf dem Spiel stand.

Er nahm seinen Stift wieder in die Hand und machte sich weitere Notizen.

Nachdem er fast eine ganze Seite mit seiner ordentlichen Handschrift

gefüllt hatte, sah er auf und schluckte mühsam. »Adrian, ich werde verreisen. Nach Paris. Ich mache dort Ferien.« Er versuchte, sich sein Entsetzen nicht anmerken zu lassen.

»Das ist ja super«, sagte Adrian mit unangebrachter Begeisterung. »Ein, zwei Wochen?«

»Wahrscheinlich« sagte Caston. »Was nimmt man normalerweise auf so eine Reise mit?«

»Wollen Sie mich veralbern?«, fragte Adrian.

»Das ist keineswegs meine Absicht.«

Adrian schürzte nachdenklich die Lippen. »Was nehmen Sie denn *sonst immer in den Urlaub mit?*«

»Ich gehe nie in den Urlaub«, sagte Caston gelassen.

»Ich meine, wenn Sie verreisen.«

»Ich verreise äußerst selten. Genau gesagt nie. Na ja, wir holen die Kinder vom Sommerlager ab. Zählt das auch?«

»Nein«, sagte Adrian. »Ich glaube nicht. Aber Paris wird Ihnen gefallen. Sie werden viel Spaß dort haben.«

»Das bezweifle ich sehr.«

»Warum reisen Sie dann nach Paris?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich Urlaub mache, Adrian«, sagte Caston mit einem starren Wolfsglinsen. »Die Reise hat nicht das Geringste mit meiner Arbeit zu tun. Und überhaupt nichts mit unserer Ermittlung. Die ich auf offiziellen Befehl hin abbrechen muss, wie ich gerade erfahren habe.«

Man sah Adrian an, dass ihm allmählich ein Licht aufging. »Das finden Sie sicher – *merkwürdig*.«

»Sehr.«

»Es grenzt an eine *Anomalie*.«

»So ist es.«

»Haben Sie irgendwelche Anweisungen für mich, *Shifu?*«, fragte Adrian mit gezücktem Kugelschreiber. Seine Augen glänzten vor Aufregung.

»Jetzt, da Sie es sagen, fällt mir das eine oder andere ein.« Caston gestatte sich ein kleines Lächeln und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Hören Sie mir gut zu, kleiner Grashüpfer.«

Kapitel zwanzig

Paris

Die Rue Saint-Florentin, die ein paar Hundert Meter von der Place de la Concorde entfernt liegt, ist eine elegante Straße mit Häusern im Haussmann-Stil, deren hohe, doppelt verglaste Fenster von filigranen schmiedeeisernen Balkons geschmückt werden. Rote Balustraden schützen die Schaufenster der teuren Geschäfte und Parfümerien, zwischen denen die Botschaften der unterschiedlichsten Nationen liegen. In der Rue Saint-Florentin 2 zum Beispiel die Konsularabteilung der amerikanischen Botschaft.

Und dies war der letzte Ort, an dem Ambler sein Gesicht zeigen durfte. Aber was wie bodenloser Leichtsinn aussah, war in Wirklichkeit eine wohldurchdachte Entscheidung.

Nach den Ereignissen im Jardin du Luxembourg zweifelte Ambler nicht daran, dass alle Cons-Ops-Büros der Welt auf Tarquin angesetzt worden waren. Paradoxerweise konnte er genau diese Wachsamkeit für seine Zwecke nutzen.

Man konnte fast alles finden, wenn man nur wusste, wonach man suchte. Und Ambler wusste es sehr genau. Er wusste, dass die Verwaltungsaufgaben und Dienstleistungen, die in der »Konsulatsabteilung« der Rue Saint-Florentin 2 erledigt und angeboten wurden, die perfekte Tarnung für eine Cons-Ops-Station boten. Im Erdgeschoss standen hilflose Touristen, die ihre Pässe verloren hatten, in langen Warteschlangen. Wenn sie an der Reihe waren, füllten sie die Formulare aus, die ihnen ein Angestellter reichte, der so viel Energie und Lebensfreude ausstrahlte wie ein Bestattungsunternehmer. Nicht-Amerikaner durften sich besonders wenig Hoffnung auf Effizienz machen. Visa-Anträge wurden im Schneckentempo bearbeitet. Und zwar dem einer Schnecke mit Parkinson.

Kein Besucher oder Konsulatsangestellter hatte sich je gefragt, was in den oberen Etagen vor sich ging oder warum die Angestellten dort andere Gebäudereiniger beschäftigten und andere Ein- und Ausgänge benutzten als die der Abteilung für Visa und Pässe.

In den oberen Etagen residierte Cons Ops, Sektor Paris. Eine Einrichtung, deren amerikanische Führungskräfte – wie Fentons Bericht bewies – entschieden hatten, dass ein ehemaliger HVA namens Tarquin nicht mehr zu retten war.

Ambler würde sich in die Höhle des Löwen wagen. Aber nur, wenn er

sicher sein durfte, dass der Löwe außer Haus war.

Der Löwe, das war Keith Lewalski, ein korpulenter Mann um die sechzig, der Consular Operations, Sektor Paris, mit eiserner Hand führte. Seine Paranoia war legendär und hätte besser in das Moskau der fünfziger Jahre als ins moderne Westeuropa gepasst. Der Abscheu und die Verachtung, die er bei seinen Untergebenen weckte, waren ihm völlig gleichgültig; seine Vorgesetzten betrachteten ihn als zuverlässigen Manager, der sich bis jetzt noch keinen Schnitzer geleistet hatte. Er war die Karriereleiter so weit hinaufgekllettert, wie er wollte, und verspürte keinerlei Ehrgeiz, seine Stellung zu verbessern. Ambler kannte ihn nicht persönlich, hatte aber schon viel von ihm gehört und beabsichtigte nicht, dem berüchtigten Mann unter die Augen zu kommen.

Alles lag nun in Laurels Hand.

War das ein Fehler gewesen? Gefährdete er sie dadurch? Ihm war einfach keine andere Möglichkeit eingefallen, um das zu erledigen, was er erledigen musste.

Er setzte sich in ein nahes Café und sah auf die Uhr. Wenn Laurel Erfolg gehabt hatte, müsste er jeden Augenblick die Resultate sehen können.

Und wenn sie es nicht geschafft hatte? Kalte Angst überkam ihn. Er hatte ihr genaue Anweisungen gegeben, und sie hatte sie sich gründlich eingeprägt. Aber sie war kein Profi. Würde sie es schaffen, zu improvisieren und unerwartete Komplikationen zu meistern?

Wenn alles nach Plan gelaufen war, dann hatte sie bereits von der amerikanischen Botschaft in der Avenue Gabriel 2 im Cons-Ops-Büro angerufen. Selbst dort anzurufen, wagte er nicht, weil er fürchtete, dass die Telefonzentrale des Konsulats vielleicht über Einrichtungen zur Stimmerkennung verfügte. Hatte Laurel es geschafft?

Sie hatten verschiedene Szenarien durchgesprochen, verschiedene Tarnungen, alle möglichen Eventualitäten. Sie sollte sich bei der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit als persönliche Assistentin eines bekannten Museumskurators vorstellen, der am International Partnership Among Museums Program teilnahm und sie geschickt hatte, um die Tagesordnung einer bevorstehenden Konferenz zu holen. Ein einfacher, vager Vorwand.

Es war einfach gewesen, sich genug plausible Details von der Website der Botschaft zu beschaffen. Ambler wusste außerdem, dass die Abteilung für kulturelle Angelegenheiten in der Botschaft so lausig organisiert war, dass dort so gut wie gar nichts klappte. Und darauf zählte er. Die Angestellten traten sich dauernd gegenseitig auf die Füße und erledigten ihre Verwaltungsaufgaben entweder doppelt und dreifach oder gar nicht.

Die Assistentin des Kurators würde in den vierten Stock geschickt werden, während man sich um das offenbar entstandene Missverständnis kümmerte. Und dort würde sie darum bitten, von einem privaten Telefon aus mit ihrem Chef sprechen zu dürfen, um die Sache zu klären.

Dann sollte Laurel die Nummer wählen, die er ihr gegeben hatte, und in dem speziellen Jargon, den er ihr eingetrichtert hatte, mit einer dringenden Bitte um ein Treffen an Keith Lewalski herantreten. Ein Amtsträger des Außenministeriums sei eingetroffen, und Mr. Lewalski solle sofort einen Lagebericht erstatten. In der Konsulatsabteilung würde man erkennen, dass der Anruf aus der amerikanischen Botschaft kam. Die spezielle Formulierung würde die Dringlichkeit der Angelegenheit noch unterstreichen.

Laurels Auftrag erforderte zwar keine schauspielerische Höchstleistung, aber äußerste Präzision. Würde sie es schaffen? Hatte sie es geschafft? Hatte sie Erfolg gehabt?

Ambler sah wieder auf die Uhr und versuchte, nicht daran zu denken, was alles schiefgehen konnte. Fünf Minuten später beobachtete er mit großer Erleichterung, wie ein alternder, fatter Bürokrat mit gehetzter Miene aus der Rue Saint-Florentin 2 trat und in eine Limousine stieg. Sie hatte es geschafft.

Jetzt war er an der Reihe.

Sobald die Limousine um die Ecke gebogen war, marschierte Ambler mit der Haltung eines entschlossenen, aber erschöpften Mannes in das Gebäude. »Passanträge links, Visaanträge rechts«, sagte ein gelangweilt aussehender Mann in Uniform. Er saß an einer Art Lehrerpult, auf dem eine Tasse voller kurzer Bleistifte ohne Radiergummis stand. Ambler wettete, dass hier jeden Tag mindestens ein paar Dutzend davon verbraucht wurden.

»Dienstliche Angelegenheit«, grunzte Ambler den Uniformierten an, der ihn mit einem kurzen Kopfnicken nach hinten winkte. Ambler ignorierte die Schlangen an den anderen Schaltern und ging direkt zu dem Schild »Offizielle Anfragen«. Eine stämmige junge Frau saß hinter dem Tresen und kreuzte gerade die Kästchen in einem Bestellformular für Bürobedarf an.

»Ist Arnie Cantor hier?«, fragte Ambler.

»Momentchen«, sagte die Frau. Er beobachtete, wie sie durch eine Hintertür verschwand. Kurze Zeit später erschien ein tüchtig aussehender junger Mann hinter dem Tresen.

»Sie wollten Arnie Cantor sprechen?«, fragte er. »Ich werde es ihm ausrichten. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

Ambler verdrehte die Augen. »Wie wär's, wenn Sie damit anfangen, ob

er hier ist oder nicht?«

»Im Moment ist er leider nicht im Haus«, sagte der junge Mann vorsichtig. Sein Haar war kurz geschnitten, allerdings nicht militärisch kurz. Eine typische Bürofrisur. Außerdem bemühte er sich um den betont offenen Gesichtsausdruck, den neu eingestellte Geheimagenten besonders gern kultivierten.

»Also ist er mal wieder in Mailand und bügelt die *Principessa*, stimmt's? Nein, antworten Sie lieber nicht.«

Der junge Mann musste gegen seinen Willen grinsen. »Der Spitzname ist mir neu«, murmelte er. Er schenkte Ambler einen ein bisschen zu einstudiert wirkenden Blick vollkommener Aufrichtigkeit. »Vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen?«

»Dafür sind Sie noch zu grün hinter den Ohren, verlassen Sie sich drauf«, erwiderte Ambler gereizt. »Ach, Scheiße. Ihr Typen seid doch echte Flaschen!«

»Verzeihung?«

»Sie werden später noch viel mehr um Verzeihung bitten.«

»Wenn Sie mir sagen würden, wer Sie sind ...«

»Sie wissen nicht, wer ich bin?«

»Leider nicht.«

»Dann sollten Sie daraus ableiten, dass Sie nicht wissen *sollen*, wer ich bin. Sie kommen mir vor, als seien Sie frisch aus dem Brutkasten entlaufen. Tun Sie sich einen Gefallen und rufen Sie einen Rettungsschwimmer, wenn Ihnen das Wasser bis zum Hals steht.«

Der Brutkasten war Cons-Ops-Slang für das spezielle Trainingsprogramm, das alle Geheimagenten durchlaufen mussten. Der junge Mann lächelte Ambler ein wenig schief an. »Und was soll ich Ihrer Meinung nach tun?«

»Tja, Sie haben die Wahl. Sie können mir Arnie ans Telefon holen – ich gebe Ihnen Francescas Nummer, falls Sie sie nicht haben. Oder Sie können einen Schreibtischcowboy von oben aus dem Tiefschlaf wecken. Ich bringe Neuigkeiten, *capito*? Und je schneller Sie mich von diesen Zivilisten hier wegschaffen, desto besser. Also los jetzt.« Ambler sah wieder auf die Uhr und gab sich immer ungeduldiger. »Ich habe nämlich verdammt wenig Zeit. Und wenn ihr Versager am Ball geblieben wärt, hätte ich meinen Arsch nicht hierher schleppen müssen.«

»Aber Sie müssen sich irgendwie identifizieren!« Die Forderung war fast zur Frage geworden, der junge Agent war verunsichert und überfordert.

»Mann, jetzt haben Sie schon zum dritten Mal Scheiße gebaut. Ich kann mich so oft identifizieren, wie Sie wollen. Hab nämlich vier verschiedene Pässe dabei. Gerade eben habe ich Ihnen doch gesagt, dass ich direkt von

einem Einsatz komme. Glauben Sie etwa, da nehme ich meinen richtigen Ausweis mit?« Ambler unterbrach seine Tirade und fuhr versöhnlicher fort: »Wissen Sie was, vergessen Sie's. Ich war schließlich auch mal Anfänger. Ich hatte sogar genau Ihren Posten, ob Sie's glauben oder nicht. Ich weiß noch, wie das ist.«

Er trat hinter den Tresen und drückte auf den Knopf des Fahrstuhls mit dem schmiedeeisernen Gitter, der sich dahinter befand.

»Moment mal, Sie dürfen da nicht allein hoch«, protestierte der junge Mann.

»Das will ich auch gar nicht«, erwiderte Ambler. »Sie werden mich nämlich begleiten.«

Der junge Mann blickte verwirrt drein, folgte Ambler aber gehorsam in den Fahrstuhl. Die Autorität und das Selbstbewusstsein in der Stimme des Fremden waren weit überzeugender gewesen als alle Zertifikate oder Ausweise der Welt.

Ambler wählte den dritten Stock. Obwohl der Aufzug mit seinem Schutzgitter und der Ledertür mit dem kleinen Fenster antik aussah, war die Mechanik nagelneu, genau wie Ambler erwartet hatte. Als der Fahrstuhl hielt, trat er durch die Türen in ein völlig anderes Gebäude.

Das ihm allerdings sehr bekannt vorkam. Es sah aus wie alle anderen Abteilungen im Nachrichtendienst des Außenministeriums. Reihenweise Schreibtische, Flachbildschirme, einheitliche Telefonanlagen. Reihenweise Papierkörbe, auf denen Aktenvernichter angebracht waren. Das war im US-Außenministerium seit der Besetzung der amerikanischen Botschaft von Teheran im Jahr 1979 Vorschrift. Vor allem aber kamen Ambler die Angestellten bekannt vor. Nicht die Individuen, aber der Typ. Weiße Hemden, Ripskrawatten: Sie sahen fast genauso aus wie IBM-Angestellte in den sechziger Jahren, der Blütezeit des amerikanischen Ingenieurs.

Ambler scannte den Raum und erkannte gleich, wer der dienstälteste Beamte war. Einen Moment später erhob sich der Mann hinter seinem Schreibtisch: Hühnerbrust, Speckhüften, ein verkniffenes, schmales Gesicht mit dichten schwarzen Brauen und Haare, die ihm auf eine Weise in die Stirn fielen, die vor Zeiten im College mal als cool gegolten hatte. Keith Lewalskis Vertretung. Er saß an einem Eckschreibtisch, denn separate Büros gab es nicht.

Ambler wartete nicht, bis der Mann zu ihnen kam, sondern rief ihm gleich brüsk zu: »Sie da! Kommen Sie her, wir müssen reden.«

Völlig perplex gehorchte der Mann.

»Wie lange arbeiten Sie schon hier?«, fragte Ambler.

Nach einer kurzen Pause sagte der Mann: »Wer sind Sie, bitte?«

»Wie lange, verdammt noch mal?«

»Sechs Monate«, sagte der Mann vorsichtig.
Ambler senkte die Stimme. »Habt ihr die Tarquin-Meldung bekommen?«

Kaum erkennbares Nicken.

»Dann wissen Sie ja, wer ich bin. Wer wir sind. Und Sie wissen auch, dass Sie ab jetzt keine Fragen mehr stellen sollten.«

»Sie gehören zum Abholdienst?«, fragte der Mann beinahe flüsternd. Sein Gesicht zeigte eine Mischung aus Furcht und Neid: Ein Bürokrat spricht mit einem Profikiller.

»Es gibt keinen Abholdienst, und Sie haben mich nie gesehen«, sagte Ambler mit eisiger Stimme, bestätigte die Frage aber seinerseits mit einem leichten Nicken. »So machen wir das, verstanden? Wenn Sie damit ein Problem haben oder mit uns ein Problem haben, dann gehen Sie damit direkt zu Undersecretary Whitfield, verstanden? Aber wenn Sie sich eine lange Karriere wünschen, würde ich mir das an Ihrer Stelle zweimal überlegen. Wir riskieren unseren Arsch, damit ihr eure fetten Ärsche weiterhin auf diesen Stühlen wetzen dürft. Ich habe da draußen einen Mann verloren. Und falls unsere Untersuchung ergeben sollte, dass ihr eure Arbeit nicht ordentlich gemacht habt, dann werde ich stinksauer, das garantiere ich Ihnen. Und alle, die über mir stehen, ebenfalls. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Der hühnerbrüstige Mann streckte die Hand aus. »Mein Name ist Sampson, Sir. Was kann ich für Sie tun?«

»Wir sind schon beim Aufwischen«, sagte Ambler.

»Heißt das ...?«

»Die Zielperson wurde um Punkt neun Uhr eliminiert.«

»Schnelle Arbeit.«

»Schneller als befürchtet. Schmutziger als erhofft.«

»Ich verstehe.«

»Das bezweifle ich sehr, Sampson.« Amblers Stimme klang herrisch und autoritär. »Wir machen uns Sorgen um euer kleines Boot hier. Vielleicht hat es ja ein Leck.«

»Was? Das ist doch nicht Ihr Ernst!«

»Ich bin so ernst wie ein Blutgerinnsel. Es ist nur eine Möglichkeit - aber wir müssen sie ausschließen. Tarquin wusste zu viel. Wie gesagt, die Sache wurde schmutzig. Ich brauche einen sicheren Kommunikationskanal nach Washington. Und zwar absolut sicher. Keine kleinen Lauscher an der Wand.«

»Wir sollten das wirklich erst mit Mr. Lewalski ...«

»Sofort, verflucht noch mal!«

»Benutzen Sie das >Verlies<, die sichere Datenkammer oben. Wird

jeden Morgen nach Wanzen abgesucht. Bietet akustische, visuelle und elektronische Abschirmung, strikt nach den Richtlinien des Außenministeriums.«

»Ich habe diese Richtlinien mit verfasst«, sagte Ambler in vernichtendem Ton. »Richtlinien sind eine Sache. Man muss sich aber auch an sie halten.«

»Ich garantiere persönlich für die Sicherheit.«

»Ich muss einen Bericht schicken, also auch ein bisschen recherchieren. Und zwar schnell und ohne bürokratische Hindernisse.«

»Natürlich«, sagte Sampson.

Ambler warf ihm einen kühlen Blick zu. »Also los.«

Die meisten größeren Konsulatsgebäude verfügten über ein solches »Verlies«, in dem Nachrichten archiviert, bearbeitet und übertragen wurden. In den vergangenen Jahrzehnten war die Kommandozentrale der US-Streitkräfte für die amerikanische Macht besonders wichtig geworden. Das Außenministerium spielte inzwischen eine weniger wichtige Rolle, denn seit dem Ende des Kalten Krieges war militärische Stärke sehr viel wichtiger geworden als Diplomatie. Aber Leute wie Sampson und Konsorten lebten in einer anderen Welt: Sie füllten pflichtbewusst ihre Formulare aus, erstellten Lageberichte und glaubten, sie kämpften immer noch an vorderster Front, obwohl die Fronten sich längst verlagert hatten.

Die sichere Datenkammer lag hinter zwei separaten Türen, und das Lüftungssystem war so eingerichtet, dass in der Kammer ein höherer Luftdruck herrschte als im Vorraum. So merkte man sofort, wenn eine der beiden Türen geöffnet wurde. Die Türen selbst bestanden aus dickem Panzerstahl mit einer mit Gummi überzogenen Borte, die in geschlossenem Zustand den Raum luftdicht und schallisoliert abriegelte. Die Richtlinien schrieben vor, dass die Wände aus mehreren Lagen Fiberglas und Zement bestehen mussten.

Ambler betrat die Kammer und drückte auf den Knopf, der die Türen magnetisch hinter ihm schloss. Einen Moment lang war es still; der Raum war unangenehm warm und nur trübe beleuchtet. Dann erwachte mit leisem Summen ein Lüftungssystem zum Leben, und das Halogenlicht flammte auf. Ambler befand sich in einem rund fünfzehn Quadratmeter großen Raum. Nebeneinander standen zwei Computerarbeitsplätze mit weißen Laminatarbeitsplatten, jeder mit einem »Chefsessel« mit schwarzen Synthetikpolstern. Die gleichen Flachbildschirme wie unten. Schwarze Tastaturen. Die beigefarbenen Computerterminals standen auf Wandregalen über den Arbeitsplätzen. Über eine

Hochgeschwindigkeitsleitung aus Glasfasern wurden verschlüsselte Daten mit dem digitalen Nachrichtenarchiv in Washington ausgetauscht; weit entfernte Datenarchive wie diese wurden ungefähr jede Stunde auf den neuesten Stand gebracht und synchronisiert.

Der Server enthielt einen Datenspeicher mit einer Kapazität von vierundachtzig Terabyte; aktive Überwachungs-, Fehlererkennungs- und Reparatursoftware inklusive. Außerdem wusste Ambler, dass bei unbefugtem Zugriff sensible Daten automatisch gelöscht wurden. Man hatte keine Mühen gescheut, um sicherzustellen, dass dieses riesige Datenlager nicht in die falschen Hände geriet.

Ambler schaltete den Monitor ein und wartete, bis er die Icons anzeigte. Die Verbindung stand bereits, sie wurde nie getrennt. Er tippte seine Suchbegriffe ein. Er hatte sich in die heiligsten Hallen der Cons-Ops-Station geschwindelt, und seine Tarnung konnte jeden Augenblick auffliegen. Er nahm an, dass Lewalskis kleiner Ausflug in die Rue Gabriel etwa zwanzig Minuten dauern würde, wenn wenig Verkehr herrschte, vielleicht auch weniger. Er durfte keine Zeit verschwenden.

Er tippte *Wai-Chan Leunge* in. Ein paar Sekunden später erschien die vom INR des Außenministeriums zusammengestellte Standardbiografie des Mannes. Unterstrichene Hyperlinks führten zu speziellen Dateien über Wai-Chan Leungs Eltern: Geschäfte, Interessen, Herkunft, politische Überzeugung. Ambler warf einen Blick auf die Geschäftsangelegenheiten der Eltern, erfuhr aber nichts Interessantes. Sie hatten keine ganz blütenweiße Weste – freundliche Abgeordnete erhielten Parteispenden, ausländische Beamte wurden durch kleine Sonderzahlungen dazu gebracht, bestimmte Transaktionen bevorzugt auszuführen –, aber diese kleinen Mauseleien waren durchaus im Rahmen des Anstandes, wenn man den Ort und die Umstände bedachte. Ungeduldig überflog er die Biografie von Wai-Chan Leung selbst und erkannte die vertrauten Abschnitte dieses ihm bekannten Politikerlebens wieder.

Es gab keinerlei Hinweise auf die Beschuldigungen, die im Dossier der Political Stabilization Unit gestanden hatten. Und Ambler kannte die Methoden genau, mit denen professionelle Datenschnüffler andeuteten, vermuteten und Argwohn weckten. Normalerweise bestanden solche Andeutungen aus einem nicht überzeugenden Leugnen aller Vorwürfe, denen Sätze wie »Trotz aller Gerüchte über Kontakte zu ...« oder »Obwohl sich hartnäckig die Überzeugung hält, dass ...« vorausgegangen waren. Aber in diesem Bericht fand sich keine Spur davon. Die Analysten interessierten sich hauptsächlich dafür, wie seine Zukunft als Staatsmann durch seine »entschlossen defensive Rhetorik« beim Thema der Beziehungen zu China geformt worden war. Amblers Blick hüpfte und

sprang von Absatz zu Absatz wie ein Geländewagen auf einer holprigen Bergstraße. Gelegentlich las er eine potenziell wichtige Passage Satz für Satz:

Wai-Chan Leung war überzeugt davon, dass »konvergente Liberalisierung« eine große Zukunft hätte. Er glaubte, dass eine Entwicklung Chinas hin zu mehr Demokratie sich auch positiv auf die politischen Beziehungen zu Taiwan auswirken würde. Seine Gegner hielten hingegen an der alten starren Position fest, die von offenem Misstrauen und Feindseligkeit dem Nachbarn gegenüber geprägt war. Diese Haltung verstärkte wiederum die Feindseligkeit und das Misstrauen ihrer Gegenstücke in der KP und der VBA. Wai-Chan Leung konnte sich mit seinen Ansichten zu diesem Thema nur durchsetzen, weil er über enormes persönliches Charisma verfügte. Andere Politiker wären daran gescheitert.

Es waren trockene, sachliche, sorgfältig gewählte Worte, aber sie beschrieben treffend den idealistischen jungen Kandidaten, den Ambler gesehen hatte. Ein Mann, der sich ohne politisches Kalkül für seine Ideale einsetzte und deshalb umso mehr respektiert wurde.

Die Datei über Kurt Sollinger war weit weniger umfassend. Der Wirtschaftsunterhändler hatte sich fünfzehn Jahre lang in verschiedenen Positionen um die europäische Wirtschaft verdient gemacht – zuerst im europäischen Binnenmarkt, dann in der EG und schließlich in der EU. Er war Jahrgang 1953 und hatte seine Jugend in Deurne in Belgien verbracht, einem Mittelstandsvorort von Antwerpen. Sein Vater war ein in Lausanne ausgebildeter Osteopath, die Mutter Bibliothekarin. Während seiner Schulzeit im Lyceum van Deurne und den ersten Universitätsjahren an der Katholieke Universiteit Leuven hatte Sollinger mit den üblichen linken Gruppierungen sympathisiert, aber in einer für seine Generation nicht außergewöhnlichen Weise. Es gab ein Foto aus den frühen achtziger Jahren, das ihn auf einer Demonstration gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen in Deutschland zeigte. Er hatte verschiedene Petitionen von Greenpeace und anderen Umweltorganisationen unterzeichnet. Aber diesen Aktivismus ließ er ab seinem dreißigsten Lebensjahr hinter sich. Stattdessen hatte er sich mit Feuereifer auf seine akademische Laufbahn gestürzt und unter einem gewissen Professor Lambrecht über lokale Ökonomie und europäische Integration promoviert, was immer das auch heißen mochte. Ambler durchstöberte den trockenen Bericht. Aber was suchte er eigentlich? Er wusste es nicht. Aber wenn es irgendwo ein Muster zu entdecken gab, dann musste er es

finden. Er musste offen und aufnahmefähig bleiben. Er würde es erkennen. Oder auch nicht.

Ambler scrollte die Seiten hinunter und überflog eine langweilige Liste aller dienstlichen Referenzen und Empfehlungen, die der mehrsprachige Dr. Kurt Sollinger sich im Lauf seiner Karriere ergattert hatte. Er hatte niemals einen spektakulären Karrieresprung geschafft, sich aber allmählich immer weiter nach oben gearbeitet. Unter seinen Kollegen, allesamt gut ausgebildete Eurokraten wie er selbst, hatte er sich den Ruf eines ehrlichen und intelligenten Mannes erworben. Der nächste Abschnitt von Sollingers Kurzbiografie trug den Titel »Das Ost-Team«. Dieser Bericht beschäftigte sich mit seiner Rolle als Vorsitzender einer Sonderkommission, die sich um den Handel zwischen Westen und Osten kümmerte. Diesen Abschnitt las Ambler sorgfältiger. Die Gruppe hatte große Fortschritte bei der Ausarbeitung eines speziellen Handelsabkommens zwischen Europa und China gemacht, war aber durch den Tod des wichtigsten europäischen Unterhändlers Kurt Sollinger in ihrer Arbeit weit zurückgeworfen worden.

Mit heftig klopfendem Herzen tippte Ambler den Namen Benoit Deschesnes ein. Er überflog die Details von Deschesnes' Gymnasial- und Universitätslaufbahn, die Professuren und Berufungen, die bürokratischen Details der Arbeit des Franzosen für die »Monitoring, Verification and Inspection Commission« der UNO und dann seinen schnellen Aufstieg an die Spitze der Internationalen Atomenergiebehörde.

Er wusste jetzt, wonach er suchte, und er fand es ganz am Ende der Datei. Deschesnes hatte eine Sonderkommission einberufen, die untersuchen sollte, ob der Vorwurf, China strebe nach dem Besitz von Nuklearwaffen, auf Tatsachen beruhte. Der herrschenden Meinung nach waren diese Vorwürfe rein politischer Natur, aber einige Beobachter wollten sichergehen, dass nicht doch etwas Wahres daran war. Als Generaldirektor der IAEA genoss Deschesnes den Ruf eines aufrechten und absolut unparteiischen Mannes. Die Analysten des amerikanischen Außenministeriums waren zu dem Schluss gekommen, dass sein Bericht, der seit einem Jahr in Arbeit war, die chinesische Regierung von allen Vorwürfen freisprechen würde. Das neueste Update, das erst vor einigen Stunden gespeichert worden war, besagte jedoch, dass die Veröffentlichung der Ergebnisse der Untersuchungskommission auf unbestimmte Zeit verschoben werden musste, da der Chef der IAEA einem Attentat zum Opfer gefallen war.

China.

Alle Fäden liefen in China zusammen. Was für Fäden das waren, wusste Ambler noch nicht. Aber ihm war jetzt kristallklar, dass das Attentat auf

Wai-Chan Leung nicht das Ergebnis einer Fehleinschätzung gewesen war. Man hatte nicht blindlings die haarsträubenden Lügen seiner politischen Gegner geglaubt, sondern diese Lügen im Gegenteil als Vorwand missbraucht. Alles deutete daraufhin, dass Wai-Chan Leungs Tod Teil eines Musters war. Ein Element einer groß angelegten Verschwörung, bei der wichtige Persönlichkeiten des politischen Systems eliminiert wurden, die Chinas neuer Führung freundlich gesinnt waren. Aber *warum*?

Alle Schlussfolgerungen warfen nur noch mehr Fragen auf. Wenn er durch gezielte Irreführung zum Handlanger gemacht worden war, dann waren dieser Technik zweifellos auch noch andere zum Opfer gefallen. Gerade Fentons fanatischer Eifer machte es besonders leicht, ihn zu missbrauchen. Eiferer wie er ließen sich gefährlich leicht in die Irre führen, da ihr Fanatismus ihr gesundes Misstrauen leicht überwog. Es wäre einfach, an Fentons Patriotismus zu appellieren, ihn mit falschen Informationen zu füttern – und sich dann einfach zurückzulehnen und abzuwarten.

Aber noch einmal: *Warum*?

Ambler sah auf die Uhr. Er war bereits zu lange geblieben, jeder Moment, den er noch verweilte, erhöhte das Risiko, dass er enttarnt wurde. Bevor er den Bildschirm ausschaltete, tippte er allerdings noch einen letzten Namen ein.

Zehn endlose Sekunden vergingen, während die Vierundachtzig-Terabyte-Festplatten das ernüchternde Ergebnis ausspuckten:

Keine Einträge zu Suchbegriff HARRISON AMBLER.

Kapitel einundzwanzig

Die Mercedes-Limousine, die Undersecretary Ellen Whitfield zum Anwesen gebracht hatte, wartete in dem gekiesten Parkbereich. Die Lady betrat gerade das prächtige Gebäude.

Das Château de Gournay – nur vierzig Autominuten von Paris entfernt – war ein architektonisches Schmuckstück aus dem siebzehnten Jahrhundert, das zwar weniger protzig wirkte als das nahe Versailles, im Detail jedoch nicht weniger beeindruckend war. François Mansart hatte es für einen Herzog am Hof Ludwigs XIV entworfen, und es gehörte zu den besterhaltenen Châteaux dieser Art in Frankreich. Vom Foyer, das dem Ideal des französischen Klassizismus der damaligen Zeit entsprach, bis zu dem oft fotografierten, aus Stein gemeißelten Buffet. Die elf Schlafzimmer waren noch original erhalten, die Tennisplätze und der Swimmingpool waren jüngerer Datums.

Seit rund fünfzig Jahren wurde das Château von internationalen Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen als Tagungsort genutzt. Dorthin zogen sich Spitzen-Industrielle und ihre Nachfahren aus dem Informationszeitalter zu ungestörten Gesprächen zurück. Im Moment hatte ein Washingtoner Thinktank mit quasi unbegrenzten finanziellen Mitteln das Anwesen gemietet. Und zwar auf besonderen Wunsch von Professor Ashton Palmer. Der wissenschaftliche Berater der Asienexperten des Thinktanks tagte besonders gern an Orten, die das Beste in sich vereinten, was die Zivilisation zu bieten hatte.

Ein uniformierter Hausdiener begrüßte Undersecretary Whitfield im Foyer.

»Monsieur Palmer erwartet Sie im blauen Salon, Madame«, sagte der französische Butler, ein Mann Ende fünfzig mit gebrochener Nase, kantigem Kiefer und durchtrainiertem Körper. Ein Mann, der – wie sie vermutete – auch in Bereichen Erfahrung und Können vorzuweisen hatte, die nicht direkt für seine Stellung als Butler erforderlich waren. Whitfield wäre nicht überrascht gewesen, wenn Palmer einen ehemaligen Fremdenlegionär als Butler eingestellt hätte: Er glaubte an »multifunktionale« Angestellte – einen Kammerdiener, der gleichzeitig Übersetzer war, einen Butler, der auch als Bodyguard eingesetzt werden konnte. Palmers Vorliebe für Vielfältigkeit war eng mit seiner Ästhetik verwandt, denn er predigte unentwegt die Schönheit des Nützlichen. Er hatte erkannt, dass jede Person mehrere Rollen auf der Bühne der Geschichte spielen konnte und dass die bestmögliche Aktion mehr als eine Folge haben musste. Palmers Doktrin der Vielfältigkeit war auch der

Schlüssel zu dem Szenario, das er gerade auf die Bühne gebracht hatte.

Der blaue Salon war ein achteckiges Erkerzimmer mit einem Blick über die Stallungen. Die gewölbte Decke war mindestens fünf Meter hoch, die Teppiche waren feinste Beispiele nahtloser Weberei aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die Kronleuchter hätten auch in ein Museum gepasst. Undersecretary Whitfield trat an ein Fenster und betrachtete die wunderbar gestaltete Parklandschaft. Auch die Stallungen waren elegante, Ziegel gedeckte Fachwerke und hätten jederzeit in ein luxuriöses Wohnhaus umgewandelt werden können.

»Damals verstand man noch etwas von Kunsthandwerk, nicht wahr?«

Ashton Palmers Stimme.

Ellen Whitfield drehte sich um und sah, wie Palmer durch eine dezent versteckte Tapetentür das Zimmer betrat. Sie lächelte. »Wie du immer sagst, kommt es nicht auf die Fähigkeit selbst an, sondern darauf, wie weit man sie entwickelt.«

»Das war das Besondere am Hof des Sonnenkönigs: Alles spielte sich auf höchstem Niveau ab, man schätzte und förderte die schönsten Errungenschaften der Literatur, der Kunst, der Naturwissenschaft und der Architektur. Gleichzeitig entging auch vieles der Aufmerksamkeit der Adligen, zum Beispiel die seismische Instabilität der sozialen Ordnung, an der sie sich mästeten. Der Ursprung jener Revolution, die ein Jahrhundert später ihre Kinder verschlingen würde. Ein falscher Friede, der die Saat seiner Zerstörung bereits in sich trug. Tja, die Menschen vergessen nur zu schnell, was uns Heraklit gelehrt hat: >Krieg ist der Vater aller Dinge und der König aller Dinge; und einige hat er zu Göttern gemacht und einige zu Menschen, einige gebunden und einige frei<.«

»Schön, dich zu sehen, Ashton«, sagte Whitfield herzlich. »Wir leben wirklich – um den alten chinesischen Fluch zu zitieren – in interessanten Zeiten.«

Ashton Palmer lächelte. Sein silbergraues Haar war ein bisschen dünner als damals zu Whitfields Studentenzeit, aber genauso gepflegt. Seine hohe Stirn wirkte beeindruckend, reine Intelligenz blitzte aus seinen schiefergrauen Augen. Ihm haftete etwas Altersloses an, das über der Ode des Alltags zu schweben schien. Whitfield hatte im Lauf ihrer Karriere viele Persönlichkeiten kennengelernt, die als historisch bedeutsam galten, aber sie hielt Palmer für den einzig wirklich großen Mann, der ihr je begegnet war. Ein Visionär – in jeder Hinsicht. Es war eine Ehre gewesen, seine Bekanntschaft zu machen, und das war ihr schon damals, mit Anfang zwanzig, bewusst gewesen. Und sie empfand es auch heute noch als Ehre, ihn zu kennen.

»Was hast du mir Neues zu berichten?«, fragte der Weise. Whitfield

wusste, dass er gerade aus Hongkong zurückgekommen war, doch er wirkte bemerkenswert ausgeruht.

»Bis jetzt ist alles genauso abgelaufen, wie du es vorhergesagt hast.« Ihre Augen blitzten. »Oder besser: Wie du es prophezeit hast.« Sie warf ihrem Spiegelbild in dem eleganten venezianischen Spiegel einen kurzen, prüfenden Blick zu. Das blaugraue Licht des französischen Wintertages drang durch die Bleiglasfenster und betonte ihre hohen Wangenknochen und markanten Gesichtszüge. Ihr kastanienbraunes, seitlich gescheiteltes Haar war sorgfältig frisiert; sie trug ein kirschrotes Kostüm und eine einfache Perlenkette. Dezentere Lidschatten betonte das Blau ihrer Augen. »Hübsches Plätzchen hast du dir da ausgesucht.«

»Das Center for Policy Studies hält hier bald eine Konferenz über Währungsregulation in Ost und West ab. Was hast du deinen Leuten erzählt?«

»Keine Sorge, das Château de Gournay ist als offizieller Zwischenstopp eingeplant. Ein Gespräch mit Wissenschaftlern über Liberalisierung im Währungsmarkt.«

»Wir müssen leider immer noch vorsichtig sein.«

»Das ist mir bewusst.« Sie setzte sich an den vergoldeten Holztisch, und Palmer gesellte sich zu ihr.

»Ich erinnere mich noch genau an das erste Seminar, in dem ich dich sprechen gehört habe«, sagte sie und blickte versonnen durch das Bleiglasfenster. »Ich war eine blutjunge Studentin aus Radcliffe, und du hieltest einen Einführungskurs über >Globale Vorherrschaft< im Sanders Theatre. Als Erstes hast du drei deutsche Wörter an die Tafel geschrieben: *Machtpolitik*, *Geopolitik* und *Realpolitik*. Hinten rief ein Spaßvogel: >Müssen wir für diesen Kurs Deutsch lernen?< Du sagtest Nein, aber es gebe eine andere Sprache, die wir erlernen müssten, und nur sehr wenige von uns würden sie jemals flüssig sprechen: die Sprache der Politik.«

Palmer kniff schmunzelnd die Augen zusammen. »Ich hielt es für fair, die Leute vorzuwarnen.«

»Das war es auch«, sagte sie. »Du hast verkündet, dass die meisten von uns diese Sprache sowieso nicht lernen würden. Dass nur ein paar von uns sie jemals vollständig beherrschen würden. Die anderen seien dazu verdammt, als klischeehafte Fußnoten der Geschichte das Universum aus der Perspektive eines Dorfgemeinderats zu betrachten. So hast du es, glaube ich, ausgedrückt. Starker Tobak für so junge Menschen.«

»Du hattest schon damals das nötige Hirnschmalz«, sagte Palmer. »Eine geistige Kühnheit, die sich nicht erlernen lässt.«

»Ich erinnere mich daran, was du über Dschingis Khan gesagt hast. Dass er, modern ausgedrückt, für Handels- und Religionsfreiheit eintrat, weil er

nur so sein Imperium kontrollieren konnte.«

»Und genau das machte ihn so gefährlich.« Er breitete die Hände auf der Intarsien-Tischplatte aus Birnbaumholz aus.

»Genau. Du zeigtest uns auf einer Weltkarte die größten Ausmaße des Mongolenreiches, als Dschingis Khans Sohn und Erbe Ogodei 1241 Kiew einnahm, ein deutsches Ritterheer im Osten vernichtete, sich durch Ungarn kämpfte und vor den Toren Wiens stand. Weiter zogen die Horden nicht. Das Mongolenreich war beinahe deckungsgleich mit dem späteren Ostblock. Das hat uns total umgehauen. Du hast das Mongolenreich und das kommunistische Weltreich verglichen, beide reichten von Nordkorea und China bis nach Mitteleuropa. Das gleiche Gebiet, du nanntest es den »Fußabdruck der Geschichte«. Und es war reiner Zufall, dass die Mongolen vor Wien umkehrten.«

»Reiner Zufall«, wiederholte Palmer. »Ogodei war gestorben, und die Heerführer wollten in ihre Heimat zurückkehren, um seinen Nachfolger zu bestimmen.«

»Du hast uns gezeigt, dass die großen Weltreiche alle nach dem gleichen Muster funktionierten. Im sechzehnten Jahrhundert war Suleiman der Prächtige der mächtigste Sultan des Osmanischen Reiches und gleichzeitig setzte er sich am stärksten für Gleichheit vor dem Gesetz, faire Gerichtsverfahren und Handelsfreiheit ein. Und du hast die Behauptung bewiesen, dass die östlichen Reiche umso gefährlicher für den Westen waren, je liberaler ihre Herrscher sie regierten.«

»Es gibt nur wenige Menschen, die das Menetekel an der Wand lesen können«, sagte Palmer. »Vor allem, wenn die Schrift chinesisch ist.«

»Du hast diesen verschlafen dreinblickenden Kids erklärt, warum China – das Reich der Mitte – in den vergangenen Jahrhunderten keine Bedrohung für die Hegemonie des Westens dargestellt hat, obwohl es durchaus sein größter Rivale hätte sein können. Der Große Vorsitzende Mao war eben ein richtiger Papiertiger. Je totalitärer das chinesische Regime war, desto vorsichtiger, defensiver und mehr nach innen gerichtet war auch seine militärische Haltung. Du hast diesen starken Stoff so mitreißend präsentiert, dass niemand mehr verschlafen aus der Wäsche geguckt hat, als du fertig warst. Den Kids war nämlich klar geworden, was du damit sagen wolltest. Ich weiß noch, dass ich eine Gänsehaut hatte.«

»Aber die meisten Menschen ändern sich nie. Deine Kollegen im Außenministerium weigern sich immer noch, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Je westlicher die Regierung Chinas sich ausrichtet, desto größer wird die militärische und wirtschaftliche Bedrohung für uns durch diese neue Konkurrenz. Der chinesische Präsident hat ein nettes Gesicht, und dieses Gesicht hat unsere Regierung blind für die Realität gemacht: Er ist

entschlossen, den schlafenden Drachen zu wecken.« Er warf einen Blick auf seine schmale, elegante Patek-Philippe-Uhr, die, wie Whitfield auffiel, sowohl die Greenwichzeit als auch die Ortszeiten von New York und Peking anzeigte.

»Schon als Studentin habe ich begriffen, dass du allen anderen einen Schritt voraus warst. Du hattest so viel mehr bereits verstanden. Dein Seminar über internationale Beziehungen, an dem ich im ersten Jahr meines Hauptstudiums teilnehmen durfte, gab mir das Gefühl, zu einem kleinen Kreis Auserwählter zu gehören.«

»Fünfzig Studenten hatten sich beworben, aber ich nahm nur zwölf auf.«

»Unglaubliche Leute. Ich war bestimmt nicht die Klügste von ihnen.«

»Das vielleicht nicht«, räumte Palmer ein. »Aber du warst besonders ... *vielversprechend*.«

Sie erinnerte sich an die Einführungssitzung des Hauptseminars. Professor Palmer hatte davon gesprochen, wie die Welt aus der Perspektive des britischen Premierministers Benjamin Disraeli ausgesehen haben musste, der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts an der Spitze der mächtigen Pax Britannica stand. Disraeli musste geglaubt haben, sein Imperium sei unbesiegbar und das folgende Jahrhundert werde den Briten und ihrer mächtigen Flotte gehören. Aber ein paar Jahrzehnte später war von Großbritanniens einstiger Großmachtstellung nicht mehr viel übrig. Diese Transformation hatte Palmer damit verglichen, dass vom Imperium Romanum nur Italien übrig geblieben war.

Das zwanzigste Jahrhundert war das amerikanische Jahrhundert gewesen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Amerikas industrielle und wirtschaftliche Vormachtstellung unangefochten, und die ausgetüftelte Platzierung von Amerikas militärischen Kommandoposten sorgte dafür, dass diese Macht bis in die hintersten Winkel der Erde reichte. Aber Palmer warnte vor der leichtfertigen Annahme, dass auch das nächste Jahrhundert im Zeichen Amerikas stehen würde. Wenn das Reich der Mitte vollständig erwachte, würde das nächste Jahrhundert ihm gehören, und die globale Hegemonie würde sich nach Osten verlagern. Und eine Politik des »konstruktiven Engagements« würde die Chinesen zusätzlich stärken und ihren Aufstieg noch beschleunigen.

In Anlehnung an Marx, der die französischen »Marxisten« um 1870 strikt abgelehnt hatte, erklärte auch Ashton Palmer einmal bissig, er sei absolut kein »Palmerit«. Er distanzierte sich damit von der vulgären Falschauslegung seiner Kerndoktrin und gleichzeitig von den Leuten, die aus seiner Arbeit historische Zwangsläufigkeiten ableiteten. Palmers Methode verband die Epochengeschichte zu langen Zeiträumen, die

Jahrhunderte umspannte, mit der aktuellen Zeitgeschichte. Diese Methode ließ sich nicht auf Slogans, Sprüchlein oder Formeln reduzieren. Und *absolut nichts* war unvermeidlich; das war sogar der zentrale Punkt. Wer an historischen Determinismus glaubte, ergab sich nur der Passivität. Die Geschichte der Welt war die Geschichte menschlicher Taten. Sie wurde durch menschliches Handeln *gemacht*. Und verändert.

Der livrierte Butler räusperte sich.

»Professor Palmer«, sagte er. »Eine dringende Nachricht für Sie.«

Palmer wandte sich mit bedauernder Miene an Whitfield. »Würdest du mich kurz entschuldigen?«

Er ging einen langen Flur entlang und verschwand in einer Tür. Als er ein paar Minuten später zurückkehrte, wirkte er gleichzeitig besorgt und elektrisiert.

»Alles fügt sich zusammen«, verkündete er Whitfield. »Und das erhöht den Druck natürlich enorm.«

»Verstehe.«

»Was ist mit Tarquin?«

»Wie du gesagt hast, fügt sich alles zusammen.«

»Und seine neue Begleiterin? Gibt es womöglich Grund zur Sorge?«

»Kein Grund zur Sorge. Wir haben ein Auge auf sie.«

»Ich kann dir gar nicht oft genug sagen, dass wir nur noch zweiundsiebzig Stunden haben. Alle müssen ihre Rolle perfekt spielen.«

»Bis jetzt«, versicherte Undersecretary Whitfield ihm, »haben das auch alle getan.«

»Auch Tarquin?«, fragte Palmer. Seine grauen Augen blitzten.

Whitfield nickte, um ihre Mundwinkel spielte ein Lächeln. »Vor allem Tarquin«, bestätigte sie.

Ambler blickte starr geradeaus, als er die Rue Saint-Florentin 2 verließ. Er wollte wie ein Mann wirken, der keine Zeit zu verlieren hatte. Das war nicht besonders schwierig, denn schließlich hatte er auch keine Zeit zu verlieren. Als er auf die Straße trat und das Konsulat hinter ihm lag, verlangsamte er seinen Schritt und schlenderte wie ein zielloser Spaziergänger an den roten Balustraden und reich dekorierten Schaufenstern vorbei. Er lief von der Place de la Concorde in Richtung Rue Saint Honoré – also vom Frieden in Richtung Ehre – und beobachtete dabei seine Umgebung aufmerksam, auch wenn er wirkte, als sei er völlig in Gedanken versunken.

Wachsam auf seine Umgebung zu achten, bedeutete nicht nur, genau hinzuschauen. Es bedeutete auch, genau hinzuhören. Man musste auf die Schritte der Menschen achten, die man nicht sah, da ein möglicher

Verfolger sein Tempo immer wieder an das Zielobjekt anpassen musste, um einen konstanten Abstand zu ihm zu wahren.

Ambler realisierte, dass ihn tatsächlich jemand verfolgte, aber kein Geheimagent würde sich dabei derartig tollpatschig anstellen. Er hörte, wie jemand ihm nacheilte, der eindeutig kürzere Beine hatte als er. Und der, dem leichten Keuchen nach zu urteilen, körperlich in schlechterer Verfassung war.

Ambler wusste, dass er sich bedroht fühlen sollte. Aber der Verfolger bewegte sich so wenig diskret wie ein Kellner, der einem Zechpreller nachrennt. Vielleicht war das Sinn und Zweck dieser Vorstellung. Versuchte man, einen erfahrenen Agenten dadurch zu überlisten, dass man ihn durch so viel Auffälligkeit in Sicherheit wiegte?

Ambler beschleunigte seinen Schritt und bog vor dem nächsten Häuserblock nach links in die engere Rue Cambon, und kurz danach in die Rue du Mont Thabor ein. Zehn Meter vor ihm befand sich ein Gässchen, das hinter einer Reihe Boutiquen verlief. Er blieb am Gassenrand stehen und tat so, als stelle er seine Armbanduhr neu. Im Uhrglas spiegelte sich der Mann, der ihn verfolgte. Mit einer plötzlichen, schnellen Bewegung fuhr Ambler herum, packte den Fremden, zog ihn in das Gässchen und drückte ihn gegen eine mit Graffiti beschmierte Wand.

Der Mann war kein besonders beeindruckendes Individuum: teigiges Gesicht, kurzatmig, schütteres schwarzes Haar, leichte Augenringe und ein kleiner Bierbauch. Seine Stirn glänzte vor Schweiß. Er war ungefähr ein Meter fünfundsiebzig groß und wirkte vollkommen fehl am Platz. Seine Kleidung – ein billiger, beigefarbener Regenmantel, ein weißes Polyesterhemd, ein unauffälliger grauer Anzug – war durch und durch amerikanisch. Vielleicht nicht in Amerika hergestellt, aber definitiv dort gekauft. Ambler beobachtete die Hände des Mannes, falls er nach einer versteckten Waffe greifen wollte.

»Sie sind Tarquin, stimmt's?«, fragte der teigweiße Fremde kurzatmig.

Ambler drückte ihn grob gegen die Wand – der Mann protestierte mit einem lauten »Aua!« – und tastete seine Kleidung ab. Seine Fingerspitzen suchten wohl nach einer Waffe: dem Stift, der ein bisschen zu dick und zu lang war, dem Geldbeutel, der ein bisschen zu ausgebeult war, um nur Kreditkarten und Scheine zu enthalten.

Er fand nichts.

Jetzt starrte Ambler den Mann forschend und intensiv an. Er würde auch das geringste verräterische Zucken in seiner Miene bemerken. »Wer will das wissen?«

»Nehmen Sie Ihre Hände weg, Sie Stück Dreck«, zischte der Mann wütend. Ambler hörte nur eines aus seiner Stimme heraus: einen leichten

Brooklyn-Akzent.

»Ich habe gefragt, wer das wissen will.«

Der Mann richtete sich kerzengerade auf und sah Ambler mit gekränkter Würde an.

»Mein Name ist Clayton Caston.« Er bot Ambler nicht die Hand zum Gruß.

Kapitel zweiundzwanzig

»Sagen Sie's nicht«, fuhr ihn Ambler mit unverhohlener Verachtung misstrauisch an. »Sie sind ein *Freund* Sie wollen mir *helfen*.«

»Reden Sie keinen Blödsinn«, erwiderte der bleiche Mann gereizt. »Ich bin nicht Ihr Freund. Und ich bin nur hier, um mir selbst zu helfen.«

»Mit wem arbeiten Sie zusammen?«, fragte Ambler. Der Mann war ein hoffnungsloser Fall: Er beherrschte nicht einmal die grundlegenden Manöver für Außeneinsätze. Eine derartige Unfähigkeit war definitiv nicht gespielt. Aber vielleicht war er als Teil eines Teams dazu bestimmt worden, Ambler aus der Reserve zu locken und ihm ein falsches Gefühl der Überlegenheit zu verschaffen, während die anderen sich anschickten, ihn zu erledigen.

»Sie wollen wissen, wo ich mein Geld verdiene?«

»Ich will wissen, mit wem Sie im Augenblick zusammenarbeiten. Wer ist noch hier? Und wo ist der Rest, verdammt noch mal? Spucken Sie's aus, oder ich garantiere Ihnen, dass Sie nie wieder etwas von sich geben.«

»Und ich hatte mich schon gefragt, warum Sie keine Freunde haben.«

Ambler formte seine Handfläche zu einer starren Speerspitze und winkelte den Arm an. Er wollte dem Mann unmissverständlich zeigen, dass er ihn blitzartig durch einen Schlag auf den Hals töten konnte.

»Wer noch hier ist?«, fuhr der Mann fort. »Ungefähr elf Millionen Franzosen, wenn man das Einzugsgebiet dazu rechnet.«

»Wollen Sie etwa behaupten, dass Sie allein arbeiten?«

»Nun, im Moment schon«, sagte der Mann mit leichtem Zögern.

Ambler merkte, dass seine Anspannung nachließ. Der Mann sagte auf jeden Fall die Wahrheit. Er arbeitete wirklich allein. Er hatte das nicht nur gesagt, um eine besorgte Zielperson zu beruhigen. Der Mann hatte damit eine ihm unangenehme Wahrheit gestanden.

»Aber Sie sollten wissen, dass ich für die CIA arbeite«, warnte er mit Trotz in der Stimme. »Also kommen Sie bloß nicht auf dumme Gedanken. Wenn Sie mich verletzen, tun Sie sich keinen Gefallen. Die CIA hasst es, mit Arztrechnungen belästigt zu werden. Sie würden das nicht so einfach hinnehmen. Also nehmen Sie Ihre Hand runter. Das bringt doch nichts. Wäre schlecht für Sie, und wahrscheinlich schlecht für mich. Wir können beide nur verlieren.«

»Jetzt reden Sie aber Blödsinn.«

»Das wird häufig vermutet, stellt sich dann aber als falsch heraus«, sagte der Mann. »Hören Sie, bei der Pariser Oper gibt es ein McDonald's. Vielleicht können wir uns dort unterhalten.«

Ambler starrte ihn nur an.

»Was ist?«

»*McDonald's?*«, echote Ambler kopfschüttelnd. »Ist das der neue CIA-Treffpunkt?«

»Das weiß ich doch nicht. Ich vertrage das Essen hier einfach nicht. Falls Sie es noch nicht gemerkt haben sollten: Verdecktes Ermitteln ist nicht mein Metier.«

Ambler's Blick wanderte regelmäßig in Richtung Straße. Bis jetzt hatte er noch keine der subtilen Veränderungen im Fußgängerverkehr beobachtet, die darauf hinwiesen, dass dort eine Patrouille – ein Team »*Watcher*« – stationiert war. »Na gut, reden wir bei McDonald's.« *Man stimmt nie einem Treffpunkt zu, den die Gegenseite ausgewählt hat.* »Aber nicht in dem bei der Oper.« Tarquin griff in die Brusttasche des Jacketts, das der Mann trug, und zog sein Mobiltelefon heraus. Ein Ericsson-Modell, Mehrbandhandy. Mit einer flüchtigen Untersuchung stellte er fest, dass das Gerät mit einer französischen Prepaid-Karte ausgerüstet war. Wahrscheinlich hatte Caston das Telefon am Flughafen Charles de Gaulle gemietet. Tarquin drückte ein paar Tasten, bis das Telefon die eigene Nummer anzeigte. Er lernte sie sofort auswendig.

»Ich rufe Sie in einer Viertelstunde an und sage Ihnen, wo Sie hinkommen sollen.«

Der Mann sah auf seine Digitaluhr, eine Casio. »Einverstanden«, sagte er mit einem leichten Räuspern.

Zwölf Minuten später stieg Ambler an der Station Pigalle aus der Metro. Das McDonald's lag genau gegenüber. Die vielen Fußgänger würden es Ambler leicht machen, den Ort diskret zu überwachen. Er rief den Mann an, der sich selbst Caston nannte, und gab ihm die Adresse.

Dann wartete Ambler. Es gab Hundert verschiedene Methoden, mit denen Watcher sich unauffällig in Position bringen konnten. Das lachende Pärchen beim Zeitungskiosk, der einsame Mann mit dem fahlen Gesicht, der erotische »*Spielzeuge*« aus Lack und Leder in einem Schaufenster betrachtete, der junge Mann mit den Apfelbacken, dem eine Kamera an einem Band um den Hals hing und der sich in seine Jeansjacke mit Fellkragen kuschelte: Sie alle würden gleich weitergehen und konnten durch ähnliche Typen ersetzt werden, die zwar jeden Augenkontakt miteinander vermieden, aber durch einen unsichtbaren Koordinator miteinander vernetzt waren.

Aber eine solche Aufstellung sorgte für subtile Veränderungen im Fußgängerverkehr, die ein aufmerksamer Beobachter entdecken konnte. Menschen hielten immer einen bestimmten Abstand voneinander und folgten dabei Regeln, die ihnen zwar nicht bewusst waren, ihr Verhalten

aber dennoch bestimmten.

Wenn zwei Menschen in einem Fahrstuhl standen, teilten sie den verfügbaren Platz zwischen sich auf. Waren es mehr als drei Passagiere, vermieden sie sorgfältig jeden Augenkontakt miteinander. Betrat noch ein weiterer Fahrgast die Kabine, positionierten sich die bisherigen Benutzer neu und hielten den größtmöglichen Abstand voneinander. Ein kleiner Tanz, der Stunde um Stunde, Tag um Tag in Fahrstühlen auf der ganzen Welt getanzt wurde. Die Menschen verhielten sich, als hätten sie dieses Manöver trainiert, waren sich aber überhaupt nicht bewusst, was sie dazu brachte, ein Stückchen nach hinten, nach links, nach rechts oder nach vorne zu rücken. Doch die Muster waren offensichtlich, wenn man einmal darauf aufmerksam geworden war. Ähnliche Muster – elastisch, amorph, aber dennoch real – gab es auch auf den Gehwegen, bei Menschenmengen vor einem Schaufenster, in den Schlangen vor einem Zeitungsstand. Die Präsenz eines Menschen, der an einer Stelle stationiert war, an der Menschen normalerweise nur kurz, ohne bestimmte Absicht stehen blieben, störte dieses natürliche Muster. Ein ausreichend feinfühliges Beobachter spürte diese Störungen am Rand seines bewussten Empfindens. Genau zu benennen, was nicht stimmte, war viel schwieriger, als es spontan und instinktiv zu *fühlen*. Das wusste Ambler. Bewusstes Denken war logisch und langsam. Intuition war flüchtig, unreflektiert und lag meistens richtig. Innerhalb weniger Minuten hatte Ambler sich davon überzeugt, dass weder eine Patrouille noch ein Überwachungsteam vor dem Schnellrestaurant angekommen war.

Der teigige Mann kam mit einem Taxi, das direkt vor dem McDonald's hielt. Er stieg aus und drehte den Kopf schnell nach allen Seiten. Statt zu entdecken, ob ihm jemand folgte, würde er einen Verfolger mit dieser sinnlosen Motorik nur auf sich aufmerksam machen.

Nachdem der CIA-Beamte das Restaurant betreten hatte, beobachtete Ambler das Taxi, bis es hinter einer Ecke verschwand. Dann wartete er noch weitere fünf Minuten. Immer noch nichts Verdächtiges.

Jetzt überquerte er die viel befahrene Straße und betrat das McDonald's. Innen war es dunkel, die Beleuchtung schummrig rot. Ambler erschien das sehr passend. Sie waren ja schließlich in einem Rotlichtviertel. Caston saß an einem Ecktisch und hatte einen Kaffeebecher vor sich.

Ambler kaufte zwei Hamburger Royal TS und setzte sich an einen Tisch im hinteren Drittel des Restaurants, von dem er die Eingangstür im Blick hatte. Dann wartete er, bis Caston zu ihm rübersah und winkte ihn zu sich. Caston hätte offenbar absichtlich den von der Tür aus am schlechtesten einsehbaren Tisch gewählt. Ein defensiver Fehler, den kein Agent

begangen hätte. Wenn Feinde deine Arena betreten, dann wissen sie, dass du da bist. Es war viel besser, sie möglichst schnell zu entdecken und den Überblick zu bewahren. Nur Amateure nahmen Blindheit in Kauf, um selbst nicht gesehen zu werden.

Caston setzte sich mit unglücklichem Gesicht zu Ambler an den kleinen gebeizten Holztisch.

Ambler scannte weiterhin den Raum. Er konnte die Möglichkeit nicht ausschließen, dass Caston unwissentlich zum Handlanger gemacht worden war. Vielleicht hatte man einen Transponder in seinem Schuhabsatz versteckt. Es wäre einfach, irgendwo außer Sicht ein Team zu positionieren. Eine visuelle Überwachung war hier nicht nötig.

»Sie wirken größer als auf dem Foto«, sagte Caston. »Aber das war auch nur zehn mal fünfzehn Zentimeter groß.«

Ambler ignorierte die Bemerkung. »Wer weiß noch, dass Sie mich aufgespürt haben?«, fragte er ungeduldig.

»Nur Sie«, antwortete der Mann. Seine Stimme klang gereizt, aber er zeigte keine Spur von Unbehagen oder Arglist. Lügner betrachteten ihr Gegenüber oft aufmerksam, nachdem sie etwas gesagt hatten. Sie wollten sehen, ob man ihren Lügen glaubte oder ob sie noch dicker aufragen mussten, um ihr Gegenüber zu überzeugen. Wer in einer gewöhnlichen Unterhaltung die Wahrheit sagte, ging davon aus, dass ihm geglaubt wurde. Caston starrte auf die Hamburger, die vor Ambler auf dem Tablett lagen. »Essen Sie beide?«

Tarquin schüttelte den Kopf.

Der Amerikaner nahm sich einen Hamburger und begann, ihn gierig hinunterzuschlingen. »'tschuldigung«, sagte er, als er fertig war. »Ich habe eine Ewigkeit nichts mehr gegessen.«

»Es ist ja auch verdammt schwierig, in Frankreich etwas Leckeres aufzutreiben.«

»Wem sagen Sie das«, sagte der Mann ernsthaft. Offenbar war ihm Amblers Sarkasmus völlig entgangen.

»Jetzt sagen Sie mir mal was. Wer sind Sie wirklich? Sie sehen nicht aus wie ein CIA-Agent. Sie sehen weder aus wie ein Agent noch wie ein Polizeibeamter.«

Ambler musterte den dicklichen Mann mit den Hängeschultern. Er war überhaupt nicht in Form. Und offenbar völlig fehl am Platz. »Sie sehen aus wie ein Buchhalter.«

»Und genau das bin ich«, sagte der Mann. Er zog einen Drehbleistift aus der Hemdtasche und richtete ihn auf Ambler. »Also legen Sie sich bloß nicht mit mir an.« Er lächelte. »Ehrlich gesagt war ich ein CIA, bevor ich zur CIA ging. Ein Certified Internal Auditor, also ein Buchprüfer. Aber ich

arbeite schon seit dreißig Jahren für den Laden. Allerdings bleibe ich normalerweise eher im Büro.«

»Back Office?«

»So würdet ihr Frontschweine es wohl nennen, ja.«

»Wie sind Sie bei der CIA gelandet?«

»Haben wir Zeit für meine Lebensgeschichte?«

»Sagen Sie es mir«, sagte Ambler. Sein drängender Tonfall klang beinahe bedrohlich.

Caston nickte. Er verstand, dass der Mann, den er als Tarquin kannte, nicht aus Neugier fragte, sondern prüfen wollte, ob er die Wahrheit sagte.

»Also die Kurzfassung. Angefangen habe ich in der Abteilung für Wirtschaftskriminalität bei der SEC, der US-Börsenaufsicht. Dann arbeitete ich kurz für Ernst & Young, aber das kam mir irgendwie vor, als wäre ich selbst ein Wirtschaftskrimineller. In der Zwischenzeit kam ein Schlauberger in Washington auf den Gedanken, dass die CIA im Grunde genommen eine Firma sei. Und beschloss, jemanden mit meinen speziellen Fähigkeiten einzustellen.« Er leerte seinen Kaffeebecher. »Speziell im Sinn von merkwürdig.«

Ambler beobachtete den Mann, während er sprach. Kein Anzeichen für eine Täuschung. »Also hat mich ein blutiger Amateur aufgespürt«, sagte Ambler. »Ein Bürohengst ohne einen Funken Ahnung von Spionage. Ich weiß nicht, ob ich mich totlachen oder zu Tode schämen soll.«

»Ich bin vielleicht ein Bürohengst, Tarquin, aber deshalb bin ich noch lange kein Vollidiot.«

»Das ist mir nicht entgangen«, sagte der Agent. »Wie haben Sie mich gefunden? Und warum haben Sie mich überhaupt gesucht?«

Der Mann unterdrückte ein Lächeln, er war offenbar ein bisschen eitel. »Eigentlich war es ganz einfach – als ich erfuhr, dass Sie in Paris sind.«

»Wie Sie bereits betont haben, leben hier rund elf Millionen Menschen.«

»Nun, ich habe über Wahrscheinlichkeiten nachgedacht. Paris ist ein ziemlich schlechtes Versteck. Hier gibt es eine Menge Nachrichtendienststellen der unterschiedlichsten Nationen. Eigentlich ist es der letzte Ort, an dem Sie sich aufhalten sollten. Sie wollten also hier bestimmt nicht untertauchen. Vielleicht hatten Sie einen Auftrag zu erledigen. Aber warum sind Sie dann nicht bei der erstbesten Gelegenheit abgehauen? Also standen die Chancen gut, dass Sie hier etwas suchten. Und zwar Informationen. Und an welchem Ort wird ein ehemaliger Agent der Consular Operations, der als >unrettbar< klassifiziert ist, wohl auf keinen Fall auftauchen? Natürlich im Pariser Büro von Cons Ops. Das dachten jedenfalls meine Kollegen. Wirklich der letzte Ort, an dem Sie

sich blicken lassen sollten.«

»Also sind Sie genau dorthin gegangen und haben auf der Bank gegenüber Wache geschoben?«

»Die Informationen, die Sie unbedingt wollten, mussten etwas mit Consular Operations zu tun haben. Und in dieser Welt kennen Sie sich auch am besten aus.«

»Also sind Sie nur Ihrer Intuition gefolgt, stimmt's?«

Castons Augen blitzten auf. »Meiner Intuition?« In seinem Zorn wirkte er beinahe majestätisch. »Eine Intuition? Clay Caston folgt nicht irgendwelchen Intuitionen. Er lässt sich nicht von Ahnungen, Intuitionen oder Instinkten oder ...«

»Würden Sie bitte etwas leiser sprechen?«

»Tut mir leid«, sagte Caston errötend. »Da haben Sie einen wunden Punkt getroffen.«

»Sie folgten also Ihrer wunderbaren Kette logischer Schlussfolgerungen ...«

»Nun, eigentlich ist es eine Wahrscheinlichkeitsmatrix und weniger streng syllogistische Logik ...«

»Sie folgten also diesem verrückten Voodoo-Zauber und beschlossen, eine bestimmte Tür zu bewachen. Und Sie hatten Glück.«

»Glück? Sie haben mir offenbar überhaupt nicht zugehört. Es ging darum, das Bayestheorem anzuwenden, um die konditionellen Wahrscheinlichkeiten auszurechnen. Wenn man die *vorherigen* Wahrscheinlichkeiten ausreichend beachtet, vermeidet man den Trugschluss, dass ...«

»Schon gut, schon gut. Die wirklich wichtige Frage betrifft ohnehin das *Warum*. Warum haben Sie mich gesucht?«

»Eine ganze Menge Leute sucht Sie. Ich kann nur für mich sprechen.« Caston legte eine Pause ein und fuhr dann fort: »Und das ist schon schwer genug. Vor ein paar Tagen wollte ich Sie nur aufspüren, um Sie unschädlich zu machen – eine Anomalie zu eliminieren. Aber inzwischen bin ich der Meinung, dass es eine noch viel größere Anomalie zu eliminieren gibt. Ich bin im Besitz einiger Eckdaten. Ich glaube, Sie besitzen einige andere Eckdaten. Wenn wir unsere Informationen zusammenwerfen – also einen größeren Ergebnisraum schaffen –, dann machen wir vielleicht Fortschritte.«

»Ich verstehe immer noch nicht, warum Sie nicht in Ihrem Büro sitzen und Bleistifte spitzen.«

Caston schnaubte. »Man hat mich *blockiert*, um es mal deutlich auszudrücken. Ein paar ganz üble Maulwürfe wollen Sie unbedingt finden. Und ich will die *Maulwürfe* finden. Da überschneiden sich vielleicht unsere

Interessen.«

»Mal sehen, ob ich Sie richtig verstanden habe«, sagte Ambler. Er sprach bewusst in leisem Gesprächstonfall, denn er wusste, dass seine Stimme in der Geräuschkulisse des Schnellrestaurants keinen Meter weit dringen würde. Er scannte weiterhin die Umgebung. »Zuerst wollten Sie mich aufspüren, um mich auszuschalten. Jetzt wollen Sie diejenigen aufspüren, die mir auf den Fersen sind.«

»Genau.«

»Und danach?«

»Danach? Nun, danach sind Sie dran. Wenn ich die Maulwürfe am Kanthaken habe, werde ich Sie ausliefern. Und danach gehe ich wieder meine Bleistifte spitzen.«

»Sie erzählen mir einfach so, dass Sie mich am Ende ausliefern wollen? Um mich unschädlich zu machen? Warum um alles in der Welt erzählen Sie mir das?«

»Weil es die Wahrheit ist. Ich verabscheue Sie und Ihresgleichen.«

»Schmeicheleien bringen Sie auch nicht weiter.«

»Leute wie Sie sind eine Plage. Sie sind ein Cowboy, der für andere Cowboys arbeitet. Diese Leute haben keinen Respekt vor Regeln und Richtlinien und wollen immer die Abkürzung nehmen. Aber ich weiß noch mehr über Sie. Ich weiß, dass Sie in aller Regel merken, wenn man Sie anlügt. Also warum sollte ich mir die Mühe machen?«

»Was Sie gehört haben, stimmt. Macht es Ihnen keine Angst?«

»Vereinfacht das Leben meiner Ansicht nach ungemein. Ich war schon immer ein ziemlich mieser Lügner.«

»Eines will ich Sie noch fragen: Haben Sie jemandem erzählt, wo ich bin?«

»Nein.«

»Warum sollte ich Sie dann Ihrer Meinung nach leben lassen?«

»Weil ich recht habe. Kurzfristig überschneiden sich unsere Interessen. Und langfristig? Nun ja, wie Keynes sagte: Langfristig gesehen sind wir alle tot. Meiner Meinung nach werden Sie das Risiko eingehen, eine vorübergehende Allianz mit mir zu schließen.«

»Der Feind deines Feindes ist dein Freund?«

»Guter Gott, nein«, wehrte Caston ab. »Das ist eine saudämliche Haltung.« Er begann, das Einwickelpapier zu einem Origami-Kranich zu falten. »Damit das klar ist: Sie sind nicht mein Freund. Und ich bin ganz bestimmt auch nicht Ihr Freund.«

Ethan Zackheim blickte in die Gesichter der Analysten und Technikexperten, die sich um den Konferenztisch in Raum 0002A versammelt hatten, und fragte sich beiläufig, wie viele Tonnen Steine und Beton wohl über ihm lagen. Was brachte das sechsstöckige Gebäude aus dem Jahr 1961, das mächtige Bauwerk in der C Street 2201, wohl auf die Waage? Im Moment war allerdings die Verantwortung, die auf seinen eigenen Schultern lastete, schon schwer genug.

»Gut, Leute. Wir haben offensichtlich unser Ziel nicht erreicht. Bitte sagt mir, dass wir wenigstens etwas Neues *erfahren* haben. Abigail?«

»Wir haben seine Downloads aus dem Konsulat analysiert«, sagte die Nachrichtenexpertin. Ihre Augen wirkten hinter ihrem braunen Pony sehr verunsichert. Dass Tarquin in eine angeblich sichere Datenbank in Paris eingedrungen war, hatte ihnen allen einen schweren Schlag versetzt. Dieser Coup war sowohl beeindruckend als auch demütigend, und es hatte von allen Seiten Vorwürfe gehagelt. Keiner wollte diese heikle Diskussion erneut entfachen. »Er hat in drei Fällen nach Informationen gesucht, und zwar über Wai-Chan Leung, Kurt Sollinger und Benoit Deschesnes.«

»Seine Opfer«, grunzte Matthew Wexler. Als Veteran des INR, der zwanzig Jahre Berufserfahrung auf dem Buckel hatte, nahm er sich das Recht heraus, jederzeit seine Meinung zu äußern. »Der Verbrecher ergötzt sich an seinen Verbrechen.«

Zackheim lockerte seine Krawatte. *Ist es hier drin so heiß, oder bin das bloß ich?*, fragte er sich, beschloss aber, nichts zu sagen. Er hatte das Gefühl, dass es nur ihm zu heiß war. »Aber welchen Sinn ergibt das?«

»Es macht noch deutlicher als zuvor, dass zwischen ihm und diesen Opfern eine verdamnte Verbindung besteht.« Wexler beugte sich nach vorn, seine fette Wampe quoll über den Tischrand. »Vorher hatten wir starke Indizien, aber jetzt ist die Beweislage wohl eindeutig.«

»Ich würde die Ergebnisse der Bildanalyse nicht als bloße *Indizien* abwerten«, sagte der Bildanalyst Randall Denning leise, als wolle er nur seinen Widerspruch geäußert wissen. Sein blauer Blazer hing wie ein Sack an seinem schmalen Oberkörper. »Die Fotos platzieren ihn definitiv am Tatort.«

»Matthew, du gehst immer noch von der Annahme aus, auf die wir uns alle geeinigt haben«, sagte Zackheim. »Aber irgendwas an diesen Downloads beunruhigt mich. Warum sollte er Hintergrundinformationen über Leute sammeln, die er bereits ermordet hat? Das macht man doch normalerweise, bevor man jemanden umlegt.«

Am anderen Ende des Tisches beobachtete Franklin Runciman, der Vizedirektor von Consular Operations, besorgt, in welche Richtung

Zackheims Äußerungen wiesen. Er räusperte sich. »Ethan, du hast natürlich recht damit, dass viele verschiedene Interpretationen vorstellbar sind.« Unter seinen schweren Brauen wirkten seine Augen besonders stechend. »Das ist immer so. Aber wir können bei unseren Handlungen nicht alle berücksichtigen. Wir müssen eine Interpretation wählen und dazu nach bestem Wissen und Gewissen die Beweise untersuchen. Alle Beweise. Wir haben keine Zeit dafür, diverse Szenarien durchzuspielen.«

Zackheim biss die Zähne zusammen. Runcimans fragwürdige Zusammenfassung regte ihn furchtbar auf. Es ging doch genau darum, herauszufinden, welches Szenario den Tatsachen entsprach und welches nicht. Aber es hatte keinen Zweck, zu protestieren. Runciman hatte recht, was die vielen Interpretationsmöglichkeiten betraf. Aber Abigails Ergebnisse beunruhigten Zackheim aus Gründen, die er nur schwer in Worte fassen konnte. Tarquin, der große Unbekannte, machte offenbar das Gleiche, was auch sie machten - er benahm sich, als führe er eine Ermittlung durch. Nicht, als sei er selbst Gegenstand dieser Ermittlung. Zackheim schluckte schwer. Irgendwie gefiel ihm die ganze Sache gar nicht.

»Wer uns wirklich einen Knüppel zwischen die Beine wirft, ist dieser verdammte Fenton«, sagte Wexler. Zackheim fiel auf, dass der Analyst vergessen hatte, den Knopf an seinem Hemdkragen zu schließen. Aber weil Wexler ein so brillanter Kopf war, schien es niemanden zu stören, wie schlampig er herumlief.

»Er ist zweifelsfrei identifiziert«, warf Denning ein. »Das ist der Mann, der Tarquin unmittelbar vor dem Sollinger-Attentat begleitet hat. Paul Fenton.«

»Das bezweifelt doch niemand«, sagte Wexler, als rede er mit einem begriffsstutzigen Schüler. »Wir wissen, dass er dort war. Die Frage ist nur, was das zu bedeuten hat.« Er wandte sich an die anderen. »Was gibt es Neues darüber?«

»Es gab ein paar Probleme mit der Zugangsberechtigung«, sagte Abigail zaghaft.

»Probleme mit der Zugangsberechtigung?« Zackheim war fassungslos. »Wer sind wir denn, die Chefredaktion der *Washington Post*? Interne Behinderungen können wir wirklich überhaupt nicht brauchen. Zugangsberechtigung? So ein Bullshit!« Er wandte sich an Wexler. »Hast du dir die Akten über Fenton angesehen, die wir hier haben?«

Wexler hob bedauernd seine fleischigen Hände. »Unter Verschluss«, sagte er. »Die übliche Zugangsbeschränkung ist wohl immer noch in Kraft.«

»Erklären Sie mir das«, sagte Zackheim zu Runciman gewandt. Sein

bürokratischer Verstand sagte ihm, dass der Vizedirektor von Consular Operations der Zugangsbeschränkung entweder schweigend zugestimmt oder sie sogar selbst aktiviert hatte.

»Die Daten sind für die Aufgabe dieses Teams nicht relevant«, sagte Runciman ungerührt. Sogar unter dem grellen Licht der billigen Neonröhren sah sein dunkler Anzug – anthrazitfarbene Wolle mit dezentem Muster – elegant und teuer aus.

»Nicht relevant?« Zackheim verschluckte sich beinahe. »Sollte darüber nicht das gesamte Team entscheiden? Verdammte, Frank! Du hast mich gebeten, die Teamleitung zu übernehmen, alle Asse von Imaging, Signintel und Analysis zusammenzutrommeln – und jetzt lässt du uns unseren Job nicht machen!«

Runcimans gegebene Gesichtszüge verrieten keine Regung, aber sein Blick bohrte sich geradezu in Zackheim. »Die Phase der Tatsachenerhebung ist für diese Ermittlung vorbei. Der Job ist jetzt, die Mission durchzuführen, die wir gemeinsam beschlossen haben. Wir brauchen weder weitere Brainstormings noch Spekulationen über irgendwelche Hypothesen. Ihr sollt weder die Archive durchforsten noch eure Neugier befriedigen. Wenn eine Mission beschlossene Sache ist, dann ist es euer Job, dafür zu sorgen, dass sie präzise ausgeführt wird. Und den Agenten im Einsatz Unterstützung und hieb-und-stichfeste Informationen zukommen zu lassen, damit sie ihren Auftrag erledigen können.«

»Aber viele Details sind unklar ...«

»Unklar?«, unterbrach Runciman ihn mit unverhohlener Verachtung. »Klar ist nur eines: Der Satansbraten muss *erledigt* werden. Und das ist unser *Job*, Ethan.«

Paris

Nachdem sie sich vor dem McDonald's getrennt hatten, erreichten Agent und Revisor eine halbe Stunde später auf getrennten Wegen das Hotel, in dem Caston wohnte. Das seltsame enge Gebäude mit dem Namen Hotel Sturbridge gehörte zu einer amerikanischen Hotelkette. Caston versuchte offenbar, sich von ausländischen Einflüssen möglichst fernzuhalten. Das Hotel hätte auch in Fort Worth, Texas, stehen können. Caston bot Ambler einen Klappsessel an, der mit senffarbenem Baumwollsamt bezogen war. Dann ordnete er einen Stapel Dokumente auf einem kleinen, glänzend lackierten Schreibtisch, der nur deshalb so billig aussah, weil er elegant wirken sollte.

Caston befragte Ambler mit nüchternen, präzisen Worten zu seinen

Erlebnissen seit seiner Flucht von Parrish Island. Ambler antwortete genauso nüchtern.

»Ein bizarrer – äh – Zustand«, sagte Caston schließlich. »Ich meine natürlich Ihren. Persönlichkeit ausradiert. Wenn ich in der Lage wäre, Mitgefühl zu empfinden, würde ich das Ganze wahrscheinlich für ziemlich *verstörend* halten. Für eine extreme Identitätskrise.«

»Eine Identitätskrise?«, schnaubte Ambler. »Also bitte. Wenn ein Computerprogrammierer sich in eine kleine Lehmhütte in Mexiko verzieht und nur noch Carlos Castañeda liest, spricht man von einer Identitätskrise. Wenn ein Marketingmanager beschließt, seinen Job zu kündigen, weil er zukünftig veganische Muffins an Bioläden verkaufen will, spricht man vielleicht von einer Identitätskrise. Aber was mir angetan wurde, geht doch wohl darüber hinaus. Können wir uns darauf einigen?«

Caston zuckte entschuldigend mit den Achseln. »Hören Sie. Ich habe in den letzten paar Tagen alle Eckdaten gesammelt, die ich mithilfe meines Assistenten finden konnte. Einen Teil Ihrer Personalakte oder angeblichen Personalakte habe ich der Political Stabilization Unit abgeluchst.« Er reichte Ambler einen Stapel zusammengehefteter Blätter.

Ambler sah sie flüchtig durch. Es war ein seltsames Gefühl, auf diesen Seiten in trockener, gekürzter Form die Früchte seines Schweißes, seines Blutes und seiner Tränen zu finden. Es deprimierte ihn. Seine Karriere hatte, wie so viele andere, nicht in der Öffentlichkeit stattgefunden. Er hatte kein Profil, und seine absolute Unbekanntheit sollte durch den geheimen Heroismus seiner Taten aufgewogen werden. Das war das Versprechen, das Abkommen, das er geschlossen hatte: Deine Taten werden zwar verborgen bleiben, aber den Lauf der Geschichte verändern. Deine Hand wird im Verborgenen die Fäden ziehen.

Aber wenn das alles nur Illusion gewesen war? Was wäre, wenn sein geheimes Leben – das ihn dazu gezwungen hatte, alle Bindungen zu opfern, die den meisten Menschenleben erst Bedeutung verliehen – keine wirklichen, dauernden Konsequenzen gehabt hatte? Oder womöglich negative?

Caston suchte seinen Blick. »Konzentrieren Sie sich, okay? Wenn Sie etwas sehen, das gefälscht worden ist, sagen Sie es mir.«

Ambler nickte.

»Ich erkenne allmählich ein Profil. Sie verfügen über herausragende Fähigkeiten im Bereich der affektiven Inferenz. Mit anderen Worten, Sie sind ein wandelnder Lügendetektor. Was Sie auf Einsätzen zu einer unschätzbaren Waffe macht. Das Stab-Team rekrutierte Sie schon bald nach Ihrem Einstieg bei Cons Ops. Sie sind an vorderster Front dabei.

Erfüllen die Aufträge, die das Team besonders gern übernimmt.« Er gab sich keine Mühe, seinen Abscheu zu verbergen. »Dann haben wir hier den Einsatz in Changhua. Erfolgreich ausgeführt, wie die Akte bestätigt. Und dann verschwinden Sie urplötzlich von der Bildfläche. Warum? Was ist da passiert?«

Ambler erklärte ihm kurz, was er in Taiwan getan hatte. Dabei sah er Caston voll ins Gesicht.

Der Revisor schwieg eine Zeit lang. Dann leuchteten seine Augen auf. »Sagen Sie mir genau, was an dem Abend passiert ist, an dem man Sie eingewiesen hat. Alles, was gesagt wurde. Alles – auch alle Personen – woran Sie sich erinnern.«

»Es tut mir leid, aber ich ...« Ambler verstummte. »Es ist einfach weg. Laurel sagt, das liegt an einer durch Medikamente ausgelösten retrograden Amnesie.«

»Es muss aber noch irgendwo in Ihrem Kopf sein«, sagte Caston. »Oder nicht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Ambler. »Mein ganzes Leben ist da, aber dann zerfasert alles für eine Weile im Nichts.«

»Ein Filmriss.«

»Von beachtlicher Dauer, ja.«

»Vielleicht strengen Sie sich nicht genügend an«, grummelte Caston.

»Verdammt, Caston. Ich habe zwei Jahre meines Lebens verloren. Zwei Jahre voller Gehirnwäsche. Zwei Jahre voller Einsamkeit. Zwei Jahre voller Hoffnungslosigkeit.«

Caston blinzelte. »Das wären dann ja sechs Jahre.«

»Falls Sie jemals erwägen sollten, einen Pflegeberuf zu ergreifen, möchte ich Ihnen dringend davon abraten, Caston. Sie haben keine Ahnung, was ich durchgemacht habe ...«

»Sie doch auch nicht. Und genau das will ich ja herausfinden. Also winseln Sie jemand anders voll, der Lust hat, Mitleid zu heucheln.«

»Sie verstehen mich nicht. Ich versuche zurückzudenken und finde nichts. Nichts, okay? Nur Schnee auf dem Bildschirm. Bildstörung.« Mit einem Mal übermannte ihn Erschöpfung. Er war so müde. Zu müde zum Reden. Zu müde zum Denken.

Er ging zum Bett, legte sich hin und starrte verzweifelt an die Decke.

Caston schnaubte verächtlich. »Vergessen Sie das Bild. Konzentrieren Sie sich auf die Kleinigkeiten. Wie sind Sie aus Taiwan zurückgekehrt?«

»Keine Ahnung.«

»Mit welchem Fortbewegungsmittel?«

»Verdammt noch mal, ich habe Ihnen doch gesagt, *ich weiß es nicht!*«, explodierte Ambler.

Caston wirkte ungerührt, als seien ihm Amblers Gefühle, die Qualen, die seine bohrenden Fragen auslösten, vollkommen egal. »Sind Sie geschwommen? Mit dem Dampfer gefahren?«

Ambler Kopf pochte vor Schmerzen. Er kämpfte darum, sich unter Kontrolle zu halten und seinen Atem zu beruhigen. »Lecken Sie mich am Arsch«, sagte er ruhiger. »Haben Sie mir nicht zugehört?«

»Mit welchem Fortbewegungsmittel?«, wiederholte Caston. In seiner Stimme lag kein Funken Mitgefühl, nur Ungeduld.

»Ich muss ein Flugzeug genommen haben.«

»Also wissen Sie doch etwas, Sie Jammerlappen. Wo sind Sie abgeflogen?«

Ambler zuckte mit den Achseln. »Wahrscheinlich vom Chiang Kai-shek Airport bei Taipeh.«

»Mit welcher Fluggesellschaft?«

»Ich weiß es ni ...« Er blinzelte. »Cathay Pacific«, hörte er sich sagen.

»Ein Linienflug also.« Caston wirkte nicht überrascht. »Ein zwölfständiger Linienflug. Hatten Sie an Bord einen Drink?«

»Bestimmt.«

»Was haben Sie getrunken.«

»Wild Turkey, wie immer.«

Caston griff zum Telefon und wählte den Zimmerservice. Fünf Minuten später stand eine Flasche Wild Turkey im Zimmer.

Er schenkte drei Finger breit Whiskey in einen Tumbler und reichte ihn Ambler. »Entspannen Sie sich, trinken Sie einen«, sagte er steif. Er hatte die Brauen zusammengekniffen, und das Angebot war eigentlich als Befehl gemeint. Der Revisor hatte sich in einen Barkeeper aus der Hölle verwandelt.

»Ich trinke nicht«, protestierte Ambler.

»Seit wann?«

»Seit ...« Ambler verstummte unsicher.

»Seit Parrish Island. Aber früher haben Sie Alkohol getrunken, und das werden Sie jetzt wieder tun. Also ex und hopp!«

»Was soll denn das?«

»Ein wissenschaftliches Experiment. Trinken Sie einfach.«

Ambler kippte den Bourbon, der ihm mit einem leichten Brennen durch die Kehle rann. Er spürte keinerlei Hochgefühl, nur Schwindel, Verwirrung und leichte Übelkeit.

Caston schenkte ihm einen weiteren Drink ein, und Ambler trank ihn in einem Zug.

»Zu welcher Tageszeit kam das Flugzeug an?«, fragte der Revisor. »Abends oder morgens?«

»Morgens.« Vor lauter Unbehagen verkrampften sich seine Eingeweide. Dieses Wissen erreichte ihn aus einer unbekannten Dimension. Er hatte keine Macht über die Erinnerungen, er konnte sie nicht rufen. Aber irgendetwas hatte sie gerufen, und jetzt waren sie wieder da.

»Haben Sie dem OIC einen Lagebericht geliefert?«

Ambler gefror innerlich. Das musste er getan haben.

»Nächste Frage«, fuhr Caston unbarmherzig fort. Es war, als arbeite er sich durch ein riesiges Inventar winziger Fragen wie ein Vogel, der mit dem Schnabel einen Berg abtragen will. »Wer ist Transience?«

Ambler kam es vor, als beginne das Zimmer sich zu drehen, und als er die Augen schloss, drehte sich alles nur noch schneller. Er schwieg sehr lange. Wie ein Schuss in den Alpen erschütterte die Frage eine kleine Schneewehe, die zu einer Lawine anwuchs und donnernd ins Tal brauste. Schwärze umfing ihn.

Und dann leuchtete in dieser Schwärze ein winziges Licht auf.

Kapitel dreiundzwanzig

Wieder war er in Changhua, in einer Vergangenheit, die seine Gegenwart überschattete. In verschwommenen, hektisch auf ihn einstürmenden Bildern wurden ihm seine maßlosen Aktivitäten, sein Rachefeldzug quer durch die Insel bewusst. Seine Befürchtungen hatten sich bewahrheitet.

Dann folgten flüchtige Bilder aus einem Flugzeug. Die Flugbegleiterin von Cathay Pacific war eine moderne Geisha: ein Wink genügte, damit sie ihm Bourbon einschenkte und dafür sorgte, dass seine Kehle nie lange trocken blieb. Der Taxifahrer am Flughafen Dulles war ein Einwanderer aus Trinidad mit eingefallenen Wangen und der Überzeugung, dass er allein den schnellsten Weg in die Stadt kannte. Amblers Apartment in den Baskerton Towers, das ihm an jenem Tag so klein und steril vorkam. Nur ein Ort, an dem er duschen, die Kleidung wechseln und sich auf die Schlacht vorbereiten konnte.

Die Schlacht.

Welche Schlacht? Wieder senkte sich Nebel über seine Erinnerungen, sie wurden trübe, undeutlich. Aber Ambler – nein, *Tarquin* – er war damals Tarquin – wurde von starken Emotionen aufgewühlt. Wenn Ambler nur diese Emotionen wachrufen könnte, dann würden auch die Erinnerungen greifbar werden, die sie begleiteten. Das Gefühl war eine besonders brisante Mischung: teilweise Schuldgefühl, hauptsächlich Wut.

Der Nebel hob sich auf. Gebäude und Menschen erschienen vor seinem geistigen Auge, Stimmen, die vorher nur weißes Rauschen gewesen waren, wurden hörbar und verständlich. Die dringende Eile, die ihn angetrieben hatte, wurde lebendig, real, *gegenwärtig*.

Tarquin machte sich keine Illusionen über moralische Überlegenheit und bildete sich daher auch nicht ein, dass seine Hände bisher unbefleckt geblieben waren. Aber es machte ihn ungeheuer wütend, dass ein unfassbarer, unprofessioneller Fehler dafür gesorgt hatte, dass nun erneut Blut an ihnen klebte.

Transience musste es unbedingt erfahren.

Immer noch fassungslos und rasend vor Wut kehrte Tarquin in das Hauptquartier in Washington D.C. zurück. Ein Schlipsträger in einem Bürogebäude, einer von unzähligen. Er ging direkt zu seinem Boss, dem Undersecretary, der die Political Stabilization Unit leitete. Zu Transience.

Und dann wurde unverzeihlich, was vorher nur unfassbar gewesen war. Ambler kannte Undersecretary Ellen Whitfield, die gestrenge Leiterin der Political Stabilization Unit, sehr gut, vielleicht sogar zu gut. Sie war eine attraktive Frau mit starkem Kinn, einer kleinen geraden Nase und hohen

Wangenknochen. Ihr kastanienbraunes Haar kontrastierte mit den dunkelblauen Augen, die sie gern mit einem Hauch Lidschatten betonte. Sie war attraktiv, und für Ambler war sie einmal beinahe schön gewesen. Vor vielen Jahren, als er am Anfang seiner Karriere gestanden und sie noch aktiv an Außeneinsätzen teilgenommen hatte. Ihre Affäre, die größtenteils in Wellblechhütten auf den Nördlichen Marianen stattgefunden hatte, dauerte nicht einmal einen Monat. *Was in Saipan geschieht*, hatte sie ihm mit einem Lächeln gesagt, *bleibt auch in Saipan*.

Sie bewarb sich bald danach um einen administrativen Posten im Außenministerium; er bereitete sich auf seinen nächsten Einsatz vor – seine besonderen Fähigkeiten machten ihn im Außendienst unersetzlich, wie man ihm mitteilte. In den folgenden Jahren trennten sich ihre beruflichen Wege, kreuzten sich jedoch wieder. Bei Cons Ops wurde Ellen Whitfield bald für ihren herausragenden, gut organisierten Verstand geschätzt. Nur wenige Verwalter konnten die verschiedenen Nachrichtenebenen so gut verarbeiten und nach Prioritäten ordnen wie sie. Sie stellte sich auch als geschickte Büropolitikerin heraus – sie konnte ihren Vorgesetzten schmeicheln, ohne dass sie es merkten. Sie wusste, wie sie denjenigen ein Bein stellen konnte, die ihrem Aufstieg im Weg standen. Gleichfalls ohne dass sie es merkten. Ein Jahr nachdem sie ihre erste Stelle in D.C. angetreten hatte, wurde sie Assistentin des Direktors für East Asian and Pacific Affairs, zwei Jahre später wurde sie dem Vizedirektor von Consular Operations direkt unterstellt. Drei Jahre danach wurde sie zur Leiterin der Political Stabilization Unit befördert, die sie bald neu belebte und deren Zuständigkeitsbereich sie enorm erweiterte.

Bei Consular Operations selbst galt das Stab-Team schon vorher als sehr »proaktiv« – Kritiker verwendeten das Wort »waghalsig« – und nun verstärkte sich dieser Eindruck noch. Kritiker warfen den Stab-Agenten vor, dass sie gegen die Regeln verstießen, viel zu aggressiv voringen und die Gesetze des Völkerrechts so aufmerksam beachteten wie ein Bostoner Taxifahrer die Verkehrszeichen. Dass eine Frau, die so gefasst und kontrolliert wirkte wie Ellen Whitfield, diese Transformation bewirkt hatte, überraschte viele ihrer Kollegen. Nicht aber Ambler. Er wusste, dass sie eine wilde Seite hatte, eine Mischung aus Wildheit, Berechnung und Kühnheit. Vor langer Zeit, in einem schwülheißen August in Saipan, hatte ihn diese Wildheit erregt.

Aber Whitfield – die im zivilen Leben in den Rang eines Undersecretary aufgestiegen war – schien ihm aus dem Weg zu gehen. Manchmal fragte sich Ambler, ob ihre gemeinsame »Geschichte« ihr vielleicht unangenehm war. Aber zimperlich wirkte sie keineswegs, und es gab keine Anzeichen dafür, dass die Affäre für sie mehr gewesen war als ein angenehmer

Zeitvertreib, der ihr einen langweiligen Einsatz verstüßte hatte. Ein angenehmer Zeitvertreib, den sie auch beide leichten Herzens beendet hatten. Als Ambler zum vierten Mal mit der Entschuldigung abgewimmelt wurde, Undersecretary Whitfield sei »in einer Besprechung«, wusste er, dass sie ihn abblockte. Er hatte seinen Bericht über das Leung-Debakel bereits verfasst und abgeschickt. Jetzt musste sich Whitfield ihrer Verantwortung stellen. Ambler wollte von ihr hören, dass sie dieses katastrophale Versagen des Nachrichtendienstes mit aller gebührenden Sorgfalt untersuchen würde. Er wollte das Eingeständnis hören, dass Stab versagt hatte. Sie sollte zugeben, dass intern ein paar Dinge neu geregelt werden mussten.

Das war doch wirklich nicht zu viel verlangt.

Fünf Tage nach seiner Ankunft in Foggy Bottom erfuhr Ambler durch die Buschtrummeln, dass Whitfield noch nicht einmal ein offizielles Memo über seine Beschwerde eingereicht hatte, obwohl es das Protokoll vorschrieb. Das war eine Unverschämtheit. Whitfield war bekannt, ja sogar geschätzt für ihren Perfektionismus. War ihr dieser Fehler etwa so peinlich, dass sie ihn dem Direktor von Consular Operations und dem Außenminister verschweigen wollte? Glaubte sie wirklich, sie könnte die Sache vertuschen? Trotz allem, was er herausgefunden hatte? Er musste sie zur Rede stellen. Sie musste ihm ihr unlauteres Verhalten erklären.

Und er wollte ihr dabei ins Gesicht sehen.

Der gleiche Zorn, den er auch in Changhua gespürt hatte, übermannte ihn erneut. Die Wut darüber, dass man ihn verraten hatte. Es war inzwischen Freitagnachmittag, in Washington ging die Arbeitswoche zu Ende. Seine war noch nicht vorbei. *Es tut mir leid, aber Undersecretary Whitfield ist in einer Besprechung. Sie können gern eine Nachricht hinterlassen.* Als er eine Stunde später wieder anrief, war die Antwort der Assistentin – eine Subalterne, die man angewiesen hatte, eine lästige Fliege abzuwehren – genauso gleichgültig wie vorher. *Es tut mir leid, aber Undersecretary Whitfield ist bereits nicht mehr im Haus.*

Wahnsinn! Glaubte sie wirklich, sie könnte ihm – und der *Wahrheit* – für immer aus dem Weg gehen? Wutschnaubend setzte er sich ins Auto und fuhr zu Whitfields Haus bei Fox Hollow, einem Dorf westlich von Washington. Er wusste, wo sie wohnte. Dort konnte sie ihm nicht mehr ausweichen.

Eine halbe Stunde später lenkte er sein Auto an einem weißen Lattenzaun vorbei in die großzügige Einfahrt, eine lange, elegant geschwungene, von Birnbäumen gesäumte Allee. Das Haus war ein stattliches Gebäude im Monticello-Stil mit einer eleganten Säulenfassade und Grundmauern aus verwitterten roten Ziegeln. Große Erkerfenster

blickten auf den Garten hinaus. Das Haus war umgeben von sorgfältig gestutzten Magnolienbäumen und Rhododendrensträuchern auf kleinen Erdhügeln. Breite Steinstufen führten von dem kreisrunden Vorplatz zur Eingangstür aus geschnitztem Eichenholz.

Er rief sich ins Gedächtnis, was er über die Whitfields wusste. Eine vermögende Industriellenfamilie, die im neunzehnten Jahrhundert durch Stahlverhüttung und die Produktion von Eisenbahnschienen reich geworden war und außerdem groß ins Exportgeschäft eingestiegen war. Das Familienvermögen wurde in den Nachkriegsjahren ein wenig geschmälert, da die Whitfield-Sprösslinge sich auf Berufszweige verlegten, die mehr intellektuelles oder kulturelles Prestige als materiellen Reichtum versprachen. Es gab einen Whitfield im Metropolitan Museum, in der National Gallery, im Hudson Institute und einige, die es in die sterile Welt des internationalen Bankwesens verschlagen hatte. Aber gut angelegte Treuhandfonds sorgten dafür, dass kein Whitfield sich über etwas so Belangloses wie den Lebensunterhalt Sorgen machen musste. Wie bei den Rockefellers hatte sich auch bei den Whitfields im Lauf der Jahrzehnte eine Familienethik herausgebildet, die den Dienst für das Vaterland als höchste Ehre betrachtete. Dass dieser Dienst nicht bedeutete, allem irdischen Luxus zu entsagen, zeigte sich an Whitfields prächtiger Virginia-Villa. Das Haus war stattlich, nicht protzig, aber mit dem Gehalt eines Regierungsbeamten war es definitiv nicht zu finanzieren.

Ambler parkte vor den großen Flügeltüren in der Mitte der Fassade und stieg aus dem Auto. Er klingelte. Einen Augenblick später öffnete eine Frau in einer Dienstmädchenuniform - schwarzes Wollkleid mit weißer Spitzenschürze - die Tür. Offensichtlich eine Filipina.

»Mein Name ist Hal Ambler, und ich würde gern Ellen Whitfield sprechen«, sagte er mit mühsamer Beherrschung.

»Madame heute keinen Besuch«, sagte die uniformierte Frau. Dann verbesserte sie sich schnell. »Madame nicht hier«, sagte sie steif.

Das war natürlich gelogen. Um das zu erkennen, musste Ambler seine Fähigkeiten nicht einsetzen, denn er hörte Whitfields Stimme aus einem angrenzenden Raum. Ambler schob die protestierende Filipina zur Seite, marschierte durch das geflieste Foyer und stürmte in eine holzvertäfelte Bibliothek mit großem Erkerfenster und deckenhohen Bücherregalen.

Dort saß Ellen Whitfield mit einem älteren Mann und begutachtete ein paar Dokumente, die vor ihr auf dem Tisch ausgebreitet lagen. Ambler starrte den silberhaarigen Mann an, der mit seiner hohen Stirn aussah wie ein Gelehrter. Seine rote Seidenkrawatte war eng gebunden und verschwand in einer geknöpften Strickweste, über der der Mann ein Tweedjackett trug. Beide waren in die Papiere auf dem Tisch vor ihm

vertieft.

»Madame, ich *gesagt*, Sie kein Besuch ...« Als die Stimme der lautstark protestierenden Filipina das Schweigen brach, blickten sowohl Whitfield als auch der Mann erschrocken auf. In ihren Mienen spiegelten sich Überraschung und Entsetzen.

»*Verdammt*, Ambler!«, schrie Whitfield, deren Überraschung sofort einer rasenden, unbeherrschten Wut wich. »Was *zum Teufel* haben Sie hier verloren?« Der ältere Gentleman hatte sich abgewandt, als interessierte er sich plötzlich ungemein für die Bücher in den Regalen.

»Sie wissen ganz genau, was ich hier will, *Undersecretary* Whitfield.« Ambler sprach ihren Titel mit ätzender Verachtung aus. »Ich will Antworten. Ich habe genug von Ihrer Hinhaltetaktik. Glauben Sie, das könnten Sie ewig so treiben? Was haben Sie eigentlich zu verbergen?«

Whitfields Gesicht war weiß vor Zorn. »Sie *paranoider Hurensohn!* Verlassen Sie mein Haus! Raus! *Sofort raus hier!* Wie können Sie es wagen, so in meine Privatsphäre einzudringen! Was *erlauben* Sie sich?« Sie wies mit ausgestrecktem Arm in Richtung Tür. Ambler sah, dass der Arm zitterte. Vor Wut? Vor Angst? Vermutlich eine Mischung aus beidem.

»Sie haben mein Memo erhalten«, erwiderte Ambler in eisigem Tonfall. »Es enthält die Wahrheit. Glauben Sie, die Wahrheit lässt sich so einfach begraben? Glauben Sie, ich lasse mich so einfach begraben? Vergessen Sie's. Ich habe bereits Vorkehrungen getroffen.«

»Treten Sie mal vor den Spiegel, Ambler. Hören Sie sich eigentlich selbst zu? Sie handeln völlig unprofessionell. Fast schon *geistesgestört*. Merken Sie nicht, wie *verrückt* Sie klingen? Ich muss mich in meinem Job mit mehr Dingen herumschlagen, als Sie sich überhaupt *vorstellen* können. Wenn Sie mit mir reden wollen, dann von mir aus gleich Montagmorgen. Und jetzt hören Sie mir genau zu: Wenn Sie nicht augenblicklich aus meinem Haus verschwinden, dann *werde* ich dafür sorgen, dass Sie nie wieder für dieses Land arbeiten. Und zwar unwiderruflich. Und jetzt raus!«

Ambler atmete schwer, sein eigener Zorn verblasste beinahe vor ihrer unbeherrschten Wut. »Montag«, sagte er mühsam, drehte sich um und ging.

Ein paar Meilen hinter Fox Hollow erschien plötzlich ein Rettungswagen mit Blinklicht und Sirene hinter ihm, und er fuhr an den Straßenrand, um ihn vorbeizulassen. Der Rettungswagen hielt vor seinem Auto. Ein anderer Wagen, ein schwerer Buick, hielt hinter ihm und blockierte ihn. Mehrere Männer – Rettungshelfer? Aber irgendetwas stimmte ganz und gar nicht – eilten aus dem Krankenwagen. Noch mehr Männer entstiegen dem Buick hinter ihm. Als sie ihn aus dem Auto zogen,

rammte ihm eine Spritze in den Arm. Er versuchte zu begreifen, was gerade mit ihm geschah. Die Männer waren im Dienst, sie befolgten Befehle, sie strahlten professionelle Effizienz aus. Aber wer waren sie? Und was wollten sie von ihm?

Der Nebel in seinem Geist hatte sich noch nicht vollständig gelichtet. Er schwebte immer noch über dem, was danach passiert war, auch wenn die Vergangenheit jetzt im Sonnenlicht lag. Als man ihn auf eine Trage schnallte, hörte er, wie die Rettungshelfer sich leise und konzentriert unterhielten. Dann verlor er langsam das Bewusstsein, sein Blick trübte sich. Das war der Anfang des endlosen Dämmerzustands gewesen.

Auch als Ambler jetzt wieder die Augen öffnete, dämmerte es gerade.

Vor ein paar Tagen war er noch »Patient« in einem Hochsicherheitskrankenhaus gewesen. Jetzt befand er sich auf der anderen Seite des Ozeans. Aber frei war er immer noch nicht.

Kapitel vierundzwanzig

Ambler öffnete die Augen, richtete den Blick auf den blassen Revisor und begann zu sprechen. Er berichtete möglichst detailliert, was er getan und gesehen hatte. Die Zeit hatte unzählige Einzelheiten verwischt, aber das Grundgerüst seiner Erlebnisse stand ihm nun wieder klar vor Augen.

»Ich hatte schon Angst, Sie seien in Ohnmacht gefallen«, sagte Caston, nachdem Ambler fünf Minuten ohne Pause geredet hatte. »Schön, dass Sie wieder unter den Lebenden weilen.« Er legte die Zeitschrift, in der er gelesen hatte – das *Journal für angewandte Mathematik und stochastische Analyse* –, zur Seite. »Gehen Sie jetzt endlich von meinem Bett runter?«

»Entschuldigung.« Ambler streckte sich, stand auf und setzte sich wieder in den senffarbenen Sessel. Er musste eingenickt sein. Nach seiner Uhr waren vier Stunden vergangen.

»Also war Transience Ellen Whitfields Deckname.«

»Ja, sie hat ihn benutzt, als sie selbst noch im Außendienst war. Als die Akten digitalisiert wurden, gingen diese Informationen verloren. Alle offiziellen Dokumente wurden vernichtet. Besonders was ihre eigenen Daten anging, war sie da sehr streng. Alles musste weg. Sie sagte, das sei eine Sicherheitsvorkehrung.«

»Das erklärt auch, warum der Deckname nirgendwo hinführte«, sagte Caston. Er sah den Agenten schweigend an und deutete auf die Flasche. »Wollen Sie noch einen?«

Achselzuckend antwortete Ambler: »Gibt es in der Minibar auch Mineralwasser?«

»Sicher, da steht eine Flasche Evian. Der halbe Liter kostet umgerechnet neun Dollar und fünfundzwanzig Cent. Neun Dollar für einen halben Liter *Wasser*? Bei dem Gedanken kommt mir das Kotzen.«

Ambler seufzte. »Ich sollte wahrscheinlich Ihr Rechentalent bewundern.«

»Reden Sie keinen Blödsinn! Ich habe doch alles abgerundet.«

»Bitte sagen Sie mir, dass Sie keine Familie haben.«

Caston errötete.

»Sie treiben Ihre Angehörigen bestimmt in den Wahnsinn.«

»Ach was«, sagte der Revisor beinahe lächelnd. »Meine Frau und meine Kinder hören mir überhaupt nicht zu.«

»Das macht dann vermutlich Sie wahnsinnig.«

»Ehrlich gesagt, ist es mir ganz recht.« Ein seltsamer Ausdruck erschien auf Castons Gesicht, den Ambler erst einen Moment später als Verehrung

erkannte. Überrascht wurde ihm klar, dass der staubtrockene Revisor ein hingebungsvoller Vater war. Dann kehrte Caston, plötzlich wieder ganz geschäftsmäßig zum eigentlichen Thema zurück. »Beschreiben Sie mir den Mann, der mit Undersecretary Whitfield in der Bibliothek saß, möglichst genau.«

Ambler ließ den Blick ins Leere schweifen und vergegenwärtigte sich den Anblick vor seinem inneren Auge. Ein Mann Mitte sechzig. Silbergraues, sorgfältig frisiertes Haar über einer hohen, erstaunlich faltenlosen Stirn. Feine Gesichtszüge, hohe Wangenknochen, markantes Kinn. Ambler beschrieb den Mann genau so, wie er ihn in Erinnerung hatte.

Caston hörte zu und schwieg wieder lange. Dann stand er plötzlich erregt auf, an seiner Stirn begann eine Ader zu pochen. »Das ist unmöglich«, hauchte er.

»Ich sehe sein Bild vor mir«, sagte Ambler.

»Sie beschreiben – aber das kann nicht sein.«

»Raus mit der Sprache.«

Caston fummelte an seinem Laptop herum, den er an die Telefonbuchse angeschlossen hatte. Nachdem er einige Suchworte in eine Suchmaschine eingegeben hatte, trat er beiseite und winkte Ambler zu sich. Auf dem Bildschirm erschien das Foto eines Mannes. Des Mannes, den Ambler in Whitfields Haus gesehen hatte.

»Das ist er«, bestätigte Ambler mit angespannter Stimme.

»Wissen Sie, wer das ist?«

Ambler schüttelte den Kopf.

»Sein Name ist Ashton Palmer. Whitfield hat bei ihm studiert.«

Achselzuckend erwiderte Ambler: »Ja und?«

»Später sagte sie sich von ihm und all seinen Lehren los. Sie brach den Kontakt zu ihm vollkommen ab. Sonst hätte Sie niemals Karriere in der Regierung gemacht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ashton Palmer? Klingelt da nichts bei Ihnen?«

»Er kommt mir nur irgendwie bekannt vor«, sagte Ambler.

»Vielleicht sind Sie zu jung, um sich daran zu erinnern. Vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren galt er als der hellste Stern am Himmel der amerikanischen Außenpolitik. Seine Artikel für *Foreign Affairs* wurden überall abgedruckt. Beide Parteien umwarben ihn. Er hielt Seminare im Old Executive Building, im Westflügel des Weißen Hauses, sogar im verdamnten Oval Office. Die Leute hingen an seinen Lippen. Er bekam ehrenhalber einen Posten im Außenministerium, aber er war für Größeres bestimmt. Er sollte der nächste Kissinger werden: einer der Männer, deren

Visionen Geschichte machen. Egal, ob im Guten oder im Bösen.«

»Und was ist dann passiert?«

»Eine Menge Leute sagen, er habe sich selbst zerstört. Oder sich vielleicht einfach bloß verrechnet. Man erkannte, dass er ein Extremist und ein gefährlicher Fanatiker war. Er dachte vielleicht, seine politische und intellektuelle Autorität sei bereits so groß, dass er mit seinen Ansichten nicht mehr hinter dem Berg halten müsse. Er dachte, er könne die Menschen allein deshalb für sich gewinnen, weil er die besseren Argumente hätte. Aber da täuschte er sich. Seine Ansichten waren gefährlich und hätten sein Land auf einen Kollisionskurs mit der ganzen Welt geführt. Im Macmillan Institut für Außenpolitik in D.C. hielt er einen so hetzerischen Vortrag, dass einige Nationen, die fürchteten, er vertrete die US-Regierung oder einen Teil der US-Regierung, tatsächlich damit drohten, ihre Botschafter zurückzurufen. Können Sie sich das vorstellen?«

»Kaum.«

»Der Außenminister musste die ganze Nacht am Telefon Schadensbegrenzung betreiben. Und quasi über Nacht fiel Palmer in Ungnade. Er nahm eine Professorenstelle an einer Eliteuniversität an, baute sein eigenes Forschungszentrum auf und wurde in den Vorstand eines eher randständigen Thinktanks in Washington gewählt. Dieses Foto stammt von der Harvard-Website. Und alle Mitglieder des Außenministeriums, die mit ihm zusammengearbeitet hatten, gerieten unter Verdacht.«

»Also machte kein Palmer-Anhänger Karriere.«

»Ganz im Gegenteil. Palmeriten sind in allen Ministerien zahlreich vertreten. Es sind brillante Studenten, Absolventen der Kennedy-School von Harvard oder des Graduiertencolleges für Regierungswesen. Aber wer Karriere machen will, darf nicht zugeben, dass er Palmerit ist. Und er darf keiner Verbindung zu dem alten Gauner überführt werden.«

»Ergibt Sinn.«

»Und doch haben Sie die beiden zusammen gesehen. Und das ergibt keinen Sinn.«

»Langsam, langsam. Warum nicht?«

»Wir reden über eine Entscheidungsträgerin im Außenministerium, die in der Gesellschaft von Ashton Palmer angetroffen wurde. Ist Ihnen klar, in welches Wespennest Sie da gestochen haben? Ist Ihnen klar, dass Whitfields Karriere ruiniert gewesen wäre, wenn jemand davon erfahren hätte? Ein großer Amerikaner sagte einmal: >Sonnenlicht ist das beste Desinfektionsmittel.< Und dieses Risiko konnten die beiden nicht eingehen.«

Ambler kniff die Augen zusammen und dachte an Ellen Whitfields wutverzerrtes Gesicht. Jetzt verstand er die Angst, die sie gezeigt hatte. »Darum ging es also.«

»Gut möglich, dass es *nicht nur* darum ging«, sagte Caston pedantisch wie immer. »Aber für ein hochrangiges Mitglied des Außenministeriums bedeutet es beruflichen Selbstmord, eine Beziehung zu Professor Palmer aufrechtzuerhalten. Besonders als Leiterin der Political Stabilization Unit konnte es Whitfield sich nicht leisten, mit ihm in Verbindung gebracht zu werden.«

Ambler lehnte sich nachdenklich zurück. Whitfield war eine geschickte und ausgekochte Lügnerin. Allen anderen hätte sie zweifellos eine Ausrede darüber auftischen können, was Palmer in ihrem Haus zu suchen hatte. Aber Ambler war der Einzige, den sie nicht täuschen konnte, und das wusste sie.

Deshalb hatte man ihn außer Gefecht gesetzt. Das war die Information, die auf keinen Fall nach außen dringen durfte. Das Band mit seinen paranoiden Tiraden war eine Versicherungspolice und sollte gewährleisten, dass man seinen Worten keinen Glauben schenken würde.

Wahrscheinlich war Whitfield an diesem Abend in Panik geraten und hatte Code 918PSE aktiviert, das selten genutzte Protokoll für einen psychiatrischen Notfall, der einen Geheimagenten betraf. Weil er gedroht hatte, er habe Vorkehrungen getroffen – was bedeutete, dass seine Informationen an die Presse gelangen würden, falls er sterben sollte –, war sie zu dem Schluss gekommen, dass die einzige Lösung war, ihn wegzusperren. Und ihn dann einfach verschwinden zu lassen.

Mit hämmerndem Herzen versuchte Ambler zu begreifen, dass ein so dummer kleiner Zufall sein ganzes Leben auf den Kopf gestellt hatte. Was wollte Whitfield verbergen? Nur eine persönliche Beziehung? Oder noch mehr?

Er entschuldigte sich und rief Laurel auf dem Handy an. Er gab ihr die Namen der beiden Hauptakteure durch. Sie vermuteten, dass sie in den Beständen der riesigen Bibliothèque Nationale de France im achten Arrondissement reichlich Material über die beiden finden würde. Wissenschaftliche Arbeiten, die auf anderem Weg kaum zu bekommen waren.

Nachdem er aufgelegt hatte, fühlte er sich besser, und ihm wurde klar, was der eigentliche Grund für seinen Anruf gewesen war. Er wollte ihre Stimme hören. Laurel Holland hatte ihn vor der völligen Verzweiflung gerettet. Sie war der Lichtstrahl der Vernunft in einer Welt, die offenbar wirklich verrückt geworden war.

Etwas später drehte sich Caston zu ihm um. Er schien etwas auf dem

Herzen zu haben.

»Darf ich Sie etwas Persönliches fragen?«

Ambler nickte abwesend.

»Wie heißen Sie wirklich?«

Für einen Paul Fenton ist das Beste gerade gut genug, dachte Undersecretary Whitfield, als er sie in seine Gemächer bat: die Empire Suite des noblen Hotels George V. Das achtsstöckige Hotel lag genau zwischen dem Arc de Triomphe und der Seine und galt nicht ohne Grund als das feinste Hotel von Paris. Die meisten Zimmer waren in einer leichten, luftigen Version des Louis-XVI.-Stils eingerichtet. Nicht jedoch die Empire Suite, gegen die alle anderen Zimmer geradezu asketisch wirkten. In der Empire Suite führte ein großartiges Eingangsfoyer in den geräumigen Salon und ein daran anschließendes Speisezimmer mit Sitzecke. Neben dem Salon gab es sogar ein Badezimmer für Besucher – die Gäste der Gäste. Die Suite war mit unzähligen Gemälden und Skulpturen dekoriert, die Szenen aus dem Leben Napoleons und Josephines darstellten. Die Wände waren mit goldgelbem Stoff bezogen, ansonsten war der frühe Empire-Stil in Grüntönen und dunklem Holz gehalten. Überall standen bronzene Blumenvasen und verwandelten die Suite in ein prächtiges Blumenmeer. Vor dem Fenster erstreckte sich die atemberaubende Skyline der Stadt der Lichter mit einer unverstellten Aussicht auf Les Invalides, den Tour Montparnasse und natürlich den Eiffelturm.

Die Aussicht war das Einzige, was Ellen Whitfield gefiel. Die Suite selbst fand sie abscheulich. Für ihren Geschmack war sie viel zu pompös eingerichtet, voll gestopft und geschmacklos. Einfach grauenvoll. Aber schließlich basierte Fentons gesamte Laufbahn auf der Philosophie, dass man nur mit Exzessen Erfolg im Leben hatte.

Der stämmige, rotblonde Fenton führte sie in den Salon, wo sie sich an einem kleinen Glastisch auf grün gestreiften Sesseln niederließen. Sie fuhr mit den Fingerspitzen über die Armlehne des Sessels; das Holz war mit vergoldeten Bronzeornamenten eingelegt, die ägyptische Motive darstellten.

»Habe ich Ihnen eigentlich schon gesagt, wie dankbar ich Ihnen bin? Wie dankbar *wir* Ihnen für all das sind, was Sie im Lauf der Zeit für uns getan haben?«, sagte Whitfield in herzlichem Ton, wobei sich ihre Augen beinahe sinnlich weiteten. Sie lehnte sich vertraulich zu Fenton. Aus der Nähe fiel ihr auf, wie prall, glatt und rosig seine Haut wirkte, als habe er sich heute Morgen eine Schlampackung gegönnt. Er hatte die überentwickelten Brustmuskeln und dicken Arme eines Mannes, der gern

stundenlang im Fitnessstudio Gewichte stemmte. Fenton hatte viele Projekte in Arbeit, und eines davon war offensichtlich sein eigener Körper.

Er zuckte bescheiden mit den Achseln. »Möchten Sie einen Kaffee?«

Whitfield blickte zu einem Sideboard aus Ebenholz. »Ich habe gesehen, dass Sie schon ein Tablett vorbereitet haben. Sie denken wirklich an alles. Aber lassen Sie *mich* das machen.« Sie stand auf und kam mit dem Tablett zurück. Darauf standen eine polierte Kaffeekanne aus Silber und Glas, aus der es nach frisch gebrühtem Kaffee duftete, ein kleines Keramikkönnchen mit Milch und eine Zuckerdose. »Lassen Sie sich auch einmal bemuttern«, sagte sie und goss den Kaffee in zwei zarte Tassen aus Limoges-Porzellan.

Sie lehnte sich in dem Empire-Sessel zurück und nahm einen Schluck des vorzüglichen Kaffees. Sie trank ihren Kaffee schwarz, aber Fenton mochte seinen sehr süß, wie sie wusste. Sie beobachtete, wie er löffelweise Zucker in seine Tasse schaufelte. Wie immer.

»Dieser Zuckermengen werden Sie noch umbringen«, murmelte sie mit mütterlicher Besorgnis.

Fenton trank einen Schluck und grinste. »Ganz schön aufregende Zeiten, was? Sie wissen ja, dass es mir eine Ehre ist, zu helfen, wo ich kann. Ich freue mich, dass ich mit einer Partnerin zusammenarbeite, die meine Weltsicht teilt. Wir beide begreifen, dass Amerikas Zukunft gesichert werden muss. Man muss heute gegen die Bedrohungen von morgen kämpfen. Früherkennung ist alles, nicht wahr?«

»Früherkennung und Prävention«, stimmte sie zu. »Und niemand kann das besser als Ihre Leute. Ohne Ihre Agenten und Ihre Nachrichtendienste hätten wir nie so bedeutende Fortschritte gemacht. Für uns sind Sie weit mehr als ein Privatunternehmer. Sie sind ein vollwertiger Partner bei der Herausforderung, die Vormachtstellung Amerikas zu erhalten.«

»Wir sind uns in vielem ähnlich«, sagte Fenton. »Wir gewinnen gern. Und genau das tun wir: Wir gewinnen. Für ein Team, an das wir beide glauben.«

Whitfield beobachtete, wie Fenton seine Tasse leerte und auf die Untertasse zurückstellte. »Es ist einfacher zu gewinnen«, sagte sie, »wenn der Gegner nicht einmal weiß, dass man mit ihm spielt.« Immer noch sah sie ihn voller Dankbarkeit an.

Fenton nickte abwesend. Er schloss die Augen und riss sie dann weit auf, als habe er Mühe, seinen Blick zu fokussieren. »Aber Sie wollten mich doch sicher nicht nur treffen, um mir zu gratulieren«, sagte er leicht nuschelnd.

»Sie wollten mir einen Lagebericht zum Fall Tarquin geben«, sagte sie.

»Ich nehme an, er weiß nicht, dass Sie in diesem Hotel wohnen. Sie haben doch bestimmt Vorsichtsmaßnahmen ergriffen?«

Fenton nickte schläfrig. »Wir haben uns in einem sicheren Haus getroffen. Er hat seine Sache sehr gut gemacht.« Er gähnte. »Entschuldigung. Mir macht wohl doch noch der Jetlag zu schaffen.«

Sie füllte seine Tasse erneut. »In den letzten Tagen ist so viel passiert, dass Sie bestimmt vollkommen erschöpft sind«, sagte Whitfield mit wachsamem Blick. Sie merkte, dass er die Konsonanten verschluckte und sein Kopf nach vorne sank.

Fenton gähnte und sackte auf dem Sofa zusammen. »Seltsam«, murmelte er. »Ich kann die Augen kaum noch offen halten.«

»Kämpfen Sie nicht dagegen an«, sagte Whitfield. »Lassen Sie es einfach geschehen.« Ihre Agenten hatten den Zucker mit einem schnell wirkenden ZNS-Inhibitor gemischt – ein kristallines Derivat von Gamma-Hydroxy-Butyrat –, das auch in Dosen, die einen Elefanten umgehauen hätten, forensisch nicht nachweisbar war, weil seine Abbauprodukte im Blutserum von Säugetieren ohnehin vorkamen.

Fenton öffnete einen Moment lang die Augen. Vielleicht reagierte er auf die Eiseskälte, die sich in ihre Stimme geschlichen hatte. Er gab ein ersticktes Gurren von sich.

»Es tut mir wirklich sehr leid.« Sie warf einen Blick auf die Uhr. »Die Entscheidung ist Ashton und mir sehr schwer gefallen. Es liegt nicht daran, dass wir an Ihrer Loyalität zweifeln würden. Bestimmt nicht. Aber leider wissen Sie, wer ich bin. Und das heißt, Sie könnten sich einiges zusammenreimen. Und wir wussten nicht genau, ob Sie mit diesem Wissen richtig umgehen würden.« Sie warf einen Blick auf Fenton, der bereits wie ein Bewusstloser auf dem Sofa lag. Ob er sie überhaupt noch hörte?

Sie hatte allerdings die reine Wahrheit gesagt. Fenton stellte ein Risiko dar. Vielleicht kam er sich verraten vor, wenn er die wahre Natur der Operation erkannte, für die er angeheuert worden war. Und ein Verrat wurde viel zu oft mit Verrat vergolten. Das bevorstehende Ereignis war zu wichtig, um Unsicherheitsfaktoren zu dulden. Alle mussten ihre Rolle perfekt spielen.

Während sie auf den bewegungslosen Körper vor sich starrte, kam ihr der Gedanke, dass Paul Fenton seinen Teil bereits beigetragen hatte.

Kapitel fünfundzwanzig

»Ich habe ein ganz schlechtes Gefühl bei der Sache«, sagte Ambler. Die beiden Männer liefen den Boulevard de Bonne Nouvelle hinunter, der Buchprüfer hatte die Hände in die Manteltaschen geschoben, um sie zu wärmen. Ambler würde so etwas nie tun – kein Agent beraubte sich selbst seiner Reaktionsfähigkeit –, aber Castons Hände taugten ohnehin nur für Büroarbeiten. Caston hatte den Blick nach unten gerichtet und suchte den Bürgersteig vor sich nach Hundekot ab. Amblers Augen suchten unauffällig die gesamte Straße nach Anzeichen dafür ab, dass sie überwacht wurden.

»Wie bitte?« Der Revisor warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

»Sie haben mich genau gehört.«

»Stand in Ihrem Horoskop, dass Ihre Sterne ungünstig stehen? Hat ein Augur für Sie in Eingeweiden gelesen und böse Vorzeichen in der Leber entdeckt? Hören Sie, wenn Sie etwas wissen, das ich auch wissen sollte, dann sagen Sie es mir. Wenn Sie Ihre Vermutung rational begründen können, bin ich ganz Ohr. Wie oft soll ich es Ihnen denn noch sagen? Wir sind erwachsen. Wir sollten uns mit Tatsachen befassen. Nicht mit Gefühlen.«

»Realitätsbezug herstellen: Sie sind hier nicht der Experte. Wir sind hier nicht im sicheren Land der Tabellenkalkulationen. Was Sie hier sehen, sind reale Gebäude aus Stein und Glas, nicht digitale Zahlenkolumnen. Und falls jemand auf uns schießen sollte, dann mit einer echten Kugel, nicht mit den Parabeln denkbarer Flugbahnen virtueller Kugeln. Warum weiß jemand wie Sie überhaupt, wo die CIA hier ein sicheres Haus hat? Diese Information sollte von Rechts wegen überhaupt nicht auf Ihrem Radar auftauchen. Seit wann braucht ein Bürohengst wie Sie solche Informationen?«

»Sie verstehen meine Aufgabe immer noch nicht. Wer bezahlt die Miete? Wem werden die Rechnungen vorgelegt? Alles, was die CIA Geld kostet, erscheint auf meinem Radar. Ich bin ein Buchprüfer. Alles, was sich überprüfen lässt, gehört zu meinem Metier.«

Ambler schwieg einen Moment. »Und woher wissen Sie, dass das Haus im Moment nicht besetzt ist?«

»Weil der Mietvertrag Ende Januar ausläuft und wir ihn nicht verlängern werden. Und weil im Budget die Reinigungscrew aufgeführt ist, die die Bude nächste Woche ausräumen soll. Folglich steht das Haus zwar leer, aber die gesamte Ausrüstung ist noch dort. Ich habe mir vor meiner Abreise alle Abrechnungsdaten für Paris angesehen. Ich kann Ihnen sagen,

dass das Haus in der Rue Bouchardon die CIA in den letzten vier Jahren pro Monat durchschnittlich umgerechnet 2830 Dollar gekostet hat. Dazu kommen noch, je nach Nutzung, variable Nebenkosten. Zum Beispiel Telefon- und Internetkosten in einer Größenordnung von ...««

»Schon gut, hören Sie auf. Ich hab's verstanden.«

Das Haus in der Rue Bouchardon sah seltsam verlassen aus, die Steinfassade war mit Knöterich überwuchert, die Fenster waren schmutzig, das Türgitter aus schwarzem Metall war klapprig und voller Macken. Eine Straßenlampe in der Nähe sumnte und sprühte gelegentlich Funken.

»Wie kommen wir hinein?«, fragte Ambler.

»Das ist nicht mein Fachgebiet.« Caston wirkte beinahe empört. »Soll ich etwa die ganze Arbeit allein machen? Sie sind der verdammte Agent. Sie werden doch wohl einbrechen gelernt haben.«

»Ach, Scheiße.« Im Gegensatz zu dem Parkhaus bei der Clinique du Louvre war das Haus von allen Seiten einsehbar, also musste er schnell arbeiten. Ambler kniete sich hin und löste seinen Schnürsenkel. Als er wieder aufstand, hielt er einen dünnen, flachen Schlüssel mit fünf kleinen Erhebungen zwischen den Kerben in der Hand. Ein sogenannter Schlagschlüssel. Um damit eine Tür aufzuschließen, brauchte man Geschicklichkeit und Glück. Ambler bezweifelte, dass er von beidem genug hatte. »Bleiben Sie hier«, sagte er.

Ambler lief zu einem Müllcontainer am Ende der kurzen Straße und kehrte einen Augenblick später mit einem schmutzigen Taschenbuch zurück, das jemand weggeworfen hatte. Aber es war dick, der Buchrücken steif. Es würde einen guten Fäustel abgeben. Ein Schlagschlüssel musste so stark gegen den unteren Stift im Schließzylinder geschlagen werden, dass der obere Stift einen Moment lang aus der Verzahnung sprang und dabei über die Scherlinie zeigte. In diesem einen Moment, bevor die Feder den oberen Zapfen wieder nach unten drückte, ließ sich der Schlüssel im Schloss drehen.

Zumindest theoretisch.

Praktisch funktionierte das fast nie. Es klappte nicht, wenn der obere Zapfen nicht hoch genug sprang, der untere Zapfen zu stark hoch gedrückt wurde oder der Schlüssel einen Sekundenbruchteil zu spät gedreht wurde.

Ambler positionierte den Schlagschlüssel vor dem Schlüsselloch und trieb ihn mithilfe des Taschenbuchrückens so heftig er konnte in den Schließzylinder. Beinahe gleichzeitig drehte er ihn.

Er konnte es kaum fassen. Es funktionierte – beim ersten Versuch! Der Schlüssel drehte sich, das Schloss schnappte hörbar. Ambler drückte die Tür auf. Stolz auf seine Leistung, drehte er sich lächelnd zu Caston um.

Der Revisor unterdrückte ein Gähnen.

»Na endlich«, grummelte er. »Das hat ja ewig gedauert.«

Ambler war nahe daran, zu explodieren.

Jetzt, da sie im Gebäude waren, konnte Ambler sich für die Wohnungstür mehr Zeit nehmen. Er musste nicht befürchten, dass ihn dabei jemand erwischte, denn das Haus wirkte vollkommen unbewohnt. Aber das CIA-Team, das die Wohnung ausgerüstet hatte, war gründlich gewesen. Die Tür war mit einem soliden Bolzenschloss gesichert.

Ambler untersuchte die Konstruktion von allen Seiten und gab dann auf. Nur mit einem anständigen Werkzeugkasten hätte er vielleicht etwas ausrichten können.

Caston verbarg seine Verachtung nicht. »Können Sie denn gar nichts richtig machen? Sie sind doch der Superspion mit zwanzig Jahren Berufserfahrung in der PSU. Und nicht einmal das einfachste ...«

»Caston«, unterbrach Ambler. »Halten Sie den Mund.«

Schließlich ging Ambler in den engen Innenhof des Gebäudes. Die Erdgeschosswohnung hatte ein paar Fenster, die auf das verlassene Viereck hinausgingen. Keine besonders elegante Methode, aber wenigstens wirksam.

Mit dem Buchrücken des Taschenbuchs schlug Ambler eine Scheibe ein und entfernte sorgfältig alle verbliebenen Glassplitter aus dem Fensterrahmen. Einen Moment lang verharrte er bewegungslos lauschend, aber er hörte nichts. Kein Zeichen, dass ein unsichtbarer Hausbewohner etwas mitbekommen hatte.

»Sie haben die Vereinigten Staaten von Amerika gerade vierhundert Dollar gekostet«, sagte Caston leise. »Mindestens. Allein für die Scheibe. Die Arbeitsstunde eines Glasermeisters kostet in Paris ein Vermögen.«

Ambler stützte sich mit beiden Händen auf dem steinernen Sims auf, zog sich mit Schwung hoch und hechtete durch das nun glaslose Fenster. Direkt unter dem Fenster stand ein stabil aussehendes Bücherregal, aber irgendwie schaffte er es, darüber zu gleiten und dahinter auf den Füßen zu landen.

Vorsichtig ging er durch die düstere Wohnung zur Eingangstür, schaltete das Licht an und schob den Riegel zurück.

Als er die Tür öffnete, wartete Caston mit vor der Brust verschränkten Armen bereits ungeduldig davor.

»Übrigens ist es eiskalt hier«, sagte er. »Aber Sie mussten ja unbedingt ein Fenster einschlagen.«

»Kommen Sie rein.« Er schloss die Tür hinter Caston und verriegelte sie mit dem Bolzenschloss. Ein sicheres Haus hatte keine Alarmanlage; man fürchtete das Eintreffen der örtlichen Polizei viel mehr als einen

Einbrecher.

Die zwei Männer wanderten durch die Wohnung, bis sie auf ein kleines Zimmer stießen, in dem ein großer Fernseher stand. Unter dem Fernseher befand sich eine kleine Box, die auf den ersten Blick wie ein gewöhnlicher Satelliten-Receiver aussah. Ambler wusste es besser. Die Satellitenschüssel auf dem Dach war durch ein abgeschirmtes Fiberoptikkabel mit dem Erdgeschoss verbunden, und die Box enthielt komplizierte Decoder-Software für verschlüsselte Daten.

Dies war kein Hochsicherheitsgerät, mit dem man sensible Daten empfangen konnte. Aber das Material, das sie suchten, stand nicht unter Verschluss. Es lag nur nicht offen herum.

Caston suchte in den Schubladen der TV-Bank, bis er eine Tastatur entdeckte. Er lächelte sie an wie einen lieben Freund. Dann schaltete er den Bildschirm ein und begann, ein paar Minuten lang geschäftig zu tippen.

Der Bildschirm erwachte zum Leben, zeigte aber nur Schneegestöber. »Mal sehen, ob ich noch weiß, wie das geht«, sagte Caston halblaut. Er fummelte an der Fernbedienung herum. Abrupt füllte sich der Monitor mit Ziffern. Angezeigt wurden Größe und Ladezeit einiger großer Download-Dateien.

Caston wirkte nicht mehr verschmitzt, sondern sehr ernst.

»Ich nehme Dateien aus einem Open-Source-Sektor«, erklärte er dem Agenten. »Hauptsächlich frei zugängliches Material. Ich will nur, dass Sie Ashton Palmer in seinem Element erleben. Sie sind schließlich der Gesichtsexperte. Ich will, dass Sie dieses Gesicht farbig, in Lebensgröße und höchster Auflösung vor Augen haben.« Seine Finger rasten erneut über die Tastatur, während er verschiedene Einstellungen veränderte. Plötzlich belebte sich der Bildschirm und zeigte Palmer, der gerade einen Vortrag hielt.

»Die Datei stammt aus der Mitte der neunziger Jahre«, fuhr Caston fort. »Eine Rede, die er bei einer vom Center for Policy Studies ausgerichteten Tagung hielt. In einem Artikel, den ihre Freundin in der *BnF* gefunden hat, stand ein Verweis darauf. Palmer bleibt zwar höflich, aber man begreift ziemlich schnell, was er eigentlich im Schilde führt.«

Auf dem Bildschirm wirkte Ashton Palmer selbstbewusst, gebieterisch und sehr gelassen. Hinter ihm sah man dunkle Vorhänge. Er trug einen eleganten marineblauen Anzug, ein helles Hemd und eine dezente rote Krawatte.

»Die traditionelle chinesische Stadtwohnung war der *siheyuan* – was wörtlich übersetzt >von vier Seiten umringter Innenhof< bedeutet. Diese Innenhöfe wurden von nach innen ausgerichteten Gebäuden begrenzt, ein

Sinnbild für totale Abgeschlossenheit. In anderen Zivilisationen waren Metropolen immer auch kosmopolitische Zentren und dokumentierten den Drang der Menschen, nach außen zu blicken. Egal, ob als Entdecker oder Eroberer. Für China galt das noch nie. Die nach innen ausgerichtete Architektur des *siheyuan* ist ein passendes Symbol für den chinesischen Nationalcharakter.« Ashton Palmer blickte ins Publikum, seine schiefergrauen Augen funkelten. »Das Reich der Mitte war ein Jahrtausend lang – durch unzählige Dynastien hindurch – streng nach innen ausgerichtet. Eine alles durchdringende Xenophobie war wahrscheinlich das einzige verbindende Element in dem Schmelztiegel unterschiedlichster Bräuche und Sitten, die wir als chinesische Kultur bezeichnen. In der chinesischen Geschichte gab es keinen Peter den Großen, keine Zarin Katharina, keinen Napoleon, keine Queen Victoria, keinen Kaiser Wilhelm, keinen Tojo. Seit der Befreiung vom Tatarenjoch hat es nie wieder ein chinesisches Imperium gegeben. Es gab immer nur China. Ein zweifelsohne riesiges, mächtiges Land. Aber letztendlich ein von vier Seiten umschlossener Innenhof, ein einziger gewaltiger *siheyuan*. Man kann darüber streiten, ob diese tief verwurzelte Fremdenfeindlichkeit dem chinesischen Volk genutzt hat oder nicht. Unbestreitbar ist jedoch, dass sie dem Rest der Welt genutzt hat.«

Ambler rückte näher an den hochauflösenden 100-cm-Bildschirm heran. Der Wissenschaftler, der bestechende Intelligenz ausstrahlte, zog auch ihn in seinen Bann.

»Manche Politikwissenschaftler glaubten, dass sich China nach der kommunistischen Machtergreifung verändern würde«, fuhr Palmer fort, nachdem er aus einem Glas auf dem Pult einen Schluck Wasser getrunken hatte. »Da der Kommunismus schließlich in der reinen Lehre internationale Ziele verfolgte, würde sich China durch diese expansionistischen Tendenzen wenigstens seinen Ostblock-Bruderstaaten gegenüber öffnen. Das waren die Prognosen der meisten Politikwissenschaftler. Aber natürlich erwiesen sie sich als falsch. Mao etablierte sich in der chinesischen Geschichte als der Herrscher, der die strikteste Kontrolle über sein Volk ausübte, er machte sich quasi zum Gottkaiser. Und trotz seiner kriegerischen Rhetorik schirmte er sein Volk nicht nur vom starken Wind der Moderne ab, sondern war auch militärisch gesehen extrem konservativ, ja sogar reaktionär. Mal abgesehen von einigen vernachlässigbaren Scharmützeln, gab es während seiner Regierungszeit nur zwei militärische Zwischenfälle. Einer war der Konflikt auf der koreanischen Halbinsel in den fünfziger Jahren, bei dem – wohlgemerkt – China davon ausging, dass die USA eine Invasion geplant hatte. Die Pattsituation in Korea entstand aus einer defensiven Haltung

heraus und war nicht als Aggression konzipiert. Tatsächlich war Mao der wahre letzte Kaiser von China. Seine Obsessionen richteten sich nach innen, wichtig war ihm hauptsächlich die Reinheit seiner Nachfolger.«

Mit neutralem Gesichtsausdruck fuhr Palmer fort, seine Vision zu erläutern, aber seine Worte wirkten beinahe hypnotisch. »Seit ein paar Jahren sehen wir nun gewaltige Umwälzungen innerhalb Chinas – eine wirkliche Neuorientierung nach außen, die durch den unglaublich schnellen Einstieg in den globalen Kapitalismus angetrieben wird. Nach einer solchen Entwicklung haben sich alle amerikanischen Regierungen geseht und sie haben alles getan, um sie voranzutreiben. Aber, wie die Chinesen sagen, man muss mit seinen Wünschen vorsichtig sein. Wir haben den Drachen geweckt und hoffen nun, dass wir ihn auch reiten können.« Er legte eine Pause ein und lächelte mit schmalen Lippen. »Und weil wir nur davon träumen, diesen Drachen zu reiten, haben wir vergessen, was passiert, wenn man von seinem Rücken fällt. Die Geostrategen haben sich eingeredet, dass wirtschaftliche Konvergenz zu politischer Konvergenz führen wird, zu harmonischer Interessengleichheit. Aber das Gegenteil ist der Fall. Zwei Männer, die in die gleiche Frau verliebt sind, gaben noch nie ein Beispiel für friedliche Koexistenz.« Aus dem Publikum war vereinzelt Lachen zu hören. »Genau das Gleiche gilt für zwei Staaten, die um dasselbe Ziel kämpfen. Sei es nun die wirtschaftliche Vormachtstellung in einer bestimmten Region oder die politische Hegemonie im Pazifik. Unseren kurzsichtigen politischen Vordenkern ist offenbar entgangen, dass Chinas Marktorientierung mit einer Steigerung seiner kriegesischen Tendenzen Hand in Hand gegangen ist. Zehn Jahre nach Maos Tod versenkte das chinesische Militär drei vietnamesische Schiffe im Gebiet der Spratley-Inseln. 1994 gerieten im Gelben Meer amerikanische Schiffe und chinesische U-Boote aneinander, in den darauffolgenden Jahren wurden die philippinische Insel Mischief Reef besetzt, vor der Küste Taiwans wurden in internationalen Gewässern Raketen abgefeuert und so weiter und so fort. Die chinesische Marine hat einen französischen Flugzeugträger und britische Radar-Überwachungssysteme gekauft, gleichzeitig einen Kanal von der Provinz Yunnan zum Golf von Bengalen gebaut und sich so den Zugang zum Indischen Ozean gesichert. Bis jetzt sind das nur kleine Aktionen, die man meint, vernachlässigen zu können. Aber lassen Sie sich nicht täuschen. Es sind Tests. Die chinesische Führung probiert aus, wie weit sie gehen kann, bis die internationale Staatengemeinschaft eingreift. Und wieder und wieder konnte sie sich davon überzeugen, wie zahllos ihre Konkurrenten, ihre Rivalen sind. Denn genau das sind wir zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit: Rivalen.«

Palmer verdeutlichte seinen Standpunkt mit beinahe beschwörender Stimme. »China lodert hell, und der Westen hat ihm den Treibstoff für seine Entwicklung geliefert. Durch die wirtschaftliche Liberalisierung hat China mehrere Hundert Milliarden Dollar Auslandskapital erwirtschaftet. Das BIP wächst um mehr als zehn Prozent pro Jahr, das hat noch keine andere Nation ohne massive soziale Umwälzungen verkraftet. Auch der Konsum nimmt in gigantischem Ausmaß zu. Der erwachte Drache wird in ein paar Jahren mehr als zehn Prozent des weltweit geförderten Erdöls trinken und ein Drittel des weltweit produzierten Stahls fressen. Allein als Konsument übt China einen überproportionalen Einfluss auf die Nationen Südostasiens, auf Korea, Japan und auch Taiwan, aus. Auch das Wachstum unserer eigenen Industriekonglomerate ist mehr und mehr vom chinesischen Dynamo abhängig. Kommt Ihnen diese Situation irgendwie bekannt vor, meine Damen und Herren?«

Wieder legte Palmer eine Pause ein und sah seine unsichtbares Publikum ernst an. Sein Timing und seine Rhetorik waren meisterhaft. »Ich will es Ihnen erklären. Stellen Sie sich ein Land vor, das quasi eine zweite industrielle Revolution durchgemacht hat. Ein Land mit billigen Arbeitskräften, unbegrenztem Kapital und üppigen Ressourcen. Ein Land, das seine Wirtschaft zur am schnellsten wachsenden und effektivsten Wirtschaft der Welt gemacht hat. Ich spreche«, hier erhob er leicht die Stimme, »natürlich von den Vereinigten Staaten von Amerika in den frühen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Wir alle wissen, was darauf folgte. Amerika durchlief eine Phase unangefochtener militärischer, industrieller, wirtschaftlicher und kultureller Vorherrschaft. Eine Periode der Macht und des Wohlstands, die wir gemeinhin als das amerikanische Jahrhundert bezeichnen.« Er konsultierte kurz seine Notizen und fuhr dann fort: »Das amerikanische Jahrhundert war großartig und Respekt einflößend. Aber dass es ewig dauern würde, hat niemand behauptet. Und tatsächlich steht zu erwarten, dass es bald enden wird – und das einundzwanzigste Jahrhundert im Nachhinein als das chinesische Jahrhundert gelten wird.«

Im Publikum wurde Gemurmel laut.

»Ob dieser Umstand wünschens- oder beklagenswert ist, will ich als der Objektivität verpflichteter Wissenschaftler nicht entscheiden. Ich möchte nur auf die Ironie hinweisen, dass diese Entwicklung allein unseren Bemühungen zu verdanken sein wird. Die wohlmeinenden Amerikaner, die so zahlreich in unserer Außenpolitik vertreten sind, haben alles daran gesetzt, den Drachen zu wecken und ein nach innen orientiertes Reich für die Außenwelt zu öffnen. Mit den Folgen müssen unsere Kinder leben.« Mit leiser Stimme setzte er hinzu: »Oder daran zugrunde gehen.«

Ambler erschauerte. Er versuchte, sich an andere Gesichter zu erinnern, die so viel Selbstüberzeugung und fanatischen Eifer ausgestrahlt hatten. Die Gesichter, die vor seinem geistigen Auge aufstiegen, waren alles andere als beruhigend: Dr. Abimael Guzman, der Gründer der peruanischen Terroristengruppe Leuchtender Pfad gehörte dazu. Auch David Koresh, der selbst ernannte Messias der Davidianer-Sekte, fiel ihm ein. Aber Ashton Palmer war von geschliffener Höflichkeit und wirkte durch seine angenehmen Umgangsformen viel harmloser als diese offensichtlichen Fanatiker. Und das machte ihn vermutlich noch viel gefährlicher.

»Immer wieder haben unsere sogenannten >China-Experten< die Zeichen falsch gedeutet. Sie werden sich alle an die weit verbreiteten Unruhen erinnern, die in China ausbrachen, als bei einem amerikanischen Luftangriff versehentlich die chinesische Botschaft von Belgrad getroffen wurde. Millionen Chinesen bezweifelten, dass es ein Unfall gewesen ist. Und in Washington rangen die Politiker die Hände. Der wieder aufflammende Anti-Amerikanismus wurde als negative Entwicklung betrachtet. Aber diese Experten haben die Wahrheit nicht begriffen, die der chinesische Weise Chungwen Hang *shuangxing* oder >Zweideutigkeit< nannte. Tatsächlich war der neu erstarkte Anti-Amerikanismus vielleicht sogar gut für Amerika. Alles, was Chinas Integration in die Völkergemeinschaft verzögert, wird auch das Wirtschaftswachstum Chinas bremsen. Ein Skeptiker würde vielleicht behaupten, eine solche Verzögerung sei gut für Amerika und den Rest der Welt. Ich als unparteiischer Beobachter, als Wissenschaftler, will mir nicht anmaßen, die eine oder die andere Richtung als besser zu bezeichnen. Aber da ich glaube, dass wir an einem Scheideweg angekommen sind, möchte ich unsere Aufmerksamkeit auf das richten, was jeweils am Ende der beiden Wege liegt. Konflikte mit China werden sich kaum vermeiden lassen. Aber wir können vermeiden, diese Konflikte zu verlieren. Das hängt allein von dem Weg ab, für den wir uns heute entscheiden.«

Caston kniete sich vor den Fernseher und tippte erneut Befehle in die Tastatur. Das nächste Video startete. Die Qualität war schlechter, offenbar die Kopie einer C-SPAN-Fernsehübertragung, die erst vor wenigen Jahren gesendet worden war.

»Hier pfeift er in einer ganz anderen Tonart« sagte Caston. »Natürlich war die Konferenz des Center for Policy Studies eine geschlossene Veranstaltung – im Publikum saßen hauptsächlich Palmers Anhänger. Dies hier stammt von der Konferenz eines Ausschusses, den ein neutraler Thinktank aus Washington zusammengestellt hat. Ziel war, unterschiedliche Meinungen zu dem Thema zu präsentieren. Vielleicht hielt Palmer es für sinnvoll, nicht allzu sehr aus der Reihe zu tanzen.«

Ashton Palmer stach in dem aus fünf Sinologen bestehenden Ausschuss sofort ins Auge. Seine Miene war eisig und undurchdringlich, seine hohe Stirn und die klaren, grauen Augen strahlten Intelligenz und Nachdenklichkeit aus.

Der Clip begann mit einer Wortmeldung aus dem Publikum. Ein schlaksiger junger Mann mit dichtem Vollbart und dicker Brille fragte: »Professor Palmer, sind Sie der Ansicht, dass Amerikas Chinapolitik mit größerer Zurückhaltung betrieben werden sollte, um unsere nationalen Interessen zu schützen? Viele Mitglieder des Außenministeriums würden den Aufstieg von Präsident Liu Ang als großen Erfolg bezeichnen. Teils auch als Erfolg ihrer Politik des >konstruktiven Engagements<. Was sagen Sie dazu?«

Palmer lächelte, als die Kamera wieder auf ihn schwenkte. »Damit haben unsere Politiker völlig recht«, sagte er. »Liu Ang ist politisch und persönlich bemerkenswert zugkräftig. Ich hoffe sehr, dass er die Zukunft Chinas repräsentiert.«

Palmer lächelte wieder, seine weißen, ebenmäßigen Zähne blitzten. Aber trotz der flüssigen Erwiderung und dem freundlichen Tonfall lief Ambler ein kalter Schauer über den Rücken. Auf Palmers Gesicht, das er keine Sekunde aus den Augen gelassen hatte, entdeckte er – nein, *sah* er – tiefe Verachtung und Feindseligkeit. Offensichtlich hasste er den Staatsmann, über den er gerade sprach. In dem Moment, in dem Palmer Liu Angs Namen aussprach, huschte ein flüchtiger Ausdruck über sein Gesicht, der all seine schönen Worte Lügen strafte.

»Ich hoffe also aus ganzem Herzen, dass das Außenministerium mit seinem Triumph recht behalten wird«, schloss Palmer gerade. »Wir müssen ja schließlich mit ihm zusammenarbeiten.«

Caston grunzte. »Der Kerl klingt auch hier vollkommen überzeugend. Verdammt schwer zu durchschauen, der Typ.«

Jetzt nahm sich Ambler die Tastatur vor. Die Video-Software bot die Möglichkeit, den Clip vor- oder zurückzuspulen, und Ambler ging zu einer Stelle kurz vor dem Augenblick, in dem Palmer den Namen des Präsidenten nannte. Nun spielte er das Video Frame für Frame ab. *Da*. In der winzigen Pause zwischen den beiden Teilen des chinesischen Namens zeigte sich auf Palmers Gesicht ein radikal anderer Ausdruck. Die Augen waren zusammengekniffen, die Mundwinkel nach unten gezogen, die Nasenlöcher gebläht: eine Miene, die nur Wut und Abscheu ausdrückte. Beim übernächsten Frame war sie verschwunden und durch ein aufgesetztes Lächeln und falsche Bewunderung ersetzt worden.

»Jesus Christus«, keuchte Caston.

Ambler schwieg.

Caston schüttelte den Kopf. »Das hätte ich nie im Leben bemerkt.«

»Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als in ihren allmächtigen Tabellenkalkulationen auftauchen«, sagte Ambler.

»Unterschätzen Sie mich nicht«, warnte Caston. »Ich komme auch mit meinen Methoden ans Ziel.«

»Sicher. Gerade noch rechtzeitig, um nach dem Schusswechsel die Patronenhülsen aufzusammeln. Ich kenne auch ein paar Analysten und Zahlenzauberer. Sie arbeiten mit Papier und Computern oder grübeln über ausgedruckten Tabellen, Grafiken und Streudiagrammen. Aber mit Menschen haben sie nichts zu tun. Sie fühlen sich mit Bits und Bytes viel wohler.«

Caston legte den Kopf zur Seite. »Na gut, Kasparov hat Deep Blue im Schach besiegt. Aber nur drei Mal, und seitdem nie wieder. Vielleicht haben Sie nicht mitbekommen, dass das Informationszeitalter längst begonnen hat. Heute überwindet Technologie alle Grenzen. Sie sieht alles, hört alles und registriert Muster und kleine statistische Unregelmäßigkeiten. Wenn wir nur aufmerksam genug sind ...«

»Sie hört, aber sie kann nicht *zuhören*. Sie sieht, kann aber nicht *beobachten*. Und vor allem kann sie sich nicht mit den Männern und Frauen unterhalten, mit denen wir es zu tun haben. Dafür gibt es keinen Ersatz, verdammt noch mal!«

»Meiner Meinung nach lohnt es sich, den Spuren des Geldes zu folgen. Sie sind oft wesentlich beredter und ehrlicher als die meisten Menschen.«

»War klar, dass Sie das so sehen!«, schnappte Ambler. Er stand auf und begann nervös hin und her zu laufen. »Sie wollen das Ganze also mit Logik und >stochastischen Verfahren< angehen? Okay. Dann sagen Sie mir doch mal, warum ein Typ wie Ashton Palmer derartig sauer über die Entwicklung ist, die China gerade durchmacht! Warum hasst er Liu Ang so sehr?«

»Ich bin ein Zahlenmensch, Ambler. Geopolitik ist nicht mein Gebiet.« Mit einem Achselzucken fuhr er fort: »Aber ich lese Zeitung, und wir haben doch beide Palmers Tirade bei dieser Policy-Studies-Konferenz gehört. Sie haben es offenbar immer noch nicht begriffen: Das Besondere an Liu Ang ist, dass sein Volk ihn über alle Maßen liebt. Und dass er alles in seiner Macht Stehende unternimmt, um China zu liberalisieren. Er hat Märkte geöffnet, faire Handelssysteme eingeführt und ist hart gegen Raubkopien und Markenfälschung vorgegangen.«

»Aber ganz behutsam, stimmt's? Nach chinesischer Tradition.«

»Ja behutsam, aber extrem schnell.«

»Das ist ein Widerspruch in sich.«

»Liu Ang ist auch eine widersprüchliche Figur. Wie hat Palmer es genannt? >Zweideutigkeit<. Folgt jemand der Logik von Palmers Argumentation – dem ganzen Zeug über das chinesische Jahrhundert, was alles passieren könnte, wenn ein nach innen ausgerichtetes Reich plötzlich Kontakt zur Außenwelt sucht und sich in die Völkergemeinschaft integriert –, dann ist ein Mann wie Liu Ang natürlich sein schlimmster Albtraum.«

»Wenn ich Palmer wäre«, unterbrach Ambler, »würde ich etwas gegen ihn unternehmen wollen.«

»Ich habe irgendwo gelesen, dass Liu Ang nächsten Monat zu einem großen Staatsbesuch in Amerika erwartet wird«, sagte Caston. Er schwieg einen endlosen Augenblick lang. »Ich muss sofort ein paar Telefonate führen.«

Ambler's Blick kehrte zu dem Standbild des Wissenschaftlers zurück. Er wollte alles begreifen, was dieses Gesicht vermittelte. *Wer bist du? Was willst du erreichen?* Er senkte gedankenverloren den Kopf.

Plötzlich verschwand das Bild.

Ambler sah, wie der Bildschirm explodierte und sich in einen Sprühregen aus Glassplittern auflöste, noch bevor er die Explosion hörte.

Die Zeit schien stillzustehen.

Was war passiert? Ein Projektil. Hochrasantes Kaliber. Gewehr. Schalldämpfer.

Er wirbelte herum und sah einen schwarz gekleideten Schützen, der am Rand des Flurs vor dem Zimmer kauerte und zielte. Der Mann hielt einen militärischen Gasdrucklader vor sich, der Ambler bekannt vorkam. Ein G36 von Heckler und Koch. Das gekrümmte Magazin, das vor den Abzugsbügel montiert war, enthielt dreißig Patronen im Kaliber 5.56 mal 45 mm, das Kollimatorvisier erzeugte im Zielfernrohr einen roten Punkt. Das Gehäuse bestand aus extrem robustem, ultraleichtem schwarzem Polymer. Bei Betätigung des Abzugs verschoss die Waffe stets zwei Patronen, jedoch so schnell, dass nur ein Knall wahrgenommen wurde. Eine leicht transportierbare, extrem tödliche Waffe.

Standardausrüstung im Waffenarsenal von Consular Operations.

Kapitel sechsundzwanzig

Ambler warf sich blitzartig zu Boden, einen Sekundenbruchteil, bevor der Schütze einen weiteren Zwei-Schuss-Feuerstoß in seine Richtung schickte. Er sah, dass Caston sich in die entfernteste Ecke des Zimmers geworfen hatte und sich nicht länger in der Schusslinie befand.

Zumindest im Augenblick.

Der Mann war nicht allein. In seinen Augen sah Ambler das Selbstvertrauen eines Menschen, der im Team arbeitet.

Ein Team, das mit Sturmgewehren ausgerüstet war. Wie viele waren es? Normalerweise bestand eine Spezialeinheit, die einen Zivilisten als Zielperson hatte, aus vier bis sechs Personen. Wenn allerdings Eile geboten war, konnten es auch nur zwei oder drei sein. Sie waren bestimmt auf unterschiedlichen Wegen in die Wohnung eingedrungen – einige durch die Tür, die anderen durchs Fenster. Mit einem Infrarot-Zielfernrohr war es ein Kinderspiel gewesen, ihre genaue Position in dem sicheren Haus festzustellen.

Die Frage war nur, warum Ambler noch lebte.

An dem kauern den Schützen rannte plötzlich ein zweiter, schwarz gekleideter Mann vorbei: ein Standardmanöver.

Mit einer schnellen Bewegung kickte Ambler nach der Zimmertür, die krachend ins Schloss fiel.

»Ich weiß genau, was Sie jetzt denken«, keuchte Caston. Er machte sich so klein als möglich, sein sonst teigiges Gesicht war leichenblass geworden. »Aber glauben Sie mir: Ich hatte wirklich nichts damit zu tun.«

»Sie wissen nicht, was ich denke, und ich glaube Ihnen«, sagte Ambler. »Ich weiß, dass Sie nichts damit zu tun haben. Ein Download muss einen Alarm ausgelöst haben. Die digitale Signatur hat wahrscheinlich unseren Aufenthaltsort verraten. Und wie Sie gesagt haben, sollte diese Wohnung ja eigentlich leer stehen.«

»Und was jetzt?«

»Sieht schlecht aus. Wir haben es mit Profis zu tun. Die mit H&K-G36-Gewehren bewaffnet sind. Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Das H&K G36«, wiederholte Caston. Er blinzelte ein paarmal schnell. »Wenn wir über eintausend bestellen, bezahlen wir einen Sonderpreis von 845 Dollar das Stück. Hinzu kommen laufende Kosten für Patronen von mindest ...«

»G36-Gewehre mit Schalldämpfer«, schnitt Ambler ihm das Wort ab. »Diese Typen sind ein Säuberungstrupp. Das sind Killer.«

Eine weiterer Feuerstoß traf den oberen Teil der Tür und füllte die Luft

mit Splittern und dem Geruch von angekokeltem Holz. Die Tür würde nicht mehr lange halten.

Ambler sprang auf und schaltete das Licht aus. Dann warf er sich wieder auf den Boden.

Warum lebte er noch?

Weil er nicht allein war. Das hatten die Infrarotsensoren in der Zieloptik verraten. Sie hatten Ambler nicht erschossen, weil sie nicht sicher sein konnten, dass er Ambler war. Ziel identifizieren, dann töten. Das war die Reihenfolge, nach der solche Operationen abliefen. In ihren Anweisungen war nicht von einer zweiten Person die Rede gewesen.

»Wir können sie nicht stoppen«, sagte Caston. »Wir müssen uns ergeben.«

Drei weitere Feuerstöße sprengten ein großes Loch in die Tür – auch ein schallgedämpftes Sturmgewehr macht Lärm, wenn die Geschosse einschlagen.

Ambler wusste, was als Nächstes geschehen würde. Die Einsatzkräfte würden durch das Loch in der Tür ihre Gewehre auf die beiden Männer richten, ihn in aller Ruhe identifizieren und dann erledigen.

Es blieben nur Sekunden, um das zu verhindern.

Amblers einzige Waffe war die kleine Glock 26 – vollkommen nutzlos gegen ein Sturmgewehr, eine Spritzpistole gegen einen Feuerwehrschauch. Sie hatte nur Kimme und Korn, war auf größere Entfernungen nicht treffgenau, und die 9-mm-Geschosse würden die Monocrys-Schutzanzüge der Angreifer nicht durchschlagen. In dieser Situation hatte die Glock keinerlei Angriffswert.

Denk nach. Und dann improvisiere.

»Ich weiß, wie Sie sie doch aufhalten können«, sagte Ambler leise zu dem verängstigten Revisor.

»Das bezweifle ich. Die Fernbedienung funktioniert bei diesen Typen nicht. Ich habe schon zimal auf >Pause< gedrückt.«

»Sie haben eine Waffe«, sagte der Agent. »Und zwar eine Geisel.«

»Jetzt haben Sie wirklich den Verstand verloren.«

»Halten Sie den Mund und hören Sie zu«, flüsterte Ambler. »Schreien Sie, so laut Sie können, dass Sie eine Geisel haben und sie umbringen werden, wenn noch mal geschossen wird. Jetzt!«

»Das kann ich nicht.«

»Doch, Sie können. Und Sie werden es tun.« Ambler formte mit den Lippen lautlos das Wort *Jetzt*.

Caston war so weiß wie ein Leintuch, aber er nickte und holte tief Luft. »Ich habe eine Geisel«, brüllte er den Schützen mit überraschend fester Stimme zu. »Noch einen Schritt weiter, und er ist tot!«

Einige Sekunden war es still, dann folgte ein gedämpfter Wortwechsel zwischen den Schützen.

Ambler zog die kleine Glock 26 aus ihrem Halfter und drückte sie dem Revisor in die Hand. »Drücken Sie mir die an den Hinterkopf, okay?«

»Sie sind lustig«, flüsterte Caston. »Die erschießen mich doch sofort.«

»Vertrauen Sie mir. Sie machen Ihre Sache bisher sehr gut.«

Ambler sah, wie verwirrt und verängstigt Caston war, aber die beruhigenden Worte taten ihm trotzdem gut.

»Benutzen Sie meinen Körper als Schutzschild«, sagte Ambler.

»Verbergen Sie sich möglichst ganz hinter mir. Ich muss immer zwischen Ihnen und denen stehen. Ich werde Ihnen helfen, aber Sie müssen das Manöver begreifen.«

»Aber die sind doch hinter *Ihnen* her. Was soll denn dieses Theater?«

»Vertrauen Sie mir bitte«, wiederholte Ambler. Es würde zu lange dauern, Caston die Methode hinter dem Wahnsinn zu erklären. Geiseln erschwerten Säuberungsaktionen ungemein. Bei all der Anspannung, die eine solche Operation begleitete, würde kein Mensch auf die Idee kommen, über die Identitäten von Geisel und Geiselnnehmer zu grübeln. Egal, wie gut die Fotos waren, die man den Schützen vor dem Einsatz vorgelegt hatte. Es war etwas ganz anderes, sich in aller Ruhe ein Dia auf dem Lichttisch anzuschauen oder die Zielperson ins Rotpunktvisier zu nehmen. Jetzt waren diese Männer bewaffnet, Adrenalin pumpte durch ihre Körper, und sie wollten nur ihren Auftrag erledigen, ohne sich durch einen dummen Fehler die Karriere zu versauen. Und den Tod einer Geisel zu verursachen, konnte genau dieser Fehler sein. Wenn sich einer wie ein Geiselnnehmer *verhielt*, dann war er eben ein Geiselnnehmer. Neben dieser lebendigen, gegenwärtigen Tatsache verblasste der Umstand, dass Haarfarbe und Größe nicht übereinstimmten.

Ambler flüsterte Caston weitere Anweisungen ins Ohr.

Schließlich holte Caston tief Luft. »Ich will mit eurem Einsatzleiter sprechen«, brüllte er. In normaler Gesprächslautstärke hätte seine Stimme vielleicht gezittert. Aber da er gezwungen war zu schreien, klang sie herrisch und bedrohlich.

Keine Reaktion von außen.

Ambler verzerrte seine Gesichtszüge zu einer Maske des Entsetzens und warf sich gegen die zerschossene Tür, als habe man ihn gestoßen. Caston verbarg sich hinter ihm. »Ich will nicht sterben«, winselte er und drückte sein Gesicht in das große, zackige Loch. »Bitte lasst nicht zu, dass er mich tötet. Ich will nicht sterben. Bitte ...« Seine weit aufgerissenen Augen schossen panisch hin und her: Er war ein hysterischer Zivilist, der einen grässlichen Albtraum erlebte.

Er sah nur die beiden Einsatzkräfte: muskulöse, dunkelhaarige Männer mit kantigen Kiefern. Offenbar hervorragend ausgebildet. Sie versuchten, an ihm vorbei in den dunklen Raum zu spähen, und realisierten gar nicht, dass ihre Beute sich buchstäblich vor ihrer Nase befand.

»Holt euren Einsatzleiter, ich will mit ihm sprechen«, wiederholte Caston mit lauter, selbstbewusster Stimme. »Sofort.«

Die zwei Männer tauschten einen Blick, und Amblers Pulsschlag beschleunigte sich. *Der Einsatzleiter war nicht hier.* Noch nicht. Die zwei Schützen waren allein. Schnelle Einsatzfähigkeit ging auf Kosten der Teamgröße. Zweifellos würde bald Verstärkung eintreffen, aber im Moment arbeitete das Duo noch ohne Back-up.

»Bitte, ich will nicht sterben«, wiederholte Ambler sein winselndes Mantra des Entsetzens.

»Es wird alles gut«, sagte der größere Mann mit leiser Stimme.

»Lassen Sie die Geisel frei«, brüllte der andere.

»Ich bin doch nicht bescheuert!«, schrie Caston sofort. Ambler war überrascht. Der Buchprüfer improvisierte.

»Wenn Sie die Geisel verletzen, sind Sie erledigt«, brüllte der zweite Mann zurück. Wie man mit einem Geiselnnehmer verhandelt, lernte man zwar in der Grundausbildung, aber das Training war nicht besonders intensiv. Offenbar versuchte er, sich an die grundlegende Taktik zu erinnern.

Plötzlich fiel Ambler auf die Knie und brachte sich damit aus der Sichtlinie der Einsatzkräfte. »Au-Au!«, schrie er, als habe Caston ihn geschlagen.

Leise und hastig besprach er mit Caston das weitere Vorgehen. Sie durften sich keinen Fehler leisten. Caston schätzte Präzision. Sein konzentrierter Blick verriet, dass er davon auch in dieser Lage nicht abweichen würde. Wieder drückte Ambler sich an das gezackte Loch und streckte den Kopf ruckartig nach vorne, als presse ihm jemand den Lauf einer Waffe in den Nacken. »Bitte holen Sie mich hier raus«, heulte er. »Ich weiß nicht, wer ihr seid, und es ist mir auch egal. Aber lasst nicht zu, dass er mich umbringt.« Er verzerrte seine Gesichtszüge erneut zu einer Grimasse haltloser Panik und das Wasser stieg ihm in die Augen. »Er hat ein Riesengewehr mit ganz viel Munition. Er sagt, er wird mich zu Kutter und Fetzen schießen. Ich habe Frau und Kinder. Ich bin Amerikaner.« Er brabbelte in kurzen, atemlosen Sätzen. »Mögt ihr Filme? Ich bin im Filmgeschäft. Ich wollte hier Locations auskundschaften. Und der Botschafter ist ein Freund von mir. Dieser Kerl hat mir gedroht, er hat gesagt, *oh Gott, oh Gott* . . .«

»Aufgepasst, der Plan läuft so«, brüllte Caston aus dem dunklen

Zimmer. »Ein Typ kann bis auf anderthalb Meter an die Türschwelle herantreten. Einen Schritt näher, und dieser Kerl hier geht drauf. Ich lasse den Zivilisten zu euch kommen, damit ihr seht, dass es ihm gut geht. Aber ich habe ihn im Visier, kapiert? Eine falsche Bewegung, und meine .338 Lapua Magnum bläst ihm die Gedärme aus dem Wanst.«

Ambler riss die Tür auf und ging steif und unsicher ein paar Schritte auf den Flur hinaus. Erneut spiegelte sein Gesicht grenzenloses Entsetzen wider. Die Einsatzkräfte würden annehmen, dass ihre Zielperson in einer dunklen Ecke des Zimmers kauerte und ein Präzisionsgewehr auf ihn gerichtet hielt. Der Winkel würde ihm erlauben, seine Geisel zu töten, ohne selbst in die Schusslinie zu geraten. Aber die zwei Männer hatten keine Wahl. Sie mussten mitspielen. Sie hatten nur den Zeitfaktor auf ihrer Seite und wollten das Ganze so lange verzögern, bis Verstärkung angekommen war. Ambler sah es in ihren Gesichtern. Vielleicht war der Tod der Geisel ein akzeptabler Preis für die Erfüllung der Tarquin-Mission. Aber diese Entscheidung konnte nur ihr Einsatzleiter treffen.

Ambler ging einen weiteren Schritt auf den zweiten, größeren Mann zu, sah, dass er blaugrüne Augen und einen Zweitagebart hatte. Der Spezialist betrachtete die Geisel nur als lästiges Hindernis, als Unbekannte, die noch nicht aus der Gleichung gestrichen werden konnte. Er hatte sein G36 nicht mehr im Anschlag. Wozu auch?

Ambler begann zu zittern, allem Anschein nach vor Furcht. Er warf einen ängstlichen Blick in den dunklen Raum hinter sich und tat so, als sehe er das Gewehr, das auf seinen Kopf gerichtet war. Dem Mann vermittelte er das, indem er scharf den Atem einzog. Dann wandte er sich flehend an den schwarz gekleideten Agenten.

»Er wird mich umbringen«, wiederholte Ambler. »Ich weiß es. Ich konnte es in seinen Augen sehen.« Seine Stimme erhob sich zu einem hysterischen Kreischen, und er fuchtelte wild mit den Armen, um seine Panik zu unterstreichen. »Sie müssen mir helfen. Oh Gott, bitte helfen Sie mir. Rufen Sie den amerikanischen Botschafter an. Sam Hurlbut wird für mich bürgen. Ich bin ein anständiger Mensch. Wirklich. Bitte lassen Sie mich nicht mit diesem Irren allein.« Während er sprach, lehnte er sich zu dem Mann, um Vertraulichkeit vorzutäuschen.

»Beruhigen Sie sich endlich«, sagte der Agent leise, aber in scharfem Ton. Er bemühte sich kaum, seinen Abscheu vor dem brabbelnden, hysterischen Zivilisten zu verbergen, der ihm viel zu nahe kam und viel zu viel redete, während er immer noch mit den Armen fuchtelte, bis ...

Die Gelegenheit wird sich bieten. Du musst sie nur beim Schopf packen.

»Helfen Sie mir helfen Sie mir oh bitte helfen Sie mir ...« Ohne Punkt

und Komma strömten die Worte wie Stoßseufzer aus Amblers Mund. Er beugte sich noch näher zu dem Mann hin, er roch den ranzigen Angstschweiß des Agenten.

Pack die Waffe am Griffstück, nicht am Magazin. Das Magazin könnte austrasten, aber dann wäre immernoch eine Patrone in der Kammer. Er hat seinen Griff um den Abzugsbügel gelöst. Jetzt! Pack zu!

Mit einer blitzschnellen Bewegung entriss Ambler dem Agenten das G36 und ramnte ihm den Gewehrlauf mit dem Schalldämpfer gegen die Schläfe. Der Mann sackte sofort zu Boden, und Ambler richtete das Sturmgewehr auf den vollkommen überrumpelten zweiten Agenten.

Er sah, wie der Mann fassungslos versuchte, die veränderte Situation zu begreifen. Ambler stellte das G36 auf Dauerfeuer. Seine Geschosse würden die Schutzweste des Mannes mühelos durchschlagen ...

»Gewehr weg«, befahl er.

Der Mann gehorchte und wich langsam zurück.

Ambler wusste, was er vorhatte. »Stehen bleiben«, brüllte er.

Aber der Mann wich mit erhobenen Händen immer weiter zurück. Wenn eine Operation schiefging, zog man sich zurück. Das war die Grundregel, auf der alle anderen Regeln aufbauten.

Ambler sah untätig zu, wie der Mann sich abrupt umdrehte und aus der Wohnung rannte, auf die Straße hechtete und verschwand. Zweifellos, um den Rest seiner Einsatztruppe zu suchen. Auch Ambler und Caston mussten schleunigst verschwinden und sich auf ihre Art neu gruppieren. Den Schützen zu töten, wäre sinnlos gewesen.

Zu viele Agenten warteten darauf, seinen Platz einzunehmen.

Peking

Chao Tang war Frühaufsteher. Und wie viele mächtige Frühaufsteher zwang er auch seine Untergebenen dazu, sich seinem Tagesrhythmus anzupassen. Das ging ganz einfach. Er hielt alle Besprechungen in der Morgendämmerung ab.

Seine Assistenten im MSS hatten sich an diese Gepflogenheit gewöhnt. Nach und nach hatten sie gelernt, auf den spätabendlichen Reiswein und das anstrengende Nachtleben zu verzichten, das sich hochrangige Mitglieder der Regierung leisten konnten. Die schrecklichen Kopfschmerzen um sechs Uhr morgens waren den Spaß einfach nicht wert. Und nach und nach wichen die müden Blicke einem Ausdruck ruhiger Aufmerksamkeit, und die frühmorgendlichen Besprechungen verloren ein wenig von ihrem Schrecken.

Aber die heutige Besprechung – ein Lagebericht über erzielte und noch erhoffte Ergebnisse – kümmerte Chao gerade überhaupt nicht. Er brütete im abgeschirmten Sende- und Empfangsraum über einem nur für seine Augen bestimmten Dossier, das heute Nacht angekommen war. Was darin stand, war äußerst beunruhigend. Wenn Joe Lis Nachricht korrekt war, dann war die Situation noch auswegloser, als er gefürchtet hatte. Denn Genosse Lis Beschreibung der Ereignisse im Jardin du Luxembourg entwertete alle bisherigen Operationsparameter. Er musste neue finden, und zwar schnell. Das *Warum* belastete Chao Tang schwer.

War es möglich, dass Joe Li sich geirrt hatte? Das war unwahrscheinlich. Der Bericht musste ernst genommen werden. Viele Feinde umgaben den Präsidenten, aber zur Stunde war die Zeit sein gefährlichster Gegner. Chao durfte nicht länger darauf warten, dass Liu Ang endlich die Gefahr erkannte, in der er schwebte.

Er musste handeln, und zwar sofort und auf eigene Verantwortung. Was er vorhatte, würden viele als Hochverrat bezeichnen, als unverantwortliche und unverzeihliche Überschreitung seiner Kompetenzen. Aber Liu Angs Starrköpfigkeit ließ Chao keine andere Wahl mehr.

Genosse Chao atmete tief durch. Die Nachricht musste schnell und geheim ihr Ziel erreichen. Und er musste sicherstellen, dass der Empfänger die Dringlichkeit der Maßnahme unverzüglich erkannte und dementsprechend handelte. Die üblichen Prozeduren konnte er dabei nicht berücksichtigen. Es stand viel zu viel auf dem Spiel.

Während er seine verschlüsselten Anweisungen sendete, versicherte er sich selbst, dass er nur die Maßnahmen ergriffen hatte, welche die verzweifelte Situation erforderte. Falls er sich jedoch täuschte, hatte er gerade den größten Fehler seines Lebens begangen. Ängste und Bedenken wirbelten ihm durch den Kopf.

Und dazu noch der Wortlaut von Joe Lis Bericht. Wer wusste noch davon? Shen Wang, der junge Mann, der ihm die Nachricht überbracht hatte, war so hellwach und eifrig gewesen wie an jedem anderen Morgen auch. Zuerst hatte Chao ihm misstraut, denn er war quasi eine »Leihgabe« der Volksbefreiungsarmee. Aber die Bezeichnung war irreführend. Um die Entwicklung einer gemeinsamen Regierungskultur zu fördern – und gleichzeitig jede Eigenständigkeit im Keim zu ersticken –, war die VBA dazu übergegangen, junge Offiziere als »Sekundanten« in die zivilen Zweige der Regierung zu schicken. Der Haken war, dass man einen solchen Sekundanten nicht abweisen durfte, jedenfalls nicht, ohne für schwere Verstimmung zu sorgen. Also absolvierte ein junges Faktotum der VBA ein einjähriges Praktikum im Zentralbüro des MSS. Das Ministerium für

Staatssicherheit schickte wiederum einen Mitarbeiter zur VBA, aber es galt als gesichert, dass die VBA von diesem Deal am stärksten profitierte.

Natürlich hegte man im MSS den Verdacht, dass der VBA-Praktikant alles, was er erfuhr, sofort seinen VBA-Vorgesetzten melden würde. Shen Wang galt als Schützling von General Lam, einem starrköpfigen Mann, den Chao nicht besonders mochte. Aber trotz aller anfänglichen Vorbehalte gegenüber Shen Wang war ihm der junge Mann mit dem offenen Gesicht allmählich ans Herz gewachsen. Er war ausdauernd, fleißig und überhaupt nicht zynisch. Chao musste zugeben, dass der Junge – er konnte höchstens fünfundzwanzig Jahre alt sein – offenbar ein aufrechter Idealist war. Wie einst auch Chao ...

Jetzt erschien Shen Wang im Türrahmen und räusperte sich diskret.

»Verzeihen Sie meine Direktheit, Sir«, sagte er. »Aber Sie wirken bedrückt.«

Chao sah den fleißigen Praktikanten an. Hatte er etwa einen Blick in das Dossier geworfen? Aber Shen Wangs Gesichtsausdruck war so offen und unbekümmert, dass Chao diese Möglichkeit schnell wieder verwarf.

»Eine ohnehin komplizierte Situation«, erwiderte Chao, »ist seit heute Morgen noch verwickelter geworden.«

Shen Wang senkte den Kopf und schwieg einen Augenblick. »Sie arbeiten so viel«, sagte er dann. »Sie sind der pflichtbewussteste Mann, den ich kenne.«

Chao lächelte matt. »Und Sie sind auf dem besten Weg, mich zu übertreffen.«

»Ich weiß nicht, welche schwierige Staatsangelegenheiten auf Ihren Schultern lasten«, sagte Shen Wang. »Aber ich weiß, dass Ihre Schultern breiter sind als jede Last.« Er spielte auf ein altes Sprichwort an, seine Freundlichkeit schrammte haarscharf an Schmeichelei vorbei.

»Wollen wir's hoffen.«

»Erinnert sich Genosse Chao an seine Verabredung zum Mittagessen?«

Abwesend sagte Chao: »Ich fürchte, Sie müssen meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen.«

Shen Wang warf einen Blick auf Chao's Tagesplan. »Ein feierliches Mittagessen zur Ehre der Helden des Volkes. Im Palast auf der Halbinsel.«

»Dann muss ich wohl aufbrechen«, sagte Genosse Chao. Keiner wagte, die katastrophale Verkehrslage in Peking laut zu erwähnen. Sogar eine kurze Fahrt dauerte meist ziemlich lange. Und ein Mann in Chao's Position konnte nur in einem gepanzerten Wagen mit speziell ausgebildetem Chauffeur reisen.

Ein paar Minuten später saß Chao auf dem Rücksitz seiner schwarzen Limousine. Wie aufmerksam und freundlich Shen Wang doch war. Chao

brüstete sich gern damit, dass er ein untrügliches Gespür für Potenzial besaß, und er war überzeugt, dass dieser junge Mann eine große Zukunft vor sich hatte.

Nach zehn Minuten dichtestem Verkehr fuhr der Wagen endlich mit annehmbarer Geschwindigkeit über eine Autobahnbrücke.

Ein paar Hundert Meter vor dem Auto stand auf der Gegenfahrbahn ein riesiger gelber Bulldozer. Straßenarbeiten, dachte Chao. Das würde den Verkehrsfluss noch mehr ins Stocken bringen. Wie ärgerlich, dass die Arbeiten nicht auf eine günstigere Tageszeit verschoben werden konnten. Wenigstens war ihre Fahrbahn frei.

»Wir haben Glück mit dem Verkehr«, sagte Genosse Chaos Chauffeur.

Der MSS-Beamte antwortete nicht. Ein gellender Schrei entfuhr seiner Kehle, als das Auto plötzlich und völlig unerwartet mit gewaltiger Kraft gerammt wurde. Der riesige Bulldozer war mit gesenkter Schaufel auf ihre Fahrbahn geschwenkt und hatte den Wagen gegen die Autos auf der Seite gequetscht. Die Windschutzscheibe zerbarst zu einer Schrapnellladung, die Splitter bohrten sich in Augen und Haut. Metall schrammte gequält kreischend über Metall, das Auto wurde verdreht und zusammengedrückt, von der Schaufel erfasst und in die Luft gehoben. Jetzt presste der Bulldozer die Limousine gegen die Leitplanke, bis das zerstörte Auto über die Brüstung schoss, auf die riesige Betonfläche unter der Brücke stürzte und in Flammen aufging.

Hoch in der winzigen Fahrerkabine des Bulldozers sagte der Fahrer in ein Mobiltelefon: »Die Straße ist gesäubert.« Er sprach den rauen Dialekt der nördlichen Landbevölkerung.

»Danke schön«, antwortete Shen Wang. Es gab heutzutage so viele Unfälle in Peking, dass der Tod auf der Autobahnbrücke zwar Entsetzen, aber sicherlich keinen Verdacht auslösen würde. »Darüber wird sich der General sehr freuen.«

»Was ist passiert?«, fragte Laurel mit vor Schreck geweiteten Augen. Sie waren in ihrem Hotelzimmer, und Ambler hatte gerade sein Hemd ausgezogen. Jetzt kam sie zu ihm und fuhr mit dem Finger über einen dunklen Bluterguss auf Amblers Oberarm.

»Castons sicheres Haus war nicht so sicher, wie wir gehofft haben«, gab Ambler zu.

»Vertraust du diesem Mann wirklich?«, fragte Laurel und sah ihn scharf an. Sie wirkte beunruhigt und besorgt um ihn.

»Ich muss ihm vertrauen.«

»Warum, Hal? Warum bist du so sicher?«

»Wenn ich ihm nicht vertrauen kann, dann kann ich mir selbst auch

nicht mehr vertrauen.« Er brach ab. »Ich kann es nicht erklären.«

Sie nickte langsam. »Brauchst du auch nicht. Ich verstehe ...« Sie sah zu Boden. »Ich weiß auch nicht, weshalb er mich beunruhigt. Die Welt ergibt schon seit Langem keinen Sinn mehr für mich.«

»Seit ein paar Tagen«, korrigierte Ambler.

»Nein. Schon viel länger.«

»Seit *ich* in deinem Leben aufgetaucht bin.« Er schluckte den bitteren Geschmack herunter, der ihm in die Kehle gestiegen war. »Ein Fremder, der sich *nicht einmal selbst* kennt.«

»Lass das«, sagte sie warnend. Sie fuhr mit den Fingerspitzen über seine Brust, seine Schultern und seine Arme, als wolle sie sich vergewissern, dass er real war. Kein Geist, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut. Als sie ihn wieder ansah, waren ihre Augen feucht. »Ich habe noch nie jemanden wie dich getroffen.«

»Tja, Glück gehabt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Du bist ein guter Mensch.« Sie tippte ihm auf den Brustkorb. »Mit einem guten Herzen.«

»Und dem Kopf eines anderen.«

»Scheiß auf den Kopf«, knurrte sie scherzhaft. »Sie wollten dich auslöschen. Aber weißt du was? Du bist realer als jeder andere Mann, der mir je begegnet ist.«

»Laurel ...« Er hörte das Schwanken in seiner Stimme und verstummte.

»Wenn wir zusammen sind, dann ist es, als – als ob mir jetzt erst bewusst wird, wie einsam ich mein ganzes Leben lang gewesen bin. Es war mir nicht klar, weil ich gar nicht wusste, was es für ein Gefühl ist, mit einem anderen Menschen *zusammen zu sein*. *Wirklich* zusammen. So fühle ich mich, wenn ich bei dir bin. Als wäre ich endlich nicht mehr einsam. Ich will nicht wieder in mein altes Leben zurück. Das könnte ich nicht mehr ertragen.« Ihre Stimme verriet die Heftigkeit ihrer Gefühle. »Du willst darüber reden, was ich wegen dir durchgemacht habe, was du mir angetan hast? *Das* hast du mir angetan. *Mir gegeben*. Und ich würde es um nichts in der Welt rückgängig machen wollen.«

Mit trockenem Mund sagte er: »Ich habe nur vor einem Angst: dass ich dich verlieren könnte.«

»Ich bin nicht mehr verloren.« Ihre Bernsteinaugen schienen von innen heraus zu leuchten, die grünen Einschlüsse glitzerten. »Du hast mir auf mehr als nur eine Art das Leben gerettet.«

»Du hast mich gerettet, Laurel. Ohne dich wäre das Leben sinnlos für mich. Ich bin nur ...«

»Harrison Ambler«, sagte sie lächelnd. Laut wiederholte sie: »Harrison Ambler.«

Kapitel siebenundzwanzig

Laut Michelin-Reiseführer lohnte es sich nicht, für einen Besuch im Musée Armandier einen Umweg zu machen. Der Führer riet höchstens zu einer Stippvisite. Aber Ambler erinnerte sich noch gut an das Haus und bezweifelte, dass sich seit seinem Jahr in Paris viel daran verändert hatte. Es gehörte zu den wenigen privaten Kunstmuseen in Paris, und um seinen steuerlichen Status aufrechtzuerhalten, öffnete es pflichtgemäß täglich für ein paar Stunden seine Pforten. Aber es war meist leer; wahrscheinlich gingen heute weniger Menschen hier ein und aus als in seiner Zeit als Privatresidenz im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert. Das Haus selbst – eine Villa im neo-italienischen Stil mit großzügigen Bogenfenstern in Erkern aus Purbeckkalkstein und einem halb offenen Innenhof – war recht beeindruckend. Der ursprüngliche Besitzer war ein protestantischer Bankier gewesen, der wirtschaftlich enorm vom Handel des zweiten Empires profitiert hatte. Es lag im Plaine-Marceau-Viertel des achten Arrondissements, einer Gegend, die damals besonders bei bonapartistischen Adligen und wohlhabenden Finanziers beliebt gewesen war und auch heute noch bemerkenswerte Ruhe bot. Gelegentlich mieteten Filmcrews das Musée Armandier für Kostümfilme. Sonst gehörte es zu den am schlechtesten besuchten Sehenswürdigkeiten von Paris. Der ideale Ort für ein jugendliches Rendezvous – Ambler lächelte nostalgisch bei der Erinnerung –, aber für kunstbeflissene Bürger und Touristen nicht besonders interessant. Das Problem war die Sammlung. Marcel Armandiers Frau Jacqueline hatte ein Faible für Rokoko-Kunst gehabt, und die war seit ungefähr fünfzig Jahren ziemlich aus der Mode. Schlimmer noch, ein Faible für zweitklassige Rokoko-Kunst – Leinwände von so unbedeutenden Künstlern wie François Boucher, Nicolas de Largillière, Francesco Trevisani und Giacomo Amiconi. Sie mochte pummelige, strahlende Amoretten, die in einem türkisfarbenen Himmel herumschwebten. Und arkadische Schäfer. Bei ihren Landschaftsbildern legte sie besonderen Wert auf die Größe der Leinwand, als habe sie die abgebildete Landschaft und nicht das Bild gekauft.

Als Jacqueline, die ihren Ehemann um ein Jahrzehnt überlebte, ihr Herrenhaus einer privaten Stiftung als Museum vermachte, wollte sie wahrscheinlich sicherstellen, dass ihre Bildersammlung auch von den nachfolgenden Generationen gebührend bewundert werden konnte. Wenn sich allerdings mal ein Kunsthistoriker in das Museum verirrt, löste Jacquelines Sammlung leider nur halblaute Schmähungen oder – noch

schlimmer – überzogene Begeisterung für diese mythologischen Schinken aus.

Ambler mochte das Museum, allerdings nicht wegen seiner Bilder. Weil es so unbeliebt war, ließ sich dort problemlos ein privates Gespräch führen, und durch die Kombination von vielen großen Fenstern und einer stillen Straße ließen sich etwaige Verfolger oder Wachposten leicht entdecken. Außerdem hielt sich, da die Armandier-Stiftung mit einem begrenzten Budget arbeiten musste, immer nur ein einziger Museumswärter im Haus auf, der sich selten über den zweiten Stock hinaus verirrte.

Ambler stieg die Treppe in den vierten Stock hinauf und bog in einen Flur mit vergoldeten Stuckarbeiten ein. An der Wand hing ein langes Gemälde, auf dem Lyra spielende Göttinnen auf einer Wiese anmutig herumlümmelten, die aussah wie ein Golfplatz. Sein Ziel war der große Raum am Ende des Flurs, wo er sich mit Caston verabredet hatte.

Der pfirsichfarbene Teppich dämpfte seine Schritte, und als er sich dem Zimmer näherte, konnte er Caston sprechen hören.

Ambler erstarrte, seine Nackenhärchen stellten sich auf. War Caston etwa nicht allein?

Lautlos ging er weiter, bis er verstehen konnte, was der Buchprüfer sagte.

»Gut«, sagte Caston. »Ach, wirklich?« Und: »Also geht es ihnen gut?« Er musste in ein Mobiltelefon sprechen. Längeres Schweigen. »Gute Nacht, Kuschelhäschen«, sagte Caston dann. »Ich liebe dich auch.« Er klappte das Handy zusammen und steckte es in die Tasche, als Ambler das Zimmer betrat.

»Schön, dass Sie auch noch kommen«, sagte Caston.

»Kuschelhäschen?«, fragte Ambler.

Errötend drehte sich der Revisor um und schaute angelegentlich aus dem Fenster. »Mein Büro hat für mich die Datenbank der Border Control gecheckt«, sagte er schließlich. »Dr. Ashton Palmer ist gestern in Roissy gelandet. Er ist also hier.«

»Können Sie sich auf die Diskretion Ihrer Mitarbeiter verlassen?«

»Wenn ich mein Büro sage, ist damit nur eine Person gemeint. Mein Assistent. Und dem vertraue ich.«

»Und was war die andere Neuigkeit?«

»Ich habe nicht gesagt, dass er noch weitere Neuigkeiten gibt.«

»Doch«, korrigierte Ambler. »Nur nicht mit Worten.«

Caston betrachte die Schinken an den Wände und zog eine Grimasse. »Es ist alles ziemlich chaotisch, und ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Sogenanntes >Geplapper<. Fragmentarische Informationen, die wir

abgehört haben, die aber allein nicht aussagekräftig sind.«

»Und zusammengezählt?«

»Irgendetwas geht vor sich, vermutlich wird bald etwas passieren. Und es hängt mit ...«

»China zusammen«, unterbrach Ambler.

»Das ist der leichtere Teil des Rätsels.«

»Sie sprechen selbst in Rätseln.«

»Das Schwierigste an der Sache sind Sie. Unter logischen Gesichtspunkten sollten wir also bei Ihnen anfangen. Eine Variante des anthropischen Prinzips, wenn Sie so wollen. Sogenannte *Observation Selection Effects*.«

»Caston, bitte benutzen Sie eine Sprache, die ich verstehe.«

Caston warf ihm einen beleidigten Blick zu. »*Observation Selection Effects* sind nichts Besonderes. Ist Ihnen schon mal aufgefallen, wie oft Sie im Supermarkt in der längeren Kassenschlange stehen? Warum ist das wohl so? *Weil in dieser Schlange die meisten Leute stehen*. Stellen Sie sich vor, dass ein Mr. Smith, über den Sie rein gar nichts wissen, in einer Schlange vor der Kasse ansteht. Sie wissen nur, wie viele Leute in jeder Schlange warten. Wo befindet sich Ihrer Meinung nach Mr. Smith?«

»Das kann ich gar nicht wissen.«

»Schlussfolgerungen basieren auf Wahrscheinlichkeiten. Und am wahrscheinlichsten ist natürlich, dass Mr. Smith in der Schlange mit den meisten Kunden steht. Wenn man einen Schritt zurücktritt und sich selbst aus der Außenperspektive betrachtet, wird das ganz offensichtlich. Die langsamste Autobahnspur ist diejenige, auf der die meisten Autos fahren. Und den Gesetzen der Stochastik zufolge fährt jeder Autofahrer mit höchster Wahrscheinlichkeit auf dieser Spur. Also auch Sie. Es ist weder Pech noch Einbildung, dass der Verkehr auf den anderen Spuren flüssiger läuft. Er läuft meistens tatsächlich flüssiger.«

»Na klar«, sagte Ambler. »Total offensichtlich.«

»Ja, ist es«, sagte Caston ungerührt. »Wenn man darauf hingewiesen wird. Wenn Sie über einen Menschen nur wüssten, dass er heute auf diesem Planeten lebt, und raten sollten, aus welchem Land er stammt, müssten Sie China sagen. Sie würden seltener falsch liegen als bei jedem anderen Land, weil China die bevölkerungsreichste Nation der Welt ist.«

»Ich bin aber kein Chinese, falls Ihnen das noch nicht aufgefallen ist.«

»Nein, aber Sie sind in chinesische Politik verwickelt. Und die Frage ist: Warum Sie? In der Kassenschlange im Supermarkt wären Sie nur ein Kunde unter vielen. Aber in diesem Fall ist die Population – die Kandidaten, die infrage kommen – sehr viel kleiner.«

»Ich habe mich nicht dafür entschieden. Man hat mich ausgewählt.««

»Und wieder ist die Frage: Warum?«, beharrte der Revisor. »Welche Informationen hatten Ihre Auftraggeber über Sie? Welche Daten gaben den Ausschlag?«

Ambler erinnerte sich, was Fenton gesagt hatte. Aus seiner Perspektive war er etwas Besonderes. »Paul Fenton bezeichnete mich als Zauberer, weil ich mich selbst >ausradiert< hätte.«

»Was ja nicht stimmt. Sie wurden >ausradiert<, wenn Sie es so nennen wollen. Aber das deutet darauf hin, dass diese Leute unbedingt jemanden brauchen, der nicht identifizierbar ist. Und das reicht noch nicht. Sie brauchen einen Agenten mit besonderen Fähigkeiten. Einen Agenten, der Emotionen mit einer fantastischen Genauigkeit wahrnimmt. Einen menschlichen Lügendetektor.«

»Fenton hatte meine Stab-Einsatzberichte gelesen, oder zumindest einige. Er kannte zwar nicht meinen zivilen Namen, aber er wusste Bescheid über meine Berufslaufbahn. Einsätze und Einsatzorte.«

»Das ist ein wichtiger Faktor. Charaktereigenschaften und historische Daten. Wer Sie sind und was Sie getan haben. Vielleicht sind beide Faktoren wichtig, vielleicht nur einer.«

»Ziehen Sie bloß keine allzu voreiligen Schlüsse, Mann.«

Caston lächelte matt. Sein Blick ruhte auf einem Gemälde, einer weiten grünen Wiese, auf der gefleckte Kühe dekorativ angeordnet grast und eine flachsblonde Melkerin selig lächelnd ihre Eimer trug. »Kennen Sie den? Ein Ökonom, ein Physiker und ein Mathematiker fahren durch Schottland. Sie sehen eine braune Kuh auf der Wiese. Sagt der Ökonom: >Faszinierend, dass die schottischen Kühe braun sind.< Sagt der Physiker: >Sie ziehen zu allgemeine Schlüsse aus Ihrer Beobachtung. Wir wissen nur, dass einige schottische Kühe braun sind.< Und schließlich schüttelt der Mathematiker den Kopf und sagt: >Schon wieder falsch. Das Einzige, was wir definitiv ableiten können, ist, dass es in Schottland mindestens eine Kuh gibt, die auf mindestens einer Seite braun ist.<«

Ambler verdrehte die Augen. »Wissen Sie noch, dass ich gesagt habe, Sie seien der Typ, der nach der Schießerei die Patronenhülsen einsammelt? Ich lag daneben. Tatsächlich sind Sie der Typ, der die Hülsen tausend Jahre später bei einer archäologischen Ausgrabung findet.«

Caston sah ihn nur an. »Ich will Ihnen nur begreiflich machen, dass Sie nach Mustern suchen müssen. Denn hier gibt es ein Muster: Changhua, Montreal und jetzt Paris. Die Sache mit Deschesnes.«

»Das Attentat von Changhua wollte ich verhindern. Ich war zu spät dran, aber ich habe es versucht.«

»Aber Sie haben versagt. Und Sie waren dort.«

»Und?«

»Und das heißt, dass es wahrscheinlich Fotos gibt, die beweisen, dass Sie dort waren. Aus einer einzigen braunen Kuh lässt sich nicht viel ableiten, aber aus drei braunen Kühen nacheinander schon. Jetzt greifen nämlich die Gesetze der Wahrscheinlichkeit. Die Frage ist, warum die ausgerechnet Sie wollten. Und was Sie für sie tun sollten. Changhua, Montreal, Paris. Das ist nicht nur eine Kette zufälliger Ereignisse, Ambler. Es ist eine Sequenz.«

Gereizt sagte Ambler: »Von mir aus ist es eben eine Sequenz. Und was soll das bedeuten?« Das Museum war überheizt, er begann zu schwitzen.

»Wir müssen anfangen zu rechnen. Null, eins, eins, zwei, drei, fünf, acht, dreizehn, einundzwanzig, vierunddreißig, fünfundfünfzig. Das ist die Fibonacci-Sequenz. Ein Kind, das sich diese Zahlen ansieht, erkennt kein Muster. Dabei ist es offensichtlich: Jede Zahl ist die Summe der beiden vorangegangenen Zahlen. Jede Serie folgt solchen Regeln, wie willkürlich die Aneinanderreihung auch wirken mag. Es gibt ein Muster, eine Regel, einen Algorithmus, der Ordnung in das vermeintliche Chaos bringt. Und das brauchen wir jetzt. Wir müssen herausfinden, wie jedes Ereignis mit dem vorausgehenden verbunden ist, dann wissen wir nämlich auch, was als Nächstes passieren wird«, sagte Caston ernst. »Wir könnten auch einfach abwarten. Vielleicht öffnet uns das nächste Ereignis die Augen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass wir bald wissen werden, was diese Typen vorhaben.«

»Nur ist es dann wahrscheinlich zu spät«, grunzte Ambler. »Also stecken wir mitten in der Sequenz, und Sie haben keine Ahnung von Ihrer Logik.«

»Deswegen sage ich ja, dass wir die Logik finden müssen.« Caston warf ihm einen Blick zu, der gleichzeitig humorvoll und kühl abschätzend war. »Wenn ich abergläubisch wäre, würde ich Sie für einen Unglücksbringer halten.«

»Jeder hat auch mal Glück.«

Der Buchprüfer verzog das Gesicht. »Aber Glück verändert die Regel von Sequenzen nicht. Das muss man schon selbst tun.«

Langley

Adrian Choi saß am Schreibtisch seines Chefs und spielte mit seinem Ohrring. War ein gutes Gefühl, hier zu sitzen, und schließlich schadete er damit niemandem. Außerdem kam hier sowieso kein Mensch vorbei. Der Flur, in dem Castons Büro lag, war zwar frei zugänglich, aber ziemlich abgelegen. Das Sibirien des Bürogebäudes. Adrian griff zum Telefonhörer.

Caston hatte unermüdlich versucht, an die Personalakten aus Parrish Island heranzukommen. Als Adrian ihn gefragt hatte, warum er seiner Ansicht nach dort Erfolg haben würde, wo Caston gescheitert war, hatte er wieder etwas von Charme gemurmelt. Adrian hatte nicht Castons Autorität, aber schließlich gab es auch noch andere, weniger offizielle Kanäle. Er setzte sein sonnigstes Lächeln auf und bat um eine Verbindung zu einer Assistentin im Joint Facilities Center, jemand auf seiner Ebene. Caston hatte ihren Boss erfolglos bearbeitet. Alles Grummeln, alle Proteste, alle Empörung hatten nichts genutzt. Adrian wollte es nun auf seine Art versuchen.

Bei der Frau, die den Hörer abhob, würde er all sein Fingerspitzengefühl brauchen. Sie klang sofort misstrauisch.

»Die PIPF-Daten von Station 4W Ja, ich weiß«, sagte sie. »Ich muss die Anforderungen noch bearbeiten.«

»Nein, das ist ein Missverständnis. Ihr habt uns schon Kopien von den Daten geschickt«, log Adrian.

»Wirklich? Joint Facilities?«

»Genau«, sagte Adrian heiter. »Ich brauche nur noch eine zweite Kopie.«

»Oh«, sagte die junge Frau ein bisschen weniger frostig. »Entschuldigung. Immer das Gleiche mit dieser Bürokratie.«

»Wem sagen Sie das«, sagte Adrian und ließ seine Stimme seidenglatt und vertraulich klingen. »Ich würde ja gern behaupten, es gehe um die nationale Sicherheit, aber leider geht es nur darum, meinen eigenen Arsch zu retten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, Caitlin – Ihr Name ist doch Caitlin, oder?«

»Ja«, sagte sie. Bildete er sich das nur ein, oder klang sie wirklich schon ein bisschen freundlicher?

»Sie klingen wie jemand, der nie Mist baut, also erwarte ich kein Mitgefühl von Ihnen.«

»Ich?« Sie kicherte. »Soll das ein Witz sein?«

»Nein, ich kenne Ihren Typ genau. Sie haben alles unter Kontrolle. In Ihrem Büro ist jeder Papierschnipsel fein säuberlich abgelegt.«

»Kein Kommentar«, sagte sie. Er konnte hören, dass sie dabei lächelte.

»He, Vorbilder sind wichtig«, protestierte Adrian. »Ich habe ein ganz genaues Bild von Ihnen – bitte rauben Sie mir meine Illusionen nicht.«

»Sie sind witzig.«

»Dann war es ein ziemlich schlechter Witz, dass ich die Akte direkt an das Büro des DDI weitergeleitet habe, ohne eine Kopie für meinen Boss zu machen.« Adrians Stimme klang verlegen, aber er flirtete auch ein

bisschen. »Das heißt, mein Boss geht bestimmt sofort an die Decke und versohlt mir meinen in Stanford ausgebildeten Arsch.« Er machte eine Pause. »Aber das ist mein Problem, nicht Ihres. Ich wollte Sie nicht damit belästigen. Vergessen Sie's. Wirklich.«

Die junge Frau am anderen Ende der Leitung seufzte. »Es ist nur so, dass meine Chefs die Sache ziemlich streng unter Verschluss halten. Alles liegt in einer Datenbank, die nur für das Omega-Level zugänglich ist.«

»Die Rivalitäten in solchen Organisationen sind wirklich ein Übel, nicht wahr?«

»Tja«, sagte sie zweifelnd. »Hören Sie, ich kümmere mich darum ...«

»Sie sind meine Retterin, Caitlin«, sagte Adrian. »Und das meine ich todernst.«

Burton Lasker blickte erneut auf die Uhr und tigerte durch die Lounge der Air France. Fenton kam sonst nie zu spät. Aber das Boarding hatte schon begonnen, und er war immer noch nicht eingetroffen. Lasker erkundigte sich bei den Servicekräften am Gate. Sie erwiderten seinen fragenden Blick mit einem einfachen Kopfschütteln, er hatte sie schon zwei oder dreimal gefragt, ob Fenton aufgetaucht sei. Arger stieg in Lasker auf. Es gab unzählige Gründe dafür, dass sich ein Reisender verspätete, aber Fenton war ein Mensch, der sich auf solche Eventualitäten und Unannehmlichkeiten gut vorbereitete. Er wusste, was im Leben alles schiefgehen konnte, und ließ es normalerweise nicht drauf ankommen. Wo war er also jetzt? Warum ging er nicht an sein Mobiltelefon?

Lasker arbeitete seit zehn Jahren für Fenton und war in den letzten Jahren zu dessen treuestem Leutnant aufgestiegen. Jeder Visionär brauchte einen Mann, der sich ausschließlich auf die Ausführung – die Verwirklichung – seiner Visionen konzentrierte. Und darin war Lasker ausgezeichnet. Er war ein Veteran der Special Forces, aber er spürte nicht die übliche Verachtung des Soldaten für einen zivilen Vorgesetzten. Fenton war ein Mäzen, seine Schützlinge waren eben Agenten und nicht Künstler. Und ein wahrer Visionär. Er hatte begriffen, dass nur eine Partnerschaft zwischen dem privaten und dem öffentlichen Sektor Amerika zu einer Speerspitze geheimdienstlicher Aktivitäten machen konnte. Fenton wiederum respektierte Lasker wegen seiner Nahkampf- und Einsatzerfahrung und schätzte die Kenntnisse, die er sich in der Ausbildung einer Anti-Terroreinheit erworben hatte. Für Lasker waren die Jahre, die er mit Fenton verbracht hatte, die wertvollste und erfüllteste Zeit seines Lebens gewesen.

Wo blieb der Mann? Als die Servicekräfte mit entschuldigendem Achselzucken die Türen des Gates schlossen, lief es Lasker kalt über den

Rücken. Da war etwas passiert. Er rief an der Rezeption des Hotels an, in dem er und Fenton gewohnt hatten. »Nein, Monsieur Fenton hat noch nicht ausgecheckt.« Es musste etwas passiert sein. Und zwar etwas Schlimmes.

Ein paar Minuten später als verabredet stieß Laurel Holland schließlich zu den beiden Männern im immer noch verlassenen vierten Stock des Musée Armandier. Ihre Erledigungen hätten ein bisschen länger gedauert, entschuldigte sie sich.

»Sie müssen Caston Clayton sein«, sagte sie zu dem Buchprüfer und reichte ihm die Hand. Ihre Haltung und ihre Worte wirkten ein wenig förmlich. Sie schien immer noch vor dem, was er als hochrangiger CIA-Beamter repräsentierte, Angst zu haben. Aber gleichzeitig vertraute sie Amblers Urteil vollkommen. Er hatte sich entschieden, mit Caston zusammenzuarbeiten, und sie würde sich anschließen. Ambler konnte nur hoffen, dass er keinen Fehler gemacht hatte.

»Nennen Sie mich Clay«, sagte der Buchprüfer. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Laurel.«

»Hal sagte, Sie seien zum ersten Mal in Frankreich. Ich auch! Unglaublich, nicht wahr?«

»Zum ersten, und wenn ich Glück habe, auch zum letzten Mal«, grummelte Caston. »Ich hasse dieses Land. Gestern habe ich im Hotel den Hahn mit dem C aufgedreht und mir beinahe den Rücken verbrüht. Ich schwöre Ihnen, ich konnte fünfzig Millionen Franzosen lachen hören.«

»Fünfzig Millionen Franzosen können nicht irren«, erwiderte Laurel ernst. »So sagt man doch?«

»Fünfzig Millionen Franzosen können sich auf fünfzig Millionen Arten irren«, sagte Caston mit tadelndem Blick.

»Aber wer zählt schon mit?«, fragte Ambler leichthin und scannte die Gesichter der wenigen Fußgänger vor dem Museum. Dann warf er einen Blick auf die Zeitung, die Laurel zur Tarnung mitgebracht hatte. *Le Monde Diplomatique*. Der Leitartikel stammte von einem gewissen Bertrand Louis-Cohn, offenbar einem wichtigen Intellektuellen. Ambler überflog ihn kurz: Er schwadronierte über eine Konferenz auf dem Weltwirtschaftsgipfel in Davos, hatte aber außer verquastem Geschwafel und Gemeinplätzen über den augenblicklichen Zustand der Weltwirtschaft nichts zu bieten. Gedöns über »la pensée unique«, die, wie Louis-Cohn schrieb, von ihren Kritikern als »la projection idéologique des intérêts financiers de la capitale mondiale« – die ideologische Projektion der Finanzinteressen des globalen Kapitals – oder als *l'hégémonie des riches* – die Hegemonie der Reichen – bezeichnet wurde. Der Artikel war

endlos lang und kaute immer wieder die linke Kritik an »*l'orthodoxie libérale*« wieder, ergriff aber weder für noch gegen sie Partei. Der ganze Aufsatz erschien Ambler wie ein seltsam stilisierter Eiertanz. Intellektuelle Spiegelfechterei.

»Was steht drin?«, fragte Laurel.

»Es geht um ein Treffen der Wirtschaftstitanen in Davos. Den Weltwirtschaftsgipfel.«

»Oh«, sagte sie. »Ist der Autor dafür oder dagegen?«

»Ich wette, das weiß er selbst nicht«, sagte Ambler.

»Ich war mal dort«, sagte der Buchprüfer. »Das Weltwirtschaftsforum wollte mein Wissen bei einem Tagungsschwerpunkt. Es ging um Geldwäsche, und sie wollten wohl ein paar Leute dabei haben, die wussten, wovon sie sprachen. Wir waren das Grünzeug in einem Blumenbouquet.«

Ambler starrte wieder auf die Straße und vergewisserte sich, dass niemand Verdächtiges sich genähert hatte. »Ich habe keine Lust mehr, Blindekuh zu spielen. Wir wissen, dass es ein Muster gibt – eine Progression, eine Sequenz. Aber diesmal muss ich das nächste Ereignis in der Kette vorhersehen, bevor es eintritt.«

»Mein Assistent versucht gerade, mehr Informationen von Joint Intel Resources zu bekommen«, sagte Caston. »Wir sollten abwarten, was er uns liefert.«

Ambler warf dem Back-Office-Mann einen eisigen Blick zu. »Caston, Sie haben hier nicht das Sagen. Wie gesagt, *das hier ist nicht Ihre Welt*.«

Wu Jingu sprach zwar sehr leise, hatte aber nur selten Schwierigkeiten, sich Gehör zu verschaffen. Während seiner Laufbahn im Ministerium für Staatssicherheit hatte er sich den Ruf eines nüchternen Analysten erarbeitet, der weder zu optimistisch noch zu pessimistisch war. Ein Mann, dem die Leute zuhörten. Nur Präsident Liu Ang hörte frustrierend wenig auf seine Ratschläge. Kein Wunder, dass die Muskeln in Wus schmalen Schultern verspannt waren und schmerzten.

Er lag bewegungslos und mit dem Gesicht nach unten auf der schmalen gepolsterten Bank und bereitete sich auf seine zweimal wöchentlich verordnete Massage vor. Er versuchte, allen Stress aus seinem Geist zu verbannen.

»Ihre Muskeln sind furchtbar verspannt«, sagte die Masseurin, deren starke Finger sich in das Fleisch seiner Schultern gruben.

Eine unbekannte Stimme – nicht seine übliche Masseurin. Er drehte den Kopf und sah die Vertretung über die Schulter hinweg an. »Wo ist Mei?«

»Mei ist ein bisschen angeschlagen. Ich bin Zhen, ich hoffe, das stört Sie nicht?«

Zhen war sogar noch schöner als Mei, und ihre Hände arbeiteten sicher und voller Selbstvertrauen. Wu nickte zufrieden. Das elitäre, exklusive Caspara Spa, das neu in Peking eröffnet hatte, stellte nur die Besten ein: Das war offensichtlich. Er drehte sich wieder um, legte den Kopf auf die offene Stütze und lauschte den beruhigenden Klängen von gluckerndem Wasser und sanft gezupftem *ghuzeng*, die aus verborgenen Lautsprechern drangen. Unter Zhens geübten Fingern schienen seine Verspannungen geradezu wegzuschmelzen.

»Ausgezeichnet«, murmelte er. »Um das Schiff zu retten, muss der aufgewühlte Ozean beruhigt werden.«

»Das ist unsere Spezialität, Sir«, sagte Zhen leise. »So verspannte Muskeln. Auf Ihnen lastet bestimmt sehr viel Verantwortung.«

»Oh ja«, murmelte Wu.

»Da weiß ich genau das Richtige für Sie.«

»Ich bin Wachs in Ihren Händen.«

Die schöne Masseurin begann, seine Fußsohlen mit Akkupressur zu behandeln, und Wu spürte, wie ein Gefühl der Schwerelosigkeit von ihm Besitz ergriff. Der Sicherheitsberater war so schläfrig, dass er zuerst gar nicht auf die Spritzenadel reagierte, die unter seinen linken großen Zehennagel geschoben wurde. Der Stich war so unerwartet, dass er ihn im ersten Moment gar nicht registrierte. Und nur Sekunden später durchflutete unendliche Entspannung seinen Körper wie eine Welle der Betäubung. Während der nächsten Sekunden dachte er nur noch abwesend über den Unterschied zwischen Entspannung und Lähmung nach. Er fühlte sich, als sei er der Welt entrückt.

Und dann – wie Zhen sachlich feststellte – war er schlicht tot.

Burton Lasker bestieg den Fahrstuhl des Hotels George V. mit dem jungen, rotwangigen Manager, der gerade Dienst hatte. Im siebten Stock klopfte der Mann an die schwere Eichentür von Fentons Suite und schloss dann die Tür mit einer speziellen Schlüsselkarte auf. Die beiden Männer durchsuchten die Räume, die vollkommen unbewohnt wirkten. Dann betrat der Hotelier das Badezimmer und kam einen Augenblick später mit aschfahlem Gesicht wieder heraus. Lasker rannte sofort ins Bad und sah, was den anderen Mann so aus der Fassung gebracht hatte. Er schnappte nach Luft. Er fühlte sich, als habe er einen Ballon in der Brust, der ihm den Atem abdrückte.

»Waren Sie ein Freund von ihm?«, fragte der Hotelier.

»Ein Freund und Geschäftspartner«, bestätigte Lasker.

»Es tut mir sehr leid«, sagte der Mann verlegen. »Ich hole sofort Hilfe. Der Notarzt wird gleich da sein.«

Lasker blieb wie angewurzelt stehen und versuchte sich zu beruhigen. Paul Fentons verbrühter, mit Blasen übersäter Körper lag nackt in der Badewanne. Lasker registrierte das immer noch dampfende Wasser, die leere Wodkaflasche neben der Wanne. Dieses Arrangement mochte für die französische Gendarmerie reichen, aber Lasker ließ sich keinen Augenblick täuschen.

Ein außergewöhnlicher, ein großer Mann war ermordet worden.

Lasker hatte einen starken Verdacht, wer dahintersteckte, und als er Fentons PDA überprüfte, wurde dieser Verdacht, zur Gewissheit. Es war der Mann gewesen, den Fenton als Tarquin kannte. Und der auch Lasker leider nicht unbekannt war.

Tarquin hatte in der Political Stabilization Unit gedient, wo Lasker – Codename Cronus – das Pech gehabt hatte, bei ein paar Einsätzen mit ihm arbeiten zu müssen. Tarquin hatte sich seinen Kollegen immer überlegen gefühlt und nicht registriert, wie oft sie ihn selbstlos unterstützt hatten. Er war bekannt für seine seltsame Begabung, in anderen Menschen zu lesen, eine Begabung, die Consular Operations maßlos überschätzt hatte. Die begriffen einfach nicht, was erfahrenen Agenten wie Cronus schon lange in Fleisch und Blut übergegangen war: Der Erfolg einer Operation hing schlussendlich von überlegener Feuer- und Muskelkraft ab.

Jetzt hatte Tarquin den größten Mann getötet, dem Lasker jemals begegnet war. Und dafür würde er bezahlen. Mit der einzigen Währung, die Lasker akzeptieren würde: mit seinem Leben.

Was Lasker besonders schwer im Magen lag, war der Umstand, dass er Tarquin einmal das Leben gerettet hatte. Wofür dieser natürlich nicht die geringste Spur von Dankbarkeit gezeigt hatte. Lasker erinnerte sich an die schwüle, moskitoverseuchte Nacht im Dschungel von Jafra auf Sri Lanka. In dieser Nacht hatte er sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, um Tarquin mit rauchenden Pistolen aus den Fängen der Terroristen zu befreien, die ihn umbringen wollten. Düster dachte Lasker an das alte Sprichwort: *Gute Taten begehrt man nicht ungestraft*. Er hatte einem Monster das Leben gerettet – und diesen Fehler würde er jetzt wiedergutmachen.

Fenton hatte ihm nicht alle seine Vorhaben erläutert – das konnte man von einem Visionär auch nicht erwarten. Einmal hatte er ihn nach dem Sinn eines bestimmten Plans gefragt, und Fenton hatte im Tonfall des Scherzens geantwortet, seine Aufgabe sei es, zu gehorchen und zu töten.

Aus dem Scherz war bitterer Ernst geworden.

Lasker scrollte durch die Übertragungsberichte von Fentons PDA. Er würde dem Verurteilten eine Nachricht schicken. Zuerst musste er allerdings die rund ein Dutzend »Mitarbeiter«, die SSG in Paris stationiert hatte, benachrichtigen. Sie sollten sich ab sofort bereithalten, die genauen

Einsatzbefehle würde er ihnen später übermitteln.

Eine Welle tiefer Trauer schwappte über Lasker zusammen. Aber er durfte sich diese Trauer erst erlauben, wenn er Rache geübt hatte. Er sammelte alle Disziplin zusammen, die sein schwieriger Beruf ihn gelehrt hatte. Er würde sich mit dem Verurteilten bei Sonnenuntergang verabreden.

Dem letzten Sonnenuntergang, den Tarquin jemals sehen würde.

Caleb Norris schaltete sein Handy aus. Es war wirklich dämlich, dass die CIA die Benutzung von Handys im Hauptquartier gestattete, dachte er. Mobiltelefone setzten einen Großteil der umfassenden Sicherheitsregeln außer Kraft, die in dem Gebäude galten. Es war, als versuche man, ein Sieb wasserdicht zu machen. Aber im Augenblick passte ihm dieser Umstand sehr gut in den Kram.

Er fütterte den Aktenvernichter mit einigen Dokumenten, holte seinen Mantel und schloss dann die Stahlkassette in einem Geheimfach seines Aktenschanks auf. Die Handfeuerwaffe mit dem langen Lauf passte genau in seinen Aktenkoffer.

»Eine wunderbare Reise wünsche ich, Mr. Norris«, sagte Brenda Wallenstein mit ihrem vertrauten Näseln. Sie war seit fünf Jahren Norris' Sekretärin und glaubte jede neue Hiobsbotschaft, die in den Medien über Risiken am Arbeitsplatz verbreitet wurde. Als in den Nachrichten stand, dass häufig wiederholte Bewegungen zu Gelenkermüdung führen konnten, erschien sie Tags darauf mit speziellen Gelenkschützern und Druckbandagen im Büro. Seit Neuestem trug sie einen Kopfhörer mit Mikrofon wie Mitarbeiter in Callcentern, um ihren Hals von der Belastung durch den ans Ohr geklemmten Telefonhörer zu schützen. Norris erinnerte sich noch vage daran, dass sie irgendwann allergisch gegen Parfümstoffe gewesen war. Dass diese Allergien verschwunden waren, lag nur an ihrer recht begrenzten Aufmerksamkeitsspanne.

Norris war vor langer Zeit zu dem Schluss gekommen, dass Brenda sich unbedingt einbilden wollte, ihr Job – der daraus bestand, vor einer Tastatur zu sitzen und ans Telefon zu gehen – sei auf seine Art genauso gefährlich wie ein Fronteinsatz der Marines. In ihrer Vorstellung hatte sie sich mindestens ebenso viele Medaillen für im Einsatz erlittene Verwundungen verdient.

»Danke, Brenda«, antwortete der ADDI herzlich. »Ich freue mich auf die Reise.«

»Holen Sie sich bloß keinen Sonnenbrand«, warnte seine Sekretärin, schließlich lauerten in allen Lebenslagen Gefahren. »Dort unten bekommen sogar die Drinks kleine Sonnenschirme, damit sie nicht

verbrennen. Diese UV-Strahlen haben es in sich. Im Online-Wetterbericht für St. John und die Virgin Islands habe ich gelesen, dass kein Wölkchen am Himmel steht.«

»Das hört man doch gern.«

»Joshua und ich haben mal Urlaub in St. Croix gemacht.« Sie sprach es »Crooiks« aus. »Am ersten Tag hat er sich einen so schlimmen Sonnenbrand geholt, dass er sich das Gesicht mit Zahnpasta einschmieren musste, um sich abzukühlen. Können Sie sich das vorstellen?«

»Lieber nicht, wenn Sie erlauben.« Norris überlegte kurz, ob er zusätzliche Munition einpacken sollte, entschied sich aber dagegen. Er war nämlich – was nur die wenigsten wussten – ein ausgezeichneter Schütze.

Brenda kicherte. »Vorsorge ist besser als Nachsorge, stimmt's? Aber St. John ist um diese Jahreszeit wirklich ideal. Blauer Himmel, blaues Meer, weißer Sand. Und ich habe gerade gecheckt, dass Ihr Wagen mit Ihrem Gepäck in Parkdeck 2A wartet. Um diese Zeit brauchen Sie höchstens eine halbe Stunde nach Dulles.«

Sie hatte recht – trotz ihrer Geschwätzigkeit und all ihren eingebildeten Krankheiten war sie sehr effizient –, aber Caleb Norris hatte trotzdem viel Zeit für den Flughafen eingeplant. Auch mit allen nötigen Papieren dauerte es meistens ziemlich lange, am Flughafen eine Waffe einzuchecken. Aber heute war die Schlange in der Businessclass nur kurz.

»Guten Tag«, sagte der Mann am Check-in-Schalter mit automatischer Höflichkeit. »Und wo soll es heute hingehen?«

Norris schob sein Ticket über den Tresen. »Zürich«, sagte er.

»Sicher zum Skifahren.« Der Mann warf einen Blick auf Norris' Pass und die Buchungsbestätigung und stempelte dann die Bordkarte.

Norris warf einen Blick auf die Uhr. »Klar, was denn sonst?«

Während er beobachtete, wie eine Windböe vor dem Musée Armandier durch die Straße fegte, spürte Ambler, wie das BlackBerry, das ihm Fenton gegeben hatte, in der Innentasche seiner Jacke vibrierte. Es konnte nur eine Nachricht von Fenton sein. Er überflog die Nachricht auf dem großen Display. Ein Assistent von Fenton schrieb ihm, um für heute Abend ein Rendezvous zu arrangieren – diesmal unter freiem Himmel. Als Ambler das Gerät zurück in die Tasche steckte, spürte er ein leichtes, unbehagliches Prickeln.

»Wo?«, fragte Laurel.

»Père Lachaise«, antwortete der Agent. »Nicht besonders einfallsreicher Treffpunkt, hat aber durchaus seine Vorzüge. Und Fenton trifft sich möglichst nie zweimal am gleichen Ort mit jemandem.«

»Ich finde das merkwürdig«, sagte Laurel. »Gefällt mir irgendwie

nicht.«

»Weil es ein Friedhof ist? Keine Sorge, es könnte auch ein Jahrmarkt sein. Es treiben sich ziemlich viele Leute dort herum. Vertrau mir, ich weiß, was ich tue.«

»Ich wünschte, ich hätte Ihr Selbstvertrauen«, sagte Caston. »Fenton ist ein verdammt Risikofaktor. Sein ganzes Arrangement mit der Regierung ist extrem verwickelt. Ich habe meinen Assistenten gebeten, die Sache unter die Lupe zu nehmen, aber das Ganze ist so gut gesichert wie die Goldreserven in Fort Knox. Ein undurchdringlicher Nebel, und zwar auf höchster Ebene. Von hier kann ich den Schleier nicht lüften. Aber ich würde mir verdammt gern die Abrechnungen ansehen. Ich wette, da gibt es einige Ungereimtheiten.« Er blinzelte. »Aber sich mit solchen Leuten auf dem Père Lachaise zu treffen, fällt meiner Meinung nach nicht mehr in die Kategorie Risiko, sondern liegt schon in der Schattenzone der Unsicherheit.«

»Caston! Ich lebe in der Schattenzone der Unsicherheit, falls Sie das vergessen haben«, fuhr Ambler auf.

Laurel ergriff seine Hand. »Ich sage ja nur, du sollst vorsichtig sein«, beruhigte sie ihn. »Du weißt immer noch nicht, was diese Leute vorhaben.«

»Ich werde vorsichtig sein. Aber wir kommen der Sache immer näher.«

»Der Frage, was sie dir angetan haben?«

»Ja«, bestätigte Ambler. »Und der Frage, was sie dem Rest der Welt antun wollen.«

»Sei vorsichtig, Hal«, sagte sie. Mit einem Seitenblick auf Caston beugte sie sich vor und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich habe *wirklich* ein schlechtes Gefühl bei der Sache.«

Peking

»Wir müssen Präsident Liu so schnell wie möglich benachrichtigen«, sagte Wan Tsai. Das Entsetzen in seinem Blick wurde durch seine konvexen Brillengläser noch vergrößert.

»Aber vielleicht war Genosse Chaos Tod ja doch ein Unfall«, gab Li Pei zu bedenken. Die beiden hatten sich in Wan Tsais Büro in der Halle >Der weisen Regierung< getroffen. »Was dann?«

»Glauben Sie das?«, fragte Wan Tsai herausfordernd.

Der ältere Mann atmete mit einem hörbaren Rasselgeräusch aus. »Nein«, sagte er. »Das glaube ich nicht.« Li Pei war Ende siebzig, sah aber plötzlich viel älter aus.

»Wir haben alle verfügbaren Kanäle genutzt, um Alarm zu schlagen«, sagte Wan Tsai nicht zum ersten Mal. »Und was muss ich hören? Er ist schon in der Luft, auf halbem Weg zu seinem Ziel. Wir müssen ihn dazu bringen, umzukehren.«

»Er *wird* aber nicht umkehren«, keuchte Li Pei. »Wir kennen ihn doch. Er ist weise wie eine Eule – und störrisch wie ein Maulesel.« Traurigkeit überzog sein von Falten durchfurchtes Gesicht. »Und wer weiß, ob er nicht zu Hause in noch größerer Gefahr schweben würde.«

»Haben Sie mit Chaos Kollegen Wu Jingu gesprochen?«

»Offenbar weiß niemand, wo er sich derzeit aufhält.« Der Politiker schluckte schwer.

»Wie ist das möglich?«

Wan Tsai schüttelte zitternd den Kopf. »Niemand weiß es. Ich habe mit allen anderen gesprochen. Wir möchten alle glauben, dass Chao einen Unfall gehabt hat. Aber wir können es nicht.« Er fuhr sich mit der Hand durch das dichte, ergrauende Haar.

»Ich denke, es ist nicht übereilt, sich auch um Wu Jingu Sorgen zu machen«, sagte der alte Mann.

Ein gehetzter Gesichtsausdruck drohte, die Reste von Wan Tsais Fassung zu zerstören. »Wer ist für Liu Angs Sicherheit organisatorisch zuständig?«

»Das wissen Sie ganz genau«, sagte der gerissene Bauer.

Wan Tsai schloss einen Moment lang die Augen. »Die VBA?«

»Eine Einheit der VBA. Kommt aufs Gleiche raus.«

Wan Tsai sah sich um. Er betrachtete sein großzügiges Büro, die großartige Halle >Der weisen Regierung<, die Fassaden von Zhongnanhai, die er von seinem Fenster aus sehen konnte. Jede Tür, jede Mauer, jedes Tor, jeder Zaun – alle Sicherheitsvorkehrungen kamen ihm auf einmal vor wie Gefängnisgitter.

»Ich werde selbst mit dem verantwortlichen General sprechen«, sagte Wan Tsai abrupt. »Ich werde an ihn als Menschen appellieren. Die meisten Generäle sind auf persönlicher Ebene Ehrenmänner, egal, welche politische Ansicht sie vertreten mögen.«

Ein paar Minuten später hatte er den Mann am Telefon, in dessen Händen Liu Angs Sicherheit im Moment lag. Wan Tsai machte kein Geheimnis aus seinen Befürchtungen, er gab zu, dass sie bis jetzt nicht auf Beweisen beruhten, und bat den Mann inständig, dem Präsidenten eine dringende Nachricht zukommen zu lassen.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte der VBA-General in rauem Mandarin mit Hakka-Akzent. »Liu Angs Sicherheit ist für mich von allerhöchster Wichtigkeit.«

»Ich kann nicht genug betonen, dass alle Mitarbeiter von Liu Ang *äußerst* besorgt sind«, wiederholte der Wirtschaftler.

»Wir sind uns völlig einig«, sagte General Lam beruhigend. »Wie man in meinem Dorf sagt: rechtes Auge, linkes Auge. Vertrauen Sie mir. Die Sicherheit unseres geliebten Führers hat für mich höchste Priorität.«

Jedenfalls glaubte Wan Tsai, dass der General das gesagt hatte. Der starke Akzent des Mannes ließ das Wort »Priorität« nämlich beinahe wie ein anderes, selten benutztes Mandarin-Wort klingen: »Spielzeug«.

Kapitel achtundzwanzig

Der Cimetière du Père Lachaise war Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf dem alten Hügel Champ l'Évêque erbaut worden und nach Vater Lachaise, dem Beichtvater Ludwigs XVI., benannt. Nun ruhten hier viele Berühmtheiten – Colette, Jim Morrison, Marcel Proust, Oscar Wilde, Sarah Bernhardt, Edith Piaf, Chopin, Heinrich Heine, Balzac, Corot, Gertrude Stein, Modigliani, Stephane Grappelli, Delacroix, Isadora Duncan und noch viele andere. *Die Gräber der Reichen und Schönen*, dachte Ambler, als er durch das Tor trat.

Der Friedhof war riesig – rund vierundvierzig Hektar – und von gepflasterten Fußwegen durchzogen. Besonders im Winter wirkte er wie ein Arboretum aus Stein.

Ambler warf einen Blick auf die Uhr. Das Treffen war für zehn nach fünf geplant, und in Paris ging die Sonne in dieser Jahreszeit um ungefähr halb sechs unter. Es dämmerte bereits. Ambler erschauerte, nur teilweise wegen der Kälte.

Man stimmt nie einem Treffpunkt zu, den die Gegenseite ausgewählt hat. Einfache Grundregel. Aber diesmal hatte er keine Wahl. Er durfte den Faden nicht loslassen.

Laut Friedhofsplan war Père Lachaise in siebenundneunzig Abschnitte, quasi kleine Bezirke, eingeteilt. Aber die Hauptwege hatten Straßennamen, und er hatte genaue Anweisungen erhalten, welche er nehmen sollte. Ambler trug einen schwarzen Rucksack auf dem Rücken und ging gehorsam von der Avenue Circulaire, der Ringstraße, die am äußeren Rand des Friedhofs entlangführte, zur Avenue de la Chapelle und bog nach links in die Avenue Feuillant ein. Durch die vielen Straßen und Pfade – die alle von Mausoleen und Grabsteinen gesäumt wurden, die wie Miniaturhäuser aussahen – wirkte der Friedhof wie eine kleine Stadt. Eine Stadt der Toten. Manche Gräber waren aus rotem Granit, aber die meisten bestanden aus graviertem Kalkstein, Travertin oder Marmor. Aus fahlen, leichenblassen Steinen. Die graue Dämmerung des frühen Abends verstärkte die Grabesstimmung noch.

Er ging nicht sofort zum vereinbarten Treffpunkt, sondern lief die Pfade entlang, die um ihn herumführten. Die entlaubten Bäume boten wenig Deckung. Vielleicht hatte Fenton aber hinter den größeren Mausoleen oder Grabsteinen Wachposten stationiert. Vielleicht hatten sie sich auch einfach in Zivilkleidung unter die zahlreichen Touristen und Friedhofsbesucher gemischt.

Ambler näherte sich einer Bank aus grün lackiertem Stahlrohr und legte

mit einer lässigen, unauffälligen Geste seinen schwarzen Rucksack darunter ab. Er schlenderte weiter bis zu einem großen Steingrabmal schräg gegenüber. Von hier aus hatte er die Bank gut im Blick. Dann huschte er in einen Kiosk mit der Aufschrift WC, zog seine Jacke aus und warf ein Sweatshirt über. Er verließ das Häuschen, ging an der Rückseite des Kiosks zu dem drei Meter hohen Grabmal, das er sich ausgesucht hatte – hier ruhte ein gewisser Gabriel Lully –, und beobachtete die Bank, ohne selbst gesehen zu werden.

Eine Minute später stolperte ein junger Mann in Jeans, brauner Lederjacke und schwarzem T-Shirt vorbei, ließ sich auf die Bank fallen und gähnte herzhaft. Nach ein paar Sekunden nahm er seine ziellose Wanderung wieder auf, aber Ambler sah, dass der Rucksack danach nicht mehr da war.

Der junge Mann in der Lederjacke war ein Watcher und hatte genauso reagiert, wie Ambler es erwartet hatte. Allerdings enorm geschickt und ohne jede unnötige Bewegung. Man hatte Ambler dabei beobachtet, wie er den Rucksack zurückgelassen hatte. Um zu klären, was darin war, hatten sie einen Watcher losgeschickt.

Der Rucksack enthielt einen Sack Vogelfutter. Ein Scherz, den nur ein Insider verstehen würde. Im Spionagejargon war *Vogelfutter* der Begriff für alle im Grund wertlosen Dinge, mit denen sich die Aufmerksamkeit feindlicher Agenten erregen ließ. Die Watcher würden sofort verstehen, dass er ihnen auf die Schliche gekommen war, wenn sie den Rucksack geöffnet und die Sonnenblumenkerne darin untersucht hatten.

Ambler hingegen hatte einen Wachposten identifiziert – einen der Watcher kannte er jetzt. Er würde dem jungen Mann folgen. Vielleicht würde er ihn zu seinen Kollegen führen.

Ambler trug jetzt Jeans, ein graues Sweatshirt und eine Hornbrille mit Fensterglas und lief einen weiteren Fußpfad entlang. Seine anderen Kleider lagen gut zusammengefasst in der kleinen Reißverschluss tasche, die er über der Schulter trug. Er war vollkommen unauffällig.

Hoffte er zumindest.

Er hielt auf einem Parallelweg Schritt mit dem Watcher und folgte ihm in ungefähr zwölf Metern Entfernung bis zu einem Platz, auf dem sich alle möglichen Besucher – Tagesausflügler, Touristen, Kunsthistoriker, ja sogar Einheimische – versammelt hatten. Der junge Mann mit T-Shirt und Lederjacke kultivierte einen bewusst lässigen Schlendergang. Er sah flüchtig nach rechts und links. Nur wenigen Menschen, egal ob Profi oder nicht, wären die beinahe unsichtbaren Blicke des Erkennens und das unmerkliche Nicken aufgefallen, mit denen eine große Frau zu seiner Linken und ein kleiner, schwächlicher Mann zu seiner Rechten auf ihn

reagierten. Ambler schon. Auch sie waren Watcher. Er sah sich die große Frau noch einmal genauer an. Sie hatte mausbraunes, kurz geschnittenes Haar und trug eine gefütterte Jeansjacke. Wie viele Besucher hatte sie einen großen Skizzenblock und Zeichenkohle dabei, um die Inschriften auf den Grabsteinen »abzupausen«. Aber er sah sofort, dass sie schauspielerte. Ihre Blicke nahmen wachsam die gesamte Umgebung wahr, aber dem Stein vor ihr schenkte sie keinerlei Aufmerksamkeit.

Das Gleiche galt für den schwächlichen Mann, der sein langes, an den Spitzen fettiges und verfilztes Haar in der Mitte gescheitelt trug. Er trug Kopfhörer und wippte mit einem unhörbaren Rhythmus mit. Aber Ambler wusste, dass die Übertragung, der er zuhörte, mit Musik nichts zu tun hatte. Über ein verstecktes Funkgerät konnte man ihm so jederzeit Anweisungen geben, und die Frau mit dem mausbraunen Haar musste ihm nur folgen. Als Ambler sich dem nächsten Mausoleumsplatz näherte, spürte er ein unangenehmes Kribbeln *im Nacken*.

Noch mehr Watcher.

Er spürte es mehr, als er es wahrnahm. Der zu intensive Blick eines Passanten, der zu schnell abgewandt wurde. Der augenscheinlich zufällige Augenkontakt, einen Sekundenbruchteil zu lang oder zu kurz. Er spürte es in dem flüchtigen Austausch von Gesten und Blicken zweier Menschen, die dem Anschein nach aus völlig verschiedenen Welten stammten und sich auch nicht zu kennen schienen.

Er hatte das Gefühl, durch einen sozialen *Organismus* zu laufen – eine nur scheinbar unstrukturierte Ansammlung von Menschen, die durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden waren. Und diese Fäden zog ein ebenfalls unsichtbarer Puppenspieler.

Ambler bekam eine Gänsehaut. Es hatte ihn nicht überrascht, ein paar Wachposten in Zivil vorzufinden. Für ein so hochrangiges Regierungsmitglied wie Fenton mussten schließlich einige Sicherheitsvorkehrungen getroffen werden.

Aber die Agenten, die er bisher entdeckt hatte, waren völlig falsch konfiguriert. Zumindest für die Art Rendezvous, die man ihm versprochen hatte. Es waren viel zu viele Agenten auf zu engem Raum. Sie waren viel zu kompliziert miteinander vernetzt. Die Leute waren an defensiv wertlosen Punkten platziert, eher so, als sollten sie jederzeit rasch eingreifen können. Die Muster, die er erkannte, waren ihm viel zu vertraut; als Stab-Agent hatte auch er seine Leute auch schon so positioniert. Und zwar unweigerlich als Vorbereitung für eine Entführung oder einen Mord.

Ambler gefror das Blut in den Adern. Er riss sich zusammen und zwang sich zur Konzentration. Vor ihm übergab der Mann in der Lederjacke den

Nylonrucksack gerade an zwei Männer mit versteinerten Miene, die dunkle Wollmäntel trugen. Sie nahmen das Paket in Empfang und eilten damit fort, zweifellos zu einem in der Nähe geparkten Einsatzwagen.

Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder war das Treffen von gemeinsamen Feinden abgehört und infiltriert worden. Oder – und wie Ambler sich eingestehen musste, war das wahrscheinlicher – das ganze Rendezvous war von Anfang an eine Falle gewesen.

Hatte Fenton ihn die ganze Zeit angelogen? Allein die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, versetzte Amblers Selbstbewusstsein einen empfindlichen Schlag. Aber er konnte es nicht ausschließen. Vielleicht war Fenton ja ein fantastischer Schauspieler – eine Art Method Actor, der sich beigebracht hatte, die Emotionen, die er darstellte, wirklich zu empfinden. Amblers Fähigkeit, Menschen zu durchschauen, hatte sich seiner Lebenserfahrung nach zwar als herausragend und geradezu unheimlich genau erwiesen, aber er machte sich keine Illusionen. *Unfehlbar* war er nicht. Man konnte auch ihn hinters Licht führen. Vielleicht war Fenton aber auch nur benutzt worden. Das erschien ihm wahrscheinlicher. Es wäre unendlich viel leichter gewesen, Fenton zu belügen als Ambler.

Auch wenn er die genauen Umstände noch nicht kannte, wusste Ambler, dass er sich sofort zurückziehen musste. Das war das einzige Sichere. Es schmerzte ihn: Jedes Mitglied des Teams, das hier stationiert worden war, wusste vielleicht etwas, das Ambler erfahren wollte. Jeder Feind war eine potenzielle Informationsquelle. Aber alles Wissen nutzte ihm nichts, wenn er tot war. Wenigstens diese Wahrheit musste er akzeptieren.

Ambler beschleunigte seinen Schritt und bog nach rechts ab. Der Pfad würde ihn zur Metrostation Père Lachaise führen. Auf dem geraden, gepflasterten Weg schritt er sogar noch schneller aus, wie ein Geschäftsmann, der unbedingt seinen nächsten Termin einhalten wollte.

Zu spät erkannte er, was sie vorhatten. Die zwei bulligen Männer, die den Rucksack fortgebracht hatten und beinahe identische dunkle Wollmäntel trugen, näherten sich ihm von beiden Seiten und stellten sich ihm in den Weg. Sie klemmten Ambler zwischen ihren breiten Schultern ein und drehten ihn mit einer flüssigen, perfekt choreografierten Bewegung einmal um die eigene Achse.

»*Je m'excuse, monsieur. Je m'excuse*«, wiederholten sie laut. Ein Passant hätte nur drei gehetzte, geistesabwesende Geschäftsleute gesehen, die irgendwie übereinandergestolpert waren. Ambler wehrte sich verzweifelt und vergeblich. Die beiden Agenten waren groß und breitschultrig – zumindest größer und breitschultriger als Ambler –, und die

molligen Mäntel täuschten über die disziplinierte Brutalität und Entschlossenheit hinweg, mit der sie Ambler vom Pfad und hinter ein angrenzendes Mausoleum drängten. Wenige Augenblicke später, als das kleine Monument sie vor den Blicken der Besucher verbarg, nahmen sie ihn in die Mitte und packten ihn an den Oberarmen. Er konnte sich kaum bewegen. Der Mann zu Amblers Rechten hielt etwas in der freien Hand: ein kleines Objekt aus Plastik. Stahl schimmerte im Dämmerlicht. Es war eine Spritze, gefüllt mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit.

»Ein Wort«, sagte der Mann im Flüsterton, »und ich jage dir das in den Arm.« Er war Amerikaner. Sein Körper war stämmig, sein Gesicht breit, und sein Atem hatte den typischen Bouillongestank, den eine Bodybuilder-Diät aus vorwiegend proteinhaltiger Nahrung verursacht.

Jetzt lief ein dritter Mann in Amblers Gesichtsfeld, und es dauerte ein paar Sekunden, bis er ihn erkannte. Sein lockiges Haar war grau und schütter geworden, die schmalen, eng stehenden Augen lagen tief in ihren Höhlen, tiefe Falten durchzogen die Stirn. Als Ambler mit ihm zusammengearbeitet hatte, war sein Gesicht glatt und sein Haar dicht und struppig gewesen. Unverändert war die lange, gerade und breite Nase mit den geblähten Nasenflügeln, die seinem Gesicht einen pferdeähnlichen Ausdruck verliehen. Kein Zweifel. Dies war der Mann, den er als Cronus kannte.

Nun lächelte Cronus, und dieses Lächeln war so eiskalt, dass es mehr wie eine Drohung wirkte. »Lange her, nicht wahr?«, sagte er in einem aufgesetzten Konversationston, der nicht darauf hindeutete, dass er Konversation treiben wollte. »Zu lange, Tarquin.«

»Oder nicht lange genug«, erwiderte Ambler in neutralem Ton. Seine Augen wanderten zwischen den drei Männern hin und her. Es war bereits offensichtlich, dass Cronus hier das Sagen hatte. Die anderen sahen ihn an, als erwarteten sie von ihm ein Signal zum Handeln.

»Vor zehn Jahren habe ich dir etwas geschenkt. Jetzt muss ich es leider zurückfordern.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Ach, wirklich nicht?«

Ambler wollte Zeit gewinnen, um seine nahezu aussichtslose Lage zu analysieren. »Geschenkt ist geschenkt, wieder abholen ist gestohlen. Es kommt natürlich immer auf die Absicht des Schenkenden an. Vielleicht sollten wir denjenigen, der ein Geschenk annimmt, das der Schenkende wieder zurückfordern will, als Dieb bezeichnen.« Sinnloses Gebrabbel.

Cronus sah ihn scharf an. »Hast du allen Ernstes geglaubt, du kommst damit durch?«

»Womit?«

»Du elender Hurensohn.« Die Worte klangen wie eine gedämpfte Explosion. »Nur weil du einen großen Mann getötet hast, bist du noch lange nichts Besonderes. Du bist immer noch ein Wurm. Und wie einen Wurm werde ich dich auch zertreten.«

Ambler starrte in die schwarzen Tiefen von Cronus' Augen. Er sah Wut dort glitzern, aber auch noch etwas anderes. Tief empfundene Trauer.

»Cronus, was ist passiert?«, fragte Ambler leise.

»Du hast Paul Fenton getötet«, sagte Cronus. »Die Frage ist nur, warum?«

Fenton war tot? Amblers Gedanken begannen zu rasen. »Hör mich an, Cronus«, begann er. »Du machst einen großen Fehler ...« Er begriff jetzt, dass das Rendezvous von Anfang an eine tödliche Falle gewesen war. Die Rache eines treuen Leutnants, der vor Trauer der Verzweiflung nahe war.

»Nein, du verdammter Scheißkerl, du wirst mir jetzt zuhören«, schnitt Cronus ihm das Wort ab. »Und dann wirst du mir sagen, was ich wissen will. Ich finde es sowieso heraus, auf die sanfte oder die harte Tour. Und ich hoffe, es wird auf die harte Tour hinauslaufen.«

Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse sadistischer Rachsucht.

Das prächtige, von vier Säulen getragene Grabmahl des napoleonischen Generals und Politikers Maximilien Sébastien Foy hatte einen massiven Steinsockel, auf dem eine fein gearbeitete Statue des Inhabers prangte. Aber für Joe Li war die Hauptattraktion das steile Steindach über dem Säulengebälk und dem Giebel. Joe Li, der hinter einem dekorativen Geländer verborgen auf dem Dach lag, streckte sich wie eine Katze und sah durch seinen Feldstecher. Die Sicht war ausgezeichnet, das Grab war eines der höchsten Bauwerke in der näheren Umgebung, und die Jahreszeit hatte viele Bäume und Sträucher in leblose Skelette verwandelt. Sein Gewehr, eine modifizierte Version des QBZ-95-Scharfschützengewehrs, wurde in China entwickelt und hergestellt. Die Patronen im Kaliber 5.8 mal 42 mm wurden exklusiv für Chinas Spezialeinheiten produziert. Das Norinco-Modell – ein Produkt der China North Industries Corporation – war nicht nur ein Nachbau russischer Prototypen, sondern erheblich verbessert worden. Die Geschosse hatten eine höhere Durchschlagskraft und auch über größere Entfernungen hinweg eine sehr gestreckte Flugbahn. Joe Li hatte das Gewehr zusätzlich modifiziert, und jetzt war es leicht zu transportieren und zu verstecken.

Durch seinen starken Feldstecher beobachtete er die Männer, die sich um Tarquin drängten. Tarquin hatte bemerkenswerte Fähigkeiten bewiesen, auch in scheinbar aussichtslosen Situationen, und zwar mit professioneller Gelassenheit. Das musste Joe Li ihm lassen. Aber er war

sterblich. Ein Mensch aus Fleisch und Blut. Und höchstwahrscheinlich würde heute Abend noch vor Sonnenuntergang eine Menge Blut fließen.

Joe Lis letzter Kontakt mit Peking war sehr unbefriedigend gewesen. Sein Vorgesetzter wurde ungeduldig – Joe Li war dafür bekannt, dass er Aufträge in kürzester Zeit ausführte –, und nun befand er sich in der ungewohnten Lage, die Verzögerung erklären zu müssen. Noch weniger gewöhnt war er an die Art Komplikationen, die dieser Auftrag mit sich gebracht hatte. Aber Joe Li war nicht nur ein Auftragskiller, der einfach Befehle ausführte. Er hatte auch einen eigenen Kopf. Er sammelte und verarbeitete Informationen. Er hatte ein hervorragendes Urteilsvermögen. Er war kein reiner *shashou* – kein stumpfer Killer. Tarquin war ein zu anspruchsvolles Ziel für einen einfachen *shashou*, und der Einsatz war zu hoch, er konnte sich nicht den kleinsten Fehler erlauben.

Und doch wurde immer fragwürdiger, was bei diesem Auftrag eigentlich das richtige Endergebnis war. Damit hatte Joe Li nicht gerechnet.

Nun starrte er durch sein Visier, die Autofokussierung hatte die Entfernung gemessen und die maximale Schärfe eingestellt. Das Fadenkreuz war gestochen scharf.

»Wie viele >Mitarbeiter< hast du postiert?«, fragte Ambler. »Reine, professionelle Neugier.«

»Dreizehn«, erwiderte Cronus.

»Netzförmig positioniert«, sagte Ambler, mehr zu sich selbst.

Eine Standardkonfiguration bei Stab-Einsätzen, mit der sowohl er als auch Cronus reichlich Erfahrung hatten. Jeder Agent war – visuell, auditiv oder elektronisch – mit mindestens zwei weiteren verbunden. Ein paar ausgewählte Einsatzkräfte waren mit dem weiter entfernten Einsatzleiter verbunden. Diese redundanten Vernetzungen garantierten, dass auch dann eine koordinierte Reaktion möglich war, wenn einige Leute des Teams außer Gefecht gesetzt wurden. Die alte, hierarchische Kommandostruktur hatte sich als verwundbar erwiesen, denn sie konnte leicht enthauptet und handlungsunfähig gemacht werden. Die vernetzte Kommandostruktur verhinderte das.

»Nicht schlecht für einen Last-Minute-Einsatz«, sagte Ambler aufrichtig beeindruckt.

»Die Strategic Services Group hat überall ihre Ressourcen«, sagte Cronus. »Fentons Vermächtnis. Wir hätten alle unser Leben für ihn geopfert. Aber das verstehen Menschen wie du nicht.«

»Menschen wie ich?« Vorsichtig und lässig trat Ambler einen Schritt zurück. Seine beste Chance zur Flucht lag darin, die Spitze des

Menschen dreiecks zu werden, das sie bildeten. Er musste es schaffen, die anderen in eine Reihe zu drängen. Er setzte einen resignierten Gesichtsausdruck auf und warf einen Blick auf den Mann zu seiner Linken. Der Agent sah Cronus an und wartete auf ein Signal. Ambler musste Cronus' Autorität gegen ihn selbst richten.

Jetzt begann Ambler, hitzig und wütend zu reden – solch verbale Aggression setzte normalerweise nur jemand ein, der keine körperliche Aggression beabsichtigte. »Das sind alles nur Vorurteile, Cronus. Wie immer lässt du dich von Vermutungen leiten. Ich habe Fenton nicht getötet, aber du bist zu blind oder zu dumm, deinen Fehler zu erkennen.«

»Der größte *Fehler*, den ich jemals gemacht habe, war, dir damals das Leben zu retten.«

Er sprach von der Region im Norden Sri Lankas, in der die tamilischen Tiger – die LITE-Terroristen – besonders aktiv waren.

»Das Leben gerettet? Und das glaubst du allen Ernstes? Deine Blödsinn hätte mich beinahe das Leben *gekostet*, du belämmerte Cowboy!«

»Bullshit!«, sagte Cronus mit leiser Stimme, aber hörbarer Empörung. »Das Treffen war eine Falle. Da waren ein halbes Dutzend bewaffnete tamilische Tiger dabei. Die dich umbringen wollten, Tarquin.«

Ambler erinnerte sich noch sehr gut an den Zwischenfall. Nach wochenlangen Verhandlungen hatte er es endlich geschafft, ein Treffen mit ausgewählten Mitgliedern der sogenannten Black Tigers zu arrangieren, Guerillakämpfern, die geschworen hatten, als Selbstmordattentäter zu sterben. Diese Terrortechnik hatten die Tamilen eingeführt. Tarquin glaubte an die Möglichkeit, sie in Fraktionen zu zersplittern wie einst die Sinn Fein. So ließen sich die fanatisierten Terroristen von der breiteren Bürgerrechtsbewegung trennen. Arvalan, der Rebellenführer, der dem Treffen zugestimmt hatte, war des sinnlosen Terrors schon lange überdrüssig. Er und sein innerster Kreis hofften, dass sich ihnen noch weitere Splittergruppen anschließen würden, wenn ihnen im Gegenzug Zugang zu gewissen Ressourcen gewährt wurde. Tarquin wusste, dass es da durchaus Möglichkeiten gab.

Cronus gehörte zu dem kleinen Back-up-Team, auf das Tarquins Vorgesetzte bei der Political Stabilization Unit bestanden hatten. Tarquins Kampfweste war mit einem fiberoptischen Mikrofonsystem ausgestattet, das ihnen gestattete, das Gespräch mitzuhören. Nach ein paar Minuten begann Arvalan mit der üblichen antiamerikanischen Polemik. Ein Lauscher, der die Situation nicht durchschaute, hätte durchaus annehmen können, dass Tarquin bedroht wurde. Aber der Agent sah am seltsam starren Gesichtsausdruck des Rebellenführers, dass Arvalan nur eine Show

abzog, um vor seinen Getreuen das Gesicht zu wahren. Er sagte nur seinen Text auf. Auch Tarquin hatte seinen Text gelernt.

Dann flog plötzlich die aus Zweigen und Blättern fabrizierte Tür der Dschungelhütte auf, Cronus stürmte den Raum und ballerte mit seiner vollautomatischen Waffe wild um sich. Ein Agent, der unter Cronus direktem Befehl operierte, feuerte mit einem Sturmgewehr von der gegenüberliegenden Tür aus auf die LITE-Mitglieder. Nach nur wenigen Sekunden war das Blutbad perfekt. Arvalan und die meisten seiner Getreuen lagen tot am Boden, nur ein Mitglied des innersten Kreises hatte es geschafft, in den Dschungel zu fliehen.

Tarquin war vor Wut beinahe geplatzt. All seine Bemühungen waren durch die Dampfhammermethoden dieses eigensinnigen, ignoranten Stab-Boys zunichtegemacht worden. Schlimmer als zunichtegemacht. Die Nachricht, dass ein Massaker stattgefunden hatte, würde sich wie ein Lauffeuer in den Verbänden der LITE verbreiten. Die Möglichkeit, dass westliche Kräfte vermittelnd oder beruhigend eingreifen konnten, war damit zerstört. Kein Tiger würde je wieder zu einem solchen Treffen kommen. Und mit den Konsequenzen musste die Welt nun leben.

Und Cronus? Der stand stolz wie Oskar inmitten des Gemetzels und wehrte bescheiden grinsend die Dankbarkeit ab, die er von Tarquin erwartete. Danach ergriff Tarquin zu einem Mittel, von dem er nur selten Gebrauch machte. Er telegrafierte Whitfield, erklärte ihr, was passiert war, und verlangte, dass Cronus, der sich als Bedrohung erwiesen hatte, sofort und unehrenhaft aus dem aktiven Dienst entlassen wurde. Whitfield hatte Cronus stattdessen einen Schreibtischjob in der Analyseabteilung zugeteilt, mit der Begründung, dass seine beachtliche Einsatzerfahrung ihn zu wertvoll machte, um ihn einfach rauszuwerfen. Tarquin verstand diese Entscheidung, aber er vergab Cronus sein unbeherrschtes Handeln und seine arrogante Selbstgerechtigkeit nie.

»Du arroganter Idiot hast nie geblickt, was du damals in Jafra angerichtet hast«, sagte Tarquin. »Du warst eine verdamnte Gefahr für dich selbst und alle anderen. Deswegen hat man dich auch aus dem aktiven Dienst genommen.«

»Du bescheuertes Arschloch«, sagte Cronus. »Ich hätte dich damals in der Tigergrube verrecken lassen sollen. Wie gesagt, mein Fehler. Aber noch mal passiert mir das nicht.«

»Du glaubst, du hättest mir den Arsch gerettet. Aber in Wirklichkeit wäre ich wegen dir fast draufgegangen. Außerdem wurde durch deine Wahnsinnstat die gesamte Operation sinnlos. Wenn die Geheimhaltung nicht so wichtig gewesen wäre, hätte man dich vor Gericht gestellt. Und diese armen Würstchen hier folgen *deinen* Befehlen?« Der Trick war,

weiterzureden, auch während er angriff.

»Du glaubst, du hättest ...« Tarquin wirbelte geschmeidig herum. »... dir meine Dankbarkeit verdient? Das zeigt nur ...« *Jetzt!* Er rammte mit explosiver Wucht seine Hand wie einen Speer in die Kehle des Mannes zu seiner Linken. »... wie bescheuert du bist.« Trotz der Anstrengung bemühte sich Tarquin, ganz normal weiterzusprechen. Der Kontrast zwischen seiner Stimme und seinen Handlungen würde seine Gegner verwirren und ihm wertvolle Sekunden verschaffen. Er spürte, wie seine Knöchel gegen weichen Knorpel prallten. Das verletzte Gewebe um die Luftröhre herum würde die Atmung des Mannes blockieren, aber vorher musste Tarquin den halb Bewusstlosen noch als Schild gegen die beiden anderen einsetzen. Während die Spritze zu Boden fiel, schlug Tarquin wild nach dem anderen Muskelprotz, aber der Mann wich seinem ersten Schlag aus und griff nach der Pistole in seiner Manteltasche. Der zweite Schlag traf ihn voll an der Schläfe, und bei dem harten Aufprall schossen Schmerzen Tarquins Arm hinauf. Trotzdem war der Mann nicht völlig außer Gefecht gesetzt. Er und Cronus stoben in entgegengesetzte Richtungen auseinander. Aber Tarquin begriff sofort, dass dies kein Rückzug war – im Gegenteil. Sie hechteten aus der Schusslinie der Heckenschützen.

Er warf sich zu Boden, hörte vier gedämpfte Schüsse – woher kamen sie? – und sah, wie neben ihm Marmorsplinter und Erde aufwirbelten. Er untersuchte fieberhaft das Terrain und entdeckte einen dichten Rhododendron-Strauch, der auch im Winter seine dicken, ledrigen Blätter behalten hatte. Und – ganz flüchtig – eine in Kaki gehüllte Schulter.

Die Zeit schien stillzustehen. Er riss die langläufige Pistole aus dem Schulterholster des liegenden Mannes, zielte sorgfältig und drückte dreimal schnell hintereinander ab.

Das leise Spuckgeräusch beim Abdrücken überraschte ihn und er begriff, dass die Waffe eine Beretta 92 Centurion war – eine kompakte 9-mm-Pistole mit verkürztem Schlitten und kurzem Lauf. Lang war nur der aufgesetzte Schalldämpfer.

Er sah, wie ein Mann mit einem blutigen Arm aus dem Gebüsch zu den nahen Statuen taumelte, die ihm Deckung bieten sollten.

Für Tarquin gab es keine Sicherheit. Er musste sich bewegen. Sobald er nur einen Augenblick still stand, geriet er ins Fadenkreuz eines Scharfschützen. Er rannte in die Richtung, die auch Cronus eingeschlagen hatte, und spürte, wie ihn Marmorsplinter am Ohr streiften. Ein weiteres Geschoss war auf ihn abgefeuert worden. Diesmal erkannte er instinktiv, dass der Schütze sich in einer erhöhten Position befinden musste. Tarquin sah sich hektisch um: Hier gab es unzählige Plätze, an denen ein solcher

Heckenschütze sich verstecken konnte.

Dreizehn. Cronus hatte nicht übertrieben.

Alles erfahrene Killer, die darauf programmiert waren, Tarquin auszuschalten. Er musste seine Chancen verbessern und die Gegebenheiten des Terrains gegen sie ausnutzen. Aber wie?

Er verschwendete keinen Gedanken an die Ironie, dass er ausgerechnet auf einem Friedhof um sein Leben kämpfen musste. Père Lachaise war mehr als nur ein Friedhof. Er war ein gigantisches Spielbrett, ein Gitter aus Pfaden, Wegen und Monumenten, die als Hindernisse oder Hinterhalte dienen konnten. Seine Feinde bildeten ein Netzwerk auf einem Netzwerk.

Und in dieses Netzwerk musste er eindringen. Er rannte von Grab zu Grab und merkte, dass er bei den Touristen weniger Aufmerksamkeit erregte, als er angenommen hatte.

Denk nach! Nein, spüre es. Lass dich von deinem Instinkt leiten.

Wie hätte er an Cronus' Stelle dieses Team organisiert? Er hätte einige SSG-Agenten offensiv positioniert und andere auf Beobachtungsposten gestellt, von denen auch sie im Notfall offensiv eingreifen konnten. Tarquin musste seine besonderen Fähigkeiten – seinen einzigartigen Vorteil – zu seiner Verteidigung einsetzen, sonst würde er hier sterben. Und dafür war er schon zu weit gekommen. Seine Angst wurde von dem einzigen Gefühl verdrängt, das noch stärker war: *Wut*.

Er war wütend darüber, was man ihm seit Changhua angetan hatte. Wütend darüber, dass man ihm in der sterilen Umgebung von Parrish Island die Seele rauben wollte; wütend über die Arroganz der Strategen, die menschliche Wesen wie Bauern auf dem Schachbrett der Geopolitik opferten.

Er würde hier nicht sterben. Nicht hier und nicht heute. Aber andere würden sterben, denn wer ihn umbringen wollte, verdiente keine Gnade.

Er rannte einen als Chemin du Quinconce gekennzeichneten Weg entlang, über einen Abschnitt sumpfiger Erde zu einem anderen Weg, die Avenue Aguado. Er näherte sich dem nordwestlichen Abschnitt des riesigen Friedhofs und einer großen Kapelle im maurischen Stil, deren runde Kuppel über einem riesigen Portikus schwebte. Keine Kapelle, wie er jetzt erkannte, sondern eine Urnenhalle für die sterblichen Überreste von Feuerbestatteten. Vor dem Haupteingang führte eine steile Treppe in eine offene Gruft, eine dunkle, rechteckige Schlucht.

Ein Zufluchtsort, der leicht zur tödlichen Falle werden konnte. Dass SSG-Team hatte mit Sicherheit auch hier einen Watcher aufgestellt. Rund zwanzig Meter entfernt begann ein halb offener Säulengang, eine Arkade aus Kalkstein und Schiefer. Tarquin rannte hinein, seine Blicke suchten alle Nischen hektisch ab. Zu seiner Linken sah er einen Japaner mit einer

kleinen Digitalkamera, der ihn böse anstarrte. Tarquin verschwendete keinen weiteren Gedanken an ihn: Der Tourist war nur sauer, weil Tarquin ihm ins Bild gelaufen war. Im nächsten Alkoven standen eine junge blonde Frau und ein älterer Mann mit ergrauten Schläfen und olivfarbener Haut. Sie umarmten sich innig, aber nicht eng, die Frau sah hingebungsvoll zu ihm auf, während der Mann Tarquin ängstlich anstarrte. Aber nicht, weil er ihn beobachtete, sondern weil er nicht entdeckt werden wollte. Vielleicht betrog der Mann gerade seine Frau, oder – schließlich waren sie in Frankreich – sogar seine Geliebte. Die nächsten beiden Alkoven waren leer. Im dritten saß eine Frau mit breitem Gesicht, die in einem Buch las. Sie sah kurz auf, registrierte Tarquin desinteressiert und kehrte wieder zu ihrer Lektüre zurück.

Die Tarnung hätte vielleicht vor zehn Minuten funktioniert, aber inzwischen war es hier schon viel zu dunkel zum Lesen. Das Gesicht der Frau war breit und maskulin, und ihre Knie waren leicht gebeugt. Eine Katze, die sich zum Sprung bereit machte. Eine ausgebildete Agentin. Er sah, wie sie eine Hand in ihren Nylonparka schob. Das war Beweis genug, Tarquin hatte keine Zweifel mehr.

Aber noch durfte er ihr nicht zeigen, dass er sie durchschaut hatte. Stattdessen starrte er stur geradeaus und bog in ihre Nische ein. Er bewegte sich, als habe er vor dem Erker etwas bemerkt, das er aus der Nähe betrachten wollte. Als er an ihr vorbeiging, warf er sich abrupt zur Seite und prallte gegen sie. Sie verlor das Gleichgewicht, und beide fielen schwer zu Boden. Im Fallen verdrehte er ihr die Arme und drückte ihr den Schalldämpfer der Beretta an die Kehle.

»Einen Mucks und du bist tot«, sagte er.

»Verpiss dich, Arschloch«, zischte sie. Aha, also auch Amerikanerin. Ihr breites Gesicht war verzerrt, eine Schlange, die sich zum Angriff bereit machte.

Er rammte ihr das Knie in den Bauch, und sie rang nach Atem. Auf ihrem Gesicht spiegelte sich Wut, hauptsächlich darüber, dass sie sein Manöver nicht durchschaut hatte. Tarquin griff nach ihrem Buch – auf dem Deckel stand in kastanienfarbener Schrift der Titel: *Les fleurs du mal* – und schlug es auf. Wie erwartet, befand sich ein Mini-Funksender in einer aus den Seiten ausgeschnittenen Vertiefung. »Sag, dass du mich gesehen hast«, flüsterte Tarquin. »Sag ihnen, ich sei in der Gruft bei der Urnenhalle verschwunden.«

In ihren Augen flackerte Unsicherheit auf, und Tarquin drohte: »Sonst gehörst du zu den Leichen hier.« Er drückte die Beretta fester gegen ihre Kehle und sah, wie ihr Wille brach. »Keine Tricks. Ich merke das sofort«, warnte er.

Sie drückte einen Knopf auf dem Sender und sagte: »Sternbild. Sternbild siebenundachtzig.« Der Friedhof war in über neunzig Bezirke eingeteilt, die Urnenhalle befand sich mitten im siebenundachtzigsten Bezirk. Erleichtert registrierte Tarquin, dass sie sich nicht als 87A oder 87B identifiziert hatte - das hätte zusätzliche Komplikationen bedeutet, weil dann auch noch ein anderer Watcher in der Nähe gewesen wären.

Er griff nach dem kleinen, drahtlosen Kopfhörer in ihrem rechten Ohr und hielt das fleischfarbene Plastikgerät an sein Ohr.

»Bericht?«, sagte eine metallische Stimme. Tarquin nickte der Frau auffordernd zu.

»Er versteckt sich in der Gruft beim Columbarium«, sagte sie.

»Und er ist bewaffnet«, flüsterte er ihr ins Ohr.

»Und er ist bewaffnet«, wiederholte sie.

Das wussten die anderen zwar schon, aber die erneute Bestätigung würde ihren Bericht glaubwürdiger machen. Er riss der Frau die Nylonjacke herunter und fesselte ihr die Arme damit.

Eine laute Stimme aus dem Säulengang schreckte ihn auf: »*Mam'selle. Il vous ennuie, ce mec si?*« *Belästigt sie dieser Mann?* Die gut gemeinte Besorgnis eines unbeteiligten Passanten. Tarquin warf dem Mann einen Blick zu. Ein dünner, schlaksiger Kerl mit aufgesetzt gelehrtem Gesichtsausdruck – bestimmt ein Student. Erste Eindrücke formten sich sekundenschnell – und ließen sich genauso schnell wieder auslöschen. Das wusste Tarquin. Er presste seinen Mund leidenschaftlich auf die Lippen der Agentin, sah sie liebevoll an und rief auf Englisch: »Mein Liebling. Deine Antwort ist ja? Du wirst mich heiraten? Mein Gott, ich bin ja so glücklich!« Er ließ seine Stimme vor Glück und Entzücken vibrieren und drückte sie leidenschaftlich an sich. Es war vollkommen egal, ob der Franzose Englisch verstand. Er würde begreifen, was hier vor sich ging.

»*Excusez-moi*«, sagte der Mann leise und drehte sich errötend auf dem Absatz um.

Tarquin wischte sich den Mund am Ärmel ab und wandte sich dem kleinen Werkzeugkasten zu, der ihm an ihrem Gürtel aufgefallen war. Er löste ihn und schlug ihre Hände zur Seite, als sie danach greifen wollte.

Er erkannte sofort, was darin war. Eine Maschinenpistole für Spezialeinheiten, eine zusammenklappbare Miniaturwaffe. Das tödliche Spielzeug basierte auf der PP-90, einer aus Stanzblech gefertigten Waffe, die von der KGB-Entwicklungsabteilung in Tula entwickelt worden war. Man konnte das ganze Magazin mit einem einzigen Feuerstoß leeren. Ein tödlicher Bleiregen. Die Waffe war ein Wunder der Miniaturisierung. Der Abzugsbügel war aufgehängt, eine Sprungfeder hielt die Waffe im zusammengeklappten Zustand. Das ganze Gerät war nur ungefähr dreißig

Zentimeter lang, das Magazin enthielt dreißig 9-mm-Patronen. An einer Ecke des länglichen Metallobjekts war ein Knopf. Als Tarquin ihn drückte, schwang ein Teil des Metallgehäuses als Schulterstütze nach hinten.

Dann presste er der Frau ohne Vorwarnung den Arm an den Hals und drückte ihren Kopf nach vorne in den so entstandenen Schraubstock. Sie würde ein paar Minuten lang bewusstlos sein. Er stützte ihren Körper so auf der Marmorbank ab, dass der Kopf gegen die Wand lehnte. Es sah aus, als halte sie ein kleines Nickerchen. Jetzt löste er ihre Schnürsenkel und band sie zu einer Schlaufe zusammen, die ihren linken Knöchel umschloss und zweimal um den ungesicherten Abzug der Miniatur-MP lief. Das Ende stülpte er über ihre Handgelenke. Sobald sie den Versuch machte, aufzustehen oder sich aufzurichten, würde sie den Abzug betätigen.

Er schlich zu einem Alkoven knapp fünfzig Meter weiter, der inzwischen tief im Schatten lag, doch von dort konnte er die Treppe einsehen, die zu der unterirdischen Urnenhalle führte.

Er musste nicht lange warten.

Zuerst erschien der junge Mann mit der Lederjacke, der seinen Rucksack geklaut hatte. Er rannte die Stufen zur Gruft hinunter, eine Hand in der Jacke verborgen, als sei ihm kalt. Als Nächster kam ein glatzköpfiger Mann mittleren Alters mit einem pockennarbigem Gesicht und einem dicken Bierbauch. Er blieb bei der Kapelle am oberen Ende der Treppe stehen und beobachtete von dort den unteren Treppenabsatz. Eine vernünftige Back-up-Stellung.

Zwei Minuten später erschien ein dritter Mann. Es war der Muskelprotz, der Tarquin festgehalten hatte. Sein Gesicht war rot angelaufen und schweißüberströmt. Ob aus Angst oder wegen der körperlichen Anstrengung, war aus dieser Entfernung nicht zu erkennen.

Tarquin hörte ein leises Piepsen aus dem mit Gummi überzogenen Ohrhörer und dann wieder die metallische Stimme: »Sternbild siebenundachtzig. Zielperson stationär? Erbitte Bestätigung.« Tarquin sah, wie der schweißbedeckte Mann die Lippen bewegte, während die Stimme erklang. Offenbar war er derjenige, der die Kommunikation zwischen den Agenten koordinierte.

Ein verblüffter Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. »Sternbild siebenundachtzig? Bitte kommen«, sagte er.

Tarquin stützte die gedämpfte Beretta auf dem Steinsims des schmalen Erkers ab. Er starrte in die Dämmerung und ihm sank das Herz in der Brust. Er war kein Meisterschütze, und selbst für einen Meisterschützen wäre die Entfernung für einen zielgenauen Schuss mit einer Pistole zu groß gewesen. Wahrscheinlich würde er durch einen Schuss nur seine Position

verraten, statt ein Mitglied der Einsatztruppe auszuschalten.

Er wartete, bis noch ein weiterer Agent in Bezirk siebenundachtzig erschien – inzwischen war fast die Hälfte des Teams hier versammelt –, und zog sich dann lautlos zurück. Er glitt über die niedrige Brüstung und schlich durch dorniges Gestrüpp in Richtung nördlichster Quadrant. Er konnte ein Wachhäuschen, die große Touristenkarte des Friedhofs und die hohen grünen Tore sehen, die zurück in die Stadt führten. Wenn er die Augen zusammenkniff, erkannte er die verblichenen grün-weißen Balustraden einer Pariser Geschäftsstraße. Aber der Eindruck von Nähe täuschte. Von ihrer Sicherheit war er noch weit entfernt.

In einiger Entfernung hörte er das Knattern der Maschinenpistole und die erschrockenen Schreie der Lyrikfreundin. Sie hatte sich aufgerichtet, aber die dreißig Schuss hatten nur die Unterseite der Marmorbank getroffen und keinen Schaden angerichtet. Die Agenten in der Nähe würden sich aber auf das Signal zubewegen und einen engen, unübersichtlichen Ort absuchen müssen, den er längst verlassen hatte.

Er beschleunigte seinen Lauf und rannte an unzähligen Gräbern und Statuen vorbei, an kahlen Bäumen und raschelndem Immergrün, durch lange Schatten und den letzten rosigen Widerschein der Abendsonne. Seine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt, seine Sinne hellwach. Sein Manöver hatte zwar – im Fachjargon – »den Druck der feindlichen Kräfte reduziert«, aber es standen immer noch einige Agenten in Position und scannten den Friedhof mit Feldstechern. An den Ausgängen war die Gefahr besonders groß, und so einem näherte er sich gerade. Es war logisch, an solchen Punkten Wachposten aufzustellen.

Er rannte noch schneller, stolperte aber auf dem unebenen Boden. Während er noch lautlos fluchte, spürte er das Plopp-Plopp von Geschosseinschlägen, noch bevor er es hörte. Wieder wurde er von spitzen Steinsplittern getroffen. Wäre er aufrecht gerannt und nicht gestolpert, hätte das Geschoss ihn in die Brust getroffen.

Tarquin warf sich zu Boden und duckte sich hinter einen zwei Meter hohen Obelisk. Wo war der Schütze? Schon wieder gab es viel zu viele Möglichkeiten.

Ein weiterer, gedämpfter Einschlag in einen Grabstein. Diesmal von der gegenüberliegenden Seite. Der Seite, auf der er Schutz gesucht hatte. *Wo lag die erhoffte Sicherheit?*

Er fuhr herum. Bei den vielen Hindernissen, die ihn umgaben, musste der flache Schuss ganz aus der Nähe gekommen sein.

»Steh auf und kämpfe wie ein Mann.«

Cronus.

Der stämmige Agent trat aus dem Schatten eines großen Grabsteins.

Tarquin scannte verzweifelt seine Umgebung. Er sah den Rücken eines grün uniformierten Friedhofsgärtners, der nichts von dem bemerkte, was um ihn herum vorging. Auf den Schultern seiner Jacke und der Hinterseite seiner Schirmmütze stand in weißen Buchstaben: *Père Lachaise Équipe d'Entretien*. Durch die hohen grünen Tore hörte Tarquin – so nahe und doch so endlos weit entfernt – das geschäftige Brummen einer abendlichen Pariser Straße. Die wenigen noch verbliebenen Touristen – das Licht war zum Fotografieren bereits zu schlecht – nahmen keine Notiz von dem tödlichen Räuber-und-Gendarm-Spiel, das sich vor ihren Augen abspielte.

Cronus hatte seine Pistole auf ihn gerichtet. Tarquin konnte zwar versuchen, nach seiner Beretta zu greifen, aber der lange Schalldämpfer würde Ziehen und Zielen um den fatalen Bruchteil einer Sekunde verzögern.

Um ihn herum spielte sich der ganz gewöhnliche menschliche Alltag ab. Der Gärtner konzentrierte sich auf seine Müllzange, sein Gesicht lag im Schatten des Schirms seiner Mütze. Die Touristen strömten allmählich zum Tor hinaus, suchten nach Taxis oder der Metrostation und plauderten nach einem langen Tag mit müden Stimmen miteinander.

Cronus gab jemandem hinter Tarquin ein Signal. Wahrscheinlich dem Heckenschützen, folgerte Tarquin. »Mach dir keine Gedanken über unseren Freund mit dem Gewehr«, sagte Cronus mit eiskalter Bosheit. »Er sollte dich nur aufhalten. Nur ich darf dich umbringen. Ich allein. Das wissen alle.«

Der Parkwächter arbeitete sich langsam und methodisch den Weg entlang. Er kam immer näher, und Tarquin bekam Angst, dass er ihn in seinen Bewegungen behindern würde. Der Mann war ein unbeteiligter Bürger, allerdings bezweifelte Tarquin, dass Cronus sich darum scheren würde. Für einen Augenblick witterte Tarquin Gefahr. Der Gang des Mannes war merkwürdig.

Plötzlich wurde einer der letzten Sonnenstrahlen des Abends von der Windschutzscheibe eines vorbeifahrenden Autos reflektiert und erhellte für einen Augenblick das Gesicht des Parkwächters. Tarquin wurde starr vor Entsetzen. Der Swimmingpool im Plaza-Hotel. Das Gesicht im Jardin du Luxembourg.

Der chinesische Killer.

Seine Überlebenschancen hatten sich soeben auf nahe null reduziert.

»Was du nie verstehen wirst, Cronus«, sagte Tarquin in dem verzweifelten Versuch, Zeit zu schinden, »ist, dass ...«

»Ich habe genug von deinem Geschwätz«, sagte Cronus und krümmte den Finger am Abzug. Abrupt verschwand der feindselige Ausdruck aus seinem Gesicht und machte einer leeren Verständnislosigkeit Platz.

Gleichzeitig bemerkte Tarquin den roten Sprühregen, der aus Cronus rechtem Ohr drang. Der chinesische Killer hatte sich niedergekniet und die Müllzange durch ein langes Gewehr mit Schalldämpfer ersetzt. Alles war so schnell gegangen, dass Tarquin die Ereignisse erst im Nachhinein begriff.

Der Chinese wirbelte zu Tarquin herum und schoss. Einen Moment lang dachte Tarquin, sein Ende sei gekommen ...

Aber der Mann schaute nur über den Lauf, ein Profi brauchte für ein Ziel in fünf Metern Entfernung kein Visier. Tarquin hörte, wie die Hülse klimpernd zu Boden fiel.

Der Chinese schoss nicht auf ihn. Er schoss auf den Heckenschützen.

Tarquin wurde schwindelig. Das alles ergab überhaupt keinen Sinn.

Der Mann vor ihm sah durch sein Visier und zielte erneut. Nur ein außergewöhnlich guter Schütze würde versuchen, einen versteckten Scharfschützen ohne Gewehrauflage zu treffen. Sein kauender Körper musste die stabilisierende Wirkung eines Stativs ersetzen.

Plopp, Plopp. Zwei Hülsen klimperten zu Boden. Tarquin hörte, wie ein Mann in einiger Entfernung aufschrie.

Der grün uniformierte Mann erhob sich aus seiner kauenden Haltung und klappte den Gewehrkolben zurück.

Tarquin war fassungslos. Verständnislos und ungläubig starrte er den Mann wie betäubt an.

Der Attentäter hatte sein Leben gerettet. Und er hatte ihn verschont!

»Ich verstehe gar nichts mehr«, stammelte Tarquin verwirrt.

Der Mann sah ihn mit seinen braunen Augen ernst an. »Das weiß ich jetzt. Deshalb bist du noch am Leben.«

Tarquin sah ihn zum ersten Mal genauer an und entdeckte einen Mann, der gewissenhaft seine Pflicht erfüllte. Der zwar stolz auf seine herausragenden Fähigkeiten war, aber keine Freude an ihren tödlichen Konsequenzen hatte. Ein Mann, der sich selbst nicht als Krieger, sondern als *Wächter* betrachtete. Der wusste, dass es Männer wie ihn immer gegeben hatte: Prätorianer, Templer oder Samurai. Männer, die sich selbst in stählerne Klingen verwandelten, um andere zu schützen. Männer, die hart waren, damit andere weich sein konnten. Männer, die töteten, damit andere in Sicherheit leben konnten. *Beschützen* war sein Motto. *Beschützen* sein Glaubensbekenntnis.

Einen Sekundenbruchteil später explodierte die Kehle des Chinesen in einer blutigen Wolke. Der unsichtbare Scharfschütze war zwar verwundet, hatte aber offenbar noch Kraft für einen Schuss gehabt. Und den hatte er auf den Mann abgegeben, von dem die größte Gefahr für ihn ausging.

Tarquin sprang auf. Für kurze Zeit – sehr kurze Zeit – waren die

anderen Agenten noch in sicherer Entfernung. Die Steine und Grabmäler dieses Todesgartens würden sie aufhalten. Er musste seine Chance nutzen oder untergehen. Er rannte durch die grünen Tore auf die angrenzende Straße und hielt erst bei dem Mietwagen, den er einen Häuserblock entfernt geparkt hatte. Während er sich durch den dichten Pariser Abendverkehr manövrierte und alle paar Augenblicke kontrollierte, ob er verfolgt wurde, versuchte er, zu begreifen, was ihm gerade passiert war.

Die einzelnen Elemente der Ereignisse überschlugen sich in seinem Kopf, kollidierten miteinander und zerrten an seinem Bewusstsein. Fenton war ermordet worden. Von einem Mitglied seiner eigenen Organisation? Einem Maulwurf? Von jemandem, mit dem er zusammengearbeitet hatte? Einem Mitglied der US-Regierung?

Und der chinesische Attentäter: Aus einem Feind war ein Verbündeter geworden. Der Mann hatte sein Leben geopfert, um Ambler zu schützen.

Warum?

Für wen arbeitete er?

Alles war möglich, auch vieles, was bisher unmöglich erschienen war. Tarquin – nein, er musste jetzt wieder Ambler werden – war an einem Punkt angelangt, an dem ihn jede weitere Vermutung nur noch mehr in die Irre führen würde.

Und noch etwas anderes ängstigte ihn. Der Adrenalinrausch war ihm nicht gänzlich unangenehm gewesen. Was für ein Mann war er eigentlich? Er schauderte, als er über sich selbst nachdachte. Er hatte heute Abend getötet und war beinahe selbst getötet worden. Warum fühlte er sich dann so lebendig?

»Ich verstehe gar nichts mehr«, wiederholte Laurel. Alle drei hatten sich in Castons eintönig beigefarbenem Hotelzimmer versammelt.

»Ich auch nicht«, sagte Ambler. »Das ist mir alles ein verdammtes Rätsel.«

»Es passt nichts zusammen«, warf Caston ein.

»Moment mal«, sagte Laurel. »Du hast gesagt, alle Morde hätten etwas mit China zu tun. Du hast gesagt, es sei eine Serie, eine Sequenz, die auf ein Ereignis hinführt, das kurz bevorstehen könnte. Du hast herausgefunden, dass Liu Ang wahrscheinlich die Zielperson ist.«

»Er soll nächsten Monat zu einem Staatsbesuch nach Amerika reisen«, sagte Caston. »Großes historisches Ereignis im Weißen Haus mit Staatsempfängen und Festbanketten. Eine Menge Gelegenheiten für Anschläge. Aber ...«

»Aber was?«

»Das Timing stimmt nicht. Wenn wir von der Verdichtung der

Ereignisse ausgehen, wäre nächsten Monat viel zu spät.«

»So lange müssen sie auch gar nicht warten«, sagte Laurel. Sie öffnete ihre große Handtasche und nahm eine zusammengerollte Ausgabe der *International Herald Tribune* heraus. »Was du über den Artikel in *Le Monde* gesagt hast, hat mich auf die Idee gebracht.«

»Wie bitte?«

»Morgen Abend hält Präsident Liu Ang seine große Rede«, sagte Laurel.

»Wovon sprichst du?«, fragte Ambler.

»Vom Weltwirtschaftsgipfel«, sagte sie. »Von dem internationalen Großereignis, das diese Woche in Davos stattfindet.«

Ambler begann im Zimmer auf- und abzulaufen, während er laut nachdachte. »Liu Ang verlässt zum ersten Mal seit seiner Amtsübernahme den sicheren Kokon von Peking. Er *kommt* in den Westen und zeigt mit seiner großen Rede allen Skeptikern, wie sanft und kuschelig der große Drache wirklich ist.«

»Palmer hätte es nicht besser ausdrücken können«, sagte Caston bitter.

»Und wird bei dieser Rede abgeknallt.«

»Aus der Gleichung gestrichen.« Caston sah nachdenklich aus. »Aber von wem?«

Fentons Stimme: *Es dauert nicht mehr lange, bis ich ein wirklich aufregendes Projekt für Sie habe. Aber packen Sie Ihre Skier noch nicht ein.*

Ambler schwieg lange. Dann sagte er: »Hat Fenton womöglich geglaubt, ich würde das übernehmen?«

»Wäre das denkbar?«

»Ich grübele schon die ganze Zeit über Fentons Tod nach. Für mich *beweist* dieser Mord etwas. Solche losen Fäden kappt man, kurz bevor der entscheidende Schlag geführt wird.«

»Sie sagen das so sachlich«, sagte Caston. »Sind Sie wirklich kein Buchhalter?«

»Schreiben Sie es meiner Karriere in der Political Stabilization Unit zu«, sagte Ambler. »Das ist ein wichtiges Warnschild. Und es wäre durchaus möglich, dass ich den neuen Attentäter kenne, weil ich schon mal bei einer Stab-Operation mit ihm zusammengearbeitet habe.«

»Das ergibt doch keinen Sinn«, sagte Laurel.

»Stab stellte nur die Besten der Besten ein. Fenton brüstete sich damit, nur die Besten von Stab einzustellen. Und wen sollte man mit der Ermordung des chinesischen Präsidenten beauftragen, wenn nicht den besten Mann, den man hat?«

»Wahrscheinlich also einen ehemaligen Stab-Agenten«, sagte Laurel langsam. »Mit dem du höchstwahrscheinlich schon mal

zusammengearbeitet hast.«

»Genau.«

»Hallo?«, unterbrach Caston. »Ist Ihnen beiden klar, was uns bevorsteht? Wenn die Sache in Davos steigt, sind wir zu spät dran.«

»Wir müssen herausfinden ...«

»Wir müssen herausfinden, was *danach* geschehen wird«, sagte Caston düster. »Denn die Konsequenzen sind ... Oh Gott. Die Konsequenzen. Präsident Liu Ang ist in China außerordentlich beliebt. Er ist John F. Kennedy, der Papst und John Lennon in einer Person. Wenn er gekillt wird, dann dreht ein Volk von 1,4 Milliarden Menschen vor Trauer durch. Ich rede von einem Heulen und Zähneklappern, von dem die Leute auf der anderen Seite des Globus taub werden. Und diese Hysterie wird sofort in rasende Wut umschlagen, falls der leiseste – und ich meine der *leiseste Verdacht* – aufkeimen sollte, dass Mitglieder der US-Regierung in Verbindung mit dem Anschlag gebracht werden könnten. Können Sie sich vorstellen, was für ein Sicherheitsventil man für 1,4 Milliarden aufgebrachte Bürger brauchte? Es könnte einen dritten Weltkrieg geben. Die aufgebrachten Massen könnten Zhongnanhai über Nacht besetzen.«

»Nur ein Fanatiker würde so ein Risiko in Kauf nehmen«, sagte Laurel.

»Fanatiker wie Ashton Palmer und seine Jünger.« Ambler spürte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich.

Laurel blickte in die Ferne und wiederholte Amblers Wahlspruch aus seinem College-Jahrbuch, die Summe seiner jugendlichen Sehnsüchte: *Man darf nicht daran zweifeln, dass eine kleine Gruppe Bürger durch Klugheit und Einsatz die Welt verändern kann. Denn nur solchen Gruppen ist es im Lauf der Geschichte jemals gelungen.*

»Verdammt noch mal, es ist noch nicht vorbei«, sagte Ambler mit vor Wut erstickter Stimme. »Ich lasse nicht zu, dass diese Irren einen Krieg auslösen.«

Nun sprang Caston von seinem Stuhl auf und begann, erregt auf- und abzugehen. »Die haben das bis ins kleinste Detail geplant. Wer weiß, wie lange sie das schon vorbereiten? Bei einer solchen Operation gibt es einen Undercover-Agenten und einen Ersatzagenten, falls was schiefgeht. Ich habe genug Operationsbuchhaltungen geprüft. Ich weiß, dass Mehrfachbesetzungen Standard sind. Bei einer solchen Operation gibt es einen geheimen Notfallplan. Einen Abbruchcode. Und meistens gezielte Fehlinformationen. Und ganz wichtig: Es gibt immer einen Sündenbock.« Sein Blick wurde schärfer. »Es wäre natürlich am einfachsten, wenn das gleichzeitig der Schütze wäre. Aber wir müssen davon ausgehen, dass sie die Parameter akribisch überprüft haben. Und zwar alle Parameter, die wir

uns nur vorstellen können.«

»An einer Operation sind immer Menschen beteiligt«, sagte Ambler mit einem Hauch von Trotz in der Stimme. »Und menschliche Wesen benehmen sich nun mal nicht wie Zahlen in einer Matrix, Caston. Den menschlichen Faktor kann man nicht quantifizieren – zumindest nicht präzise. Das verstehen Leute wie Sie einfach nicht.«

»Und Leute wie Sie verstehen nicht ...«

»Jungs«, unterbrach Laurel ungeduldig und tippte auf die Zeitung. »Jungs. Hier steht, dass Präsident Liu Ang morgen um fünf Uhr nachmittags in Davos spricht. In weniger als vierundzwanzig Stunden.«

»Oh, Jesus Christus«, keuchte Ambler.

Laurels Blick wanderte von Ambler zu Caston und wieder zurück. »Können wir nicht Alarm schlagen?«

»Glaub mir, die arbeiten bereits auf höchster Alarmstufe«, sagte Ambler. »Das ist immer so in Davos. Das Problem ist, es hat schon so viele Morddrohungen gegen den Typen gegeben, dass sie inzwischen nicht mehr besonders ernst genommen werden. Das würde uns nicht anders gehen. Die Sicherheitsleute kennen die Drohungen. Sie sind nichts Neues. Und Liu Ang wird sich auf keinen Fall durch solche Drohungen von seinem Auftritt abhalten lassen.«

Laurel wirkte verwirrt und verzweifelt. »Könnt ihr denn nicht erklären, dass es diesmal wirklich ernst ist?«

Caston warf ihr einen Blick zu. »Klar, kein Problem«, sagte er trocken. »Ich erledige das. Auf mich werden sie sicher hören.« Zu Ambler gewandt sagte er: »Glauben Sie wirklich, Sie würden den Attentäter erkennen?«

»Ja«, sagte Ambler einfach. »Ich glaube, sie wollten mich für den Job anheuern. Aber Sie haben natürlich recht. Fenton arbeitet nicht ohne Ersatzagenten. Ein anderer hat den Job jetzt übernommen. Und wahrscheinlich stammt er aus demselben Talentschuppen wie ich.«

Alle drei schwiegen eine Weile.

»Selbst wenn du ihn nicht kennst«, sagte Laurel zögernd. »Du würdest ihn trotzdem *erkennen*, oder? Du hast so was schon gemacht – mit deiner Beobachtungsgabe.«

»Ja, das stimmt«, gab Ambler zu. »Aber es stand bisher noch nie so viel auf dem Spiel. Aber habe ich überhaupt die Wahl?«

»Du schuldest denen gar nichts, Hal«, sagte Laurel erregt. »Du musst nicht den Helden spielen. Lass uns einfach *verschwinden*, bitte.«

»Willst du das wirklich?«

»Ja«, sagte sie und murmelte dann: »Nein.« Tränen stiegen ihr in die Augen. »Ich weiß nicht« sagte sie mit tränenerstickter Stimme. »Ich weiß nur eines. Wenn du dort hingehst, dann gehe ich mit dir. Nur bei dir fühle

ich mich sicher. Das weißt du doch?«

Ambler zog sie an sich, legte seine Stirn an ihre und umarmte sie fest. »Okay«, flüsterte er und wusste nicht, ob seine Stimme vor Freude oder vor Trauer zitterte. »Okay.«

Nach einer Weile drehte sich Caston zu ihnen um. »Und haben Sie schon eine Idee, wie Sie das anstellen wollen?«

»Klar«, sagte Ambler mit hohler Stimme.

Caston setzte sich auf einen senffarbenen Sessel und sah Ambler mit versteinerner Miene an. »Nur zur Bestätigung: Sie müssen in weniger als vierundzwanzig Stunden allen Todesschwadronen entkommen, die SSG und/oder Ihre geliebten Consular Operations auf Sie angesetzt haben, in die Schweiz fahren, sich dort in ein streng abgesichertes Treffen der globalen Finanzelite einschleichen und den Attentäter identifizieren, bevor er zuschlägt.«

Ambler nickte.

»Na, dann will ich Ihnen mal was sagen.« Caston zog eine Augenbraue hoch. »Das wird nicht ganz so einfach werden, wie es sich anhört.«

Teil vier

Kapitel neunundzwanzig

Ein Autobahnschild verkündete, es seien noch dreißig Kilometer bis zur Schweizer Grenze. Ambler nahm vorsichtshalber die nächste Ausfahrt und fuhr auf einer kleinen Landstraße weiter. War man ihm gefolgt? Er hatte zwar keine auffälligen Anzeichen entdeckt, aber gesunder Menschenverstand sagte ihm, dass er mit seinem gemieteten Porsche lieber nicht über die Grenze fahren sollte.

Laurel Holland und Clayton Caston hatten den Hochgeschwindigkeitszug TGV nach Zürich genommen. Die Fahrt dauerte nur sechs Stunden, auf die noch ein paar Stunden Busfahrt nach Davos-Klosters folgten. Die Züge waren immer voll besetzt; wenn sie getrennt einstiegen, würden sie voraussichtlich keine Probleme bekommen. Allerdings waren sie im Gegensatz zu Ambler nicht Zielpersonen einer von Cons Ops autorisierten »Aufräumaktion«, einer nicht weniger tödlichen SSG-Sanktion und zahlloser anderer, namenloser Feinde. Mit einem Massenverkehrsmittel hätte Ambler sich auf den Präsentierteller begeben. Er hatte keine Wahl: Er musste mit dem Auto fahren und hoffen, dass er zwischen den Hunderttausenden Fahrzeugen auf der Autoroute du Soleil anonym bleiben würde. Bisher hatte das offenbar funktioniert. Aber der Grenzübergang war der gefährlichste Teil der Reise. Die Schweiz hatte sich der europäischen Integration behutsam entzogen, die Grenzkontrollen waren streng geblieben.

In der Rheinstadt Colmar fand er einen Taxifahrer, der mit gierigen Augen auf das Bündel Dollarscheine starrte, das Ambler ihm vor die Nase hielt, und dann zustimmte, ihn über Samoens in das Dorf St. Martin auf der Schweizer Seite zu fahren. Der Fahrer, ein dicklicher Mann namens Luc, hatte spitze Schultern und fettiges dünnes Haar. Er verströmte den typischen Geruch des Sauberkeitsmuffels – nach ranziger Butter und Naturdünger –, den auch die Wolke von Pinaud Lilac Vegetal Aftershave nicht verdecken konnte. Aber er war naiv und offen, sogar in seiner Geldgier. Ambler wusste, dass er ihm vertrauen konnte.

Er kurbelte das Fenster herunter, als sie losfuhren. Die kühle Bergluft blies ihm ins Gesicht, seine Reisetasche lag neben ihm auf dem Rücksitz.

»Wird Ihnen das nicht zu kalt?«, fragte der Fahrer, der den unerträglichen Gestank in seinem Wagen offenbar nicht mehr bemerkte. »Es ist saukalt, *mon frère*. Kälter als der Arsch eines Totengräbers.«

»Oh, das macht nichts«, erwiderte Ambler höflich. »Ein bisschen frische Luft wird mich aufwecken.« Er schloss den Reißverschluss seiner mit Mikrofleece gefütterten Winterjacke. Er hatte das Kleidungsstück

sorgfältig ausgesucht. Erfrieren würde er auf keinen Fall.

Ungefähr zehn Kilometer vor der Grenze wurde Ambler erneut unruhig und begann Anzeichen dafür zu entdecken, dass er verfolgt wurde. Nichts Eindeutiges, nur vage, zweideutige Hinweise. Wurde er langsam paranoid? Ein Jeep mit einer Plane über der Ladefläche folgte ihnen in konstanter Entfernung. Ein Helikopter flog über sie hinweg. War das außergewöhnlich für die Tageszeit und den Ort? Sein überreiztes Gehirn identifizierte unzählige kleine Unstimmigkeiten, die vielleicht völlig harmlos waren. Welches Indiz bedeutete etwas? Bildete er sich alles nur ein?

Kurz vor der Schweizer Grenze bemerkte Ambler einen türkisfarbenen Kleinaster mit einem ihm bekannten Firmenschild: Den hatte er schon mal gesehen. Er fragte sich erneut, ob er paranoid wurde. Das schwache Licht vor der Morgendämmerung machte es unmöglich, das Gesicht des Fahrers zu erkennen. Ambler bat Luc, langsamer zu fahren. Der Kleinaster trat beinahe gleichzeitig auf die Bremse und hielt die Entfernung zwischen ihnen konstant. Ein ziemlich großer Sicherheitsabstand, selbst für einen übervorsichtigen Fahrer. Amblers Unruhe verdichtete sich zu Angst. Er musste seinem Instinkt folgen. *Nur der Glaube hat uns so weit gebracht.* Der Glaube, der Ambler bisher das Leben gerettet hatte, war der feste und verzweifelte Glaube an sich selbst. Er durfte auch jetzt nicht zweifeln. Er musste die extrem beunruhigende Tatsache akzeptieren, dass seine Verfolger ihn entdeckt hatten.

Die Sonne trat glitzernd hinter dem Horizont hervor, ein leuchtendroter Streifen. Die Luft war kalt wie im Kühlhaus eines Schlachthofs. Ambler sagte Luc, er habe sich spontan zu einer kleinen Wanderung entschlossen und wolle an diesem herrlichen Morgen ein bisschen frische Luft schnappen. Ja, genau hier, warum nicht? Wunderschöne Aussicht.

Die zusätzlichen Dollarscheine, mit denen Ambler wedelte, verwandelten Lucs misstrauische Miene in ein amüsiertes, wenn auch skeptisches Grinsen. Der Fahrer wusste, dass Ambler nicht von ihm erwartete, seiner Begründung Glauben zu schenken. Aber das Geld war echt. Luc hatte keine Einwände mehr. Er schien das Spielchen sogar zu genießen. Es gab unzählige Gründe, warum jemand die Grenzkontrolle umgehen wollte. Schließlich musste man für manche Luxusartikel saftige Einfuhrzölle bezahlen. Solange Lucs Auto nicht zum Transport von Schmuggelware missbraucht wurde, war ihm das vollkommen egal.

Ambler schnürte seine schweren Wanderstiefel aus Leder fester, griff nach seiner Tasche und stieg aus dem Auto. Er hatte sich darauf vorbereitet, den grünen Grenzübergang zu wählen, falls es sein musste.

Minuten später war er zwischen den schneebedeckten Tannen, Kiefern und Lärchen verschwunden. Er lief parallel zur Straße, allerdings in ungefähr zweihundert Metern Entfernung. Nach einem knappen Kilometer sah er zwei Laternenpfähle zu beiden Seiten der Straße. Starke Lampen leuchteten in den kugelförmigen Laternen aus Milchglas. Das Zollhaus erinnerte an ein Hexenhäuschen – dunkles Holz mit grünen Fensterläden und Schnitzereien im zweiten Stockwerk, die an ein Pfefferkuchenhaus erinnerten. Ein riesiges, steil abfallendes Dach krönte das traditionelle Gebäude. Durch die Bäume sah er die französische Trikolore und die Schweizer Fahne mit dem weißen Kreuz auf rotem Grund. Am Straßenrand erhoben sich roh behauene Felsbrocken neben der weißen Linie, die unter dem Schnee auf der Fahrbahn kaum sichtbar war. Das gesetzlich festgelegte Hindernis der Grenze wurde durch physische Hindernisse verstärkt. Ein niedriger orangefarbener Grenzbalken sollte den Verkehrsfluss kontrollieren. Auf beiden Straßenseiten standen türlose Kabinen für die Zollbeamten. Ein Stück hinter der Grenze hatte der Fahrer eines Nahrungsmitteltransporters seinen *Camion*, der offenbar defekt war, auf den breiten asphaltierten Seitenstreifen gefahren. Ambler erkannte gerade noch Bauch und Beine eines kleinen dicken Mechanikers, der den Kopf unter die Motorhaube gesteckt hatte und in den Eingeweiden des Lasters herumfuhrwerkte. Verschiedene Motorteile lagen auf dem vom Schnee befreiten Asphalt neben dem Laster. Gelegentlich fluchte der Mann lautstark auf Französisch.

Auf der anderen Seite des Zollhauses befand sich ein Parkplatz, der ein bisschen niedriger lag als die Straße. Ambler versuchte, Einzelheiten zu erkennen. Eine Wolke hatte sich vor den ehemals glitzernden Sonnenaufgang geschoben. Er sah ein Streichholz aufflammen, als ein Grenzbeamter sich eine Zigarette anzündete. Solche Dinge wurden im Dämmerlicht besser sichtbar. Er warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz nach acht Uhr morgens, die Sonne ging spät auf im Januar. Und im Gebirge dauerte es noch länger, bis sie über die Gipfel der Berge gestiegen war und in die Täler schien. Er sah den mit der Plane abgedeckten Jeep auf dem verschneiten Parkplatz stehen. Die Abdeckplane flatterte im eiskalten Wind. Mit dem Wagen waren wahrscheinlich die französischen Grenzer zur Acht-Uhr-Schicht gebracht worden. Ihre Schweizer Kollegen waren natürlich von der anderen Seite gekommen. Ambler versteckte sich hinter einer niedrigen Schonung aus jungen Fichten. Kiefern in dem Bestand waren gefällt, aber nicht ausgeräumt worden. Die Wipfel waren zwar dicht, aber die Nadeln der Zweige waren bereits abgefallen. Sie boten wenig Sichtschutz. Aber die Fichten waren dicht benadelt, hinter ihnen fand er gute Deckung. Ambler hob seinen Kompaktfeldstecher und spähte

durch eine Lücke zwischen zwei ineinander verschlungenen Fichten. Der Grenzbeamte, der sich gerade eine Zigarette angezündet hatte, nahm einen tiefen Zug, streckte sich und sah sich flüchtig um. Ambler sah, dass der Mann keine besonderen Vorkommnisse erwartete. Nur einen ganz gewöhnlichen, langweiligen Arbeitstag am Grenzposten.

Durch die Fenster des Zollhauses sah Ambler weitere Grenzbeamte, die Kaffee tranken und – nach ihren Mienen zu urteilen – belanglosen Klatsch austauschten. Zwischen ihnen saß zufrieden ein Mann mit rotem Flanellhemd, dessen birnenförmiger Körper auf eine sitzende Tätigkeit hindeutete. Wahrscheinlich der Lastwagenfahrer.

Der Verkehr war noch spärlich. Warum sollten müde Männer auch in der klirrenden Kälte stehen, wenn auf der Straße nur der Wind heulte und kein Auto zu sehen war. Zum Teufel mit den Vorschriften. Auch ohne zu hören, was die Männer sprachen, sah Ambler an ihren Gesichtern, dass sie sich gutmütig gegenseitig neckten.

Ein Mann jedoch hielt sich etwas abseits von den anderen. Seine Körpersprache verriet, dass er nicht zu dieser kleinen Gemeinschaft gehören wollte. Ambler richtete seinen Feldstecher auf ihn. Der Mann trug die Uniform eines hochrangigen Beamten der französischen Zollbehörde. Ein offizieller Besucher also, der vermutlich damit beauftragt war, Stichproben an Grenzposten durchzuführen. Da die anderen sich völlig unbefangen benahmen, hatte er ihnen wohl zu verstehen gegeben, dass ihm seine anstrengende und undankbare Aufgabe ziemlich gleichgültig war. Die Behörde hatte ihn als Aufseher abgestellt, der regelmäßig nach dem Rechten sehen sollte. Aber wer beaufsichtigte den Aufseher?

Als Ambler am Mitteltrieb des Feldstechers drehte, wurde das Gesicht des Mannes schärfer. Und Ambler sah, wie gründlich er sich getäuscht hatte.

Der Mann war kein Beamter der Zollbehörde. Eine Kaskade fragmentarischer Erinnerungsbilder stürzte auf Ambler ein: Er kannte dieses Gesicht. Und nach ein paar endlosen Augenblicken hatte sich dieses Gefühl zur Gewissheit erhärtet. Wie dieser Mann hieß, war unwichtig, denn er benutzte unzählige Decknamen. Er stammte aus Marseille und hatte schon als Jugendlicher die Drecksarbeit für die Marseiller Drogenbosse erledigt. Als es ihn als Söldner ins südliche Afrika und die Senegambia-Region verschlug, war er bereits ein erfahrener Killer. Inzwischen arbeitete er freiberuflich und wurde hauptsächlich für Auftragsmorde engagiert, die ein hohes Maß an Diskretion erforderten. Und besondere Fähigkeiten voraussetzten. Er war ein hervorragender Killer und verstand sich auf den Umgang mit Schusswaffen, Messern und Würge draht. Ein nützlicher Mann für den scheinbar willkürlichen, ungeplanten Mord. In

seinem Berufsfeld nannte man solche Männer einfach *Spezialisten*. Als Ambler ihn das letzte Mal gesehen hatte, war er blond gewesen, jetzt hatte er dunkles Haar. Die hohlen Wangen unter den hohen, scharfen Wangenknochen und der schmale Mund waren unverändert, auch wenn man ihm sein Alter jetzt stärker ansah. Plötzlich richtete der Mann den Blick direkt auf Ambler. Ein Adrenalinstoß durchfuhr ihn – war er entdeckt worden? Nein, das war unmöglich. Der Blickwinkel und die Beleuchtung verbargen ihn vollständig. Der Killer beobachtete einfach, was sich vor dem Fenster abspielte. Der vermeintliche Augenkontakt war reiner Zufall und dauerte nur Sekunden.

Eigentlich hätte es Ambler beruhigen müssen, dass der Killer sich im Haus aufhielt. Leider war das nicht der Fall. Dies war kein Auftrag für einen einzelnen Mann. Wenn der Spezialist drinnen war, dann waren seine Mitarbeiter in den umgebenden Wäldern postiert. Alle Vorteile, die Ambler sich von seiner Position versprochen hatte, lösten sich in Luft auf. Er wurde von *Kollegen* gejagt, die jedes Manöver durchschauen und vereiteln würden. Der Spezialist hatte vielleicht das Kommando, aber die anderen waren ganz in der Nähe. Der Meister würde erst eingreifen, wenn es nötig sein sollte.

Die Falle war wunderbar konzipiert. Sie nutzten sowohl das Terrain als auch den offiziellen Grenzübergang. Ambler musste so viel Professionalität einfach bewundern. Aber wer steckte dahinter? Consular Operations oder die Strategic Services Group?

Ein Schweizer Grenzbeamter und sein französischer Kollege verließen das Haus, als sich ein weißer Renault-Kastenwagen dem Grenzposten näherte und mit laufendem Motor vor der orangefarbenen Schranke wartete. Der Schweizer beugte sich vor und stellte dem Fahrer die üblichen Fragen. Ein Gesicht wurde mit einem Passfoto verglichen. Es lag im Ermessen der Zollbeamten, ob der Wagen genauer untersucht wurde. Der Franzose stand in der Nähe. Sie tauschten einen Blick. Die Grenzer hatten den Fahrer beurteilt und ihre Entscheidung getroffen. Die Schranke öffnete sich, und mit einer gelangweilten Handbewegung winkte der Schweizer den weißen Renault durch.

Die beiden Männer setzten sich auf die Plastikstühle in der Kabine, rückten ihre Ohrschützer zurecht und kuschelten sich in ihre dick wattierten Jacken.

»Die Frau in dem Renault war so fett wie deine Frau«, sagte der eine auf Französisch. Er sprach laut, um den Wind zu übertönen und die Ohrschützer des anderen zu durchdringen.

Der andere erwiderte mit gespielter Empörung: »Wie meine Frau? Du meinst wie deine Mutter.«

Nur mit solchen Foppereien, egal wie abgedroschen oder einfallslos sie auch sein mochten, ließen sich die öden, endlosen Arbeitstage überstehen. Nun verließ der Killer aus Marseille das Zollhaus und sah sich um. *Folge seinen Blicken.* Ambler beobachtete, wo der Mann hinsah, und folgte seiner Blickrichtung mit seinem Feldstecher: Der Killer beobachtete einen Felsvorsprung aus dunklem Gestein, der etwa siebzig Meter höher lag. Dort war mit Sicherheit ein Scharfschütze der Einheit postiert. Es musste auch noch einen dritten geben. Einen Beobachter, der nur im Notfall eingreifen würde.

Der Spezialist ging am Laternenpfahl vorbei zu dem tiefer gelegenen Parkplatz, wo er hinter einem niedrigen Ziegelbau verschwand – wahrscheinlich ein Werkzeugschuppen. Sprach er dort mit jemandem?

Ambler hatte keine Zeit, lange darüber zu spekulieren. Er musste jetzt handeln. Es wurde jetzt rasch heller, was den Vorteil seiner Gegner noch vergrößerte. *Nur der Glaube hat uns so weit gebracht.* Er konnte den grauen Felsvorsprung über einen Zickzackpfad erreichen. Die Gefahr war aus der Nähe vielleicht geringer. Er eilte parallel zur Straße ein paar Hundert Meter in Richtung Schweiz, verstaute seine Reisetasche in einem Dickicht und häufte Schnee darauf.

Dann kletterte er auf einen schmalen Bergkamm, den der Wind vom Schnee befreit hatte. Mit langen Schritten lief er den steil ansteigenden Kamm hinauf. Er griff nach einem Ast, um sich auf den nächsten, höheren Kamm hinaufzuziehen, der ihm als Fußweg dienen konnte. Mit lautem Krachen brach der Ast unter seinem Gewicht. Ambler stolperte rückwärts und schaffte es nur durch heftiges Fuchteln mit den Armen, nicht nach hinten abzurutschen. Er versuchte, das Gleichgewicht wiederzuerlangen, aber im lockeren Schnee rutschten auch seinen Profilsohlen. Er musste festen Halt finden, egal wie viel Kraft es kostete. Wenn er nur einen falschen Schritt machte, würde er mindestens zwanzig Meter in die Tiefe stürzen. Er hielt sich an den verkrüppelten Bäumen fest wie an einem Geländer, hechtete über Felsen und zwang seine Beine, schneller zu arbeiten, sobald eine Schneeverwehung seine Schritte bremste. Er würde sich auf keinen Fall hier im Nirgendwo wie ein Kaninchen abknallen lassen. Er erinnerte sich an Laurels tief empfundene Abschiedsworte, und sie gaben ihm neue Kraft: *Pass auf dich auf*, hatte sie gesagt. *Für mich.*

Caleb Norris träumte nie schlecht und unter seelischem Druck schlief er sogar noch tiefer und friedlicher als sonst. Eine Stunde, bevor das Flugzeug in Zürich landete, wachte er auf und ging zur Toilette, wo er sich Wasser ins Gesicht spritzte und die Zähne putzte. Als er von Bord gegangen war und das hell erleuchtete Flughafengebäude betrat, wirkte er nicht

zerknitterter als sonst.

Ironischerweise verkürzte seine Waffe sogar die Wartezeit auf sein Gepäck. Er meldete sich in dem Büro der Swiss Air, das sich explizit um solche Formalitäten kümmerte. Nicht zum ersten Mal bewunderte Norris, wie effizient die Schweizer arbeiteten. Er unterschrieb zwei Formulare und bekam sofort seine Waffe und seine Reisetasche ausgehändigt. In dem Büro hatten sich noch ein paar andere Repräsentanten seiner Regierung eingefunden. Agenten vom Secret Service: ein Mann, an den er sich vage von einer Konferenz mit der Antiterror-Abteilung des FBI erinnerte, außer ihm noch ein alter Bekannter. Er sah nur seinen Rücken im grau gestreiften Anzug, erkannte aber die wuschligen Haare, die der Mann in einer absurden Farbe gefärbt hatte, die beinahe an Orange grenzte. Der Mann drehte sich um und lächelte Norris an. Er war viel zu cool, um seine Überraschung zu zeigen. Stanley Grafton war ein Mitglied des National Security Council, und Norris hatte im Weißen Haus einige Sicherheits-Briefings abgehalten, an denen auch er teilgenommen hatte. Grafton hörte aufmerksamer zu als die anderen Mitglieder des Sicherheitsrates, aber Norris hegte den Verdacht, dass er auch deutlich mehr zu sagen hatte.

»Caleb«, sagte Grafton und streckte die Hand aus. »Ich habe deinen Namen gar nicht auf der Liste gesehen.«

»Ich deinen auch nicht«, parierte Norris elegant.

»Kurzfristige Vertretung«, erklärte Grafton. »Ora Suleiman hat sich den Arm gebrochen.« Suleiman war die derzeitige Vorsitzende des Sicherheitsrates und hatte eine Schwäche für tiefsinnige Statements, die besser in ein fürs Fernsehen gedrehtes History-Special gepasst hätten als auf ein Podium.

Grafton lächelte vergnügt. »Jedenfalls musste die zweite Besetzung einspringen.«

»So war's bei mir auch. Hauptdarsteller kurzfristig verhindert, also muss der Ersatzmann ran. Aber was soll's? Wir sind sowieso nur hier, um herumzustehen und zu schwätzen.«

»Das ist doch unsere Spezialität.« Die Lachfältchen um Graftons Augen vertieften sich. »Soll ich dich mitnehmen?«

»Gern. Hast du eine Limousine?«

Der andere Mann schnaubte abfällig. »Limousine? Einen Helikopter, Mann. Wir nehmen den Luftweg. Ich gehöre schließlich zum NEC und muss stilvoll reisen.«

»Schön, dass unsere Steuergelder so gewinnbringend angelegt werden«, scherzte Norris. »Nach dir, Stan.« Er wog seine Aktentasche in der Hand, während er dem NEC-Mann folgte. Durch die langläufige 9-mm-Pistole

war sie sogar noch besser ausbalanciert als vorher.

»Eins muss man dir lassen, Cal. Dafür, dass du gerade aus dem Flugzeug gestiegen bist, siehst du wirklich taufrisch aus. Zumindest genauso frisch wie sonst auch.«

»Tja, ich habe heute auch noch viel vor«, sagte Norris achselzuckend.
»Ich muss ein Versprechen einlösen.«

Als Ambler einen Felsvorsprung erreichte, der ihm eine gute Sicht auf den Grenzposten ermöglichte, spähte er mit dem Feldstecher durch die verschneiten Zweige und machte Inventur. Der Spezialist aus Marseille hatte sich in der Straßenmitte postiert, hielt auf der Straße nach Fahrzeugen Ausschau und scannte das umliegende Terrain auf verdächtige Bewegungen. Die Wachposten in der Kabine sahen immer noch gelangweilt aus. Ihre Kollegen im Zollhaus waren besser dran. Weil sein *Camion* repariert wurde, saß der Fahrer immer noch bei ihnen und unterhielt sie mit lustigen Anekdoten.

Der Abstieg fiel Ambler leichter als der Aufstieg. Wenn das Terrain zu steil abfiel, rutschte er oder rollte sich nach unten. Die Geschwindigkeit kontrollierte er mit Händen und Füßen, die Schwerkraft sorgte dafür, dass er seinen Schwung beibehielt. Schließlich war er wieder bei dem niedrigen Fichtendickicht angelangt.

Aus nur wenigen Metern Entfernung hörte er plötzlich einen Mann leise sagen: »Hier Beta Lambda Epsilon. Zielperson gefunden?« Ein Amerikaner mit texanischem Akzent. »Ich bin heute Morgen nämlich nicht bloß aufgestanden, um mir hier die Eier abzufrieren, verdammt noch mal.«

Die Antwort war unhörbar, zweifellos über Kopfhörer gefunkt. Der Texaner sprach demnach in einen elektronischen Kommunikator, eine Art Walkie-Talkie. Der Mann am Grenzposten gähnte und ging am Straßenrand auf und ab, um sich die Füße zu wärmen.

Ambler hörte laute Stimmen, aber sie waren weiter entfernt und kamen vom Grenzposten selbst. Vor der Schranke wartete ein teuer aussehendes Auto. Der empörte Passagier war gebeten worden, auszusteigen, während sich die Beamten das Auto genauer ansahen. Der Chauffeur durfte sitzen bleiben. »Bürokratischer Wahnsinn«, keifte der reiche Mann. Schließlich überquere er jeden Tag diese Grenze und sei noch nie derartig *shikaniert* worden.

Die Wachposten bedauerten das, blieben aber fest. Es habe Warnungen gegeben, heute müssten sie besondere Vorsicht walten lassen. Er könne seine Beschwerden an die Zollbehörde richten. Zufällig sei ein leitender Beamter heute hier. Er könne sich ja an ihn wenden.

Der rotgesichtige Geschäftsmann sah den uniformierten Zollaufseher an, registrierte die eiskalte Gleichgültigkeit, die verächtliche Miene. Der Mann seufzte resigniert, seine Proteste verwandelten sich in ärgerliches Gemurmel. Einen Augenblick später hob sich die orangefarbene Schranke, der Motor sprang an, und das Luxusauto glitt seinem Ziel entgegen. Ein Bild verletzter Würde.

Aber der lautstarke Protest des Mannes hatte Ambler Deckung gegeben.

Er konnte die Situation zwar nicht zu seinem Vorteil nutzen, wenigstens aber den Vorteil seiner Gegner verringern. Er kroch auf die Straße zu, bis er einen stämmigen Mann mit teurer Armbanduhr sah, deren breites goldenes Band in der Morgensonne glänzte, die gerade hinter einer Wolke hervorlugte. Der Texaner. Die Uhr war völlig unpassend für einen solchen Einsatz. Sie deutete auf einen überprivilegierten Agenten mit großzügigem Spesenkonto hin, der seine aktive Zeit lange hinter sich hatte. Man hatte ihn wahrscheinlich nur deshalb zu diesem Last-Minute-Einsatz abgerufen, weil er zufällig in der Nähe lebte. Ambler schlich sich im Schutz einer Schneewehe an ihn heran, legte ihm von hinten blitzschnell den linken Arm um den Hals und setzte mit dem rechten Arm einen Hebel an. Die Kehle des Mannes wurde direkt unter dem Unterkiefer in die Beuge zwischen Amblers Bizeps und seinem Unterarm gequetscht. Der rechte Unterarm presste die Halsschlagadern ab, was zu augenblicklicher Bewusstlosigkeit führte. Der Mann – zweifellos nur ein Beobachtungsposten – grunzte verblüfft und wurde schlaff. Schnell tastete Ambler ihn ab, er suchte nach dem Kommunikator.

Er fand ihn in der unteren Tasche des schwarzen, pelzgefütterten Ledermantels, den der Mann trug. Das teure Kleidungsstück war zwar für einen Wachposten in der alpinen Winterkälte wenig geeignet, passte dafür aber umso besser zu der goldenen Audemars Piguet an seinem Handgelenk. Den Kommunikator hatte der Texaner bestimmt erst heute Morgen mit dem Einsatzbefehl erhalten. Es war ein kleines Modell aus schwarzem Hartplastik mit begrenzter Reichweite, aber starkem Signal. Ambler steckte sich den winzigen Kopfhörer ins Ohr, holte tief Luft und vergegenwärtigte sich die Aussprache und Sprachmelodie des Texaners. Dann drückte er den SPEAK-Knopf und grummelte mit passablem texanischem Akzent: »Hier Beta Lambda Epsilon. Bitte kommen ...«

Eine Stimme mit starkem Akzent – das raue Französisch des Departement Savoy – schnitt ihm das Wort ab. »Du solltest doch die Kommunikation einstellen. Du gefährdest den ganzen Einsatz. Wir jagen keinen Amateur! Der einzige Amateur hier bist offenbar *du*.«

Die Stimme gehörte nicht dem Killer aus Marseille. Dies war der dritte Mann – mit Sicherheit der Einsatzleiter.

»Halt's Maul und hör mir zu«, fauchte Ambler wütend. Das kleine Funkgerät übertrug die Stimmen klar und metallisch. Es war auf maximale Verständlichkeit ausgerichtet, verschluckte aber die klanglichen Merkmale einzelner Stimmen. »Ich hab das Schwein *gesehen*. Auf der anderen Straßenseite. Er ist über den Parkplatz gerannt. Der Pisser will uns *verarschen*.«

Schweigen am anderen Ende. Dann fragte die Stimme wachsam und drängend: »Wo genau befindet er sich jetzt?«

Was sollte er darauf antworten? Ambler hatte die Sache nicht durchgeplant und wusste jetzt nicht weiter. »Er ist in den Jeep gekrochen«, sagte er dann impulsiv. »Hat sich unter der Plane versteckt.«

»Ist er immer noch dort?«

»Ja. Sonst hätte ich ihn gesehen.«

»Okay.« Pause. Dann, widerwillig: »Gute Arbeit.«

Wären Amblers Wangen nicht halb erfroren gewesen, hätte er gelächelt. Das Killerkommando bestand aus Männern seiner eigenen Profession. Sie würden jedes Manöver durchschauen, das er sich ausdenken konnte. Ambler konnte sie nur überlisten, wenn er *nicht* nachdachte, sondern sich nur blind und instinktiv von Augenblick zu Augenblick hangelte. *Nichts läuft genau nach Plan. Denk nicht nach. Improvisiere.*

Der Killer aus Marseille eilte von der Kabine zu dem unteren Parkplatz und näherte sich dem Transporter mit der Plane. Er trug eine schwere, schallgedämpfte Pistole in der Hand. Ein heulender Windstoß fegte den Abhang und die Straße hinunter und traf Ambler voll in den Rücken.

Und jetzt? Der Killer befand sich in einem Zustand der Übererregung, alle seine Sinne waren bis zum Zerreißen gespannt. Ambler musste das ausnutzen und ihn zu einer Überreaktion verleiten. Er suchte nach einem Stein oder einem anderen Wurfgeschoss, das er in hohem Bogen über die Straße in Richtung Parkplatz werfen konnte. Aber alle losen Gegenstände – Kiesel, Kies und Steine – waren am eisigen Boden festgefroren. Ambler griff nach der Magnum des Texaners und holte eine schwere Patrone aus dem Patronenlager. Er warf das Projektil hoch in den Wind. Ein Windstoß erfasste die Patrone und trug sie mit sich. Als der Wind nachließ, fiel das Projektil zu Boden und landete auf der Plane des Jeeps. Der Aufprall war enttäuschend leise, nur ein kleines, harmloses »Plopp«. Aber das reichte, um bei dem Spezialisten eine extreme Reaktion auszulösen. Ohne Vorwarnung sank der Mann auf die Knie, stützte den rechten Arm mit dem linken und feuerte wieder und wieder auf den Jeep. Die schallgedämpfte Salve durchlöcherte fast lautlos die Plane und zerfetzte die Sitzpolster.

Ambler beobachtete durch seinen Feldstecher, wie der Spezialist all

seine aufgestaute Spannung an dem leeren Fahrzeug ausließ. Aber wo war der dritte Mann aus dem Savoy? Ambler sah ihn nicht. Der Mechaniker, den die hochgeklappte Motorhaube vor dem Wind schützte, schraubte immer noch an dem Laster herum. Er wusste ja, dass man ihm jede zusätzliche Minute Arbeitszeit bezahlen würde. In der Kabine saßen der Schweizer Grenzbeamte und sein französischer Kollege bibbernd auf ihren Plastikstühlen, tranken Kaffee und warfen sich mit gepflegter Langeweile wie zwei alte Damespieler Beleidigungen an den Kopf.

Ambler schluckte. Jetzt kam alles auf das richtige Timing an. Er hatte ein paar Sekunden Zeit, unbemerkt die Straße zu überqueren, und spontan entschloss sich Ambler, das zu tun. Der Killer aus Marseille war grausam, unbarmherzig und vor allem ausdauernd. Wenn seine Beute es schaffen sollte, der Falle zu entkommen, dann würde er sie danach nur umso entschlossener zu Tode hetzen. Sein Stolz und seine Killerehre geboten es. Der Spezialist hatte sich diese Falle für ihn ausgedacht, also musste sie zuschnappen.

Ambler wollte sich dafür revanchieren.

Er rannte hinter den niedrigen Werkzeugschuppen aus Ziegelwerk und näherte sich dem Parkplatz. Der Spezialist hatte die Plane vollkommen zerfetzt und sich inzwischen davon überzeugt, dass niemand im Wagen war. Jetzt wich er kopfschüttelnd von dem Fahrzeug zurück, drehte sich um und stand Ambler genau gegenüber. Ambler hatte ihn im Visier der Magnum, die er dem Texaner abgenommen hatte, aber er zögerte. Er wusste, dass der laute Knall der Pistole die anderen herbeirufen würde. Statt den Killer mit Blei vollzupumpen, wollte er ihn mit der Waffe bedrohen.

»Keine Bewegung«, sagte er.

»Aber natürlich«, log der Spezialist in passablem Englisch.

Erschieß ihn jetzt, schrie Amblers innere Stimme.

»Du bist jetzt der Boss«, sagte der Spezialist einschmeichelnd. Aber Ambler wusste, dass er log. Und zwar noch bevor er sah, dass der Spezialist mit einer flüssigen Bewegung die Schusshand hob.

»Was zum Teufel geht hier vor?«, dröhnte eine Stimme hinter ihnen. Ein Schweizer Zollbeamter war zum Parkplatz gelaufen, vielleicht hatte er das klatschende Geräusch der in den Jeep einschlagenden Geschosse gehört. Der Spezialist drehte sich beinahe neugierig um.

»Was zum Teufel geht hier vor?«, wiederholte der Mann auf Französisch.

Plötzlich erschien ein kleiner roter Punkt wie ein Brahmanenzeichen auf der Stirn des Mannes, und er sackte zu Boden.

Einen Augenblick später – zu spät – drückte Ambler den Abzug ...

Und nichts geschah. Zu spät schoss ihm durch den Kopf, dass er die Patrone aus dem Patronenlager der Magnum entfernt hatte. Er musste durchladen! Zu spät, denn der Spezialist war schon herumgefahren, und seine langläufige Pistole zielte ohne zu zittern direkt auf Amblers Gesicht. Jeder Anfänger hätte auf diese Entfernung getroffen, und der Spezialist aus Marseille war ein echter Profi.

Kapitel dreißig

Ambler's innere Stimme schrie nun keine Warnungen mehr, sondern machte ihm schwere Vorwürfe. Hätte er nur auf seine Instinkte gehört, dann wäre der Schweizer noch am Leben, und er selbst würde nicht in eine Mündung blicken. Er schloss einen Moment die Augen und öffnete sie dann mit beinahe körperlicher Anstrengung wieder. Er musste sehen. Er musste sprechen. Sein Auftreten – seine Stimme, sein Blick – das waren seine letzten Waffen. Es kam auf jede Sekunde an.

»Wie viel zahlen sie dir?«, fragte er herausfordernd.

»Genug«, erwiderte der Spezialist gleichgültig.

»Falsch, mein Freund«, sagte Ambler. »Sie halten dich zum Narren.«

Ambler warf die schwere Pistole zu Boden – impulsiv, ohne es bewusst geplant zu haben. Paradoxerweise fühlte er sich sofort viel sicherer. Die Tatsache, dass er unbewaffnet war, verringerte den Druck auf den Killer, ihn sofort zu töten. *Manchmal nutzt einem das Abgeben der Waffe mehr als die Waffe selbst.*

»Halt's Maul«, fuhr ihn der Spezialist an. Aber er war eitel, was sein Geschick bei Verhandlungen über Honorare anging. Ambler wusste, dass ihm die Demütigung ein paar zusätzliche Sekunden verschafft hatte.

»Nachdem du mich getötet hast, wirst du aus dem Weg geräumt. Diese Operation ist ein SRO. Verstehst du, was das heißt?«

Der Spezialist machte einen Schritt auf ihn zu, seine Reptil Augen betrachteten ihn mit der Wärme einer Kobra, die eine Maus fixiert.

»Ein sich selbst reinigender Ofen«, erklärte Ambler. »Eine Operation, bei der die Teilnehmer sich gegenseitig aus dem Weg räumen. So ein SRO ist eine reine Vorsichtsmaßnahme. Wenn der Job erledigt ist, wird die Festplatte formatiert – Erase All.«

Der Killer aus Marseille starrte ihn mit einem Hauch von Interesse an.

Ambler lachte kurz und bellend auf. »Deswegen bist du der perfekte Kandidat dafür. Gerissen genug, um zu töten. Zu dumm zum Überleben. Die Idealbesetzung für einen SRO.«

»Deine Lügen langweilen mich.« Aber er hörte Ambler an, schon weil ihn die Kaltblütigkeit seines Opfers beeindruckte.

»Vertrau mir. Ich habe schon viele SROs angeordnet. Einmal haben wir einen Spezialisten wie dich auf eine Insel Malaysias geschickt, um dort einen Mullah umzulegen. Der Kerl hatte für ein paar Dschihad-Typen Geld gewaschen. Da er aber viele Anhänger hatte, durften wir keine Spuren hinterlassen. Also schickten wir einen Waffentechniker zu der kleinen Cessna, mit der wir den Spezialisten aufs Festland schicken

wollten. Er präparierte sie mit einer Ladung Semtex, die bei einer bestimmten Flughöhe explodieren würde. Danach befahlen wir dem Spezialisten, den Waffentechniker auszuschalten. Und das tat er auch, kurz bevor er die Cessna bestieg. Drei minus drei ergibt null. Ganz einfache Rechnung. Funktioniert immer. Genau wie jetzt. Und das Minuszeichen siehst du erst, wenn es zu spät ist.«

»Du erzählst die tollsten Storys, um dein Leben zu retten«, sagte der Spezialist, um ihn zu prüfen. »Das tun Männer wie du immer.«

»Männer, die den Tod vor Augen haben? Das gilt für uns beide, mein Freund. Und ich kann es beweisen.« Der Blick, den Ambler ihm zuwarf, war eher verächtlich als furchtsam.

Verwirrung und Neugier huschten über die Miene des Killers. »Und wie?«

»Zuerst einmal mit der Kopie der Sigma-A23-44D-Übertragung, die ich in meiner Innentasche habe.«

»Keine Bewegung!« Die tief liegenden Augen des Spezialisten verengten sich zu schmalen Schlitzten, die dünnen Lippen formten ein eiskaltes Lächeln. »Hältst du mich für einen Anfänger? Du wirst überhaupt nichts tun.«

Achselzuckend erhob Ambler beide Hände auf Schulterhöhe, die Handflächen dem Killer zugewandt. »Dann nimm sie selbst aus meiner Tasche – zieh einfach den Reißverschluss auf. Ich halte meine Hände so, dass du sie sehen kannst. Du musst mich nicht beim Wort nehmen. Aber wenn du an deinem elenden, beschissenen Leben hängst, dann brauchst du meine Hilfe.«

»Das bezweifle ich sehr.«

»Glaub mir, es ist mir scheißegal, ob du lebst oder stirbst. Aber ich *muss* dir den Arsch retten, wenn ich überleben will.«

»Blödsinn.«

»Na gut«, erwiderte Ambler. »Du kennst doch den Spruch: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Wie wär's mit einer Variante? Misstrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Oder hast du Angst vor der Wahrheit?«

»Eine falsche Bewegung und ich blas dir das Hirn raus«, knurrte der Spezialist und näherte sich Ambler grimmig. Er hielt die Pistole in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Reißverschluss. Der metallene Zug befand sich versteckt unter dem Kragen von Amblers mit Fleece gefütterter Winterjacke. Erst beim zweiten Versuch schaffte es der Mann, den Reißverschluss zu öffnen. Jetzt trat er noch näher zu Ambler und suchte im Futter nach der Innentasche. Die Haut des Mannes spannte sich wie eine Maske aus Hartgummi über seine Züge. Ambler roch seinen heißen, leicht säuerlichen Atem. Die beinahe lidlosen Augen waren kälter

als die Schweizer Bergluft.

Timing. Alles hing vom richtigen Timing ab. Ambler versetzte sich durch reine Willenskraft in einen Zustand entschlossener Gelassenheit, einen Zustand vollkommenen Gleichmuts. Wenn er zu früh oder zu spät handelte, würde er sterben. Rationales Denken konnte ihm nichts nutzen. Er musste seine Aufmerksamkeit von den Fußfesseln bewusster Überlegung befreien – alle Reflexionen, Gedanken, Berechnungen aus seinem Geist verbannen. Die Welt um ihn herum war verschwunden: Die Berge, die Luft, der Boden unter seinen Füßen und der Himmel über seinem Kopf existierten nicht länger. Die Realität bestand nur noch aus zwei Paar Augen und zwei Paar Händen. Die Realität bestand aus allem, was sich bewegte.

Jetzt hatte der Spezialist entdeckt, dass auch die Innentasche mit einem horizontalen Reißverschluss gesichert war. Seine linke Hand war zu ungeschickt, um ihn aufzuziehen. Er zerrte immer auch am Stoff, in den der Reißverschluss eingenäht war, und bekam die Tasche nicht auf. Während er ungeduldig herumfummelte, sank Ambler ein wenig tiefer in die Knie: ein erschöpfter Mann, der sich noch kleiner machte.

Dann schloss er langsam und resigniert die Augen, als leide er an schwerer Migräne. Der Killer hatte jetzt einen Gegner vor sich, der nicht nur seine Waffe weggeworfen hatte, sondern ihn nicht einmal mehr ansah. *Manchmal nutzt einem das Abgeben der Waffe mehr als die Waffe selbst.* Eine machtvolle unausgesprochene Versicherung – eine animalische Unterlegenheitsgeste. Ein Hund, der seine Kehle darbietet, um einen stärkeren vom tödlichen Biss abzuhalten.

Timing- frustriert zog der Spezialist seine ungelenke linke Hand zurück. Ambler beugte die Knie noch stärker und machte sich noch kleiner. *Timing* – der Spezialist hatte keine Wahl: Er musste die Waffe von der Rechten in die Linke nehmen, was nur eine Sekunde dauern würde. Sogar mit geschlossenen Augen hörte und spürte Ambler, wie der Spezialist das schnelle Tauschmanöver einleitete. Die Zeit verstrich in Millisekunden. Der Spezialist legte die linke Hand um die Pistole, sein Zeigefinger streckte sich nach dem Abzugsbügel aus und tastete nach dem geschwungenen Abzug, während Ambler die Knie noch ein bisschen stärker durchbog und wie ein müdes Kind den Kopf hängen ließ. Er dachte nicht mehr nach und überließ sich voll und ganz seinen Instinkten und ... *jetzt jetzt jetzt jetzt!*

Ambler schnellte nach vorne, nach vorne und nach *oben*. Seine gebeugten Beine streckten sich mit immenser Kraft, und sein gesenkter Kopf knallte gegen den Unterkiefer des Killers. Er spürte und hörte, wie die Zähne des Mannes aufeinanderschlugen, wie der markerschütternde

Schlag die Wirbelsäule bis zum Schädel hinaufwanderte und ihm Sekundenbruchteile später den Kopf in den Nacken riss. Reflexartig spreizte er die Finger; Ambler hörte, wie die Waffe über den Asphalt schlitterte und ... *jetzt jetzt jetzt jetzt!*

Ambler beschrieb einen kraftvollen Abwärtsbogen, rammte dem Spezialist seinen Schädel ins Gesicht und brach ihm die Nase.

Der Mann aus Marseille brach auf dem Boden zusammen. Der starre Schock auf seinem Gesicht wich einer bewussten Erschlaffung. Ambler hob die Pistole auf und schlich durch den Wald am Zollhaus vorbei. Der Schnee dämpfte seine Schritte. Dann kroch er wieder zur Straße. Jetzt hatte er die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz überquert. Auf dem Seitenstreifen lagen inzwischen noch mehr Motorteile des Lebensmittellasters verstreut als vorher. Aber der dicke kleine Mechaniker beugte sich nicht länger in den Motorraum. Er befand sich etwa fünfzig Meter daneben, hielt die Hand ans Ohr gepresst und ging langsam in Amblers Richtung. Sein ölbeschmierter Overall spannte sich über seinem Bierbauch.

Der Mann war unrasiert und hatte Hängebacken, sein Gesicht spiegelte jene Mischung aus Langeweile und Gereiztheit wider, die für französische Handwerker so typisch ist. Er piffte ein Lied von Serge Gainsbourg, traf aber den Ton nicht. Dann sah er auf und nickte grüßend, als habe er Ambler gerade erst bemerkt.

Jähes Entsetzen rammte Ambler eine Faust in den Magen. In Extremsituationen passierte es ihm oft, dass er handelte, ohne sich bewusst entschlossen zu haben. So war es auch diesmal. Er riss die gedämpfte Pistole aus seiner Jacke und richtete sie auf den Mann ...

Und starrte selbst in den Lauf einer großkalibrigen Waffe, die sich scheinbar aus dem Nichts in der fleischigen Hand des anderen materialisiert hatte, als sei er ein Zauberer, der einen Münztrick perfektioniert hatte.

»*Salut*«, sagte der Mann in dem Overall. Er sprach mit dem teutonisch anmutenden Akzent der Bewohner des Savoy.

»*Salut*«, erwiderte Ambler – *jetzt jetzt jetzt jetzt* – und ließ sich abrupt zu Boden fallen. Im freien Fall zog er dreimal den Abzug durch, das leise Spuckgeräusch jedes Schusses wurde von einem erstaunlich starken Rückstoß begleitet. Binahe gleichzeitig schoss der Savoyarde mit seiner langläufigen Magnum genau dorthin, wo vor einer Sekunde noch Amblers Kopf gewesen war.

Ambler landete unsanft, aber wesentlich eleganter als der Mann im ölbeschmierten Overall. Von dem Blut, das aus der Brust des Savoyarden spritzte, stiegen weiße Dampfwölkchen in die kalte Luft auf. Der Mann

hustete ein paarmal krampfhaft und verstummte.

Ambler nahm dem Toten den Schlüsselring vom Gürtel und fand einen Autoschlüssel. Etwa dreißig Meter hinter dem Grenzübergang stand ein Kleinlaster mit dem französischdeutschen Logo GARAGISTE/AUTOMECHANIKER. Sekunden später raste Ambler die Straße entlang, die in die Schweiz führte. Er hielt nur kurz an, um seine Reisetasche unter einem Schneehaufen neben der Straße hervorzuholen. Bald waren der Grenzübergang und Frankreich selbst aus seinem Rückspiegel verschwunden.

Der Kleinlaster hatte erstaunlich viel Power unter der Motorhaube. Bestimmt hatte man seinen Originalmotor durch einen leistungsstärkeren ersetzt. Ambler wusste, wie diese Profis arbeiteten: Die Firma existierte nur als Name auf den Schildern, die Nummernschilder waren irgendwo registriert. Die Beschriftung sorgte dafür, dass der Wagen jederzeit überall auftauchen konnte, ohne Verdacht zu erregen. Wo es Autos gab, brauchte man schließlich auch Automechaniker. Außerdem würde die Polizei sich zweimal überlegen, ein solches Fahrzeug wegen Geschwindigkeitsübertretung anzuhalten. Ein Automechaniker war zwar kein Rettungshelfer, aber wenn er zu schnell fuhr, dann war er in der Regel als Pannenhilfe oder zu einer Unfallstelle unterwegs. Eine sehr gut gewählte Tarnung.

In diesem Auto war Ambler sicher, wenn auch nicht sehr lange. Er raste durch die Landschaft, die Zeit verschwamm zu einer Aneinanderreihung von Sonne und Schatten, Dorfstraßen voller Menschen und Landstraßen voller Autos. Er riss das Steuer herum, überholte kleine Geschäftswagen und große Traktoren mit Anhängern, die den Asphalt zum Beben brachten. Sie alle schienen nur von dem Wunsch beseelt zu sein, ihn aufzuhalten. Eine gigantische Verschwörung, um ihm Zeit zu stehlen. Zumindest registrierte sein Bewusstsein nur diese Hindernisse. Der Laster hingegen ließ ihn auch an den steilsten Pässen nicht im Stich; die Winterreifen und der Allradantrieb sorgten für sicheren Halt auf der Straße. Die Gangschaltung protestierte nie, egal, wie grob er auch schaltete. Der Motor heulte nie gequält auf, egal, wie sehr er ihn forderte.

Ganz selten registrierte er flüchtig, wie wunderschön die Landschaft war, durch die er raste. Die mächtigen Fichten vor ihm, die der Winter in ein Schneeschloss, ein Neuschwanstein aus Ästen und Zweigen verwandelt hatte. Die weißen Gipfel, die am Horizont wie die Segel eines gewaltigen Schiffes aufragten. Die Rinnsale neben der Straße, die sich aus Bergbächen speisten und lebendig durch eine gefrorene Welt strömten. Doch sein Geist wurde von einem einzigen Gedanken beherrscht. *Schneller. Fahr*

schneller. Er war zu dem Schluss gekommen, dass er diesen Wagen ungefähr zwei Stunden lang gefahrlos fahren konnte. Und in diesen zwei Stunden musste er seinem Ziel möglichst nahe kommen. Dort würde er Gefahren bestehen und von anderen abwenden müssen. Und dort wartete auch ein wenig Hoffnung.

Laurel. Sie war bestimmt schon dort. Das Herz schwoll ihm schmerzhaft in der Brust, als er an sie dachte. Seine Ariadne. *Oh Gott, er liebte sie so sehr*. Die Frau, die zuerst sein Leben und dann seine Seele gerettet hatte. Egal, wie schön die Landschaft auch sein mochte, durch die er fuhr. Sie trennte ihn von Laurel, und allein deshalb hasste er sie.

Er warf einen Blick auf die Uhr, was er seit seiner Ankunft in der Schweiz wie besessen getan hatte. Die Zeit wurde knapp. Wieder einmal stieg die Alpenstraße steil an und fiel dann flacher ab. Er drückte das Gaspedal beinahe konstant durch und benutzte das Bremspedal nur, wenn es unbedingt notwendig war. Er war seinem Ziel so nahe und doch so unendlich fern. Er hatte so viele Abgründe überwunden. Wie viele mochten noch vor ihm liegen?

Kapitel einunddreißig

Davos

Nur wenige Orte hatten im Bewusstsein der Weltöffentlichkeit eine solche Bedeutung und waren doch in der Realität so winzig. Davos bestand aus einer ungefähr anderthalb Kilometer langen Ansammlung von Häusern, die überwiegend dicht an der einzigen Hauptstraße lagen. Wie zu Eis erstarrte Wachposten umgaben riesige schneebedeckte Koniferen den Ort. Geografen kannten Davos als den höchstgelegenen Skiort Europas, aber das galt nicht nur für seine Lage über Meereshöhe. Jedes Jahr versammelten sich in dem Städtchen ein paar Tage lang die Größen der finanziellen und politischen Macht. Tatsächlich war der Name Davos zu einem Synonym für den jährlichen Weltwirtschaftsgipfel geworden – dem Gipfeltreffen der globalen Elite, das hier in der letzten Januarwoche stattfand. Die winterliche Düsternis ließ die illustren Gäste umso heller erstrahlen. Obwohl das Forum sich dem freien Fluss von Kapital, Arbeit und Ideen verschrieben hatte, schotteten sich die Teilnehmer bei dem Gipfel in einem schwer bewachten Kongresszentrum ab. Um das weitläufige Gelände aus halbrunden und rechteckigen Gebäuden hatten einige Hundertschaften der Schweizer Militärpolizei Stellung bezogen. Extra aufgestellte Stahlzäune blockierten alle nicht offiziell zugelassenen Ein- und Ausgänge.

Ambler ließ den Laster auf einem Parkplatz hinter einer alten Steinkirche stehen, deren spitzer Giebel ihn an einen Hexenhut erinnerte, und marschierte über den Reginaweg zur Promenade, der Hauptstraße von Davos. Die Gehwege waren fein säuberlich geräumt. Eine Sisyphusarbeit, denn selbst wenn es nicht schneite, trieb der Wind den Schnee von den Abhängen herunter. Die Promenade war als Arkade konzipiert. Geschäft reihte sich an Geschäft, dazwischen lagen verstreut Hotels und Restaurants. Die Geschäfte waren allerdings überhaupt nicht ländlich. Es waren Filialen internationaler Edelmarken wie Bally, Chopard, Rolex, Paul & Shark oder Prada. Ambler passierte ein Bettwäschegeschäft namens Betten und Besser und ein hohes Gebäude, vor dem drei Flaggen wehten, als sei es ein Konsulat. Tatsächlich war es eine Filiale der USB-Bank, vor der die Staats-, die Kantons- und die Firmenflagge gehisst waren. Ambler zweifelte nicht daran, welcher Flagge die wahre Loyalität der Bank gehörte. Nur die Hotels – das Posthotel mit dem stilisierten Horn über den gigantischen Blockbuchstaben seines Namens oder der Schweizerhof Morosani, dessen Markise das grün-schwarze Bild

traditioneller Wanderstiefel schmückte – verbreiteten so etwas wie Lokalcharakter.

Davos war zwar einer der abgelegensten Orte der Welt, aber die Welt war in all ihrer metallischen Pracht hierher gekommen. Autos mit Schneeketten und hoch eingestellten Scheinwerfern – er sah einen dunkelblauen Honda, einen silbernen Mercedes, einen Opel-Geländewagen, einen Ford-Minivan – fuhren mit halsbrecherischer Geschwindigkeit vorbei. Ansonsten erinnerten ihn die Ladenfronten an einen Hollywood-Filmset, eine Westernstadt auf dem Studiogelände: Man war sich stets bewusst, wie *schmal* die Stadt war, da die steilen Berghänge, die sie von allen Seiten einschlossen, von überall aus sichtbar waren. Gefrorene Wasserfälle aus Bäumen, die von unsichtbaren Gipfeln stürzten. Neben diesen gewaltigen Falten der Erde – ein hoch aufragendes, verwirrendes Muster aus Bergkämmen, Windungen und Wölbungen, ein Fingerabdruck Gottes – wirkte alles andere künstlich und vergänglich. Das älteste Gebäude, an dem er vorbeilief, war ein Kasten von schlichter Eleganz, in dem die Kantonspolizei residierte. Aber auch die Polizisten waren nur Gäste hier, die versuchten, das Unbeherrschbare zu kontrollieren: die unbeweglichen, schneebedeckten Berge. Und die Wildnis der menschlichen Seele.

Und die Wildnis in seiner eigenen Seele? Ambler war vollkommen erschöpft, ein Spielball von Informationen, die alles oder nichts bedeuten konnten. Seine Stimmung war so trübe und kalt wie der Januartag. Er fühlte sich unbedeutend, machtlos und isoliert. *Der Mann, den es nicht gab*. Nicht einmal für sich selbst. Leise, boshafte Stimmen begannen in seinem Schädel zu raunen, verhöhnten ihn und quälten ihn mit nagenden Zweifeln. Er war hoch oben in den Bergen und fühlte sich doch, als sei er auf dem endlosen Meer verschollen.

Der Boden unter seinen Füßen schien sanft, aber spürbar zu schwanken. *Was geschah nur mit ihm?* Es musste Hypoxie sein. Höhenkrankheit – die Auswirkungen großer Höhe auf Menschen, die nicht an sie gewöhnt waren. Hypoxie konnte dazu führen, dass der Sauerstoffgehalt des Blutes sank, was Verwirrung auslösen konnte. Er atmete tief die dünne Bergluft ein und versuchte, sich an seiner Umgebung zu orientieren. Er reckte den Hals und sah die mauernähnlichen Berghänge an, die in Armeslänge vor seinem Gesicht aufzuragen schienen. Klaustrophobie überkam ihn und versetzte ihn zurück in die Gummizelle auf Parrish Island. Plötzlich schossen ihm die unzähligen Fachausdrücke durch den Kopf, denen er ausgesetzt gewesen war: *dissoziative Persönlichkeitsstörung, Identitätsfragmentierung, Paranoia, abreaktive Ego-Dystonie. Ihr Wahnsinn, nicht seiner, und er würde ihn überstehen. Er hatte ihn*

überstanden, denn nur seine Suche nach sich selbst hatte ihn hierher geführt.

Oder war vielleicht diese Suche der eigentliche Wahnsinn?

Zu den Schatten in seinem Unterbewusstsein gesellten sich die Schatten, die er zu schnell aus seinem Bewusstsein verdrängt hatte.

Die dröhnende, begeisterte Stimme eines stämmigen Unternehmers: *Sie sind der Mann, den es nicht gab. Offiziell existieren Sie gar nicht!*

Die behutsamen Worte des brillanten, blinden Osiris: *Denken Sie an Ockhams Rasiermesser: Was ist die einfachste Erklärung?. . . Es ist einfacher, den Inhalt Ihres Kopfes zu verändern, als die ganze Welt umzukrempeln ... Sie erinnern sich doch bestimmt noch an ... die Programme zur Bewusstseinskontrolle aus den fünfziger Jahren – oder? . . . Die Namen wurden geändert, aber die Forschung wurde nie aufgegeben.*

Der Psychiater mit der eckigen Hornbrille, der langen braunen Stirnlocke, den Filzstiften – und den Worten, die wie Feuer brannten: *Die Frage, die ich Ihnen stelle, ist die Frage, die Sie sich selbst stellen müssen: Wer sind Sie?*

Ambler taumelte in eine Hintergasse und lehnte sich hinter einem Müllcontainer an die Wand. Mit einem lauten Stöhnen versuchte er, die lärmenden, durcheinanderschreienden Stimmen, den Höllenlärm zu vertreiben. Er würde nicht scheitern. Er *durfte* nicht scheitern. Wie ein Ertrinkender holte er immer wieder tief Atem. Er kniff die Augen zusammen und redete sich ein, dass sie nur wegen des scharfen Windes tränten. Im Schutz dieser kurzen Dunkelheit wollte er sich zusammenreißen. Aber vor seinem geistigen Auge erschienen unzählige Computerbildschirme, verschwommen und verzerrt bis auf den blinkenden Cursor in jeder Bildschirmmitte, ein Cursor, der wie ein Warnzeichen am Ende einer einzigen, kurzen Zeile blinkte:

KEINE ERGEBNISSE FÜR HARRISON AMBLER.

Ambler krümmte sich zusammen und würgte. Der ersten Welle der Übelkeit folgte eine zweite, noch stärkere. Er stand gebeugt, beinahe kauernnd da, die Hände auf die Knie gestützt. Er spürte weder die Kälte noch den Wind und hechelte wie ein Hund im August. Plötzlich drang eine andere Stimme in sein Bewusstsein ein, erschien ein anderes Gesicht vor seinem geistigen Auge. Und wie heller Sonnenschein vertrieb *die* Vision die dunklen Schatten seines Elends und seiner Verzweiflung. *Ich glaube an*

dich, sagte Laurel Holland und zog ihn an sich. *Ich glaube dir. Und du musst auch an dich glauben.*

Fast sofort verschwand die Übelkeit. Ambler richtete sich auf und spürte, wie seine Kraft und seine Entschlossenheit zurückkehrten. Er war aus den schlammigen Tiefen seines Unterbewusstseins aufgetaucht und zur Oberfläche zurückgekehrt. Er war aus seinem eigenen, ganz persönlichen Albtraum erwacht.

Nun musste er sich in einen anderen Albtraum begeben. Und er durfte nicht versagen. Sonst würde die ganze Welt in einem Albtraum versinken, aus dem sie vielleicht nie wieder erwachte.

Mit einem prüfenden Blick auf die Uhr vergewisserte sich Ambler, dass ihm noch ein wenig Zeit blieb. Er machte sich auf den Weg zum größten Hotel von Davos, dem Steigenberger Hotel Belvedere an der Promenade 89. Das Kongresszentrum lag schräg gegenüber. Das riesige Hotel war in einem ehemaligen Sanatoriumsgebäude aus dem Jahr 1875 untergebracht. Die rosarote Fassade war von schmalen Bogenfenstern durchbrochen, die wie die Schießscharten einer allzeit abwehrbereiten Burg aussahen. Aber auf dem jährlichen Wirtschaftsgipfel fanden die einzigen sichtbaren Kämpfe zwischen den verschiedenen Sponsoren der Konferenz statt. Über dem Vordach des Hotels hing ein riesiges, blau-weißes Banner von KPMG-Consulting, das mit einer Werbetafel für einen Shuttle-Service von Audi wetteiferte. Amblers Pulsschlag beschleunigte sich, als er auf den Eingang zuzuging. Auf dem runden Vorplatz des Hotels standen neben den üblichen Luxuskarossen Militärtransporter und ein Geländewagen mit großen Reifen und einem rechteckigen Blaulicht auf dem Dach. Über die Wagenseite zog sich ein neonroter Streifen, auf dem in weißen Buchstaben MILITÄRPOLIZEI stand. Die gegenüberliegende Straßenseite war mit einem drei Meter hohen Zaun mit scharfen Spitzen abgesperrt. Durch die Stahlrohre war ein pastellfarbenes Banner gezogen, auf dem die Worte »draußen bleiben« in den drei Hauptsprachen der Schweiz standen: SPERRZONE, ZONE INTERDIT, ZONA SBARRATA.

Er wusste von einer Voicemail, die er auf der Fahrt abgehört hatte, dass es Caston gelungen war, eine offizielle Einladung zur Konferenz zu ergattern: Er hatte seinen Einfluss als hochrangiger CIA-Beamter genutzt und sich auf die Gästeliste setzen lassen. Für Ambler war das jedoch unmöglich. Caston hatte bisher noch nichts herausgefunden. Aber dafür brauchte man auch keine Rechenkunst, sondern geschulte, wache Sinneswahrnehmung.

Oder vielleicht ein Wunder.

Im Vestibül des Belvedere lag ein großer Sisalläufer, auf dem die Gäste

sich den Schnee von den Schuhen klopfen konnten. Hinter den Doppeltüren machte der Sisal einem eleganten Wilton-Teppich mit einem dezenten Blumenmuster Platz. Nach einem kurzen Rundgang durch die verschiedenen Aufenthaltsbereiche wusste Ambler, dass alle Lounges ineinander übergingen. Der Essbereich war mit einem roten Seil abgesperrt, dessen Stützpfeiler ornamentale Ananas aus Messing schmückten. Ambler kehrte zu einem Sitzbereich in der Nähe der Rezeption zurück, von dem aus er diskret die Gäste beobachten konnte, die im Hotel ein und aus gingen. Er nahm in einem dick gepolsterten Ledersessel Platz. Die Wände waren bis in Hüfthöhe mit Mahagoni vertäfelt und darüber mit burgunderrotem, schwarz gestreiftem Seidenstoff bezogen. Mit Blattgold geschmückte Arkaden schienen die Decke zu stützen. Er betrachtete kurz sein Spiegelbild in dem großen Spiegel an der gegenüberliegenden Wand. Zufrieden stellte er fest, dass er in dem teuer wirkenden, anthrazitfarbenen Nadelstreifenanzug, den er jetzt trug, genau den richtigen Eindruck machte. Man würde ihn für einen der vielen Geschäftsleute halten, die – weil sie weniger illustre waren als die Teilnehmer – horrenden Summen für die Teilnahme an der Konferenz bezahlen mussten. Falls man ihre Anmeldung überhaupt akzeptierte. In der exklusiven Welt des Weltwirtschaftsgipfels wurden zahlende Gäste mit der gleichen Herablassung behandelt, mit der ein armer Stipendiat in einem Nobelinternat zu rechnen hatte. Zu Hause durften sich diese Männer – beispielsweise mittelständische Unternehmer und Bürgermeister mittelgroßer Städte – einbilden, sie beherrschten das Universum. Aber in Davos wurden sie zu Handlangern degradiert.

Ambler bestellte bei einem gehetzten, aber freundlichen Kellner einen Kaffee und blätterte in den Wirtschaftszeitschriften, die auf dem Beistelltisch neben ihm lagen: *Financial Times*, *The Wall Street Journal*, *Forbes*, *Far Eastern Economic Review*, *Newsweek International* und *The Economist*. Er griff nach dem *Economist* und spürte einen leichten Stich, als er das Titelblatt betrachtete. Unter der Überschrift *Die Volksrepublik China wird wieder dem Volk anvertraut* strahlte das fröhliche Gesicht Liu Angs.

Er überflog die Titelseite. Nur die fett gedruckten Unterüberschriften sah er sich genauer an. *Die Meeresschildkröte kehrt heim*, las er. Und *Wie groß ist der Einfluss der USA?* Regelmäßig blickte er von der Zeitung auf und beobachtete die Hotelgäste. Es dauerte nicht lange, bis er einen geeigneten Kandidaten fand: einen Engländer Anfang vierzig mit ergrauenden blonden Haaren. Ein Banker, dem breiten Revers und der fein gemusterten gelben Krawatte nach zu urteilen. Er hatte das Hotel gerade betreten und sah aus, als ärgere er sich über sich selbst. Wahrscheinlich

hatte er etwas Wichtiges in seinem Zimmer vergessen. Seine runden Wangen waren von der Kälte gerötet, an seinem schwarzen Kaschmirmantel hafteten Schneeflocken.

Ambler ließ ein paar Franken neben seiner Kaffeetasche liegen und stand eilig auf. Er holte den Geschäftsmann ein, als dieser gerade einen Aufzug betrat. Ambler schaffte es gerade noch in die Kabine, bevor die Tür sich schloss. Der Geschäftsmann hatte den vierten Stock gewählt. Ambler drückte denselben Knopf noch einmal, als habe er nicht bemerkt, dass das nicht mehr nötig war. Er warf einen Blick auf den Konferenzausweis des Mannes: *Martin Hibbard*. Kurze Zeit später folgte Ambler dem Engländer in einen Hotelflur. Er merkte sich die Zimmernummer des Geschäftsmanns, lief aber mit schnellen Schritten weiter und bog am Ende des Flurs um die Ecke. Als Ambler außer Sichtweite war, blieb er stehen und lauschte. Die Tür fiel hinter dem Engländer ins Schloss und wurde eine halbe Minute später wieder geöffnet. Der Mann kam mit einer ledernen Aktentasche heraus und eilte zum Fahrstuhl zurück. Die Tageszeit und seine Hektik deuteten darauf hin, dass er zu einem Business-Lunch verabredet war, bei dem er die Dokumente in seiner Aktentasche brauchte. Wahrscheinlich würde er dann ins Kongresszentrum zurückkehren, wo die nächsten Veranstaltungen um halb drei Uhr nachmittags begannen. Er würde erst in ein paar Stunden wieder in sein Hotelzimmer zurückkehren.

Ambler ging in die Lobby zurück und schaute sich die Angestellten an, die an der eleganten Rezeption aus Mahagoni und Marmor arbeiteten. Eine Frau Ende zwanzig mit ein bisschen zu viel Lippenstift und Lidschatten schien ihm für seine Zwecke besonders geeignet. Er wollte sein Glück weder bei dem kahl rasierten Mann Mitte vierzig versuchen – obwohl der im Moment frei war – noch bei der älteren Frau mit dem starren Lächeln und dem übermüdeten Blick.

Als die jüngere Frau sich von dem Gast verabschiedete, den sie gerade bedient hatte – einem Afrikaner, der frustriert festgestellt hatte, dass er seine Naira nicht in Schweizer Franken umtauschen konnte –, trat Ambler mit verlegenem Gesichtsausdruck vor.

»Ich bin so ein Schwachkopf«, sagte er. »Das sieht man mir bestimmt an, oder?«

»Wie bitte?« Ihr Englisch war beinahe akzentfrei.

»Ich bin ein Trottel. Ich habe meine Schlüsselkarte im Zimmer vergessen.«

»Kein Problem, Sir«, sagte die Frau freundlich. »Das passiert hier oft.«

»Mir ist so was noch nie passiert. Mein Name ist Marty Hibbard. Offiziell Martin Hibbard.«

»Und Ihre Zimmernummer, Sir?«

»Moment, ich hab's gleich.« Ambler tat so, als zerbreche er sich den Kopf. »Ah, ja. Vierhundsiebzehn.«

Die Frau hinter dem Tresen belohnte ihn mit einem strahlenden Lächeln und tippte ein paar Zahlencodes in ihre Tastatur. Sekunden später spuckte die Maschine hinter ihr eine neue Schlüsselkarte aus, die sie ihm reichte. »Ich hoffe, Sie genießen Ihren Aufenthalt bei uns.«

»Das tue ich wirklich«, sagte Ambler. »Und Sie sind ein guter Grund dafür.«

Sie lächelte, dankbar für das seltene Kompliment.

Zimmer 417 war großzügig geschnitten und elegant, in hellen, luftigen Farben gehalten und mit zierlichen Möbeln eingerichtet: einer Kommode im Sheridan-Stil, einem Ohrensessel, einem kleinen Schreibtisch mit passendem Stuhl. Im gesamten Umkreis von Davos und Klosters gab es in der letzten Januarwoche keine freien Zimmer mehr, aber Ambler hatte einen ganz guten Fang gemacht. Der Raum würde für seine Zwecke vollkommen genügen.

Er telefonierte, schaltete alle Lichter aus und zog die dicken Vorhänge zu, die das Tageslicht aussperrten. Dann wartete er.

Zehn Minuten später klopfte es an die Tür. Ambler drückte sich an die Wand direkt neben der Klinke. Das war eine Standardprozedur, die er in der Grundausbildung gelernt hatte. Einem erfahrenen Agenten wie Harrison Ambler war sie in Fleisch und Blut übergegangen.

Falls Harrison Ambler wirklich der war, der er zu sein glaubte.

Eine Wolke schwarzer Furcht stieg in ihm auf wie ein giftiger Rauchschwaden von einer Feuerstelle. Er entriegelte die Tür und öffnete sie einen Spalt.

Das Zimmer war dunkel. Aber er musste nichts sehen. Er konnte sie riechen – ihr Shampoo, den Weichspüler in ihrer Kleidung, den Honigduft ihrer Haut.

»Hal?« Ihre Stimme war nur ein Flüstern. Sie schloss die Tür hinter sich.

»Ich bin hier«, sagte er leise, um sie nicht zu erschrecken. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, das genauso unwillkürlich war wie ein Niesen, ein Schluchzen oder Seufzen. Einem Lächeln, das den Raum zu erleuchten schien.

Sie folgte dem Klang seiner Stimme, streckte eine Hand aus und ertastete sein Gesicht wie eine Blinde. Sie fand seine Wange und liebte sie. Nun stand sie ganz dicht vor ihm. Er spürte ihre Wärme, und als ihre Lippen die seinen berührten, durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schlag. Er schloss sie in die Arme und zog sie an sich. Ihre Wange ruhte an seiner Brust, er küsste ihr Haar, ihr Ohr, ihren Hals und sog ihren Duft tief in

sich ein. Er wollte jeden Augenblick mit ihr genießen. Und obwohl er fürchtete, dass er den heutigen Tag nicht überleben könnte, stieg ein seltsames Glücksgefühl in ihm auf. Was immer ihm auch zustoßen mochte, er durfte mit der Gewissheit sterben, dass er geliebt wurde.

»Laurel«, atmete er, »ich ...«

Sie drückte ihren Mund auf seinen, und er verstummte. Sie schien aus seinem Kuss neuen Mut zu schöpfen. »Ich weiß«, sagte sie nach einer Weile.

Er umschloss ihr Gesicht mit beiden Händen und strich ihr mit den Daumen sanft über die Wangen. Er spürte eine Feuchtigkeit dort, die vorher nicht da gewesen war.

»Du musst es nicht sagen«, sagte sie mit leiser Stimme, von ihren Gefühlen überwältigt.

Erneut schmiegte sie sich fest in seine Arme, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn leidenschaftlich. In diesem endlosen Augenblick gab es für ihn einzig und allein ihre Gegenwart: ihre Wärme, ihren Duft, ihren festen, weichen, zitternden Körper ganz dicht an seinem. Das langsame Klopfen ihres – seines? – Herzens. Der Rest der Welt versank – das Hotelzimmer, die Stadt, ihre Mission, ja die Welt selbst existierten nicht mehr. Nur sie beide. Zwei Menschen, die in diesem Augenblick zu einer Einheit verschmolzen waren. Er spürte, wie sie ihn umklammerte. Ihre Verzweiflung war von ihr gewichen und hatte einer seltsamen Gelassenheit Platz gemacht, die auch ihn erfüllte.

Dann lockerten sie die Umarmung und traten einen Schritt auseinander. Nun waren sie wieder zwei Menschen geworden. Er betätigte den Lichtschalter neben der Tür. Mit der Helligkeit veränderte sich auch der Raum um sie herum. Er wurde kleiner, gemütlicher und durch die opulenten Texturen und Farben auch intimer. Laurel selbst blieb unverändert. Sie sah genauso aus, wie er sie sich vorgestellt hatte, als habe sich das Bild in seinem Kopf vor seinen Augen materialisiert. Ihre großen Haselnussaugen mit den grünen Einschlüssen waren voller Sehnsucht, Liebe und Sorge, ihre Haut war so zart wie Porzellan, ihre Lippen sinnlich und halb geöffnet. Aus ihrem Blick strahlte absolute Hingabe. Solche Hingabe bekam man sonst nur im Kino zu sehen. Aber diese hier war *real*. Hier, in Reichweite seiner Arme. Die einzige Realität, der er voll und ganz vertraute.

»Gott sei Dank geht es dir gut, mein Liebling, mein Liebster«, sagte sie leise. »Gott sei Dank bist du in Sicherheit.«

»Du bist so wunderschön«, sagte er impulsiv, ohne darüber nachzudenken. *Meine Ariadne*.

»Lass uns einfach *verschwinden*«, sagte Laurel. Wilde Hoffnung ließ ihr

Gesicht aufleuchten. »Komm, wir nehmen die Skier, fahren den Berg hinunter und schauen kein einziges Mal zurück.«

»Laurel«, sagte er.

»Nur wir beide«, flehte sie. »Es ist mir egal, was passiert. Hauptsache, wir sind zusammen.«

»Bald«, sagte er. »Nur noch ein paar Stunden.«

Laurel blinzelte langsam. Sie hatte verzweifelt versucht, ihre Angst zu beherrschen, aber jetzt stieg sie wieder in ihr auf und überwältigte sie beinahe. »Oh, mein Liebster«, sagte sie. »Ich habe schreckliche Vorahnungen. Ich kann sie einfach nicht abschütteln.« Ihre Stimme zitterte, ihre Augen glitzerten vor Tränen.

Jetzt überkam auch ihn Angst – Angst um sie. Um ihre Sicherheit, ihr Wohlergehen. »Hast du mit Caston darüber gesprochen?«

Sie lächelte kläglich unter Tränen. »Mit Caston über Vorahnungen? Er fing sofort an, von *Chancen* und *Wahrscheinlichkeiten* zu reden.«

»Klingt ganz nach Caston.«

»Von *schlechten Chancen* und *geringen Wahrscheinlichkeiten*.« Ihr Lächeln erstarb. »Ich glaube, er hat auch ein ganz schlechtes Gefühl bei der Sache. Er gibt nur nicht zu, dass er überhaupt Gefühle hat.«

»Manche Leute ertragen das Leben nur so.«

»Er hat gesagt, dass du tun wirst, was du tun musst. Egal, wie schlecht die Chancen auch stehen.«

»Hat ihm das sein Taschenrechner prophezeit?«, spottete Ambler kopfschüttelnd. »Aber er hat leider recht.«

»Ich will dich nicht verlieren, Hal.« Sie schloss einen Moment die Augen. »Ich *darf* dich nicht verlieren«, sagte sie lauter, als sie beabsichtigt hatte.

»Oh Gott, Laurel«, flüsterte er. »Ich will dich auch nicht verlieren. Aber ich habe das seltsame Gefühl ...«, er schüttelte hilflos den Kopf, denn es gab Dinge, die er nicht in Worte fassen konnte. Er konnte nicht hoffen, dass jemand ihn verstehen würde. Bis vor Kurzem war sein Leben für ihn wertlos gewesen. Er hatte das nie so gesehen und erkannte erst jetzt, dass es so gewesen war. Weil es nicht länger wertlos war. Weil es jetzt etwas von unschätzbarem Wert enthielt. Es enthielt Laurel.

Laurel war der Grund dafür, dass er hier war. Laurel gab ihm die Kraft, zu tun, was getan werden musste. Er konnte nicht untertauchen, in einer südamerikanischen Megalopolis verschwinden und ein anonymes Leben führen, während sich die Weltmächte gegenseitig zerfleischten. Denn eine Welt, in der es Laurel gab, bedeutete ihm plötzlich unendlich viel. Ambler konnte diese Gedanken nicht aussprechen. Er sah sie nur eine Weile unverwandt an. Beide sammelten Kraft für das, was vor ihnen lag.

Man darf nicht daran zweifeln, dass eine kleine Gruppe Bürger durch Klugheit und Einsatz die Welt verändern kann. Denn nur solchen Gruppen ist es im Lauf der Geschichte jemals gelungen.

Die Worte hinterließen einen bitteren Geschmack auf seiner Zunge. Er wollte sich gar nicht vorstellen, in welchen Aufruhr die Welt geraten würde, wenn Palmers teuflischer Plan gelang.

Ambler ging zum Fenster und betrachtete den niedrigen Gebäudekomplex des Kongresszentrums auf der anderen Straßenseite. Überall standen Grüppchen von Militärpolizisten in mitternachtsblauen Uniformen – blaue Reißverschlusshosen, blaue Bomberjacken, blaue Wollmützen –, die nur durch einen türkisfarbenen Streifen an ihren hochgeklappten Kragen aufgelockert wurden. Ihre hohen Schnürstiefel waren glänzend schwarz. Wenn sie dicht beieinanderstanden, sah es aus, als sei die Nacht bereits angebrochen. Die hohen Stahlrohrzäune, die halb im Schnee versunken waren, schleusten die Besucher zu den präzise ausgeschilderten Ein- und Ausgängen. Ambler hatte schon Hochsicherheitsgefängnisse gesehen, die einladender gewirkt hatten.

»Vielleicht hat Caston eine Idee, wie wir dich einschleusen können«, sagte Laurel. »Mich hat er schließlich auch reingekriegt.«

»Wie bitte? Dich?«, fragte Ambler bass erstaunt.

Sie nickte. »Er kam auf den Gedanken, dass ich technisch gesehen zum Geheimdienst gehöre. Höchste Sicherheitsstufe. Die Organisation des Wirtschaftsgipfels konnte sich das offiziell bestätigen lassen. Auf Parrish Island fallen sogar die Gärtner unter diese Stufe – das ist in einer solchen Einrichtung nun mal vorgeschrieben –, aber woher sollten die das wissen? Der Zahlencode, der im Dienstausweis hinter deinem Namen steht, enthält diese Informationen. Und Caston kennt sich im System unheimlich gut aus.«

»Wo steckt er eigentlich?«

»Er müsste gleich kommen«, sagte Laurel. »Ich bin ein bisschen früher los.« Sie musste nicht erklären, warum. »Aber vielleicht ist er auf eine seiner berühmten >Anomalien< gestoßen.«

»Caston ist ein toller Kerl, aber er ist ein Analyst, ein Zahlenzauberer. Wir haben es hier mit Menschen zu tun, nicht mit den elektronischen Kondensstreifen, die sie hinter sich herziehen.«

Jemand klopfte dreimal an der Tür. Laurel erkannte das verabredete Zeichen und ließ Clayton Caston ins Zimmer. Sein beigefarbener Regenmantel trug Epauletten aus Schnee, die langsam schmolzen und ihm die Brust hinunterliefen. Caston wirkte völlig erschöpft und noch teigiger als sonst. Er hielt eine schwarze Leinentasche in der Hand, auf die das Logo des Weltwirtschaftsforums aufgedruckt war. Er sah Ambler ohne

einen Hauch von Überraschung an.

»Was entdeckt?«, fragte Ambler ohne Umschweife.

»Nicht viel«, sagte der Revisor nüchtern. »Ich war anderthalb Stunden im Kongresszentrum. Wie gesagt, ich war schon mal hier, um einen Vortrag über Offshore-Banking und internationale Geldwäsche zu halten. Neben den Promi-Veranstaltungen finden hier nämlich auch Seminare mit Substanz statt. Heute bin ich einfach nur herumgewandert und habe bei ein paar Vorträgen reingeschaut. Ich sollte mir ein Schild umhängen, und zwar mit der Aufschrift: >Fragen Sie mich, wenn Sie etwas über transnationalen Kapitalfluss wissen wollen.< Laurel hat sich auch umgesehen, aber auf eine Goldader ist sie nicht gestoßen.«

»Mir ist die ganze Veranstaltung irgendwie unheimlich«, gab Laurel zu. »Ich habe so viele Leute gesehen, die ich aus dem Fernsehen oder aus Zeitungen kenne, dass mir ganz schwindelig geworden ist. Anfangs habe ich immer wieder reflexartig Leuten zugnickt, die mir bekannt vorkamen. Ich dachte, wir seien uns schon mal begegnet. Dann wurde mir klar, dass sie mir nur bekannt vorkamen, weil sie berühmt sind.«

Caston nickte. »Gegen Davos wirkt die Bilderberg-Konferenz wie die Handelskammer von Hintertupfingen.«

»Ich hatte das Gefühl, dass ich total auffalle. Dass jeder mir angemerkt hat, ich gehöre nicht dazu«, fuhr Laurel fort. »Und der Gedanke, dass einer von denen – irgendeiner von denen – vielleicht dieser *Verrückte* ist ...«

»Das ist kein Verrückter«, sagte Ambler behutsam. »Sondern etwas viel Schlimmeres. Ein Profi.« Er machte eine Pause. »Aber es gibt auch eine gute Nachricht. Ihr zwei habt es tatsächlich hingekriegt, in diese Trutzborg einzudringen«, fuhr er dann fort. »Das haben Sie geschafft, Caston, und ich weiß immer noch nicht, mit welchem Zaubertrick.«

»Ich bin immerhin ein ranghoher Beamter der Central Intelligence Agency«, sagte der Buchprüfer. »Vergessen Sie das nicht. Ich habe meinen Assistenten gebeten, im Büro des Vorsitzenden anzurufen und meinen Namen auf die Teilnehmerliste aus D.C. setzen zu lassen. Ein offiziell klingender Anruf aus Langley, mit Sicherheitsgarantien und Rückrufinformationen. Sie ließen sich nicht lange bitten.«

»Stört es die Veranstalter nicht, mit Spionen an einem Tisch zu sitzen?«

»Ob es sie *stört*? Sie sind ganz wild darauf. Ambler, Sie verstehen das immer noch nicht. In Davos ist nur eines wichtig: Macht. Und zwar jegliche Art von Macht. Am liebsten hätten sie den D C I persönlich auf der Gästeliste – er war vor ein paar Jahren mal hier –, aber sie freuen sich auch über einen ranghohen CIA-Beamten.«

»Und Laurel? Wie haben Sie Laurel eingeschleust?«

»Mein Assistent war der eigentliche Schleuser. Wir haben sie als eine psychiatrische Spezialistin der Joint Intelligence Services beschrieben – was zufällig ihre offizielle Berufsbezeichnung ist. Außerdem hat sie eine 12A-56J-Zugangsberechtigung wie das gesamte Personal von Parrish Island. Es ist zwar ungewöhnlich, in letzter Minute noch jemanden anzumelden, aber es kommt durchaus vor. Die Veranstalter haben ja nicht zum ersten Mal mit dem amerikanischen Geheimdienst zu tun. Und der Rest war – nun ja, nennen wir es *Mit zur Lücke*.«

»Aber diese Leute haben sich doch bestimmt nicht nur auf Ihr Ehrenwort verlassen, oder?«

»Natürlich nicht. Sie riefen Langley an und ließen sich mit meinem Büro verbinden – diese Rückrufe sind Standard, wie gesagt –, wo sie ein weiteres Gespräch mit meinem Assistenten führten. Ich vermute stark, er hat angedeutet, sie würden damit dem DCI und dem Außenminister einen >besonderen Gefallen< tun. Irgendwas in dem Stil. Dann hat er ihnen einen besonderen Passcode zur Verifizierung gegeben. Es gibt ein System, das beschränkten Zugriff auf unsere Intranetverifizierung gewährt. Wurde für die Zusammenarbeit mit anderen Nationen entwickelt. So bekamen sie eine gekürzte Personalakte – einen sogenannten *Stub* –, die ihnen offiziell bestätigt hat, was wir ihnen gesagt hatten. Dann hat mein Assistent ihnen ein digitales Foto geschickt – es war eines in der JIS-Datenbank –, und schon waren wir drin.«

»Erstaunlich. Ich habe halbwegs verstanden, was Sie da erzählt haben.« Ambler legte den Kopf zur Seite. »Aber hatten Sie nicht behauptet, das Sicherheitssystem hier sei narrensicher?«

»Ziemlich narrensicher. Aber ich bin eben kein Narr ...«

»Also können Sie mich auch reinbringen, oder?«

»Lassen Sie mich mal nachdenken. Sind Sie bei der CIA beschäftigt?« Castons Lider flatterten, als er sich dazu zwang, *nicht* die Augen zu verdrehen. »Liegt Ihre Personalakte den Joint Intelligence Services vor? Wenn die Organisatoren von Davos in Langley anrufen und sich Ihren Status bestätigen lassen, welche Auskunft bekommen sie dann?«

»Tja ...«

»Dass Harrison Ambler *nicht existiert*«, schnappte Caston. »Oder haben Sie das vergessen? Tut mir leid, dass Sie es von mir erfahren müssen, aber *man hat Sie ausradiert!* Das Weltwirtschaftsforum handelt mit Daten, mit Bits und Bytes. Dies ist eine Welt digitaler Signaturen, digitaler Akten, digitaler Bestätigungen. Es wäre leichter für mich, dem Yeti oder dem verdammt Loch-Ness-Monster einen Teilnehmerausweis zu verschaffen. Die existieren zwar auch nicht, aber man findet sie

wenigstens im Internet.«

»Sind Sie fertig?«

»Ich befürchte, wir sind alle fertig. Erledigt.« Castons Augen blitzten. »Ich habe die ganze Zeit gehofft, Sie hätten noch ein Ass im Ärmel, einen genialen Plan B. Aber Sie sind noch viel leichtsinniger, als ich befürchtet hatte. Sie stürzen sich Hals über Kopf in eine potenzielle Katastrophe, und das ohne einen Plan! Sie denken nicht vorausschauend – ach was, Sie denken *überhaupt nicht!* Unsere Chancen waren von Anfang an gering bis verschwindend. Und die geringen haben sich gerade in Nichts aufgelöst.«

Ambler kam es vor, als habe sich die Schwerkraft im Zimmer verdoppelt. Seine Glieder waren so schwer wie Blei. »Erklären Sie mir bitte einfach, wie dieses Ausweissystem organisiert ist. Und zwar nicht digital, sondern materiell.«

»Falls Sie daran denken, sich da irgendwie reinzuschummeln, vergessen Sie's«, grummelte Caston. »Und mit der Wahrheit oder mit Ihrem Gesichtsröntgenblick werden Sie's auch nicht schaffen. Das System ist sehr einfach und kaum zu überlisten.« Er knöpfte seine graue Anzugjacke aus Wollmischgewebe auf – Ambler roch den leichten Geruch nach Mottenkugeln, der ihr entströmte – und zeigte ihnen den Teilnehmerausweis, den er an einer weißen Nylonschnur um den Hals trug. Er war verblüffend schlicht. Ein weißes Rechteck aus Plastik mit Castons Namen und einem Passfoto. Darunter ein silbriges Hologramm, darüber ein blauer Zierstreifen. Er drehte den Ausweis um und zeigte ihnen den Magnetstreifen auf der Rückseite.

»Meine sieht genau so aus«, warf Laurel ein. »Nichts Besonderes. Könnten wir nicht eine stehlen und fälschen?«

Caston schüttelte den Kopf. »Beim Eingang zieht man die Karte durch ein Lesegerät. Die digitale Signatur ruft den Gästeeintrag im Computer auf. Und der Computer am Eingang hat die größte Cyber-Sicherheit, die man sich vorstellen kann. Er ist nämlich >luftgeschützt<. In anderen Worten, ein Standalone-Gerät, das nicht mit dem Internet verbunden ist. Man kann sich also nicht reinhacken. Und der Wachmann am Monitor vergleicht den Karteninhaber mit dem Foto, das auf dem Monitor angezeigt wird, wenn die Karte gelesen wird. Wer also nicht bereits in der Gästedatei steht, ist völlig verratz.«

»Ist das der Fachausdruck dafür?«

»Außerdem muss man Metalldetektoren passieren, wie am Flughafen«, fuhr Caston unbeirrt fort. »Jacken, Schlüssel usw. fahren auf einem Fließband durch.«

»Reicht das nicht, um einen Attentäter zu entdecken?«, fragte Laurel.

»Dieser Anschlag ist seit Monaten, wenn nicht noch länger geplant«,

erwiderte Caston. Er warf Ambler einen düsteren Blick zu. »Sie haben noch knapp zwei Stunden Zeit.«

Ambler wanderte zu dem Fenster, an dem Laurel gerade gestanden hatte und starrte wieder in den trüben Nachmittag hinaus. Ununterbrochen fielen träge Schneeflocken vom Himmel.

Was sollte er tun? Er spürte, wie Panik in ihm aufstieg. Er musste sie unterdrücken, denn Panik blockierte ihn und schnitt ihn von seinen Instinkten ab.

Laurels Stimme: »Und wenn man seine Karte verloren hat?«

»Dann entschuldigen sie sich und geleiten dich freundlich aber bestimmt zum Ausgang«, erwiderte Caston. »Als ich vor ein paar Jahren hier war, habe ich das mal gesehen. Und es ist völlig egal, ob es sich dabei um den König von Marokko handelt. Wer sich im Kongresszentrum aufhält, trägt eine Karte um den Hals.«

»Sogar Staatsoberhäupter?«, fragte Laurel beharrlich weiter.

»Ich bin gerade dem Vizepräsidenten der USA begegnet. Er trug einen schiefergrauen Anzug und eine gelbe Krawatte. Und unter dem Krawattenknoten einen Davos-Teilnehmerausweis. Ein einfaches, narrensicheres System. Diese Leute spielen keine Spielchen. Es hat hier seit mehr als dreißig Jahren keine Sicherheitslücken gegeben, und das mit gutem Grund.«

Ambler drehte sich zu den beiden um und erhaschte Laurels erwartungsvollen Blick: »Aber es muss doch eine Lücke geben, oder? Den menschlichen Faktor, von dem du immer sprichst.«

Ambler hörte ihre Worte wie aus großer Entfernung. Er spielte gedanklich verschiedene Szenarien durch, erwog diverse Möglichkeiten und verwarf sie sofort wieder. Beinahe jede Organisation wies Schwachstellen auf, die sich aus menschlicher Nachlässigkeit oder Willkür ergaben. Täglich durchgeführte Praktiken verlangten nun mal ein gewisses Maß an Flexibilität. Aber der jährliche Weltwirtschaftsgipfel von Davos war kein alltägliches Ereignis. Er war ein besonderes Event, das nur eine Woche dauerte. Hier war es möglich, alle Regeln strikt zu befolgen. Die Sicherheitsbeamten hatten gar keine Zeit, in eine Routine zu verfallen und nachlässig zu werden.

Amblers Blick fiel auf die schwarze Jutetasche, die Caston mitgebracht hatte. Sie enthielt alle Materialien, die den Gästen beim Einchecken ausgehändigt wurden. Er leerte den Inhalt auf dem Bett aus. Eine Spezialausgabe der Zeitschrift *Global Agenda*, speziell für diesen Anlass gedruckt; ein weißer Ringordner, in dem alle Veranstaltungen aufgelistet waren. Ambler blätterte darin. Die Seiten waren mit Vorträgen und Seminaren gefüllt, die so beeindruckende Titel wie »Quo vadis, Wasser-

Management?«, »Die Sicherheit globaler Gesundheitssysteme«, »Die Zukunft der US-Außenpolitik« oder »Bürgerrechte und Nationale Sicherheit: Verbündete oder Gegner?« trugen. Auch wichtige Termine, wie die Rede des UNO-Generalsekretärs, des Vizepräsidenten der USA, des Präsidenten von Pakistan und die Ansprachen weiterer Würdenträger, waren hier aufgelistet. Liu Angs darauffolgende Rede war offenbar der Höhepunkt der illustren Veranstaltung.

Ambler legte den Ordner weg und griff nach einem kleinen, dicken, beinahe würfelförmigen Buch, in dem alle Teilnehmer des diesjährigen Gipfeltreffens aufgelistet waren. Beinahe fünfzehnhundert Seiten mit Fotos und beruflichen Laufbahnen in kleiner Schrift.

»So viele berühmte Gesichter«, sagte Ambler. Er ließ den dicken Packen wie ein Daumenkino ablaufen.

»Würde eine verdammt gute Verbrecherdatei abgeben«, sagte Laurel. Die allgemeine Frustration erfüllte den Raum wie ein schlechter Geruch.

Plötzlich setzte sich Caston kerzengerade aus. »Eine Verbrecherdatei«, wiederholte er.

Ambler sah ihn an. Der Ausdruck in Castons Augen jagte ihm beinahe Angst ein. Sie glitzerten in einem beinahe irren Licht. »Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte er leise.

»Sie sollten verboten werden«, sagte Caston. »Polizeiliche Gegenüberstellungen, meine ich. Man bedient sich aus der Verbrecherdatei. Und das führt zu einer Menge ungerechtfertigter Verhaftungen. Die Fehlerquote ist untragbar.«

»Sie sind völlig übermüdet«, sagte Laurel schnell. Ängstlich drehte sie sich zu Ambler um. »Er hat im Zug überhaupt nicht geschlafen.«

»Lass ihn reden«, sagte Ambler sanft.

»Weil Augenzeugen extrem unzuverlässig sind. Sie haben jemand bei einer Straftat beobachtet und glauben, dass einer der Typen, die ihnen vorgeführt werden, der Schuldige sei. Also schauen sie sich die Aufstellung an – und folgen einer ganz bestimmten Heuristik. Sie zeigen auf den, der dem Typen, den sie gesehen haben, am ähnlichsten sieht.«

»Und wo liegt das Problem?« Laurel klang verwirrt.

»Weil Ähnlichkeit noch nicht bedeutet, dass es auch der Richtige ist. Sie sagen >Nummer vier< oder >Nummer zwei<, und manchmal ist das ein Polizist oder ein anderer Statist, und sie richten keinen Schaden an. Die Polizei bedankt sich und schickt den Zeugen heim. Aber manchmal ist der Typ auch ein Verdächtiger. Nicht der Täter, aber ein Tatverdächtiger. Er sieht dem Typen, den der Zeuge gesehen hat, ähnlicher als die anderen, ist aber nicht der Täter. Aber plötzlich schwört ein Augenzeuge, dass er das Verbrechen begangen hat. Vor Gericht kommt es dann zu Szenen wie:

>Können Sie auf den Mann zeigen, den Sie an jenem Abend gesehen haben? < Eine Scharade, aber die Jury hält den Fall für sonnenklar. Es gibt aber eine Möglichkeit, Augenzeugen zu befragen, ohne die Ergebnisse derartig zu verzerren. Die Gegenüberstellung muss seriell erfolgen. Man legt ihnen nacheinander Fotos von Verdächtigen vor und fragt: >War dies der Mann, den sie gesehen haben? Ja oder Nein?< Bei der seriellen Methode sinkt die Fehlerquote von sieben Prozent auf unter ein Prozent. Es ist empörend, dass unser Rechtssystem diese einfachen Grundregeln immer noch ignoriert.«

Er sah auf, plötzlich voll konzentriert. »Worauf ich hinauswill: Manchmal reicht Ähnlichkeit aus, um andere zu täuschen. « Er blinzelte ein paarmal schnell. »Die Statistiken sind eindeutig. Wir suchen einfach den Teilnehmer, der Ihnen am ähnlichsten sieht. Fünfeinhundert Teilnehmer sind ein annehmbarer Ergebnisraum.«

Ambler brauchte einen Moment, um Castons Rede zu verdauen.

Dann begann er, das Buch rapide durchzublättern, während Caston ihm über die Schulter schaute. Sein angefeuchteter Zeigefinger schlug beinahe mechanisch die Seiten um. »Schau dir die Bilder auch an«, bat er Laurel. »Wenn die Ähnlichkeit groß ist, wirst du das sofort merken. Denk nicht darüber nach. *Spüre* es einfach. Wenn es klappen könnte, wirst du es augenblicklich merken.« Die Gesichter flogen vorbei, ungefähr zwei pro Sekunde. »Stopp«, sagte Laurel.

Caston klebte ein kleines Post-it auf die Seite und sagte: »Weiter.«

Ambler blätterte die folgenden hundert Seiten ohne Unterbrechung um, bis er selbst innehielt. Caston markierte die Stelle mit einem weiteren Post-it. Ambler blätterte weiter. Als Ashton Palmers Gesicht ihm entgegenstarrte, zögerte er kurz. Keiner sagte ein Wort. Es waren keine Worte nötig. Auch als er bei Ellen Whitfield ankam, legte er eine kleine Pause ein. Sie wirkte attraktiv, aber dezent, ihr Mentor distinktiert und freundlich. Die briefmarkengroßen Fotos vermittelten weder seine messerscharfe Intelligenz noch ihren brennenden Ehrgeiz. Ihre Bilder lenkten nur von Wichtigerem ab.

Als Ambler am Ende des Buchs angelangt war, waren vier Seiten mit Post-its markiert. Ambler reichte Caston das Buch. »Sie sehen mich öfter als ich. Beurteilen Sie's.«

Caston sah sich alle vier Kandidaten an. »Der Dritte«, sagte er. Er reichte das Buch an Laurel weiter, die es ihm nachtat.

Zögernd sagte sie: »Ja, der dritte Typ könnte es sein.«

Ambler schlug die dritte markierte Seite auf, riss sie heraus und vertiefte sich in die Biografie des Mannes. »Der soll mir ähnlich sehen?«, sagte er halblaut, wie zu sich selbst. »Na ja. Ich habe mich auch noch nicht an

mein neues Gesicht gewöhnt.« Er sah sich das Schwarz-Weiß-Foto an. Die Augen des Mannes blickten streng, er strahlte Selbstbewusstsein, ja beinahe Arroganz aus. Aber es war schwer zu beurteilen, ob das Foto seine Persönlichkeit unterstrich oder verzerrte.

Sein Name war Jozef Vřabel, und er war der Präsident von V&S Slovakia, einer Firma aus Bratislava, die sich auf Wireless-Lösungen, Wireless-Dienste, Wireless-Produkte und Sicherheitskonzepte für zugangsintensive Netzwerke spezialisiert hatte.

»Ich will euch ja nicht die Laune verderben«, sagte Laurel, »Aber wie sollen wir ihm seine Karte abnehmen?«

»Fragen Sie nicht mich, sondern den Menschenkenner da drüben«, sagte Caston achselzuckend.

»Wie könnten wir Kontakt mit ihm aufnehmen?« Ambler sah Caston an und blickte dann wieder aus dem Fenster. Er wusste, dass auf dem Hoteldach zwei Stockwerke über ihm Scharfschützen postiert waren. Aber was nutzte die beste Waffe, wenn der Gegner unsichtbar blieb? Was für eine Ironie, dass er zuerst diejenigen überlisten musste, die wie er für Sicherheit sorgen wollten. Die Feinde seiner Feinde waren auch seine Feinde.

Er richtete sein Augenmerk auf die hohe, dunkelblaue Wandverkleidung hinter der die Betonwände des Zentrums verborgen waren. Eine zusätzliche Barriere, solide, aber leicht wieder abbaubar. Sie war mit großen, weißen Rechtecken bedruckt, auf denen in blauen Lettern WORLD ECONOMIC FORUM stand. Die drei Os der übereinanderstehenden Worte waren durch einen dünnen Halbmond verbunden. Links befand sich ein Schild mit demselben Logo, unter dem Pfeile auf die verschiedenen Eingänge hinwiesen: Der Haupteingang war für die Teilnehmer reserviert, der Nebeneingang mit der Aufschrift PRESSE/PERSONAL gekennzeichnet.

Angst, Verzweiflung und eiskalte Wut tobten in Ambler. Und formten eine Legierung, die stärker war als ihre einzelnen Elemente: unbeugsame Entschlossenheit.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er realisierte, dass Caston mit ihm sprach: »Ein Wunder der Technik«, sagte der Zahlenzauberer gerade. »Das Intranet ist von allen Terminals im Zentrum und von den meisten Hotels aus zugänglich. Es dient hauptsächlich dazu, Leute zu kontaktieren. *Networking* ist hier in Davos das Zauberwort.«

»Und haben Sie *Networking* betrieben, als Sie hier waren, Caston?«

»Nein«, sagte der Buchprüfer gereizt. »Ich *analysiere* Netzwerke. Aber in der Hotelloobby muss es ein Terminal geben. Wenn ich Vřabels Namen eingebe, finde ich raus, für welche Veranstaltungen er sich eingetragen hat.

Man muss sich hier nämlich für jeden Furz anmelden. Und dann ...«

»Werden Sie ihn finden und ihm sagen, es habe einen Notfall gegeben und er müsse sofort mit Ihnen kommen?«

Caston hustete. »Ich?«

»Sind Sie ein guter Lügner?«

Caston dachte einen Augenblick nach. »Eher mittelmäßig, würde ich sagen.«

»Mittelmäßig reicht«, sagte Ambler. Er gab Caston einen ermutigenden Klaps auf die Schulter. Der Buchprüfer zuckte unter der Berührung zusammen. »Manchmal lohnt es sich, seine Sache schlecht zu machen.«

»Kann ich helfen?«, fragte Laurel.

»Ich brauche dich an der Logistikfront«, sagte Ambler. »Du musst im Zentrum für mich ein leistungsstarkes Fernglas auftreiben. Im Zentrum treiben sich fast zweitausend Leute herum. Und aus dem Tagungsplan geht hervor, dass Liu Ang seine Rede in der Kongresshalle halten wird.«

»Das ist der größte Saal«, sagte Caston. »Da passen mindestens tausend Leute rein.«

»Eine Menge Gesichter. Und ich kann auf keinen Fall an alle herankommen.«

»Wenn du da mit einem Fernglas herumläufst, wirst du sofort auffallen«, warnte Laurel. »Und das kannst du dir nicht leisten.«

»Meinst du wegen der Überwachungskameras?«

»Nicht nur. Da drinnen wimmelt es vor Kameras, weil die ganzen Fernsehsender hier sind.«

»Welche Fernsehsender?«

»Ich habe mich mit einem Kameramann unterhalten«, antwortete Laurel. »Weil ich dachte, vielleicht erfahre ich ja was Nützliches. Er hat mir erzählt, dass das WEF die meisten Vorträge zu Archivierungszwecken aufzeichnet. Aber die wichtigsten Veranstaltungen – Plenarsitzungen und ein paar Forumsdiskussionen – werden in die ganze Welt übertragen. Die meisten großen Fernsehsender schicken eine Kameracrew zum Weltwirtschaftsgipfel. BBC, CNN, Euronews und so weiter. Die Kameras haben fantastische Objektive – ich durfte durch einen Sucher linsen.«

Ambler legte nachdenklich den Kopf zur Seite.

»Also habe ich gedacht, du könntest vielleicht den Zoom einer Kamera benutzen. Sie wäre zwar schwer, aber der optische Zoom hat eine unglaubliche Reichweite. Besser als jedes Fernglas. Und vollkommen unauffällig. Niemand würde sich darüber wundern.«

Ambler spürte einen Kloß im Hals. »Du bist unglaublich, Laurel.«

»Schau nicht so schockiert, nur weil ich einmal eine gute Idee hatte«, neckte sie ihn. »Es gibt nur ein Problem. Warum sollte der Präsident von

V&S Slovakia plötzlich eine Kamera durchs Kongresszentrum schleppen?»

»Drinne ist das kein Problem«, sagte Caston. »Die Karte braucht man nur beim Eintritt. Wenn man erst mal im Komplex ist, schaut keiner mehr so genau hin. Und auf dem Ausweis steht nicht die Firma, sondern nur der eigene Name. Wenn wir erst mal drinnen sind, ist das Ganze vergleichsweise leicht.«

»Und wie beschaffen wir uns eine Kamera?«, fragte Ambler.

»Kein Problem. Ich weiß genau, wo die Dinge liegen«, sagte Laurel. »Meine freundlichen Gesprächspartner haben mir gezeigt, wo sie aufbewahrt werden.«

»Aber Laurel, du bist Amateurin ...«

»Wenn Sie jemand aus einem reißenden Fluss ziehen will, fragen Sie doch auch nicht, ob der Retter ein paar Bierchen getrunken hat, oder?«, grummelte Caston. »Jesus, und ich dachte, *ich* sei hier der Pedant.«

»Für mich wird es wesentlich leichter als für >Jozef Vrabel< werden, in diesen Lagerraum zu gelangen«, sagte Laurel. »Außerdem habe ich mich schon mit den Jungs angefreundet, die dort ein und aus gehen.« Gespielt lasziv fügte sie hinzu: »Ich bin vielleicht Amateurin, habe aber gewisse Qualitäten.«

Ambler sah sie an: »Wie willst du das machen?«

Laurel lächelte schwach. »Das klappt schon«, sagte sie tapfer.

Schon komisch, dachte Adrian Choi, der an Clayton Castons wunderbar ordentlichem Schreibtisch saß. Sein Boss war zwar nicht da, schaffte es aber dennoch, ihm genauso viel Arbeit aufzuhalsen wie sonst auch. Castons heutige Telefonanrufe waren abrupt, hektisch und *kryptisch* gewesen. Lauter dringende Anordnungen ohne jede Erklärung. Alles sehr mysteriös.

Adrian genoss jede Minute.

Er genoss sogar den leichten Kater, an dem er heute Morgen litt. Ein Kater! So etwas war er überhaupt nicht gewohnt. Er kam sich vor wie – Derek St. John. In den Clive-Mc-Carthy-Reißern frönte St. John oft und gern dem Alkoholgenuss. »Zu viel ist nicht genug«, pflegte er immer zu sagen. Wenn St. John in geheimer Mission unterwegs war, verbrachte er seine Abende regelmäßig damit, schöne Frauen zu verführen und teure französische Champagner zu bestellen, deren Namen Adrian nicht aussprechen konnte. Und genauso regelmäßig war er am folgenden Morgen verkatert. »Es heißt *Sin-Dschin*«, erklärte der Superspion den Damen, die seinen Namen falsch aussprachen, lässig und verführerisch. »Mit der Betonung auf Gin.« Derek St. John hatte sogar ein Hausmittel

gegen Kater, dessen Rezept in Clive McCarthys *Operation Atlantis* detailliert beschrieben wurde. Aber man musste rohe Eier vertilgen, und Adrian hielt es für gefährlich, rohe Eier zu essen.

Allerdings hatte Adrian den gestrigen Abend auch nicht mit einem langbeinigen Supermodel – der Gespielin eines gelähmten Superschurken, der in einem speziellen Satelliten mit einem Anti-Gravitationsfeld die Erde umkreiste – verbracht. Das hatte er nur in *Operation Atlantis* gelesen. Adrians Abend war weniger spektakulär gewesen, doch wenn er an ihn zurückdachte, verspürte er leichte Schuldgefühle, was Derek St. John nie passiert wäre.

Ihr Name war Caitlin Easton, und sie war Verwaltungsassistentin bei den Joint Facilities Resources. Als sie ihr Misstrauen ihm gegenüber abgelegt hatte, klang ihre Stimme am Telefon unverhofft fröhlich und anziehend, und sie verabredeten sich im Grenville's Grill. Als Adrian ihr schließlich gegenüberstand, musste er seine Enttäuschung verbergen. Sie war ein bisschen *fülliger*, als er sie sich vorgestellt hatte, und er bemerkte, dass sie am Nasenflügel einen Pickel hatte. Besonders toll war das Restaurant, in das er sie eingeladen hatte, allerdings auch nicht. Grenville's Grill war ein »Bistro« in Tysons Corner, wo die Kellner den Gästen riesige, laminierte Speisekarten vor die Nase klatschten, das Brot in scheußlichen, mit Servietten ausgelegten Körbchen servierten und Zahnstocher in die Club-Sandwichs steckten. Aber es lag für sie beide auf dem Nachhauseweg. Je länger sie sich allerdings unterhielten, desto netter fand er sie. Caitlin hatte einen ausgeprägten Sinn für Humor, und er amüsierte sich prächtig. Als er ihr seinen vollen Namen sagte – »Es heißt Adrian Choi, mit der Betonung auf oy« –, lachte sie, obwohl sie die Anspielung bestimmt nicht verstanden hatte. Sie lachte über alle seine Witze, selbst die nicht besonders lustigen, und das machte ihm Mut. Sie war wirklich eine lustige Nudel.

Warum nagte dann sein Gewissen an ihm? Nun, er hatte sie schließlich benutzt. Er hatte zu ihr gesagt: »Hey, wenn du nach der Arbeit noch nichts vorhast, könnten wir ja zusammen was trinken oder einen Happen essen gehen.« Nicht: »Ihr Typen habt Informationen, die mein Boss braucht.« Also war der Abend im Grunde genommen unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zustande gekommen. Und Caitlin Easton war keine feindliche Agentin. Sie war – ehrlich gesagt – nur eine Sekretärin.

Das Telefon schnurrte, ein interner Anruf. Caitlin?

Er atmete tief durch. »Hallo«, sagte er und registrierte überrascht, dass er viel entspannter klang, als er sich fühlte.

»Selber hallo«, sagte sie.

»Es war schön gestern Abend.«

»Ja«, sagte sie. »Ja, das stimmt.« Sie senkte die Stimme. »Hör mal, ich hab da was für dich.«

»Wirklich?«

»Ich will nur nicht, dass du noch mehr Arger mit deinem Boss bekommst.«

»Sprichst du von . . .«

»Jawohl.«

»Caitlin, ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll.«

»Da fällt dir schon was ein«, kicherte sie.

Adrian errötete.

Als Ambler Jozef Vrabel zum ersten Mal gegenüberstand, war er ziemlich enttäuscht. Der Mann, der sein Doppelgänger sein sollte, war nicht besonders beeindruckend. Kaum einen Meter siebzig groß, kleiner Kopf, schmale Schultern und ein üppiger Bierbauch, der sich über seinen breiten Hüften wölbte. Er sah aus wie ein menschlicher Kegel. Falls Caston recht hatte, kam es jedoch nur auf das Gesicht an, und das Gesicht war ähnlich genug, um einem flüchtigen Vergleich standzuhalten, wenn man sich auf die Gemeinsamkeiten und nicht die Unterschiede konzentrierte.

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen«, wiederholte der slowakische Geschäftsmann, der einen langweiligen, maulwurffarbenen Anzug trug, während Caston ihn aus dem Kongresszentrum führte. Dicke Wolken verdunkelten die Straße, die verschiedenen Grautöne gingen ineinander über.

»Ich weiß, dass das verrückt klingt«, sagte Caston gerade. »Aber die CIA hat bereits einen Deal mit Slovakia Telekom ausgehandelt, und dies ist unsere letzte Chance für eine Neuverhandlung. Die Bedenkzeit ist beinahe abgelaufen. Um Punkt Mitternacht tritt der Vertrag in Kraft.«

»Aber warum hat man uns nicht schon vorher kontaktiert? Das ist geradezu absurd kurzfristig«, sagte der Slowake in flüssigem Englisch, allerdings mit starkem Akzent.

»Es überrascht Sie wirklich, dass die Regierung der Vereinigten Staaten sich nicht gründlich genug informiert hat? Dass unsere staatlichen Behörden nicht genügend Angebote verglichen und so den Wettbewerb ausgehebelt haben?«

»Jetzt, wo Sie es sagen«, schnaubte der Slowake.

Ambler, der sich vor dem Hotel postiert hatte, ging mit schnellen Schritten auf den Mann zu. »Mr. Vrabel? Ich bin Andy Halverson von der US General Services Administration. Clay hat behauptet, dass wir gerade einen ziemlich teuren Fehler machen. Ich muss wissen, ob er recht hat.«

Caston räusperte sich. »Das Angebot, das uns vorliegt, ist inklusive aller

Prämien um rund zwanzig Prozent teurer als unser bisheriges Arrangement in der Slowakei. Auch wenn wir die eingebetteten Sicherheitsmaßnahmen mit berücksichtigen, bin ich der Meinung, dass wir unser Jahresbudget mit Ihnen deutlich entlasten könnten.«

»Das ist doch kein seriöses Angebot«, sagte der kleine Slowake empört. »Sie hätten gleich mit *uns* sprechen müssen.«

Caston sah Ambler selbstzufrieden an. »Was hab ich dir gesagt?«

Ambler verhielt sich wie ein Bürokrat, der zwar Angst hat, dass man ihm die Hölle heißmachen könnte, der aber dennoch entschlossen versuchte, die Krise zu meistern. »Wir haben ein ganzes Büro, das Angebote einholen sollte«, sagte er sachlich. »Aber sie haben sich offenbar nicht die Mühe gemacht, Bratislava zu checken. Uns hat man gesagt, Slovakia Telekom sei marktführend.«

»Vielleicht vor zwei Jahren«, sagte Caston, während der Slowake ungläubig den Kopf schüttelte. »Ihr wollt einen Zweihundert-Millionen-Dollar-Vertrag abschließen und verlasst euch auf zwei Jahre alte Marktanalysen? Bin ich froh, dass ich das nicht dem US-Rechnungshof erklären muss.«

Ambler bemerkte, dass Vrabel sich immer mehr aufrichtete. Der menschliche Kegel schien vor ihren Augen zu wachsen. Sein Ärger darüber, dass man ihn aus dem »Zwei Volkswirtschaften, eine Allianz«-Vortrag gerissen hatte, machte einer gewissen Schadenfreude Platz. Er freute sich, dass er miterleben durfte, wie sich zwei mächtige amerikanische Regierungsbeamte gegenseitig Vorwürfe machten. Und natürlich freute er sich über die Aussicht auf einen lukrativen Vertrag mit der US-Regierung.

Vrabels Gesicht entspannte sich zu einem leutseligen Lächeln. »Gentlemen, beruhigen Sie sich. Es ist zwar spät, aber bestimmt noch nicht *zu spät*. Ich glaube, wir haben genau das richtige Komplettpaket für Sie.«

Die zwei Amerikaner führten ihn in einen kleinen Konferenzraum im zweiten Stock des Belvedere. Sie hatten sich vergewissert, dass er erst in einer Stunde für eine Arbeitsgruppe der ASEAN reserviert war. Ambler wusste, dass niemand ihnen den Konferenzraum bis dahin streitig machen würde. Sie mussten nur den Eindruck erwecken, dass sie hierher gehörten. Falls sich das Personal über ihre Anwesenheit wunderte, würde es den Fehler bei sich suchen. Bei so vielen VIPs auf einem Haufen war es klüger, stets höflich zu allen zu sein.

Laurel trug eine strenge weiße Bluse und einen grauen Rock. Sie wartete bereits in dem kleinen Raum auf sie und näherte sich Jozef Vrabel mit einem schwarzen, länglichen Plastikobjekt.

Ambler grunzte entschuldigend: »Reine Formalität. Technisch gesehen reden wir hier über Dinge, die der Geheimhaltung unterliegen. Wir müssen Sie nur kurz nach Wanzen absuchen.«

Laurel fuhr mit dem Gerät – das sie aus zwei Fernbedienungen gebastelt hatte – an Vrabels Armen und Beinen entlang. Dann am Oberkörper. Als sie in die Nähe des Ausweises kam, hielt sie inne und sagte: »Verzeihung, aber dürfte ich Ihnen kurz den Ausweis abnehmen, Sir? Ich fürchte, der Chip bringt unsere Sensoren durcheinander.«

Mit freundlichem Nicken gab Vrabel seine Zustimmung, sie stellte sich hinter ihn und tat so, als untersuche sie auch noch seinen Rücken. »Alles sauber«, sagte sie schließlich, legte ihm die Nylonschnur wieder um den Hals und schob die Karte unauffällig unter sein Revers. Da niemand auf seine eigene Karte schaute, würde Vrabel erst viel später bemerken, dass sein Konferenzausweis durch die Mitgliedskarte eines Automobilklubs ersetzt worden war.

»Bitte setzen Sie sich.« Ambler deutete auf einen Stuhl. »Möchten Sie einen Kaffee?«

»Tee, bitte«, sagte der Slowake.

»Ganz wie Sie wünschen.« Dann drehte sich Ambler zu Caston um und sagte: »Hast du das alte Angebot mitgebracht?«

»Nach Davos? Wir können die verschlüsselten Dateien herunterladen, aber wir müssten einen unserer eigenen Computer benutzen.« Caston sprach seinen Text ein bisschen steif, aber das wirkte nur, als sei ihm das Ganze recht unangenehm. »Die Jungs in der Bergstation haben eine abgeschirmte Verbindung.«

»Jesus Christus! Auf der Schatzalp?«, stöhnte Ambler. »Du kannst doch wohl nicht erwarten, dass Mr. Vrabel mit der Drahtseilbahn den ganzen Weg bis zur Schatzalp hinauffährt. Das dauert viel zu lange. Er ist ein viel beschäftigter Mann. Wir haben alle zu viel zu tun. Vergiss das Ganze. Vergiss es einfach.«

»Aber wir machen ein schlechtes Geschäft«, protestierte Caston. »Du kannst doch nicht ...«

»Ich nehm's auf meine Kappe.« Er wandte sich an den Slowaken. »Tut mir leid, dass wir Ihre Zeit verschwendet haben.«

Vrabel sagte mit geradezu fürstlicher Leutseligkeit: »Aber meine Herren, ich bitte Sie. Ihr Land verdient meine Aufmerksamkeit und Zeit vollkommen. Ich darf nicht zulassen, dass diese Tschechen Sie über den Tisch ziehen. Schließlich wäre das nicht im Interesse unserer Aktionäre. Setzen Sie mich in die Seilbahn. Ehrlich gesagt würde ich sehr gern die Chance nutzen, die Schatzalp zu besichtigen. Ich habe gehört, es soll wunderbar dort sein.«

»Sind Sie sicher, dass Sie Ihre Zeit dafür opfern wollen?«

»Aber natürlich«, sagte der Slowake mit einem Zweihundert-Millionen-Dollar-Lächeln. »*Aber natürlich.*«

Vor dem Haupteingang des Kongresszentrums wurde die Menschenschlange zwischen zwei Gitterzäunen und einem weit eindrucksvolleren Zaun aus Militärpolizisten hindurchgeschleust, die mit von der Kälte geröteten Wangen kleine Dampfwölkchen in die eiskalte Bergluft bliesen. Direkt nach dem Eingangstor links befand sich eine effizient organisierte Garderobe. Danach folgte die Sicherheitszone, wo etwa ein halbes Dutzend Sicherheitskräfte Wache schoben. Ambler ließ sich viel Zeit bei der Abgabe seines Mantels. Er tastete wiederholt alle Taschen ab, als wolle er auf keinen Fall etwas Wichtiges vergessen. Er wollte erst dann durch die Sicherheitsschleuse gehen, wenn sich vor ihm und hinter ihm viele Leute drängten. Inzwischen trug er einen Blazer, sein Ausweis hing ihm um den Hals und baumelte ungefähr in der Höhe des drittobersten Hemdknopfes. Endlich sah er, wie sich Männer und Frauen in einem Pulk näherten, und stellte sich schnell mit ihnen vor der Sicherheitsschleuse an.

»Ganz schön kalt draußen«, sagte er zu dem Mann am Computerterminal mit einem, wie er hoffte, passablen mitteleuropäischen Akzent. »Aber Sie haben sich bestimmt daran gewöhnt.« Er legte seine Karte auf das Lesegerät und klatschte sich mit den Händen leicht auf die Wangen, wie um sie zu wärmen. Der Mann warf einen Blick auf den Monitor und sah ihn dann an. Ein grünes Licht blinkte über der Schranke auf, und Ambler ging durch ein metallenes Drehgitter.

Er war drin.

Er spürte, wie sich in seinem Inneren etwas regte und wie ein scheuer Vogel zu flattern begann. Es dauerte einen Moment, bis er realisierte, dass es Hoffnung war.

Hoffnung. Das gefährlichste aller Gefühle war vielleicht genau das, was er jetzt am nötigsten brauchte.

Kapitel zweiunddreißig

Innen war alles taghell erleuchtet. Als er aus dem düsteren Davoser Wintertag in das riesige Kongresszentrum trat, kam er sich vor, als trete er aus einem dunklen Kino ins grelle Sonnenlicht. Jede Ecke war hell ausgeleuchtet, die Wände und der Boden strahlten in warmen Erdtönen wie Creme, Sand oder Ocker. Auf der linken Wand neben dem ersten großen Atrium waren die verschiedenen Erdteile in Brauntönen mit Längen- und Breitengraden dargestellt, das Ganze wirkte wie ein flach ausgebreiteter Globus. Ambler wagte sich tiefer in das geschäftige Treiben hinein. Er nahm seine Umgebung beinahe übernatürlich genau wahr. Die Decke, die sich rund sieben Meter über ihm wölbte, war ganz aus schmalen Holzplanken gefertigt. Er kam sich vor, als stünde er in einer riesigen Arche. Ambler blieb kurz bei einem Sitzbereich stehen, wo Teilnehmer an kleinen runden Glastischen Kaffee tranken. Zwischen den Tischen standen Orchideen in schweren Terrakotta-Töpfen. Auf einer umbrafarbenen Wand verkündeten erhabene Lettern, dass dies das WORLD CAFÉ war. Die Wand war mit horizontal geschriebenen Ländernamen dekoriert, die von vertikal geschriebenen Hauptstadtnamen gekreuzt wurden. Das *Ein Deutschland* war gleichzeitig das *Ein Berlin*, das *A* in *Frankreich* gleichzeitig das *A* in *Paris*, und das *in Indien* begrenzte die absteigenden Buchstaben von *Neu Delhi*. Ambler fragte sich, ob sich Länder wie Italien oder Polen darüber beschwert hatten.

Trotzdem war er beeindruckt von der Sorgfalt, mit der jedes Detail gestaltet worden war. Das jährliche Gipfeltreffen dauerte nur sechs Januartage, danach wurden alle Wände neu gestrichen und die Skulpturen und Dekorationen eingemottet. Und dennoch war alles mit einer Sorgfalt eingerichtet, die auch dauerhafteren Strukturen nur selten zuteil wurde. Im World Café hielten sich ungefähr zwanzig Leute auf, die meisten saßen auf durchsichtigen Plexiglasstühlen. Rechts saß eine attraktive, wenn auch recht maskulin wirkende Frau in einem marineblauen Kostüm, die einen schweren Ring am Finger trug. Als Ambler sich ihr näherte, bemerkte er, dass um ihren Hals kein Schal hing, wie er von weitem gedacht hatte, sondern ein professionell aussehendes Headset. Nun sah er auch, dass ihr Ausweis nicht weiß war wie die anderen, sondern blau. Ein wenig weiter hinten sah er einen Mann, dessen sympathisches, eckiges Gesicht bald hängebackig sein würde. Er trug eine dicke Hornbrille mit bernsteinfarbenen Gläsern und einen Janker mit Hornknöpfen, der sich über seinem dicken Bauch spannte – Ambler hielt ihn für einen Deutschen oder Österreicher –, und unterhielt sich mit einem Mann, den Ambler nur

von hinten sah. Der Mann hatte wirres, weißes Haar und trug einen blauen Anzug. Bestimmt Investment-Banker, die ein bisschen zu begeistert darüber waren, hier teilzunehmen: Gäste statt Teilnehmer, die unterste Stufe in der unverrückbaren Hierarchie des Gipfels. An einem anderen Tisch saß ein wohlhabend aussehender Mann mit schütterem, grau meliertem Haar. Er blätterte in einer Dokumentenmappe; seine Augen blickten gelassen hinter seiner Stahlbrille hervor. Er wirkte wie jemand, der die Regeln der Geschäftswelt kannte und sie strikt beachtete. Ein Mann mit einem hellen Anzug und graubraunem Haar sprach mit einem Enthusiasmus auf ihn ein, der nicht erwidert wurde. Offenbar hatte er das Gespräch mit dem Brillenträger gesucht. Der dritte Mann am Tisch trug einen Blazer mit breitem Revers, ein rosa und blau gestreiftes Hemd und eine gepunktete Krawatte. Entweder war er Brite oder wollte unbedingt einer sein. Er beugte sich vertraulich zu den beiden Männern hinüber, hörte angelegentlich zu und warf hin und wieder eine Bemerkung ein. Unter seiner zur Schau getragenen Bonhomie spürte Ambler Unsicherheit: Er war sich nicht sicher, ob die beiden anderen ihn am Gespräch teilnehmen ließen oder seine Anwesenheit nur duldeten.

Als Attentäter kam keiner dieser Gäste infrage.

Am Ende eines langen Flures im Erdgeschoss des Kongresszentrums drückte Caston sein Handy ans Ohr und lauschte konzentriert auf Adrians Anweisungen. Gelegentlich unterbrach der Buchprüfer den Redefluss seines Assistenten mit einer gemurmelten Frage.

Was Adrian gerade machte, gehörte eigentlich nicht zu seinem Aufgabenbereich als Mitarbeiter des Internal Review, aber seinem erfrischend unkomplizierten Assistenten schien das überhaupt nichts auszumachen. Wenn Caston sich nicht sehr täuschte, dann *genosses* Adrian sogar, auch einmal in die Rolle des *shifu* zu schlüpfen.

Ambler lief eine breite Treppe aus rotem Granit hinunter und erreichte eine Art Mezzanin, das wie der erste Rang eines Opernhauses wirkte. In einem Flur, der sich von der Treppe fortschlängelte, hing ein Schild mit der Aufschrift TV-STU-DIO; vermutlich für die Interviews mit den anwesenden Ehrengästen reserviert. Ein anderer Alkoven war mit dem Schild KONFERENZRÄUME gekennzeichnet, wahrscheinlich für Gespräche in kleinerer Runde. Die meisten Besucher strömten nach links, wo sich hinter dem Mezzanin ein weiterer Erfrischungsraum mit Korbesseln und einer Bar befand, auf der Flaschen und Getränkedosen standen: Softdrinks, Fruchtsäfte und Ähnliches. Hoch an der Wand angebrachte Flachbildschirme informierten über Terminänderungen und

zeigten Ausschnitte aus einigen besonders wichtigen »Briefings«. Aus der Nähe sah Ambler, dass die Getränke aus aller Welt stammten: Fruksoda, ein Zitronen-Limonengetränk aus Schweden; Appletize, ein Apfelsaftschorle aus Südafrika; Mazaa, ein Mangogetränk aus Indien; sogar Titan, eine Stachelbeerlimo aus Mexiko. Eine richtige Softdrink-UNO, dachte er sarkastisch.

Noch belebter war die angrenzende Computerzone. Strahlenförmig angeordnete Computertische mit Stühlen, Terminals mit Intranetzugang. Sie waren durch dekorative dünne Glastanks mit einer klaren Flüssigkeit voneinander abgetrennt, in der ein langsamer, stetiger Strom von Luftblasen aufstieg. Dutzende Finger klapperten auf Dutzenden von Tastaturen, in den Gesichtern der Benutzer sah Ambler Langeweile, Zufriedenheit, Unsicherheit und Aggression. Aber nichts, was einen zweiten Blick wert gewesen wäre. Er spähte über die Brüstung und sah, dass unten ein noch viel größerer Raum lag, ein Terrarium der Macht. An der riesigen Ziegelwand, auf die er blickte, hingen große Skulpturen aus Afrika und Polynesien, die einen merkwürdigen Kontrast zu den zahlreichen Flaggen mit dem Logo des Weltwirtschaftsforums bildeten, die an der unteren Kante des Balkons befestigt waren.

Ambler ging die Treppe hinunter und tauchte in die schwatzende Menschenmenge ein. Er warf einen Blick auf die Uhr und bahnte sich einen Weg durchs Gedränge. Offensichtlich eine Verschnaufpause zwischen zwei Vorträgen. Die Leute stillten ihren nachmittäglichen Hunger, griffen bei den Häppchen, die auf silbernen Tablett herumgetragen wurden, reichlich zu und hielten Kristallgläser in den Händen, in denen Getränke schwappten, die das Gütesiegel des WEF erhalten hatten. In der Luft hing der Duft von teurem Parfüm, Aftershave und Haargel, nicht zu vergessen der Duft von Bündnerfleisch auf Pumpernickelbrot, einer Spezialität der Region. Ambler verlangsamte seinen Schritt und beobachtete die Menschen, die ihn umgaben.

Ein relativ junger, dicklicher Mann in einem altmodischen, aber gut geschnittenen Anzug – was sich daran zeigte, dass sein Bierbauch erst auf den zweiten Blick auffiel – war umgeben von seiner leicht zerrupft wirkenden Entourage. Der Mann ließ seine Blicke durch den Raum wandern, er registrierte alle Anwesenden, die nicht in seiner Nähe standen. Gelegentlich murmelte er der schwarzhaarigen, unförmigen Frau neben sich etwas in einer slawisch klingenden Sprache zu. Wahrscheinlich der frisch gewählte Präsident einer baltischen Republik, der nach ausländischen Investoren Ausschau hielt. Einen Augenblick lang ruhte der Blick des Mannes auf jemandem, und Ambler sah ebenfalls in diese Richtung. Am entgegengesetzten Ende des Raums stand eine junge

kurvenreiche Blondine; sicherlich die Vorzeigeehefrau des kleinen ältlichen Plutokraten neben ihr.

Ambler nickte dem Slawen freundlich zu, und der Mann nickte zurück. Sein halb freundlicher, halb misstrauischer Blick war eigentlich eine Frage: *Sind Sie jemand, den ich kennen sollte?* Er schämte sich seines Nichtwissens. Ambler spürte auch, dass die Entourage dem jungen Mann zwar Halt gab, aber gleichzeitig sein Unbehagen noch verstärkte. Er war daran gewöhnt, der wichtigste Mann im Zimmer zu sein. Hier in Davos spielte er in der Unterliga, und es war ihm unangenehm, dass seine Entourage das miterlebte. Ein paar Meter neben ihm stand ein älterer schlanker Mann, ein amerikanischer Milliardär, dessen »Enterprise-Software« auf der ganzen Welt Industriestandard war. Er war umringt von Leuten, die mit ihm sprechen wollten. Wie pfeifende, zirpende Modems versuchten sie, eine Verbindung zu ihm herzustellen. Er war ein Planet, den Satelliten umkreisten. Hingegen schienen sich nur die wenigsten für den baltischen Politiker zu interessieren. In Davos standen die Oberhäupter kleiner Staaten in der Hackordnung unter den Managern großer, multinationaler Konzerne. Die Globalisierung sorgte – genau wie neue Business-Strukturen – eben nicht für »flachere Hierarchien«, wie ihre Befürworter behaupteten, sondern etablierte einfach neue.

Ambler setzte seine Wanderung fort und bemerkte, dass sich dieses Muster wiederholte. Manche Gestalten schwollen durch die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit auf Überlebensgröße an, andere schrumpften, weil sie niemand beachtete. Wieder andere wirkten schon überglücklich darüber, die gleiche Luft atmen zu dürfen wie die Giganten neben ihnen. Eine Tablettladung Häppchen nach der anderen verschwand in den gierigen Schlünden, aber Ambler bezweifelte, dass die Leute überhaupt schmeckten, was sie da aßen. Es gab Wichtigeres als Essen. Die »Sozialunternehmer« – wie sich die eher weitsichtigen Vorsitzenden von Hilfsorganisationen und NGOs inzwischen nannten, weil sie begriffen hatten, dass in der neuen Ära nur noch Business-Bezeichnungen etwas galten – plauderten eifrig mit den traditionellen Unternehmern, deren Scheckhefte ihre Hilfsprogramme am Leben erhalten konnten.

Ein gut aussehender junger Inder redete angeregt auf einen westlichen Geschäftsmann mit buschigen weißen Augenbrauen ein, dem die Haare büschelweise aus den Ohren wuchsen. »Wir müssen herausfinden, was nicht funktioniert, damit wir es reparieren können«, sagte der junge Mann soeben. »Herausfinden, wo es klemmt, und uns dann aus dieser Klemme befreien. Sie machen in den Minen von Royal Goldfields doch auch nichts anderes.«

»Könnte man sagen«, gab der ältere Mann widerwillig zu.

»Sie kennen doch das Sprichwort. >Wer einem Mann einen Fisch gibt, ernährt ihn einen Tag lang. Wer ihm aber das Fischen beibringt ...<«

»Züchtet nur einen zukünftigen Konkurrenten heran«, unterbrach ihn der Mann – offenbar der Vorsitzende eines Minenkonsortiums – mit seiner belegten, rauen Stimme.

Der Inder fletschte seine weißen Zähne zu einem breiten Lächeln, das einen reizvollen Kontrast zu seiner braunen Haut bildete. Ambler bezweifelte, dass dem älteren Mann seine frustrierte Wut auffiel, die er mit dem ersten Blick bemerkt hatte. »Aber die wahre Herausforderung besteht doch darin, die gesamte Fischereiindustrie zu transformieren. Sie zu rationalisieren. Sicherzustellen, dass sie sich selbst trägt. Metaphorisch ausgedrückt, natürlich. Wir streben nachhaltige Lösungen an, keine Ruckzuck-Ergebnisse.«

Während Ambler kreuz und quer durch die Menge schlenderte, schnappte er Gesprächsfetzen auf:

»Warst du heute auch bei dem Brunch des Generalstaatsanwalts?« »Man könnte uns als Mezzaninfonds bezeichnen, aber wir steigen auch schon früher ein, wenn uns die Risiken akzeptabel erscheinen.« »Ich weiß jetzt, warum ich frankophone afrikanische Minister besser verstehe als die französischen. Sie sprechen immer laut und deutlich, weil sie das in der Grundschule so gelernt haben ...«

Er betrachtete Dutzende von Gesichtern, die er oft nur partiell, als hinter Menschenwolken verborgene Mondsicheln zu sehen bekam.

In einem Grüppchen bei der Bar sah er ein Augenpaar, aus dem die reine Mordlust strahlte, und beschloss, sich den Betreffenden genauer anzusehen. Als er näher kam, merkte er erleichtert, dass der Mann nur von seinem Gegenüber genervt war, einem Schnösel im Konfektionsanzug, der seine Krawatte schief gebunden hatte. Zweifellos ein Wissenschaftler, der für eine Institution von Weltrang arbeitete und auch selbst einen internationalen Ruf genoss. »Bei allem Respekt, ich glaube nicht, dass du begreifst, was hier vor sich geht«, sagte der Wissenschaftler. *Bei allem Respekt* war eine dieser Phrasen, die genau das Gegenteil ihres eigentlichen Wortlauts bedeuteten: *Du hast keinen blassen Dunst!*

»Ich meine – bei allem Respekt –, es gibt ja schließlich Gründe dafür, dass du seit der Carter-Regierungszeit nicht mehr ganz oben mitspielst, Stu.«

Die Augen des anderen Mannes verengten sich, er lächelte, um amüsiert zu wirken und seine Wut zu verbergen. »Ich bestreite ja gar nicht, dass China ein eindrucksvolles Wachstum vorgelegt hat, aber die Frage ist doch, wie lange es das durchhalten kann und was die globalen

Konsequenzen sein werden. Vielleicht erleben wir ja eine Wirtschaftsblase, zumindest bei den Auslandsinvestitionen.«

»Wach auf! Riech am Jasmintee!«, gab der Akademiker zurück. »Das ist keine Blase, sondern eine riesige Flutwelle, die schon bald all deine kleinen Sandburgen wegspülen wird.« Das schulmeisterliche Näseln war Amblers Meinung nach sein üblicher Tonfall. Er war bestimmt stolz auf seine Direktheit und saß so weit oben im Elfenbeinturm, dass er gar nicht mehr merkte, wie sehr er seinen Gesprächspartnern auf die Nerven ging.

Ambler drehte sich um und stapfte mit einer aufgesetzten, aber überzeugenden Entschlossenheit auf einen willkürlich gewählten Saalabschnitt zu. Plötzlich stellte sich ihm ein Mann in den Weg, der ihn verwirrt und misstrauisch ansah. Er redete in einer Sprache auf ihn ein, die Ambler nicht verstand. Wieder eine slawische Sprache, aber nicht dieselbe, die der Politiker gesprochen hatte.

»Wie bitte?« Ambler legte einen Finger an sein Ohr und zeigte dadurch, dass er nichts verstand.

Der rotgesichtige, stämmige, beinahe glatzköpfige Mann sagte in stockendem Englisch. »Ich habe gesagt, dass ich nicht weiß, wer Sie sind. Aber Sie sind nicht der Mann, dessen Ausweis Sie tragen.« Er deutete auf die Karte. »Ich kenne Jozef Vrabel. Und Sie sind jemand anders.«

Am anderen Ende des Saales verbarg Clayton Caston seine Todesangst hinter einem eisigen Lächeln. »Undersecretary Whitfield?«, sagte er.

Undersecretary Ellen Whitfield drehte sich zu ihm um. »Ja bitte?« Sie senkte den Blick auf mehr als eine Art, als sie den kleinen Buchprüfer abschätzend betrachtete.

»Mein Name ist Clayton Caston. Ich arbeite für die CIA, Office of Internal Review« Whitfield wirkte nicht beeindruckt. »Ich soll Ihnen eine dringende Nachricht vom DCI überbringen.«

Whitfield wandte sich an den afrikanischen Würdenträger, mit dem sie gerade gesprochen hatte. »Bitte entschuldigen Sie mich«, sagte sie bedauernd. Zu Caston sagte sie: »Wie geht es Owen?«

»Ich glaube, es ging uns allen schon mal besser«, sagte Caston entnervt. »Würden Sie bitte mitkommen? Es ist wirklich sehr wichtig.«

Sie nickte. »Natürlich.«

Der Buchprüfer führte sie eilig einen Flur entlang, zu einer Tür mit der Aufschrift: KONFERENZRAUM 2.

Als Whitfield das Zimmer betrat und sah, dass Ashton Palmer bereits in einem der weißen Ledersessel wartete, drehte sie sich abrupt zu Caston um. »Was soll das werden?«, fragte sie sachlich.

Caston schloss die Tür und bedeutete ihr, sich zu setzen. »Ich werde es

Ihnen erklären.«

Er holte tief Luft und setzte sich dann zu ihnen. »Undersecretary Whitfield, Professor Palmer. Ich will es kurz machen. Gelegentlich entdeckt ein Spezialist für forensische und investigative Buchprüfung Dinge, die er lieber nicht entdeckt hätte.«

»Oje. Habe ich etwa zu viel Büromaterial von der Steuer abgesetzt?«, fragte der silberhaarige Gelehrte mit der hohen Stirn.

Caston errötete leicht. »Die Nachrichtendienste der Vereinigten Staaten sind, wie Sie sicher wissen, ein ziemlicher Flickenteppich. Eine Abteilung kann Operationen autorisieren, von denen die anderen Abteilungen nie etwas erfahren. Solange dabei die gesetzlichen Vorschriften befolgt werden, ist mir die Natur dieser Operationen vollkommen gleichgültig. Schließlich heißt der Nachrichtendienst auch Geheimdienst, weil er ...«

»... auf Geheimhaltung basiert.« Whitfield nickte streng.

»Richtig. So geheim, dass oft nicht einmal die anderen Abteilungen informiert werden. Aber stellen Sie sich folgende Situation vor: Eine Analyse von frei zugänglichem Material führt zur Aufdeckung einer Operation mit potenziell brisanten Konsequenzen. Die eine Katastrophe auslösen könnten, besonders, falls die Öffentlichkeit davon erfahren sollte.«

»Dann würde ich sagen, dass derjenige, der die Operation aufdeckt, auch die Verantwortung für diese brisanten Konsequenzen tragen muss«, erwiderte Whitfield geschmeidig. Sie presste die Lippen aufeinander. »Klingt doch logisch, nicht wahr?« Sie war eine elegante Frau, aber Caston spürte auch ihre tödliche Entschlossenheit. Ihr kastanienbraunes Haar umschmeichelte ihre markanten Gesichtszüge, ihre Augen wirkten wie unendlich tiefe blaue Seen.

»Haben Sie Ihre Bedenken bereits dem vorgetragen?«, fragte Palmer.

»Ich wollte zuerst mit Ihnen beiden sprechen«, sagte der Buchprüfer.

»Eine weise Entscheidung«, sagte Palmer. Sein Blick war wachsam, aber nicht beunruhigt. »Eine sehr weise Entscheidung.«

»Aber Sie verstehen nicht, worauf ich hinaus will«, fuhr Caston fort. »Wenn ich es geschafft habe, zwei und zwei zusammenzuzählen – die Datenpunkte in Beziehung zueinander zu setzen –, dann schaffen das auch andere.«

»Datenpunkte?« Palmer blinzelte.

»Alles von – ich spreche hier natürlich rein hypothetisch – Flugtickets über Geschäftsreisen bis zu Zahlungsverkehr mit ausländischen Beamten. Dazu gehören natürlich auch Unregelmäßigkeiten im Umgang mit PSU-Ressourcen, die sich in der Buchhaltung niederschlagen. Und noch vieles

andere mehr, auf das ich im Einzelnen jetzt nicht eingehen möchte.«

Palmer und Whitfield tauschten einen Blick.

»Mr. Caston«, begann der Professor. »Wir beide wissen Ihre Wachsamkeit und Ihre Vorsicht sehr zu schätzen. Aber ich fürchte, Sie haben sich in Dinge verstrickt, die Ihre Kompetenzen weit übersteigen.«

»Entscheidungen, die auf höchster Ebene gefällt wurden«, warf Whitfield ein.

»Sie verstehen den Grund meiner Besorgnis immer noch nicht.«

»Ihrer Besorgnis?« Whitfield sah ihn direkt an und lächelte abfällig.

»Meiner Besorgnis, die der DCI zweifellos teilen wird.«

Ihr Lächeln erstarb.

»Kurz gesagt: Sie waren einfach *schlampig*. Sie haben nicht aufgeräumt, sondern eine digitale Spur hinterlassen. Was ich herausgefunden habe, werden auch andere herausfinden. Zum Beispiel jede x-beliebige nationale oder internationale Untersuchungskommission. Und ich frage mich, ob dieser Faktor in Ihren Gleichungen berücksichtigt wurde, als Sie sich diesen idiotischen Plan ausgedacht haben.«

»Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden, und ich bezweifle stark, dass Sie selbst es wissen«, ereiferte sich Whitfield. »Diese vagen Andeutungen gehen mir allmählich auf die Nerven.«

»Ich rede von der Ermordung von Präsident Liu Ang. Ist Ihnen das konkret genug?«

Palmer wurde blass. »Das ist doch völliger Unsinn . . .«

»Ach, hören Sie schon auf. Was ich herausgefunden habe, hätte jeder einigermaßen kompetente Ermittler auch herausgefunden. Sie führen den Anschlag aus, und unserer Regierung wird die Schuld in die Schuhe geschoben. Ich weiß, dass meine Einschätzung ins Schwarze trifft.«

»Schon der römische Rhetoriker Quintilian sagte, ein unbeabsichtigtes Wortspiel sei nur schlechter Stil«, sagte Palmer mit dem Hauch eines Grinsens.

»*Verdammt noch mal!*«, entfuhr es Caston. »Ihr verfluchten Einzelkämpfer seid alle gleich. Ihr denkt nie weit genug. Ihr seid so sehr mit euren Intrigen, Machtspielen und Täuschungsmanövern beschäftigt, dass euch die Konsequenzen immer überraschen. Ich habe die Grenzen innerhalb unserer Organisation respektiert und bisher den Mund gehalten, weil ich Sie nicht vorschnell verurteilen wollte. Aber das war ein Fehler. Ich werde sofort meinen Bericht an den DCI abschicken.«

»Mr. Caston, ich bin beeindruckt von Ihrem Berufsethos«, sagte Whitfield, plötzlich in herzlichem Ton. »Ich möchte mich entschuldigen, falls ich Sie beleidigt haben sollte. Die Operation, von der Sie sprechen, unterliegt der Omega-Level-Geheimhaltung. Natürlich vertrauen wir Ihrer

Urteilkraft und Ihrer Diskretion – Sie genießen weit über die Grenzen des CIA hinaus einen hervorragenden Ruf. Aber Sie müssen auch uns vertrauen.«

»Das machen Sie mir ziemlich schwer. Sie benehmen sich, als hätte man Sie im Nichtraucherabteil mit einer Zigarette erwischt. Tatsache ist, dass Ihr >Omega-Level-Quatsch< ungefähr genauso geheim bleiben wird wie die nächste Hochzeit von Liz Taylor. Und ich frage Sie: Was wollen Sie dagegen unternehmen? Ich kann Ihnen nur helfen, wenn Sie mir auch helfen. Sortieren Sie diesen verdammten Kuddelmuddel für mich!«

»Bitte unterschätzen Sie nicht, mit welcher Sorgfalt diese Operation kalkuliert und geplant wurde«, sagte Whitfield. »Und bitte unterschätzen Sie auch nicht, welche Vorteile uns daraus entspringen werden.«

»Und die wären?«

Sie sah den Mann neben sich an. »Wir werden Geschichte schreiben, Mr. Caston«, sagte der silberhaarige Gelehrte. »Wir werden unsere Zukunft neu gestalten.«

»Als Historiker sollten Sie sich mit der Vergangenheit beschäftigen«, sagte Caston grimmig. »Was wissen Sie denn schon über die Zukunft?«

»Das ist eine sehr gute Frage«, sagte Palmer mit etwas angestrengt wirkendem Lächeln. »Ich habe aus meinen Studien etwas sehr Wichtiges gelernt: Das Einzige, was noch gefährlicher ist, als in den Lauf der Geschichte einzugreifen, ist, es *nicht zu tun*.«

»Das ist doch absurd.«

»Weit gefehlt. Heutzutage gleicht Geschichte einem schnellen Rennwagen. Es ist sehr gefährlich, sich ans Steuer zu setzen.«

»Was Sie nicht sagen.«

Palmer lächelte erneut. »Aber noch viel gefährlicher ist das Ganze, wenn niemand am Steuer sitzt. Und wir weigern uns, mit einem fahrerlosen Auto mitzufahren.«

»Hören Sie mit den Metaphern auf. Wir reden hier von einem Präsidenten. Einem, den die ganze Welt verehrt.«

»Männer müssen nach dem beurteilt werden, was sie bewirken. Nicht nach dem, was sie vorhaben«, sagte Palmer. »Und diese Konsequenzen lassen sich mit historischer Analyse und Projektion sehr genau vorhersagen.«

»Ihnen wäre also ein chinesischer Tyrann lieber als ein chinesischer Demokrat.« Caston schluckte schwer.

»Es liegt zumindest auf der Hand, was für die Welt besser wäre. Despoten – die Traditionen der Autokratie, egal, ob sie sich monarchisch oder totalitär äußern – haben dafür gesorgt, dass die Büchse der Pandora verschlossen geblieben ist. Hat man Ihnen als Kind nie gesagt, dass die

Erde aus ihrer Umlaufbahn taumeln würde, wenn alle Chinesen gleichzeitig hüpfen? Tyrannei, wie Sie es nennen, hat die Chinesen daran gehindert zu hüpfen. *Despotismus* hat die Erde bisher in ihrer Bahn gehalten.«

Castons Herz raste. »Was Sie beide tun wollen ...«

»Ich weise Sie daraufhin, dass wir beide *gar nichts* tun werden«, sagte Whitfield fröhlich. »Oh nein. Sitzen wir beide etwa im Konferenzsaal? Wir sind noch nicht einmal in der Nähe des Schauplatzes, an dem sich dieser – Zwischenfall ereignen wird. Wie zahlreiche Zeugen bestätigen werden, sitzen wir hier mit Ihnen, Mr. Caston.«

»In einer privaten Besprechung mit einem hochrangigen CIA-Beamten«, fügte Palmer mir einem kleinen, eiskalten Lächeln hinzu.

»Und auch dafür gibt es eine Menge Zeugen.« Auch Whitfield erlaubte sich ein Lächeln. »Wenn man uns also gewisser unorthodoxer Aktivitäten verdächtigen sollte, dann wäre die logische Schlussfolgerung, dass auch Sie etwas damit zu tun haben.«

»Aber wir rechnen nicht damit, dass jemand solche Schlussfolgerungen ziehen wird«, sagte Palmer. »Es wird naheliegendere Schlussfolgerungen geben.«

»Das versuche ich Ihnen doch die ganze Zeit begreiflich zu machen«, begann Caston. »Man wird sofort die Regierung der Vereinigten Staaten verdächtigen.«

»Genau das erwarten wir zuversichtlich«, sagte Whitfield. »Es tut mir leid. Diese geopolitischen Strategien sind natürlich nicht das Metier eines einfachen Buchprüfers. Aber wir brauchen auch nur Ihre Diskretion. Sie werden nicht dafür bezahlt, Ihre Meinung zu Angelegenheiten von solcher Komplexität zu äußern. Alle Eventualitäten wurden von unseren besten Strategen bereits berücksichtigt. Oder vielleicht sollte ich sagen: unserem besten Strategen.« Sie warf Palmer einen bewundernden Blick zu.

»Moment mal. Wenn der Verdacht auf die US-Regierung fällt . . .«

»Aber es wird beim Verdacht bleiben«, erklärte Palmer dem Buchprüfer. »Das Außenministerium hat früher seine ChinaPolitik unter das Motto >konstruktives Engagement< gestellt. Und genau auf dieses konstruktive Engagement zielen auch wir ab. Unser Engagement führt zu Schuldzuweisungen und Verdächtigungen, aber Beweise gibt es nicht. Vermutungen über Vermutungen, die durch Misstrauen zu einer sehr starken Mauer anwachsen werden.«

»Eine zweite Große Mauer?«

Palmer und Whitfield tauschten erneut einen Blick.

»Sehr gut ausgedrückt, Mr. Caston, und zwar gegen unser konstruktives Engagement«, sagte der silberhaarige Gelehrte. »Eine neue Große Mauer. Sie haben begriffen, was wir erreichen wollen. Nur hinter einer solchen

Mauer lässt sich ein Drache einsperren. Und die Geschichte hat gezeigt, dass es nur eine einzige Möglichkeit gibt, China einzumauern.«

»Man muss die Chinesen dazu bringen, die Mauer selbst zu errichten«, sagte Caston langsam.

»Sie überraschen mich, Mr. Caston«, sagte Palmer. »Sind Sie sicher, dass Sie nicht doch auf unserer Seite stehen? Wir beide sind fähig zu logischem Denken. Wir beide wissen, dass menschliche Konventionen, auch moralischer Art, vor der unerbittlichen Macht der Vernunftkapitulieren müssen. Damit haben wir eine gemeinsame Ausgangsbasis.«

»Sie haben mich noch nicht überzeugt«, sagte Caston sachlich. »Leute wie Sie kapieren es einfach nicht. Es geht um Unsicherheit. Sie glauben, Sie könnten einfache Wahrscheinlichkeitsrechnungen auf zukünftige Ereignisse anwenden. Aus praktischen Gründen machen wir so etwas dauernd. Aber das ist Bullshit – nur eine Spielerei aus buchhalterischer Eitelkeit. Risiken beruhen auf messbaren Wahrscheinlichkeiten. Da die Wahrscheinlichkeiten zukünftiger Ereignisse nicht messbar sind, geht es hier um *Unsicherheit*. *Unsicherheit* bedeutet, dass man nicht einmal weiß, was man nicht weiß. *Unsicherheit* verlangt Demut vor der eigenen Ignoranz. Sie wollen über Vernunft sprechen? Wie wäre es damit: Sie sind von einer grundlegend falschen Vorraussetzung ausgegangen. Sie haben Theorie und Praxis verwechselt. Ein theoretisches Modell lässt sich nicht aus Knetmasse nachbilden. Ihre Theorien haben den grundlegendsten und elementarsten Faktor des menschlichen Lebens außer Acht gelassen: die Unsicherheit. Sie wollten vernünftig handeln? Sie werden der Welt unermesslichen Schaden zufügen.«

»Und woher wollen Sie das so *sicher*wissen?«, gab Palmer zurück. Zum ersten Mal zeigte seine glatte Fassade Risse, aber er hatte sich schnell wieder unter Kontrolle. »Sie vergessen dabei nur eines: Schon Heraklit sagte, das einzig Konstante sei die Veränderung. Nicht zu handeln, ist ebenfalls Handeln. Sie sprechen von den Gefahren unserer Handlungen, als gäbe es eine risikofreie Alternative. Aber die gibt es nicht. Was würde passieren, wenn wir Liu Ang leben lassen? Denn auch das wäre eine Handlung. Welcher Verantwortung müssten wir uns dann stellen? Haben Sie die Risiken *dieser* Situation mal bewertet? Wir haben das. Man steigt nie zweimal in denselben Fluss – alles ändert sich. Heraklit wusste das schon fünfhundert Jahre vor Christus, und dieser Satz gilt auch heute noch, in einer die Erde umspannenden Zivilisation, die er niemals für möglich gehalten hätte. Sie haben begriffen, welcher Logik wir folgen, nicht wahr?«

Caston schnaubte. »Ihre Logik hat mehr Löcher als ein Duschkopf. Sie

tun alles in Ihrer Macht Stehende, um einen neuen Weltkrieg auszulösen.«

»Die Vereinigten Staaten funktionieren am besten, wenn sie sich im Kriegszustand befinden«, sagte Palmer mit dem Gleichmut des Wissenschaftlers. »Panikzustände und Depressionen gibt es nur in Friedenszeiten. Erst der Kalte Krieg – der aus unzähligen kleineren Scharmützeln bestand – hat unsere globale Vormachtstellung gesichert.«

»Amerikaner wollen die Welt nicht beherrschen«, sagte Undersecretary Whitfield. »Aber eines wollen sie ebenfalls nicht: Dass jemand anderes die Welt beherrscht.«

Der Buchprüfer holte zitternd Atem. »Aber ein neuer Weltkrieg ...«

»Sie tun so, als müssten wir den Konflikt um jeden Preis vermeiden. Als Historiker muss ich Sie auf ein Paradox hinweisen, vor dem Sie bis jetzt offenbar die Augen verschlossen haben«, unterbrach ihn Palmer. »Eine Nation, die den Krieg meidet, provoziert dadurch Krieg. Sie ermutigt andere zu aggressiven Akten, die ihren Niedergang zur Folge haben werden. Heraklit hat auch das begriffen. Er sagte: >Krieg ist der Vater aller Dinge, der König aller Dinge. Die einen macht er zu Göttern, die anderen zu Menschen, manche macht er zu Sklaven, manche macht er frei.«

»Hoffen Sie, dass er aus Ihnen einen Gott macht, Professor Palmer?«, fragte Caston sarkastisch.

»Keineswegs. Aber als Amerikaner will ich auch kein Sklave werden. Und Sklaverei wird es auch im einundzwanzigsten Jahrhundert geben. Nur dass ihre Werkzeuge nicht mehr eiserne Ketten sind, sondern wirtschaftliche und politische Zwänge. Unsichtbare Ketten, die niemand sprengen kann. Das zwanzigste Jahrhundert war für die Amerikaner ein Jahrhundert der Freiheit. Durch Ihre Untätigkeit verurteilen Sie die Amerikaner zu einem Jahrhundert der Sklaverei. Sie können gern über Unsicherheit jammern. Ich weiß, dass es Unsicherheiten gibt. Aber das rechtfertigt niemals Passivität im Angesicht der Aggression. Warum sollten wir uns von den Ereignissen überrollen lassen, wenn wir die Chance haben, diese Ereignisse aktiv zu gestalten?« Palmers Bariton klang beruhigend und überlegen. »Sehen Sie, Mr. Caston, der Lauf der Geschichte ist viel zu wichtig, um ihn einfach dem Zufall zu überlassen.«

Ambler beobachtete den Slowaken. Seine anfängliche Verwirrung machte zunehmend Misstrauen Platz, das sich erhärtete wie Epoxydharz in der Sonne. Er warf einen Blick auf den Ausweis: Jan Skodova. Wer war der Mann? Ein Regierungsbeamter? Ein Geschäftskollege – oder ein Rivale?

Ambler grinste breit. »Da haben Sie recht. Wir waren zusammen bei einem Vortrag und haben zum Spaß die Ausweise getauscht.« Kurzes Innehalten. »Kann ich Ihnen jetzt nicht erklären.« Er streckte die Hand

aus. »Bill Becker von EDS in Texas. Und woher kennen Sie meinen neuen Freund Joe?«

»Ich bin ebenfalls Geschäftsmann, von Slovakia Utilities. Wo ist Jozef?« Seine Augen waren so kalt wie Marmor.

Verdammt! Die Zeit lief ihm davon!

»Haben Sie eine Visitenkarte?«, fragte Ambler und tat so, als suche er seine eigenen.

Misstrauisch zog der Osteuropäer eine Visitenkarte aus der Innentasche seines Blazers.

Ambler warf einen schnellen Blick darauf, bevor er sie einsteckte. »Moment mal – sind Sie der Typ vom Kabelfernsehen aus Kosice? Joe hat mir von Ihnen erzählt.«

Unsicherheit flackerte über Skodovas Miene, und Ambler nutzte seinen Vorteil aus. »Wenn Sie ein bisschen Zeit haben, dann kommen Sie doch einfach mit. Joe und ich haben uns gerade in der kleinen Privatlounge dort drüben unterhalten. Ich musste mir bloß kurz die Kehle befeuchten. Massenveranstaltungen liegen mir nicht. Vielleicht kommen wir beide ja auch noch ins Geschäft. Kennen Sie Electronic Data Systems?«

»Wo bitte ist Jozef?«, fragte Skodova höflich, aber hartnäckig.

»Ich bringe Sie zu ihm«, sagte Ambler, »aber ich habe versprochen, ihm eine Flasche Siwowitz mitzubringen.« Mit Jan Skodova im Schlepptau schwatzte er dem hilflos protestierenden Barkeeper eine Flasche Zwetschgenschnaps ab und führte den slowakischen Geschäftsmann dann einen Flur entlang, der zu den kleinen Konferenzräumen führte. Ambler betrat den ersten, dessen angelehnte Tür darauf hindeutete, dass er nicht belegt war.

Jan Skodova folgte Ambler, sah sich um und sagte angespannt: »Bitte erklären Sie mir das.«

»Gerade war er noch hier«, sagte Ambler und zog die Tür ins Schloss. »Musste wahrscheinlich pinkeln.«

Weniger als eine Minute später verließ Ambler das Zimmer allein. Skodova würde mindestens eine oder zwei Stunden bewusstlos sein. Der Agent hatte ihn auf einen Stuhl gesetzt und seinen Oberkörper auf den Tisch gestützt. Seine Hemdbluse war mit Schnaps getränkt, die fast leere Flasche stand auf dem Tisch. Jeder, der den Raum betrat, würde die naheliegendste Schlussfolgerung ziehen und sich einen anderen Platz für sein Gespräch suchen. Es war nicht perfekt, aber es würde genügen. Es musste genügen.

Jetzt mischte sich Ambler noch einmal unter die Menge und schritt den Saal mit schnellen Schritten erst im, dann gegen den Uhrzeigersinn ab. Er achtete auf alle Emotionen, die über das übliche Maß an menschlicher

Furcht, Abneigung, Eifersucht, Eitelkeit und Empörung hinausgingen. Er blickte auf die Uhr. Es war inzwischen viertel vor fünf. In einer Viertelstunde würde Liu Ang in der Plenarsitzung des Gipfeltreffens ans Mikrofon treten. Ambler sah, dass bereits jetzt Menschen in die Kongresshalle gingen, deren Türen sich in der Wand hinter der Treppe befanden. Vor einer Tür, die zu den hinteren Rängen führte, machten sich die Kamerateams – die viel lässiger gekleidet waren als die Konferenzteilnehmer – allmählich bereit, ihre Ausrüstung in den Saal zu schleppen. Sein Herz begann zu rasen. Er erhaschte einen Blick auf eine Frau mit verwuschelten, kastanienbraunen Haaren, die Jeans und eine schlichte Bluse trug, und er spürte erneut, wie der süße Vogel Hoffnung in ihm seine Schwingen ausbreitete.

Diesmal erhob er sich beinahe in die Luft.

Es war Laurel. Sie hatte ihr Versprechen erfüllt, sie war pünktlich erschienen und hatte die Ausrüstung mitgebracht. *Du wirst mich brauchen*, hatte sie gesagt. Das war die Untertreibung des Jahres. Er brauchte sie wie die Luft zum Atmen.

Kurz darauf trafen sie sich auf der noch verlassenen Empore über den Sitzreihen.

»Die Kameramänner werden gleich hier eintrudeln. Zieh die Jacke und die Krawatte aus, dann fällst du überhaupt nicht auf.« Das waren die ersten Worte, die sie an ihn richtete. Ihr Blick, aus dem Liebe und Hingabe leuchteten, sagte ihm mehr als tausend Worte.

Er stopfte seinen Blazer und seine Krawatte in eine Kabelkiste, die neben ihnen stand. Jetzt wühlte Laurel die Hände in sein Haar und zerzauste ihm den Schopf. Als Kameramann durfte er auf keinen Fall so gepflegt aussehen wie ein Teilnehmer.

»Sieht gut aus«, sagte sie zufrieden. »Schon was entdeckt?«

»Noch nicht«, sagte Ambler. Er fühlte Verzweiflung in sich aufsteigen, versuchte aber, sie aus seiner Stimme und seinem Herzen zu verbannen.

»Wo ist Caston?«

»Redet wahrscheinlich mit seinem Assistenten. Er hat heute pausenlos mit ihm telefoniert.«

Ambler nickte schweigend. Das Sprechen strengte ihn viel zu sehr an. Die nächsten Minuten würden alles entscheiden. Er würde Erfolg haben oder versagen. So einfach war das.

»Ich habe zwei Kameras besorgt. Für dich ist die mit dem 48-fachen optischen Zoom.« Sie reichte ihm eine klobige schmutziggrüne Kamera, an der ein zusammenklappbares, ebenfalls grünes Stativ befestigt war.

»Danke«, sagte er. Er meinte: *Ich liebe dich mehr als mein Leben*.

»Glaubst du, er wird vorne sitzen?«

»Vielleicht«, sagte Ambler heiser. Er räusperte sich. »Vielleicht sitzt er auch hinten. Zu viele Möglichkeiten.«

»Jetzt bist du ja hier. Mach einfach dasselbe wie immer.« Tapfer versuchte sie, burschikos und zugleich jovial zu klingen. Aber Ambler sah, dass sie genauso viel Angst hatte wie er selbst.

Die Auswirkungen von Stress konnten genauso paradox und unberechenbar sein wie der Choke an einem Auto. Manchmal sprang der Motor dadurch viel besser an. Manchmal soff er ab und kam nicht mehr in Gang. Von den nächsten Minuten hing so vieles ab. *Mach einfach dasselbe wie immer*, hatte sie gesagt. Und wenn das nicht ging? *Wenn er es nicht schafft?*

Liu Ang war das geliebte Staatsoberhaupt der bevölkerungsreichsten Nation der Erde. Er verkörperte nicht nur die Hoffnungen seines Volkes, sondern die Hoffnungen der ganzen Welt. Durch einen einzigen Schuss würden diese Hoffnungen zunichtegemacht werden. China würde aus der Bahn geworfen werden. Es würde die sorgfältig gestellten Weichen für eine friedliche Entwicklung verpassen und auf einen direkten Kollisionskurs geraten. Und das Ergebnis konnte nur die globale Katastrophe sein. Eine entsetzte, vor Wut kochende Milliardenbevölkerung würde auf die Barrikaden gehen und Rache fordern. Und der blinde Zorn einer so riesigen Menschenmasse war die größte Gefahr, die dem Planeten je gedroht hatte.

In dem künstlich angelegten Innenhof neben ihnen spülten die Großen und Weisen – und die weniger Weisen – dieser Welt ihre Häppchen mit Champagner hinunter, sahen auf ihre teuren Uhren und machten sich, eingehüllt in den Duft der Macht, auf den Weg zum Kongresssaal. Sie waren natürlich auch aufgeregt, aber viel zu blasiert, um das zu zeigen. Liu Ang war momentan der wichtigste Politiker des Planeten und möglicherweise auch der effektivste. Visionäre gab es immer wieder, aber Liu Ang hatte gezeigt, dass er seine Visionen zu verwirklichen wusste. Diese Gedanken wirbelten wie ein Sandsturm durch Amblers Kopf. Doch er musste sie verbannen – er durfte überhaupt nicht nachdenken –, wenn er klar sehen wollte.

Es stand ungeheuer viel auf dem Spiel. Vielleicht das Schicksal der ganzen Welt.

Der Saal war größer, als er auf den ersten Blick gewirkt hatte. Allein das Aufstellen der Sitzreihen – einzelne Chromstühlen, die sich zwar berührten, aber nicht miteinander verbunden waren – musste Stunden gedauert haben. Auf jedem Stuhl lag ein in Folie eingeschweißter Funkkopfhörer mit Mikrofon, über den Simultandolmetscher auf zehn

verschiedenen Kanälen Reden und Redebeiträge in zehn Sprachen übersetzten.

Während die Zuhörer in die Halle strömten, entschloss sich Ambler, erst einmal ohne Kamera eine Runde zu drehen. Dabei musste er sich zwar auf seine bloßen Augen verlassen, war aber viel beweglicher. Er blickte zum Podium hinüber. Zwei riesige blaue Tafeln mit dem vertrauten Logo des Weltwirtschaftsforums umrahmten die Bühne. Im Hintergrund hing ein Vorhang mit Schachbrettmuster, auf den blauen Quadraten war ebenfalls das WEF-Logo abgedruckt, was einen fast dreidimensionalen Effekt ergab. Hinter dem Podium hing eine große Leinwand von der Decke, auf die ein Video der WEF-Kameras projiziert wurde. So konnten auch die Zuhörer in den hinteren Rängen die Person am Rednerpult sehen.

Ambler blickte erneut auf die Uhr und sah sich dann um. Der Saal war inzwischen gut gefüllt – erstaunlich, wie schnell das passiert war –, und der chinesische Präsident würde in wenigen Minuten die Bühne betreten.

Ambler wanderte an der ersten Reihe entlang, als suche er einen freien Sitzplatz. Sein Blick glitt von Gesicht zu Gesicht, und er entdeckte den banalen Dünkel von Menschen, die sich für sehr wichtig hielten. Ein pummeliger Mann mit einem schmalen Stenoblock verströmte die typische Furcht des Journalisten vor der nahenden Deadline; ein schlanker Mann mit einem grell karierten Anzug strahlte die aufgedrehte Vorfreude eines Selfmademan aus, der bald eine wichtige Persönlichkeit leibhaftig vor sich sehen würde. Eine andere Zuhörerin – eine blonde, perfekt frisierte Frau, an die sich Ambler aus Zeitungsartikeln erinnerte, war sie nicht die Geschäftsführerin eines Computerkonzerns? – wirkte abwesend, als bereite sie sich auf ihr nächstes Interview vor. Ein weißhaariger Mann mit Gleitsichtbrille und Augenbrauen, für die er eine Bürste gebraucht hätte, studierte die Bedienungsanleitung des Kopfhörers mit entmutigter Miene, als habe er gerade von einer Baisse an der Börse erfahren. Ambler lief langsam den rechten Gang entlang und betrachtete konzentriert einen Fotografen, der eine übergroße Spiegelreflexkamera mit riesigem Teleobjektiv trug. Der Mann wirkte gutmütig und naiv. Vielleicht freute er sich darüber, einen guten Platz am Saalrand ergattert zu haben, und bereitete sich darauf vor, ihn gegen seine Konkurrenten zu verteidigen. Zu seinen Füßen stand ein Kamerakoffer aus Alu, auf den er unzählige Aufkleber von seinen Reisen in alle Welt geklebt hatte.

Ambler scannte die Sitzreihen. Es waren so viele Leute. Verdammt, es waren *viel zu viele* Leute. Wie sollte er nur ...

Er riss sich zusammen und verdrängte den Gedanken. Gedanken nutzten ihm nichts, sie behinderten ihn nur. Er versuchte, wieder einen klaren Kopf zu bekommen und sich in einen Zustand reiner Wahrnehmung zu

versetzen. Er musste wie eine unsichtbare Wolke durch den Saal schweben. Wie ein Schatten, der alles sah, aber von niemandem gesehen wurde.

Ein Kaleidoskop menschlicher Emotionen lag vor ihm. Der Mann mit dem starren Grinsen, der – darauf hätte Ambler schwören können – unbedingt aufs Klo musste, aber genauso unbedingt seinen Sitzplatz behalten wollte. Die Frau, die den Fremden neben ihr in ein Gespräch verwickeln wollte. Der Mann hatte sie nach einem einzigen abschätzigen Blick als uninteressant bewertet, und sie fürchtete, dass er sie beleidigt hatte, und hoffte gleichzeitig, dass es nur ein Missverständnis gewesen war. Der junge Mann mit fleischigen, roten Wangen schien sich zu ärgern, dass er keinen starken Drink intus hatte. Der Besserwisser, der sich ein bisschen zu weit aus dem Fenster lehnte und über Chinas Außenpolitik schwadronierte, während seine Begleiter – seine Untergebenen? – ihm höflich zuhörten und ihre Verachtung für ihn verbargen.

Mehrere Hundert ganz normale Menschen mit ihrer ganz persönlichen Faszination, Langeweile, Gereiztheit und Vorfreude, Farbleckse auf der Palette menschlicher Gefühle. Keiner war der Mensch, den Ambler suchte. Er kannte den Typ. Er konnte ihn nicht beschreiben, er erkannte ihn nur, wenn er ihn sah oder spürte, wie er Kälte spürte, wenn er an einem warmen Tag die Kühlschranktür öffnete. Die eiskalte Entschlossenheit des Profikillers. Ein Mann, der sich seiner Umgebung mit allen Sinnen bewusst war, der sich nicht nur auf das vorbereitete, was er sehen würde, sondern auf das, was er tun musste. Ambler spürte das immer. Er hatte es bis jetzt immer gespürt.

Denn jetzt – wo es so wichtig war, wie niemals zuvor – spürte er nichts. Wieder stieg Panik in ihm auf, und wieder drängte er sie zurück. Er eilte zum hinteren Teil des Saals und stieg einige Terrazzostufen hinauf, die zur Empore führten. Im Zentrum standen drei stationäre Kameras und ein halbes Dutzend mobile, die Sender aus der ganzen Welt aufgestellt hatten. Die Empore wäre ein idealer Platz für den Schützen; es war nicht besonders schwierig, von hier aus das Ziel zu treffen. Ambler suchte Laurels Blick – ein Verdurstender, der um einen Schluck Wasser bittet – und sah sich dann die anderen Kameramänner an, erforschte jedes fremde Gesicht. *Nichts*. Kein Zucken der Wünschelrute, kein Ticken im Geigerzähler. *Nichts*.

Das Auge der Kamera würde ihn vielleicht erlösen. Wortlos stieg er auf die Empore, ging zu Laurel und nahm die Kamera, die sie für ihn vorbereitet hatte. Die Kamera mit bis zu 48-facher Vergrößerung. Um nicht aufzufallen, hatte Laurel sich neben einer älteren Zweilinsenkamera aufgestellt, die sogar noch verbeulter war als seine eigene. Er kämpfte seine Angst nieder, drehte am Neigungsknopf und richtete die Kamera

nach schräg unten. Er nahm die Zuschauer unter sich ins Visier. Um sein Ziel zu sehen, musste der Attentäter in der vorderen Saalhälfte Platz nehmen. Blieben immer noch fünfhundert Kandidaten. Wie hatte er sich nur einbilden können, dass er eine Chance hatte? Ein eisernes Band schien sich um seine Brust zu legen, und das Atmen fiel ihm schwer. Seine Chancen standen eins zu ...

Nein, solche Gedanken musste er Clayton Caston überlassen. Dies hier war sein Metier. Er musste jeden Gedanken an sich selbst, alle Vernunft aus seinem Geist verbannen.

Er durfte nicht scheitern.

Wenigstens funktionierte die Kamera so gut, wie er es sich erhofft hatte. Der Autofokus stellte fast augenblicklich scharf. Denk nicht nach. Manchmal waren die Gesichter nur Silhouetten, manchmal sah er sie aus einem komischen Winkel, aber die Elektronik und der Zoom der Kamera waren so ausgereift, dass die Beleuchtungsunterschiede sofort ausgeglichen wurden. Die Details waren atemberaubend deutlich. Er nahm ein Gesicht nach dem anderen ins Visier und erforschte es mit dem Sucher. Er wartete auf das Prickeln, das ihm befehlen würde, anzuhalten und genauer hinzusehen.

Laurel, die dicht hinter ihm stand, murmelte ermutigend: »Du findest ihn, mein Liebster.«

Er spürte ihren warmen Atem an seinem Hals. Sie war die Einzige, die das schwarze Miasma der Verzweiflung davon abhielt, ihn zu verschlingen. In einer Welt voller Lügen und Täuschungen war sie die einzige Wahrheit. Sie war sein Kompass, sein Polarstern.

Nur an sich selbst begann er zu zweifeln. Er hatte sich Reihe um Reihe vorgearbeitet, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als daraus zu schließen, dass seine Instinkte dieses Mal versagten. Würde der Attentäter in letzter Sekunde den Saal betreten? Hatte er vielleicht doch ein Gesicht übersehen?

Nun ging ein Raunen durch den Saal, und er hörte, wie die Seitentüren geschlossen wurden. Ab jetzt durfte niemand mehr den Saal betreten. Die Sicherheitsbeamten würden die Türen erst nach der Rede wieder öffnen.

Mit schnellen Schritten betrat der Gründer und Direktor des Weltwirtschaftsforums, ein großer, beinahe glatzköpfiger Mann mit einer in Stahl gefassten Brille, das Podium. Er trug einen dunkelblauen Anzug und eine blauweiße Krawatte: die Farben seiner Organisation.

Ambler drehte sich zu seiner wunderschönen, zerzausten Laurel um, die aufmerksam durch den Sucher ihrer eigenen Kamera blickte. Er lächelte, um den endlosen Abgrund in seiner eigenen Seele zu überdecken.

Er sah, dass er sie nicht täuschen konnte. Ihre Lippen formten die

Worte *Ich liebe dich*, und ein Lichtschein erschien am Ende des langen, schwarzen Tunnels, in dem er herumirrte.

Er durfte nicht aufgeben. Er musste weitermachen.

Der Killer war hier, um die Geschichte der Menschheit mit einem einzigen Schuss für immer zu verändern.

Und Ambler war hier, um ihn zu finden. Und der einzige Ambler, der das konnte, war Tarquin.

Er war jetzt Tarquin.

Er legte sein Auge erneut an den Sucher. Alle Geräusche verschwanden, er hörte nur noch das langsame, dumpfe Pochen seines Herzens.

Das Geräusch verstreichender Zeit.

Adrian Choi blätterte in den Dossiers, die Caitlin ihm gegeben hatte. Die Personalakten von Parrish Island, auf die Caston so scharf gewesen war. Personalakten, um Himmels willen. Ein Haufen verdammter Lebensläufe war das. Warum war es so schwierig gewesen, an das Zeug ranzukommen?

Genau genommen war es nahezu unmöglich gewesen. Und deshalb wollte Adrian sie mit der Lupe durchforsten, wenn es sein musste.

Die meisten waren stinklangweilig. Technische Universitäten, Colleges und Militärdienste – jedenfalls bei den Ordonnanzpflegern. Psychiater, die an der Western Case Reserve oder der Miami Medical School studiert hatten. Schwestern mit Diplomen der Naval School of Health Sciences und anderen Ausbildungszentren mit ähnlichen Namen. Wachmänner aus der 6th MP Group oder der 202nd CID, was auch immer das heißen mochte. Solches Zeug eben.

Es gab nur eine einzige – wie würde Caston sagen? – *Anomalie*.

Oh ja, eine Anomalie gab es.

Plötzlich klopfte jemand lautstark an die Tür. Adrian fuhr erschrocken hoch. Kein Mensch hämmerte jemals so laut an Clayton Castons Tür.

Instinktiv entschied sich Adrian, nicht zu reagieren. Kurz darauf hörte er, wie sich jemand energischen Schrittes entfernte. *So ist's recht. Hier gibt es nichts zu sehen, gehen Sie weiter*. Vielleicht hatte ein Trottel den Lagerraum für die Druckerpatronen gesucht. Vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls hatte Adrian gerade keine Zeit, sich darum zu kümmern.

Er rief auf Castons Handy an. Das Triband-Gerät klingelte immer, egal in welchem Teil der Welt sich der Besitzer gerade aufhielt. In der vergangenen Stunde hatten sie schon viermal telefoniert.

Caston ging sofort dran. Adrian informierte ihn über seine neuesten Ergebnisse. Caston bat ihn in drängendem Ton, bestimmte Details zu wiederholen.

»Und wenn man die Gegenprobe macht, stimmen die

Sozialversicherungsnummern nicht überein«, sagte Adrian. Er lauschte Castons Antwort. Er hatte den Buchprüfer noch nie so atemlos sprechen gehört.

»Genau das habe ich auch gedacht«, nickte Adrian. »Eine Anomalie.«

Der Direktor des Weltwirtschaftsforums, dessen elegante Kleidung dem feierlichen Augenblick durchaus angemessen war, beendete seine etwas langatmige Einführung. Er wurde mit freundlichem Applaus belohnt und setzte sich rechts hinter das Rednerpult. Der Applaus schwoll an, als Liu Ang selbst mit gemächlichem, wippendem Gang die Bühne betrat und seinen Platz am Pult einnahm.

Er war – nun ja, er war kleiner, als Ambler ihn sich vorgestellt hatte. Aber er strahlte Größe aus: Seine Haltung vermittelte eine beinahe überlebensgroße Gelassenheit, unendliche Geduld, sogar Weisheit. Und eine Sanftmut, die stärker war als alle Brutalität. Er dankte dem Direktor des Weltwirtschaftsforums in singendem, melodischem Englisch und wechselte dann ins Chinesische. Er richtete seine Rede zwar an die Welt, aber seine Landsleute waren ein großer Teil dieser Welt, und er wollte ihnen zu Hause vor den Fernsehschirmen das Gefühl vermitteln, dass er seine Muttersprache mit Stolz und Eloquenz gebrauchte. Er wollte ihnen zeigen, dass er keine heimkehrende Meeresschildkröte – keine *hai gui* – war, sondern ein echter Bürger Chinas, ein wahrer Mann des Volkes. Ambler verstand nicht, was der Mann sagte, aber er begriff vieles durch die Art, wie er es sagte. Oft lenkten die Worte und die Grammatik einer Sprache nur von den feinen Nuancen ab, die Stimmlage und Intonation vermittelten. Von den ehrlichen Emotionen, die sich unter der Schicht komplexer Ideen verbargen.

Liu Ang sprach humorvoll und amüsant – die mit Kopfhörern bewaffneten Zuhörer lachten genau an der Stelle, an der Ambler es erwartet hatte – und danach ernst und leidenschaftlich. Er hatte eine Wahrheit begriffen, die er auch anderen begreiflich machen wollte. Er wollte nicht *überreden*, sondern *überzeugen*. Eine ungewöhnliche Stimme für einen Politiker. Es war die Stimme eines echten Staatsmanns, eines Mannes, der wusste, dass Frieden und Wohlstand möglich waren, und der den Rest der Welt dazu einladen wollte, seine Vision mit ihm gemeinsam zu verwirklichen. Eines Mannes, der begriffen hatte, dass Kooperation genauso mächtig und produktiv war wie Konkurrenz. Eines Mannes, der dem Reich der Mitte eine Toleranz und Erleuchtung gebracht hatte, die auch dem Rest der Welt helfen würde.

Die Stimme eines zum Tod verurteilten Mannes.

Irgendwo im Saal wartete der Attentäter auf den richtigen Augenblick,

und Amblers Instinkte, seine besondere Begabung, hatten ihn jämmerlich im Stich gelassen. Er hatte versagt. Ambler starrte so intensiv durch den Sucher, dass sein Blick verschwamm und sein Nacken steif wurde. Abrupt, beinahe unwillkürlich sah er auf und streckte den Hals. Er sah sich um; sein Blick wanderte über die Kameramänner und blieb an Laurels Gesicht hängen.

Sie blickte gebannt durch den Sucher ihrer Kamera auf den Mann am Rednerpult, dessen Stimme sie genauso fasziniert hatte wie ihn. Es dauerte einen Moment, bis sie merkte, dass Ambler sie ansah. Etwas huschte über ihr Gesicht, dann drehte sie sich um und sah ihn mit tapferer Entschlossenheit an. In ihrer Miene spiegelten sich Liebe, Loyalität und Hingabe. Ambler blinzelte krampfhaft. Hatte er etwa ein Gerstenkorn im Auge? Nein, alles in Ordnung. *Aber was hatte er da eben gesehen?*

Plötzlich kam ihm der Saal eiskalt vor, als sei die Temperatur abgestürzt. Ein eisiger Windstoß schien ihm ins Gesicht zu peitschen.

Aber das war *Wahnsinn!* Er musste sich getäuscht haben. Er durfte seinen Augen nicht trauen.

Er spulte die Szene vor seinem geistigen Auge noch einmal ab. Laurel, seine geliebte Laurel, beobachtete die Bühne mit ruhiger – oder etwa *versteinerter!* – Miene. Dann ihr Gesicht, kurz bevor ein liebevolles Lächeln darauf erschien. Wieder und wieder vergegenwärtigte er sich diesen Augenblick und sah den Ausdruck, der so flüchtig und unverwechselbar wie das Aufglimmen eines Glühwürmchens über ihr Gesicht gehuscht war.

Den Ausdruck reiner, abgrundtiefer Verachtung.

Kapitel dreiunddreißig

Ambler warf Laurel einen weiteren verstohlenen Blick zu und sah, dass ihr rechter Finger auf einer Art Bügel unter der Linse ruhte. Nein. Er realisierte, was es war. Ein Abzug. Wie ein Blitzschlag durchfuhr ihn die Erkenntnis mit einer Wucht, die ihm beinahe die Besinnung raubte.

War es möglich, dass er so blind gewesen war?

Die ganze Zeit hatte ein Puzzlestück gefehlt, nicht wahr? Er hörte Castons Stimme: *Es gibt immer einen Sündenbock*. Ein Komplott dieser Größenordnung konnte nicht anders funktionieren. Ambler begriff, und es traf ihn wie ein körperlicher Schlag. Er sollte das Attentat nicht verhindern.

Man wollte ihn dafür verantwortlich machen.

Die Kameras waren Laurels Idee gewesen. Ihre »Inspiration«. Die alten Modelle waren mit Stahl verkleidet, und jeden Tag durchliefen mehrere Dutzend Kameras die Metalldetektoren. Aber die Strahlen durchdrangen das Metall nicht. Laurels Kamera diente nicht dazu, eine Waffe zu verbergen. Sie *war* die Waffe.

Es durfte nicht sein – und doch war es so. Seine Gedanken drehten sich schwindelerregend schnell im Kreis.

Die zwei Linsen waren nur Tarnung. Aus dem oberen Loch ragte das Kaliber eines Gewehrlaufs. Eine relativ simple Konstruktion: Der lange Kamerakorpus und das 50 cm lange Zoomobjektiv dienten als Gewehrlauf, die funktionsfähige Optik als Zielfernrohr. Und der Abzug war natürlich genau unter ihrer Fingerkuppe.

Handhaltung und Anlage des Fingers am Abzug ließen auf reichlich Erfahrung schließen. Bestimmt hatte sie auch Benoit Deschesnes im Jardin du Luxembourg erschossen. Der Chinese musste sie entdeckt haben. Vermutlich hatte er ihre tödliche List durchschaut und erkannt, dass sie die wirkliche Gefahr für sein Volk darstellte.

Nur Ambler hatte erst jetzt und viel zu spät begriffen, was sich unter seinen Augen abgespielt hatte.

Aber nun sah er mit fassungslosem Entsetzen, was gleich passieren würde. Die Schüsse würden genau von dort kommen, wo Ambler stand. Die Sicherheitsbeamten würden ihn überwältigen. Das hatten seine Gegner mit Sicherheit bereits arrangiert. Alles würde darauf hinweisen, dass er Amerikaner war – nur beweisen ließ es sich nicht. Er war der Mann, den es nicht gab.

Seine Identität war ausgelöscht worden.

Ein nicht beweisbarer Verdacht war besonders explosiv. In Peking war

es zu schweren Unruhen gekommen, als die USA aus Versehen die chinesische Botschaft in Belgrad bombardiert hatten.

Das hatte auch Ashton Palmer betont. Der Verdacht, ihr geliebter Liu Ang sei von einem amerikanischen Agenten ermordet worden, würde sofort einen Flächenbrand auslösen. Und die USA konnten sich weder entschuldigen noch zugeben, was die ganze Welt bereits vermutete. Denn Harrison Ambler war der Mann, den es nicht gab.

Unruhen von nie gekanntem Ausmaß würden die Volksrepublik erschüttern. Die Streitkräfte würden eingreifen müssen. Aber der wütende Drache würde erst wieder ruhen, nachdem er die schlafende Welt in Trümmer gelegt hatte.

Diese Gedanken erfüllten seinen Geist wie tiefe Schatten, während er und Laurel sich unverwandt ansahen. *Ich weiß, dass du weißt, dass ich weiß, dass du weißt* . . . Erinnerungen an seine Kindheit stiegen in ihm auf.

Die Zeit floss langsam dahin wie zäher Sirup.

Ja, die Sicherheitskräfte suchten zweifellos bereits nach ihm. Ein Kinderspiel für seine Feinde.

Er hatte so vieles nicht begriffen, aber doch recht gehabt: Liu Ang würde sterben. Ein Flächenbrand würde seine Nation überziehen. Geheimdienste und Armee würden handeln, erbarmungslos durchgreifen und die Menschen unter das Joch eines neo-maoistischen Regimes zwingen. Aber damit wäre die Sequenz noch lange nicht zu Ende. Fanatismus hatte die Verschwörer für die wahren Konsequenzen ihrer Intrigen blind gemacht. Wenn der Volkszorn brodelte und die Wut um sich griff, würde das die Nationen in einen neuen Weltkrieg stürzen. Solche Emotionen ließen sich nicht eindämmen. Das begriffen die Puppenspieler nicht. Sie spielten mit dem Feuer und verbrannten am Ende selbst in der entfachten Glut.

Ambler spürte Verzweiflung, Wut und Reue, die so eng ineinander verflochten waren wie die Stränge eines Stahlkabels.

Alles – angefangen mit seiner »Flucht« und allem, was folgte – war genau nach Plan gelaufen. Ihrem Plan. Wie ein Kind, das eine Schatzkarte gefunden hat, war er dem vorgezeichneten Weg gefolgt. Einem Weg, der ihn nach Davos und ins Verderben geführt hatte.

Einen Moment lang lähmte ihn der Schock. Er fühlte sich wie ein lebloses, hölzernes Ding. Und warum auch nicht?

Er war nur eine Marionette gewesen.

Ein kleiner Fernsehbildschirm im Konferenzraum zeigte die Rede des chinesischen Präsidenten mit englischen Untertiteln. Weder Palmer noch

Whitfield widmeten dem Monitor große Aufmerksamkeit. Als hätten sie das Attentat so oft im Geist durchgespielt, dass seine Ausführung sie nicht mehr besonders interessierte.

Caston klappte sein Handy zu. »Entschuldigung, ich muss mal kurz vor die Tür.« Er stand mit zitternden Knien auf und drückte die Türklinke herunter. Abgeschlossen. Von innen abgeschlossen. Aber das war *unmöglich!*

Jetzt klappte auch Ellen Whitfield ihr Handy zu. »*Ich* muss mich entschuldigen«, sagte sie. »Aber da unser Gespräch sich als so *interessant* herausgestellt hat, wollte ich sicherstellen, dass uns auch niemand dabei stört. Sie haben sich Sorgen um unsere Sicherheitsvorkehrungen gemacht. Nun merken Sie hoffentlich, dass wir nichts dem Zufall überlassen haben.«

»Das merke ich«, sagte Caston erschöpft.

Sie zog eine kleine Schnute. »Mr. Caston, Sie machen sich viel zu viele Sorgen. Strategisch gesehen, ist alles hieb- und stichfest. Liu Ang wird ermordet. Die US-Regierung gerät unweigerlich unter Verdacht, doch sie kann eine Beteiligung plausibel leugnen.«

»Weil der Attentäter nämlich gar nicht existiert«, warf Palmer mit selbstzufriedener Miene ein.

»Sie sprechen von – Tarquin.« Caston beobachtete genau, wie die beiden auf den Namen reagierten. »Sie sprechen von – Harrison Ambler.«

»Harrison wer?«, fragte Whitfield leichthin.

Der Buchprüfer starrte sie an. »Sie haben ihn *programmiert* .«

»Jemand musste es ja tun.« In Whitfields blauen Augen zeigte sich kein Hauch von Bedauern oder Zweifel. »Aber Ehre, wem Ehre gebührt. Er hat großartige Arbeit geleistet. Wir haben ihm einige Steine in den Weg gelegt. Nur die wenigsten hätten es bis hierher geschafft. Allerdings hielten wir es für besser, ihn vor der Cons-Ops-Sanktion zu warnen. Ich habe unseren Partner gebeten, Tarquin auf einen gewissen Harrison Ambler anzusetzen. Ich wäre zu gern bei diesem Gespräch dabei gewesen. Aber das ist vollkommen nebensächlich ...«

»Und wie haben Sie Ambler in die Falle gelockt?«, fragte Caston mit neutraler Stimme.

»Das war sozusagen das Schönste an der Sache«, sagte Ashton Palmer weihevoll. »»Und es neigen die Weisen / Oft am Ende zu Schönem sich«, hat Hölderlin einmal geschrieben.«

Caston legte den Kopf schief. »Ich habe die Gehaltsabrechnungen gesehen«, bluffte er. »Aber ich weiß nicht, wo Sie jemanden wie Laurel Holland gefunden haben.«

Whitfields Miene blieb heiter. »Ja, unter dem Namen kennt Tarquin sie. Und sie hat ihre Rolle wirklich perfekt gespielt. Lorna Sanderson ist ein

außergewöhnliches Talent. Wir haben also zwei außergewöhnliche Talente miteinander gekoppelt, die perfekt zusammenwirkten. Sie wissen wahrscheinlich, dass höchstens einer von zehntausend Menschen einen Mann wie Harrison Ambler täuschen könnte.«

Castons Augen wurden schmal. »Aber Lorna Sanderson ist so ein Mensch.«

»Sie haben's erfasst. Begnadete Schauspielerin. Hat alle wichtigen Schauspiel-Auszeichnungen ihres Colleges gewonnen. Starschülerin eines Stanislawski-Jüngers, der schwärmte, ein so unglaubliches Talent sei ihm noch nie begegnet.«

»Stanislawski?«

»Ein legendärer Schauspiellehrer. Entwickelte das Konzept des Method-Acting. Schauspieler lernen, die Emotionen, die sie darstellen, wirklich zu empfinden. Das heißt, sie schauspielern in gewisser Weise gar nicht. Wirklich erstaunliche Fertigkeit, sehr schwer zu erlernen und zu beherrschen. Und sie schaffte es. Sie war hervorragend ausgebildet und hatte eine große Zukunft vor sich. Direkt nach ihrem Juilliard-Abschluss spielte sie die Hedda Gabler in einer Off-Broadway-Produktion und bekam begeisterte Kritiken für ihre Leistung. Mit ein bisschen Glück wäre sie die nächste Meryl Streep geworden.«

»Was ist passiert?« Und was passiert gerade da draußen vor der Tür? Eine stabile Tür, aber Caston saß so dicht daneben, dass er sah, wie sie vibrierte, als versuche jemand, sie aufzubrechen.

»Zu ihrem Unglück hatte sie ein kleines Problem. Lorna war ein Junkie. Sie fing mit Speed an und stieg dann auf Heroin um. Um sich ihre eigene Versorgung zu sichern, begann sie zu dealen. Als man sie erwischte, war ihr Leben im Grunde genommen vorbei. New York hat natürlich extrem strenge Drogengesetze. Wer fünfzig Gramm Heroin verkauft, begeht eine schwere Straftat und bekommt fünfzehn Jahre bis lebenslänglich. Und fünfzehn Jahre sind die *Mindeststrafe*. Nun traten wir auf den Plan. Weil ein solches Talent nicht vergeudet werden darf. Durch einen PSU - Vermittler arrangierten wir einen Deal mit dem zuständigen Bezirksstaatsanwalt. Und danach gehörte sie uns. Sie war unser kleines Nebenprojekt – und hat sich als äußerst gelehrige Schülerin erwiesen. Sie hat die Bedeutung unserer Vision wirklich verstanden.«

»Und so lief alles genau nach Plan«, sagte Caston düster. Seine Blicke wanderten zwischen Palmer und Whitfield hin und her. Zwei widerlich selbstzufriedene Gesichter, eine gemeinsame Vision. Wahnsinn. Ihm wurde klar, wovor er sich am meisten fürchtete. Die beiden hatten überhaupt keine Angst.

Mit einem Knall flog die Tür auf. Ein stämmiger Mann mit gewölbter

Brust füllte den Türrahmen, hinter ihm drängten sich weitere Männer.

Caston drehte sich um und sah den Mann an. »Kannst du eigentlich nicht klopfen?«

»N'Abend, Clay.« Der ADDI starrte Whitfield und Palmer an, die Hände in die Hüften gestemmt. Auf seinem Gesicht zeigte sich Erkennen, aber keine Überraschung. »Fragst du dich, wie ich dir auf die Schliche gekommen bin?«, fragte er den Buchprüfer.

»Eigentlich frage ich mich nur, auf welcher Seite du stehst, Cal«, erwiderte Caston tonlos.

Norris nickte ernst. »Das wirst du gleich merken.«

Zeit und Raum, *Hier* und *Jetzt* hatten sich für Ambler vollkommen verwandelt. Die Kongresshalle erschien ihm so luftleer und kalt wie der Weltraum, und die Zeit verstrich in langsam tickenden Sekunden im Rhythmus seines dumpf schlagenden Herzens.

Harrison Ambler: Er hatte so viel auf sich genommen, um seinen Namen zurückzugewinnen – einen Namen, der schon bald nur noch ein Synonym für Schande sein würde. Er fühlte sich krank; Übelkeit und Selbstekel wühlten in seinen Eingeweiden. Aber er würde nicht aufgeben.

Laurel musste das erkannt haben, denn obwohl sie sich immer noch unverwandt in die Augen sahen, entdeckte er – er wusste nicht, ob er es sah oder spürte – eine winzige Bewegung, eine Muskelkontraktion, die bedeutete, dass sie den Abzug betätigen wollte. Vielleicht *wusste* er es auch, ohne es gesehen oder gespürt zu haben, denn in diesem Sekundenbruchteil war sie *er* und er war *sie*. Sie teilten einen Augenblick vollkommener Klarheit, der sie zu einer Person vereinte. Einer Verbindung, die nicht länger von Liebe, sondern von Abscheu gespeist wurde und ...

Ambler *warf sich auf sie*, bevor ihm bewusst wurde, was er da tat. Er warf sich in dem Moment auf sie, als sie den Abzug betätigte.

Der laute Knall der Waffe holte ihn wieder zu sich selbst zurück. Eine Millisekunde später explodierte etwas über seinem Kopf – er hörte ein Bersten, sah winzige Glassplitter herabregnen und registrierte, wie das Licht im Saal ein klein wenig schwächer wurde. Die Kugel hatte ihr Ziel verfehlt und einen der Leuchtstrahler an der Decke getroffen. Noch bevor er wirklich begriff, was das bedeutete, spürte er einen brennenden Schmerz in seinem Abdomen, er fühlte den Schmerz, noch bevor er die aufblitzende Bewegung und die glänzende Stahlklinge in ihrer Hand sah. Ein Teil seines Geistes reagierte verblüfft: *Das ergab überhaupt keinen Sinn*. Erst einen weiteren Augenblick später realisierte er, dass sie gerade zum *zweiten Mal* zustach, dass er das erste Zusteichen nicht gesehen hatte, und dass sie ihn mit wilder Raserei aufschlitzte, das Messer in ihn hineintrief, ihn

aufspießte.

Blut spritzte aus seinem Körper wie Wein aus einem prall gefüllten Weinschlauch, doch er achtete nicht darauf, denn er musste sie aufhalten, sonst würde er alles verlieren – seinen Namen, seine Seele, sein ganzes Wesen. Mit all seiner verbliebenen Kraft stürzte er sich auf sie, auch wenn sich die lange Klinge erneut tief in seine Eingeweide bohrte. Er krümmte die Hände zu Klauen, drückte ihr die Arme nach oben und hielt sie mit seinem Gewicht am Boden fest. Die schrillen Schreie und panischen Hilferufe der Umstehenden erfüllten den Saal. Er konzentrierte sich nur auf sie, die Frau, die er geliebt hatte. Die Killerin, die er überhaupt nicht gekannt hatte, und die sich jetzt unter ihm hin und her warf und sich in der grotesken Parodie eines Liebesakts aufbäumte, der von Hass geschürt wurde. In ihrem Gesicht, das nur Zentimeter von seinem entfernt war, sah er nichts als Wut und die reine, bösartige Entschlossenheit eines wilden Raubtiers. Durch den Blutverlust wurde ihm schwindlig, aber als ihm die Kräfte schwanden, setzte er sein Gewicht ein, um sie am Boden festzuhalten.

Aus dem weißen Rauschen in seinen Ohren schälte sich eine ferne Stimme, als empfangen er in einem Weltempfänger ein Signal von der anderen Seite der Erde. *Wisst ihr, woran mich das erinnert? An den Mann, der vor langer Zeit in einem Dorfein Geschäft eröffnete. Dort verkaufte er einen Speer, von dem er behauptete, nichts könne ihn aufhalten. Gleichzeitig verkaufte er einen Schild, von dem er behauptete, nichts könne ihn durchdringen.*

Der Speer. Der Schild.

Ein Mann, der alle durchschaute. Eine Frau, die niemand durchschaute.

Der Speer. Der Schild.

Fragmentarische Erinnerungen huschten trübe durch seinen Geist, als sei sein Gehirn ein kaputter Diaprojektor. Die leisen Worte der Ermutigung in Parrish Island. Sie hatte ihn überhaupt erst auf den Gedanken zur Flucht gebracht und das Datum bereits genau geplant. Das war ihm jetzt klar. Laurel hatte ihn an jeder Wegkreuzung emotional geschwächt und gleichzeitig in die vorgegebene Richtung gesteuert. Tarquin, der Menschenkenner, hatte eine Ebenbürtige gefunden. Laurel war sein Gegenstück.

Diese Erkenntnis durchbohrte sein Herz und riss eine Wunde, die schrecklicher schmerzte als diejenigen, die sie ihm mit ihrer Klinge zugefügt hatte.

Er schloss kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, kam es ihm vor, als habe ihn noch nie etwas so viel körperliche Kraft gekostet.

Er sah ihr in die Augen und suchte die Frau, die er zu kennen geglaubt

hatte. Bevor er das Bewusstsein verlor, sah er nur Schwärze darin und wütenden Hass. Und inmitten der Schwärze ein kleines, undeutliches Bild. Er sah sich selbst.

Epilog

Harrison Ambler schloss die Augen und genoss die sanften Strahlen der Märzsonne. Er lag in einem Liegestuhl auf dem Oberdeck und lauschte den beruhigenden Geräuschen, die ihn umgaben. Das Wasser plätscherte leise gegen den Rumpf des Fischerbootes. Eine Multirolle surrte leise, als Angelschnur eingeholt wurde. Menschen sprachen.

Endlich wusste er, wie sich das Leben als Familienmensch anfühlte, und tiefe Zufriedenheit stieg in ihm auf. Auf der anderen Seite des Decks hänselten sich Sohn und Tochter liebevoll, während sie einen Köder auf den Angelhaken steckten. Ihre Mutter las in der Zeitung, während sie die Angel hielt. Manchmal griff sie mit einem liebevollen Blick ein, wenn die Kinder zu übermütig wurden.

Er gähnte – was ein bisschen schmerzte – und rückte sein weites T-Shirt zurecht. Sein Bauch war immer noch dick verbunden, aber er hatte die zwei Operationen gut überstanden, und seine Wunden verheilten allmählich. Er spürte, dass er langsam wieder zu Kräften kam. Die Sonne glitzerte auf dem kleinen See im Shenandoah Valley, und obwohl es noch nicht ganz Frühling war, herrschten laue, angenehme Temperaturen. Er würde wahrscheinlich nie wieder in die Sourlands zurückkehren, aber er angelte immer noch gern, und Boote mochte er auch. Er freute sich, dass er jetzt sein Wissen an andere weitergeben durfte.

Die Szene war nicht ganz so friedlich, wie sie auf den ersten Blick wirkte. In seinem Inneren trieben immer noch Dämonen ihr Unwesen. Und schließlich waren zwei aufgedrehte Teenager mit an Bord. Aber eigentlich war es besser so. Es war realer.

»He, Daddy-O«, sagte der siebzehnjährige Junge, der bereits breite Schultern und einen starken Brustkorb hatte. »Hier. Ich hab dir ein Ginger Ale aus der Kühlbox geholt.« Er reichte Ambler die Dose.

Ambler öffnete die Augen und lächelte ihn an. »Danke«, sagte er.

»Willst du nicht lieber ein Bier?«, fragte die nicht mehr junge, aber elegante und humorvolle Frau. »Irgendwo muss noch ein Guinness sein. Frühstück für Weltmeister.«

»Nö«, wehrte Ambler ab. »Ich muss langsam anfangen.«

Ja, es war schön, eine Familie zu haben. Daran konnte man sich gewöhnen.

Auch wenn es, genau genommen, nicht seine Familie war.

Als eine sanfte, kaum merkliche Brise das Boot ganz leicht schaukeln ließ, kletterte Clayton Caston schwitzend und mit leicht grünlichem Gesicht aus der Kajüte. Er warf Ambler einen vorwurfsvollen, leidenden Blick zu und schluckte noch eine Dramamin-Tablette.

Wenigstens kannte sich Linda mit einer Angel aus, und die Kinder waren sofort Feuer und Flamme für den Ausflug gewesen. Clayton Caston zum Mitkommen zu überreden, war hingegen eher mühsam gewesen. Clay hatte recht gehabt mit seiner Skepsis. Spiegelglatt wie versprochen war der See nicht, aber man musste schon ein extremer Hypochonder sein, um sich einzureden, dass man auf dem beinahe bewegungslosen Boot wirklich seekrank werden konnte.

»Wie hast du es nur geschafft, mich auf diesen Übelkeit erregenden Seelenverkäufer zu locken ...«, begann er.

»Ich beneide dich, Clay«, sagte Ambler einfach.

»Ist dir klar, dass es statistisch gesehen viel wahrscheinlicher ist, in einem Süßwassersee zu ertrinken als im Meer?«

»Ach, komm schon. Angeln gehört zu den schönsten Zeitvertreiben, die Amerika zu bieten hat. Mehr Spaß kriegst du ohne eine Tabellenkalkulation bestimmt nicht. Gib dem Ganzen eine Chance. Vielleicht bist du ja ein Naturtalent.«

»Ich kenne meine Talente«, grunzte Caston.

»Du steckst voller Überraschungen. Wer hätte gedacht, dass du dich mit Videoubertragung so gut auskennst?«

»Du weißt doch, dass mein Assistent mir das am Telefon Schritt für Schritt erklärt hat«, antwortete Caston. »Das Einzige, was ich über Koaxialkabel weiß, ist, wie viel der Meter kostet und wie sich die Kosten am besten amortisieren lassen.« Aber der selbstzufriedene Ausdruck auf Castons Gesicht verriet Ambler, dass er daran dachte, wie Whitfield und Palmer reagiert hatten, als sie entdeckten, dass der Konferenzraum unauffällig in ein Fernsehübertragungsstudio verwandelt worden war. Ihr gesamtes Gespräch war live und ungeschnitten über das Medienzentrum des Kongresses ausgestrahlt worden. Die mehreren Hundert Kongressteilnehmer, die ihre Gesichter auf den unzähligen Monitoren überall im Kongresszentrum betrachtet hatten, waren sich einig. Der schiere Fanatismus, den sowohl der Wissenschaftler als auch die Regierungsbeamtin ausgestrahlt hatten, war wirklich beeindruckend gewesen.

Palmer und sein Schützling begriffen rasch, was das bedeutete. Und zwar nicht nur für ihre eigene Zukunft, sondern auch für ihren Plan. Ihre dunklen Machenschaften wurden in dem Moment zunichte, als sie ans Licht kamen.

Caston hatte Ambler bei seinen Besuchen im Krankenhaus berichtet, dass Caleb Norris die Schweizer Militärpolizisten zu dem Konferenzraum geführt und dafür gesorgt hatte, dass die beiden verhaftet wurden. Es stellte sich heraus, dass ein chinesischer Spion namens Chao Tang ihn

durch eine Nachricht, die ein Mittelsmann persönlich überbrachte, alarmiert hatte. Das war, gelinde gesagt, ein ungewöhnliches Vorgehen, aber ranghohe Geheimdienstler wussten oft, wer ihre Kollegen auf der anderen Seite waren. Die beiden Männer waren sich nie begegnet, aber sie wussten recht gut übereinander Bescheid. In dieser Extremsituation hatte Chao Tang sich entschlossen, seinen amerikanischen Kollegen um Hilfe zu bitten. Als kurz danach bekannt wurde, dass der chinesische Spion bei einem Unfall getötet worden war, verschwand jeder Zweifel an der Authentizität seiner Botschaft. Da Ambler während seiner ersten Wochen im Krankenhaus unter Betäubungsmitteln stand und nur sporadisch das Bewusstsein erlangte, hatte Caston ihm mehrmals erzählen müssen, was passiert war. Erst dann konnte er glauben, dass es weder ein Traum noch eine durch Medikamente verursachte Halluzination war.

Später, als er geistig wieder auf dem Damm, körperlich aber noch schwer angeschlagen war, hatte er weitere Besucher empfangen. Ein Kerl vom Außenministerium namens Ethan Zackheim war zweimal gekommen und hatte ihn jedes Mal mit Fragen gelöchert. Gelegentlich besuchte ihn auch Castons Assistent. Er bezeichnete Ambler als *super* und verglich ihn andauernd mit einem Derek Soundso. Sogar Dylan Sutcliffe stand eines Tages an seinem Bett – der *echte* Dylan Sutcliffe, auch wenn Ambler ihn zuerst nicht erkannte, weil er seit dem College fünfundzwanzig Kilo zugenommen hatte. Während sie zusammen im College-Jahrbuch blätterten, erzählte er lustige Geschichten über ihre damaligen Streiche; die meisten hatte Ambler natürlich ein bisschen anders in Erinnerung. Caston hatte lange nachgeforscht, bis er herausgefunden hatte, wie Amblers Anrufe umgeleitet worden waren. Kleine Unregelmäßigkeiten in den Telefonrechnungen hatten ihn schließlich auf die richtige Spur geführt.

»Tja«, sagte Ambler nach einer längeren Pause und räkelte sich auf dem Liegestuhl. »Deine Karriere als TV-Moderator war zwar nur kurz, aber dafür wird sie unvergessen bleiben. Du hattest recht. Sonnenschein ist wirklich das beste Desinfektionsmittel.«

Caston blinzelte erschrocken. »Haben die Kinder Sunblocker aufgetragen?«, fragte er seine Frau.

»Es ist *März*, Clay«, antwortete Linda schmunzelnd. »März. Für Sonnenbrand ist es noch ein bisschen zu früh im Jahr.«

Entzücktes Kreischen und Schreien vom anderen Ende des Decks. »Ich hab ihn gefangen. Ich hab ihn gefangen, er gehört mir!« Andreas Stimme: stolz und begeistert.

»Dir?« Max' Stimme: Der noch nicht ganz gefestigte Bariton eines Teenagers. »Dir? Na hör' mal! Wer hat denn die Leine ausgeworfen? Wer

hat den Köder aufgespießt? Du solltest nur die verdammte Angel halten, während ich ...«

»Kinder«, unterbrach Linda warnend und ging zu den Streithähnen. »Hört auf zu streiten.«

»Der Fisch gehört mir, und ich ...«

»Der Fisch ist sowieso noch zu klein«, fuhr ihre Mutter fort. »Werft ihn wieder in den See.«

»Du hast gehört, was Mom gesagt hat«, hänselte Andrea ihn schadenfroh. »Wirf deinen winzig kleinen, popligen Fisch zurück.«

»Ach, jetzt gehört er auf einmal doch mir?«, sagte Max vor Empörung bebend.

Ambler sah Clay Caston an. »Sind die immer so?«

»Leider ja«, sagte Caston glücklich.

Er warf seiner Frau und seinen Kindern über das Deck hinweg einen diskreten Blick zu, und Ambler sah, wie ihn Stolz und völlige Hingabe erfüllten. Sie waren sein Ein und Alles, sein Lebenszweck. Aber der Buchprüfer ließ sich nicht lange ablenken. Als ein paar Minuten später eine weitere leichte Brise das Boot bewegte, ließ er sich in den Liegestuhl neben Ambler fallen und bat ihn mit flehender Stimme: »Hör mal, können wir nicht einfach umdrehen und wieder Richtung Ufer fahren?«

»Warum denn das, um alles in der Welt? Es ist ein wunderschöner Tag, das Wasser ist herrlich, wir haben dieses fantastische Boot gemietet. Warum sollten wir umkehren?«

»Nun ja, dies sollte doch ein Angelausflug werden, nicht wahr? Aber die Fische schwimmen alle am Pier herum. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Ach komm schon, Clay. Das ist doch völliger Unsinn.« Er zog die Augenbraue hoch. »Statistisch gesehen halten sich die Fische um diese Jahreszeit mit besonders hoher Wahrscheinlichkeit mitten ...«

»Vertrag mir«, schnitt Caston ihm eindringlich das Wort ab. »Am Pier beißen sie am besten. Ich habe ein *gutes Gefühl* bei der Sache.«

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
The Ambler Warning
bei St. Martin's Press, New York

Copyright © 2005 by Myn Pyn LLC

Copyright © 2007 der deutschen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag
München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

First published in the United States as *The Ambler Warning*
written by Robert Ludlum © The Estate of Robert Ludlum, 2005.

Published by arrangement with The Estate of
Robert Ludlum c/o BAROR INTERNATIONAL, INC.

Redaktion: Ulrich Mihr

Gesetzt aus der 11,95/14,65 Punkt Adobe Garamond
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach

eISBN 978-3-641-09382-2

www.heyne.de
www.randomhouse.de